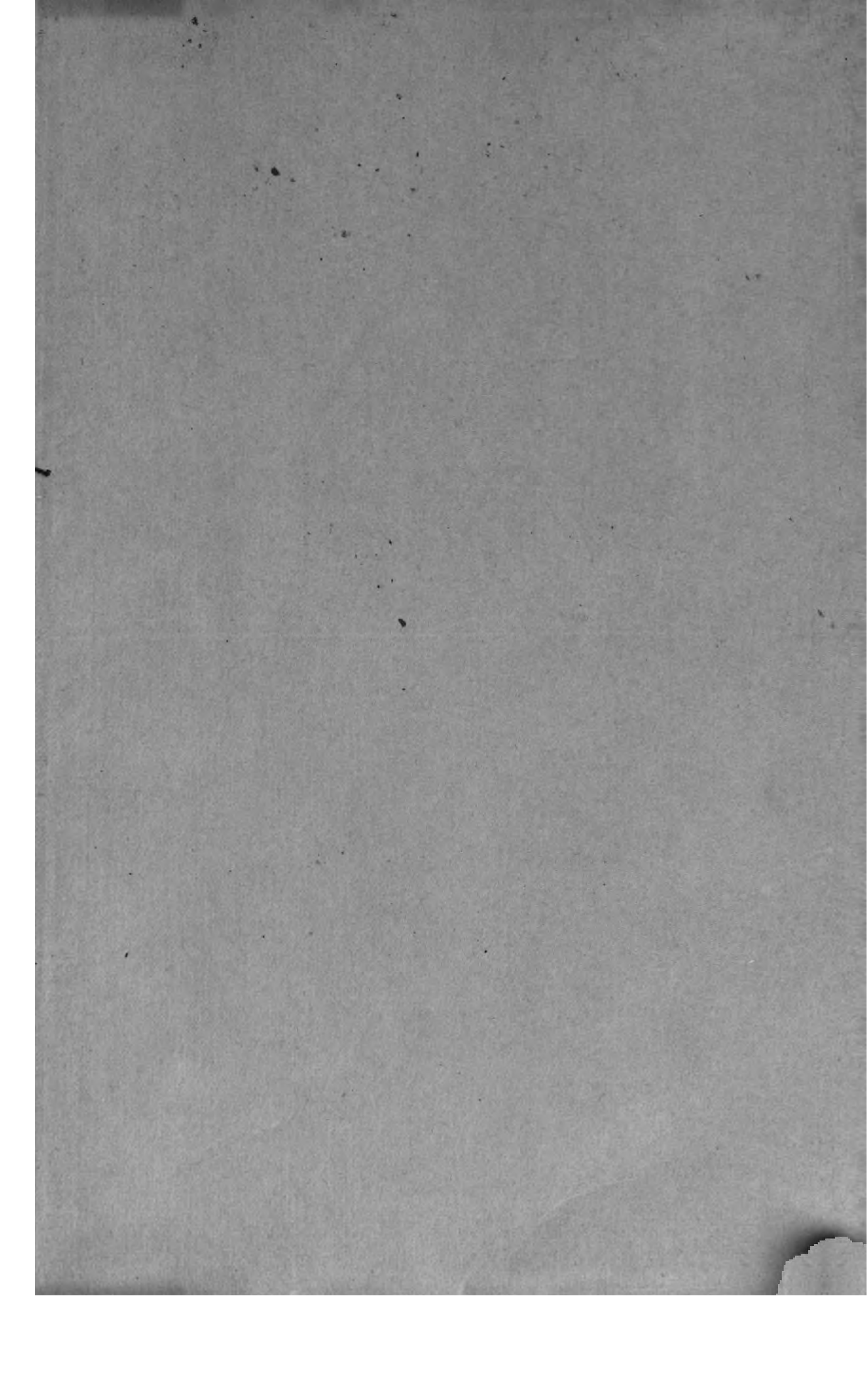
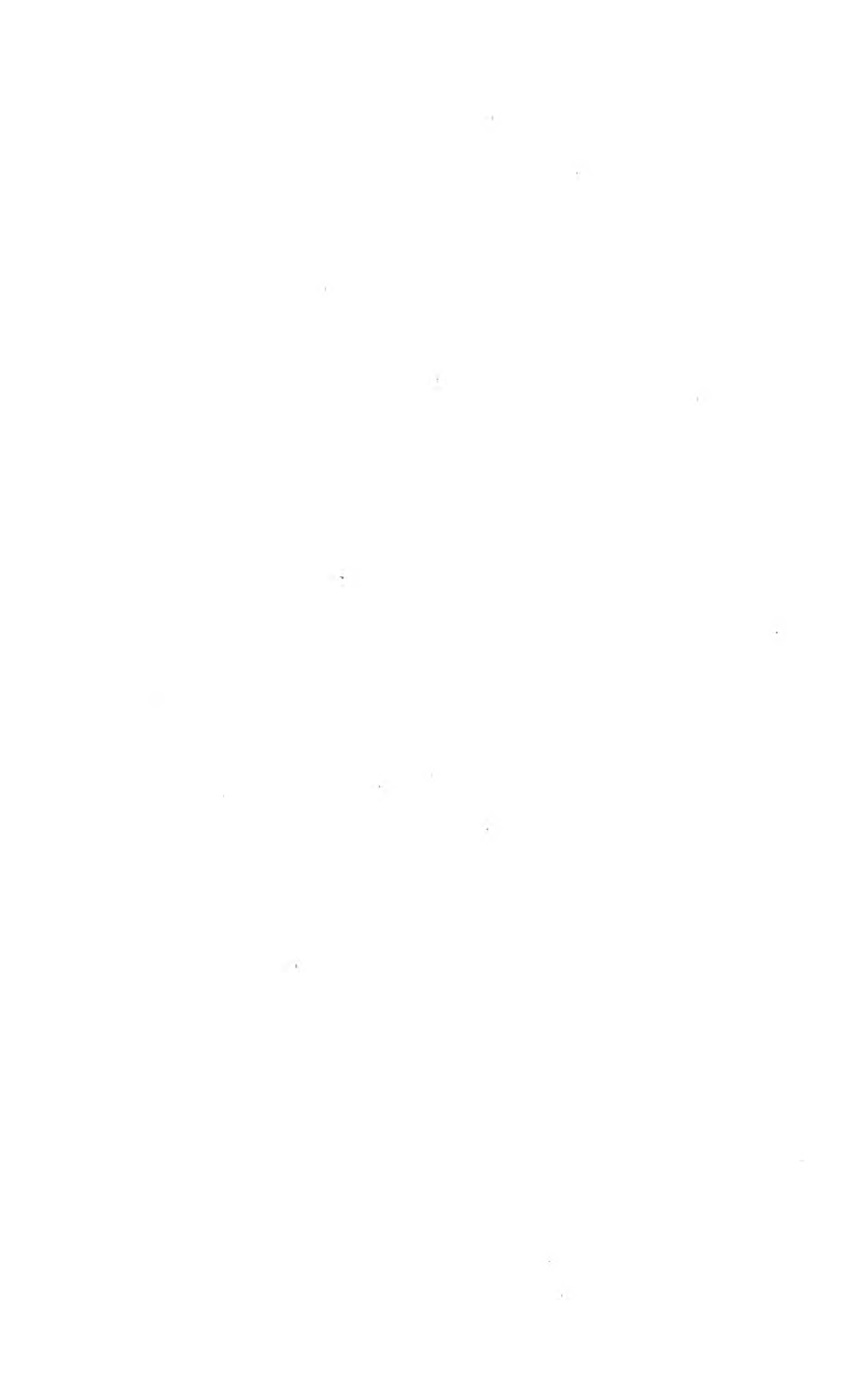
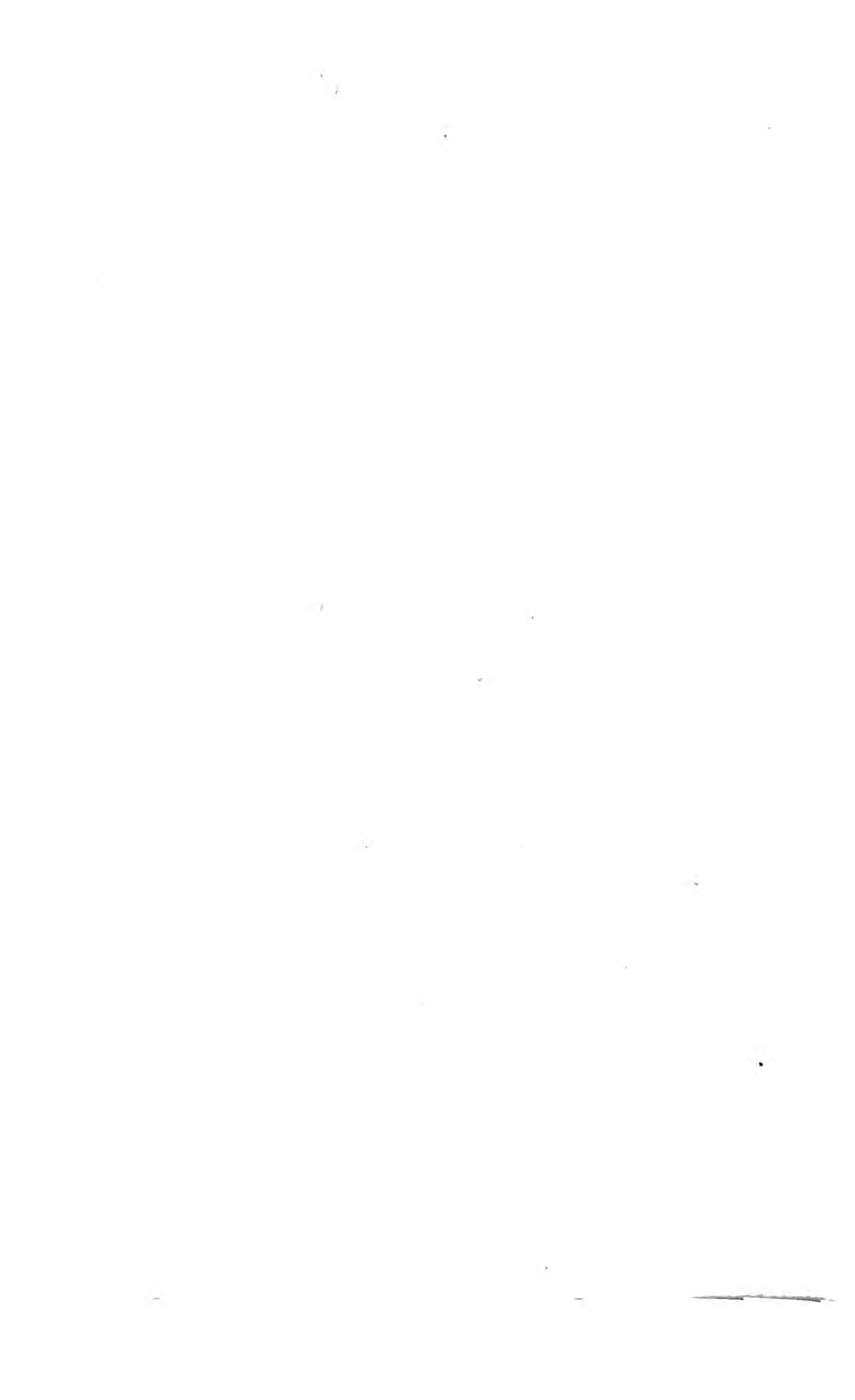










Zeitschrift für Kinderforschung

mit besonderer Berücksichtigung

der pädagogischen Pathologie

Im Verein mit

Dr. G. Anton Geh. Med.-Rat u. Prof. an der Univ. Halle

Dr. E. Martinak o. ö. Prof. d. Philosophie u. Pädag. a. d. Univ. Graz

Chr. Ufer Rekt. d. Süd-Mädchen-Mittelsch. i. Elberfeld

Dr. Karl Wilker Dir. d. Städt. Erziehungsheims Berlin-Lichtenberg

herausgegeben von

J. Trüper

Direktor des Erziehungsheims und Jugendsanatoriums Sophienhöhe zu Jena

Dreiundzwanzigster Jahrgang



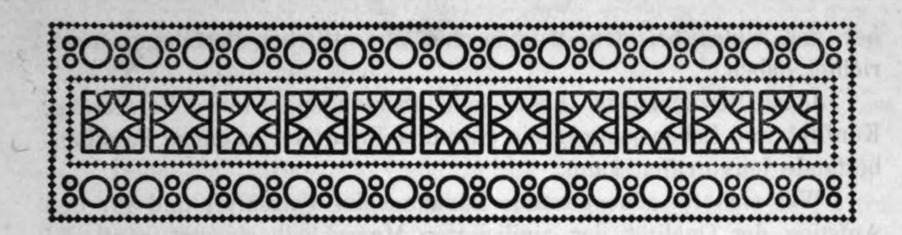
Langensalza

Hermann Beyer & Söhne

(Beyer & Mann)

Herzogl. Sächs. Hofbuchhändler

1918



A. Abhandlungen.

1. Gesundheitszeugnisse durch staatliche Ärzte behufs Ehebewilligung.

Von

Geh. Med.-Rat Prof. Dr. **G. Anton**-Halle.

Es ist eine ärztliche Erfahrung, daß bei seelischer Erkrankung und Entartung des einzelnen zunächst jene Gefühle Schaden leiden, verzerrt oder vermindert werden, welche durch das menschliche Zusammensein entstehen und für die menschliche Gegenseitigkeit nötig sind.

Kaum eine Tatsache kann die Berechtigung der Moral so schlagend legitimieren wie die Tatsache, daß mit Eintritt einer seelischen Erkrankung des einzelnen gerade diese Gefühlskomplexe verschwinden. Die Charakterverschlechterung und Charaktervergröberung ist häufig das erste Wetterleuchten der geistigen Störung.

Schon daraus erhellt, daß die Moral nicht eine willkürliche Erfindung ist, sondern daß sie in unserer fundamentalen Anlage begründet ist.

Es ist weiterhin Tatsache, daß der allmähliche Verfall auf dem Wege der Erblichkeit, insbesondere der fortschreitenden Erblichkeit sich in Familienkomplexen und in ganzen Beständen der Nation steigern kann sowohl nach der Intensität wie nach der Ausbreitung.

Wenn auch ein großer Teil der erblich Geschädigten, welche mit verbauten Schiffen verglichen wurden, mit einer gewissen fatalistischen Notwendigkeit im Lebenskampfe untersinkt, so ist es doch jedem klar, daß nicht nur der vorzeitige Tod, sondern die Lebenswirkungen vor-

her viel Übles bei den Mitmenschen in sittlicher Beziehung angerichtet haben.

Jeder Berufsmensch kann sich überzeugen, wieviel Zersetzung, Konflikt und Lebensjammer ein einzelner Entarteter in einem Familienbestande hervorrufen kann.

Wer sich für eine gesunde Zunahme der Volkskraft und für den Aufstieg der Qualität der zivilisierten Menschheit einsetzt, muß die Wichtigkeit des Vererbungsproblemes anerkennen und ins Auge fassen.

Kein Wunder daher, daß die Eugenik und die Rassenhygiene das Problem der Ehe als besonders wichtiges anerkannt hat und daß die Bestrebungen auf Hebung der Sittlichkeit hierin einen Schwerpunkt finden.

Hierzu kommt noch die Tatsache, daß in der Eheschließung auch über das physische Gedeihen künftiger Generationen entschieden wird.

Es gibt in der Tat auch körperliche Erkrankungen, welche mit großen Chancen oder mit Notwendigkeit sich vererben.

Hierdurch wird aber nicht nur ein vorzeitiges Aussterben der Familie vorbedingt, sondern auch alle üblen Folgen, welche die Arbeitsunfähigkeit und den Zusammenbruch des Familienlebens mit sich bringen.

Es ist daher mit Recht vorgeschlagen worden, daß der Staat, welcher ja alle Hotelgäste und jeden Dienstbotenwechsel zur Evidenz bringt, auch bei dem wichtigen Vorgange der Eheschließung die Chancen und Vorbedingungen der Ehe durch geeignete Berufspersonen feststellen lasse.

Das Problem geht also dahin, ob und in welchem Ausmaße bei der Eheschließung eine ärztliche Untersuchung der Brautleute stattzufinden hat und wieweit ein Einfluß zu nehmen ist, daß ein Gesundheitsrat, sagen wir: eugenischer Art, auf Grund der Untersuchung zu plädieren hat, ob eine Ehe zulässig oder ob eine Mahnung, eine Warnung oder endlich ein Verbot den Brautleuten ausgesprochen werden soll.

Besonders ist die gesamte Gesellschaft bedroht, wenn krankhafte Abartungen zur Vererbung kommen, welche mit verbrecherischen Trieben einhergehen.

Es ist bekannt, daß in einzelnen amerikanischen Staaten bereits gesetzlich operative Eingriffe genehmigt wurden, welche der weiteren Vererbung solcher Typen im Interesse der Gesamtheit vorbeugen sollen.

Die fachlich so interessierende Frage, wieweit die Vererbungswissenschaft über die klinische Erfahrung hier schon genauere Richtlinien geben kann, sei einem speziellen Teile vorbehalten, woselbst die

einzelnen Erkrankungen mit den Wahrscheinlichkeiten ihrer Vererbung zu besprechen sind.

Es soll zunächst nur im allgemeinen erörtert werden, ob ein ehelicher Ehekonsens wünschenswert oder nötig ist.

Dabei soll vorerst die Geburtenzahl kurz Erwähnung finden.

Von 1900000 Geburten gehen nach der Schätzung von Bumm etwa 190000 Früchte durch innere Schädlichkeiten ohne entsprechende Maßnahmen verloren, also 10 %.

Die Zahl der Totgeburten, d. h. der Kinder, welche vor oder während der Geburt das Leben verloren haben, schätzt dieser Autor auf etwa 7 %.

Der natürliche Gesamtverlust aller in Deutschland geborenen Kinder wird auf 247000 geschätzt; die Zahl der Fehlgeburten aber in Summa beträgt rund 285000, und nach der Schätzung der Berliner Gynäkologen wäre dabei zum mindesten ein Drittel, also 95000, künstlich hervorgerufen.

Ausdrücklich wird hervorgehoben, daß die Zahl der Unterbrechungen der Schwangerschaft im Interesse der mütterlichen Gesundheit die Geburtenzahl kaum merkbar beeinflußt.

Dagegen werden die kriminellen Aborte von Olshausen und später von Lindemann auf 80—90 % veranschlagt.

Jedenfalls gehen von den Früchten zum allermindesten 95000 durch künstliche Abtreibung jährlich zu Grunde.

Vor 40 Jahren betrug die Zahl der lebend Geborenen trotz der Verluste, welche vielleicht unvermeidlich waren, noch 400 auf 10000.

Nach dieser Verhältniszahl fehlen 900000 Kinder.

Von diesen sind, wie Bumm sich ausdrückt, 800000 überhaupt nicht geboren worden, sondern ist die Konzeption durch künstliche Maßnahmen verhindert, rund 100000 aber wurden während der Entwicklung mit Absicht wieder zerstört.

Das Grundmotiv liegt hier zum großen Teile in psychologischen Tatsachen, d. h. es fehlt der Wille zum Zeugen der Kinder.

Die Sterblichkeit hat ja bisher glücklicherweise soweit abgenommen, daß sie nahezu, wenigstens bisher, den Ausfall des Kinderzuwachses quitt gemacht hat.

Außerdem muß, um nicht zu düster zu schildern, die Tatsache zur Beurteilung gestellt werden, daß die Zahl der Auswanderungen sich beträchtlich vermindert hat.

Die an sich traurige Kindersterblichkeit darf nicht allein auf die Verlustliste gesetzt werden, weil nach Schallmeyer in solchen

Gegenden, wo die Sterblichkeit der kleinen Kinder gering war, sich späterhin eine größere Sterblichkeit bemerkbar machte.

Diese Schilderung der derzeitigen Volksvermehrung und ihrer Behinderung wurde deswegen vorangestellt, weil sie gewissermaßen eine Bilanz der Lebenserfolge darstellt, welche ihren letzten Grund nicht nur in der sozialen Konstellation, sondern auch in den geistigen und körperlichen Qualitäten der Eltern suchen lassen.

Insofern ist die Zahl der Geburten auch ein Gradmesser für die Qualität der Bevölkerung.

Es besteht kein Zweifel, daß an dieser nicht nur interessiert sind die Betroffenen, ganze Familienkomplexe, sondern der Staat, die Länder und die Gemeinden.

Es würde genügen, die Aufwendungssummen hier aufzuzählen, mit welchen die einzelnen Provinzen für die Minderwertigen, besonders geistig Abgearteten, für die vorzeitig Siechen, besonders aber für die moralisch Abgearteten aufzukommen hat, um das Lebensinteresse der Gesamtheit zu beweisen.

Doch ist die finanzielle Seite nur ein Kapitel, vielleicht nicht das wichtigste.

Das Vermögen einer Nation wird nicht allein in den Taschen und Kassen, sondern in den Köpfen der Bewohner gesammelt, und die Erbmasse stellt den vornehmsten Besitz dar.

Um die Frage anzugehen, ob und wie die staatliche Verwaltung im weitesten Sinne des Wortes in der Frage der ehelichen Hygiene einzugreifen hat, seien zunächst einige Bedenken und Gegengründe vorgebracht.

Mit Recht wurde folgendes geltend gemacht: falls der Staat aus bestimmten Gründen die Ehe erschwert, wird die Zunahme außerehelicher Geburten mit Sicherheit bewirkt.

Dieser Gegengrund ist nicht zu ignorieren, wenn er auch besonders bei der ländlichen Bevölkerung nicht so weitgreifend ist, wie es den Anschein hat.

Darauf ist zu antworten, daß dies kein Argument ist gegen die Obsorge des Staates überhaupt, sondern mehr eine Mahnung bezüglich der Art der Durchführung dieser Obsorge.

Weiterhin darf im vorhinein eingewendet werden, daß die Ehewahl auf zarten Gefühlen aufgebaut ist, und daß der Gefühlskompaß häufig eine bessere Richtung gibt als der überlegende Verstand.

Es ist kein Zweifel, daß wir im mimischen Sinne mitunter einen besseren Schutz finden als in der hausbackenen Vernunft.

Es besteht allerdings die Gefahr, daß die trockene Amtierung

und Feststellung der Tatsachen störend einwirkt auf die Gefühlswerte, auf denen die Ehe aufgebaut ist.

Darin liegt eine Mahnung, daß mit den Gefühlswerten vollauf gerechnet werden muß, und der hochverehrte Psychiater Schuele hat mit Recht die Mahnung formuliert, daß dabei nicht zu engherzig und zu strenge verfahren werde.

Die Einflußnahme staatlicher Funktionäre braucht dabei aber kaum hinauszugehen über die geltenden Verfügungen des bürgerlichen Gesetzbuches.

Anstatt der Scheidung und Lösung unhaltbar gewordener Ehebündnisse soll die Beratung und Verwarnung eben die rechtzeitige Verhütung unhaltbarer Ehen setzen.

Die Scheidung geschieht nach geschehenem Unglück; die Mahnung, Warnung und das Gebot aber kann viel Unglück verhüten.

Gerade für die Prüfung der Gefühlswerte sind Hindernisse eine vortreffliche Probe.

Die Erfahrung zeigt dem erfahrenen Arzte und Seelenkenner, daß Gefühle auch vergänglich sind und daß eben im Kampfe es sich erweist, ob es ein großes Gefühl ist, welches der Ehegründung zu Grunde liegt, oder ob es vorübergehendes Aufflammen war, dem bittere Reue und Familienunglück folgen kann.

Was die Tätigkeit ärztlicher Funktionäre betrifft, so hat für sie Schuele einige Wünsche formuliert, welche der Prüfung wert sind.

Ihre Tätigkeit besteht zunächst in der Aufklärung.

Hierbei muß an alle Berufsklassen, insbesondere Lehrer, Geistliche, Ärzte, Beamten appelliert werden.

Der richtigen Belehrung soll ein großes Feld eingeräumt werden.

Bezüglich der Ehewerber ist vorgesehen eine Mahnung, Warnung und in besonders schwierigen Fällen ein Verbot der Ehe.

Weiterhin soll zur Verhütung verunglückter Ehen eine untere Jahresgrenze festgesetzt werden.

Schuele hat bei der Frau das 18. Lebensjahr, beim Manne das 23. Lebensjahr fixiert.

Bei geeigneten Konstitutionen kann diese untere Grenze ohne weiteres verrückt werden.

Eine obere Jahresgrenze ist nur berechtigt, wenn deutliche Zeichen geistiger Störung vorhanden sind.

Bei Personen mit rückfälliger Geistesstörung wird die vorsorgliche Entmündigung mit Recht beantragt.

Für das Verbot der Ehe bringen die geistigen Erkrankungen der Zahl nach das größte Kontingent.

Die sogenannte erbliche Belastung kann noch nicht als Untergrund staatlichen Verbotes oder energischer gesetzlicher Maßnahmen benutzt werden.

Es gibt eine große Zahl tüchtiger und geistig vollwertiger Menschen, in deren Familien sich geistige Störungen öfter eingestellt haben.

Jedenfalls aber soll betont werden, daß jeder Ehepartner das Recht hat, sich nach dem Gesundheitszustande des anderen Teiles zu erkundigen.

In praxi werden dies meistens die Eltern tun, welche ein Recht haben, ein Gesundheitszeugnis zu Ehezwecken zu verlangen.

Von ehehindernden Krankheiten kommen besonders in Betracht ansteckende Geschlechtskrankheiten, schwere Infektionskrankheiten, schwere Geisteskrankheit, ausgesprochene kriminelle Neigungen und Handlungen auf krankhafter Basis, schwere chronische Vergiftungen wie durch Alkohol, Morphium, Blei, Quecksilber.

Zum Schlusse möchte ich für die Beratung behufs möglichst einheitlichen Vorgehens die Leitsätze vorbringen des Münchener Vereins zur Erhaltung und Vermehrung der Volkskraft (Münch. med. Woch. 1916, S. 1757).

Leitsätze
betreffend ärztlichen Ehekonsens und Eheverbote

(unter Benützung der Beiträge der Herren Rüdin und v. Gruber und der Diskussionsbemerkungen in den Sitzungen vom 20. VI. und 21. XI. 1916)
von Prof. Dr. Trumpp.

1.

Das Reich bedarf dringend einer Vermehrung seiner Volkszahl, und zwar einer Vermehrung der tüchtigsten Volkselemente. Letztere müssen jede denkbare Unterstützung genießen, vor allem auch Erleichterung der Heirat und Fortpflanzung. Eine sehr wirksame Förderung der Vollwertigen bildet die Verminderung der rassenuntauglichen Elemente, die einen großen Teil der Volkskraft und des Volksvermögens verbrauchen. Auch ist eine Vermischung der Tüchtigen mit den Minderwertigen so weit wie möglich zu verhüten.

2.

Tatkräftige Förderung dieser rassehygienischen Bestrebungen von seiten aller einschlägigen Behörden ist dringend geboten. Vor allem sind Maßnahmen zu treffen, um die untüchtigen Elemente rechtzeitig als solche zu erkennen und ihre Fortpflanzung möglichst zu erschweren.

3.

Zur rechtzeitigen Erkennung der untüchtigen Volkselemente dienen die an manchen Stellen schon jetzt geführten Gesundheitsbogen, die aber künftig an allen Orten und Schulen (auch Fortbildungsschulen) einzuführen sind, wozu die Zahl der Schulärzte entsprechend zu erhöhen ist. Diese Gesundheitsbogen sind bis zur Entlassung aus der Schule fortzuführen und im Einvernehmen mit der Lehrerschaft so

auszubauen, daß sie beim Abschlusse ein Urteil nicht nur über körperliche, sondern auch über geistige Tüchtigkeit der Schüler bezw. Schülerinnen, ebenfalls auch über deren künftige Ehetauglichkeit ermöglichen.

4.

Um eine Fortpflanzung der Kranken und Minderwertigen und ihre schädliche Vermischung mit tüchtigen Volkselementen möglichst zu verhindern, sollen von Staats wegen geprüfte und vereidigte Eheberater bestellt werden, von deren Gutachten die Zulässigkeit der Eheschließung abhängig gemacht werden soll.

5.

Als Eheberater können solche im Deutschen Reiche approbierte Ärzte und Ärztinnen bestellt werden, die sich in einer besonderen Prüfung darüber ausgewiesen haben, daß sie die für diese Stellung nötigen Kenntnisse besitzen.

Die Einzelheiten dieser Prüfung sind noch festzusetzen.

6.

Ehebewerber sowohl männlichen wie weiblichen Geschlechts haben dem Standesbeamten das Zeugnis eines vereidigten ärztlichen Eheberaters vorzulegen. Dieses Zeugnis darf nicht älter als 3 Monate sein.

7.

Der Eheberater folgt bei der Untersuchung der Ehebewerber genau festzusetzenden Vorschriften.

Die weiblichen Ehebewerber sollen von der Genitaluntersuchung befreit sein, wenn nicht ein besonderer Anlaß für diese vorliegt.

8.

Die öffentlichen Behörden sind verpflichtet, dem Eheberater alle für sein Urteil in Betracht kommenden Auskünfte zu erteilen. Der Eheberater darf die ihm beruflich bekannt gewordenen Tatsachen ohne ausdrückliche schriftliche Erlaubnis des Ehewerbers niemandem mitteilen.

9.

Der Eheberater hat in seinem Zeugnis die Ehefähigkeit zu verneinen, wenn einer der folgenden Krankheitszustände vorhanden ist:

a) ansteckende Geschlechtskrankheit;
b) Lepra;
c) schwere Geisteskrankheit, namentlich epileptische oder kretinische Verblödung, progressive Paralyse, Dementia praecox, manisch-depressives Irresein ohne längerdauernde krankheitsfreie Zwischenzeiten, Imbezillität höheren Grades, schwere psychopathische Veranlagung oder Entartungshysterie;
d) chronische Vergiftungen: ausgesprochener chronischer Alkoholismus, Morphinismus und Kokainismus.

10.

Der Eheberater darf zu seinen Untersuchungen die Hilfe staatlicher Untersuchungsanstalten in Anspruch nehmen. In zweifelhaften Fällen kann er auch mit Zustimmung und auf Kosten des Ehebewerbers das Urteil eines Facharztes anrufen.

Kommt der Eheberater nicht zu einem abschließenden Urteil, so wird der fragliche Fall einem staatlich bestellten Fachausschuß zur Entscheidung vorgelegt. Dieser Ausschuß bildet auch die Berufungsinstanz für Ehebewerber.

Bleibt das Urteil in Schwebe, so ist das Zeugnis zugunsten des Ehebewerbers auszustellen.

11.

Zur Erleichterung der Durchführung der geplanten Verordnungen ist das Volk in Wort und Schrift aufzuklären:

a) über die grundsätzliche Pflicht zur Verehelichung und zur reichlichen ehelichen Fortpflanzung;
b) über die Pflicht bei der Verehelichung nicht so sehr auf Namen, Stand und Vermögen des ins Auge gefaßten Ehegenossen zu achten, als vielmehr auf dessen körperliche und geistige Tüchtigkeit;
c) über die Nachteile und Unwürdigkeit einer ehelichen Verbindung mit einem körperlich oder geistig minderwertigen Partner.

12.

Alle einschlägigen Behörden sind anzuweisen, durch zweckentsprechende Erlasse, Bekanntmachungen und Maßnahmen diese für das Volkswohl dringend notwendigen rassehygienischen Lehren zu verbreiten. Insbesondere haben die Eheberater jeden Ehebewerber über diese Frage mündlich zu belehren und ihm ein entsprechendes, behördlich abgefaßtes Merkblatt einzuhändigen.

Ferner sollen die Leiter der Fortbildungs-, Mittel- und Hochschulen angewiesen werden, allen Absolventen und Absolventinnen eine dem Alter entsprechende, würdig gehaltene schriftliche Mahnung mit auf den Weg zu geben, in der die Jugend auf ihre vaterländische Pflicht, der Erhaltung und Kräftigung ihrer Gesundheit durch einen sittlichen Lebenswandel, Betätigung gesunder Leibesübungen und Vermeidung des Alkoholmißbrauches hingewiesen wird und auf ihre Pflicht, bei einer späteren Verehelichung vor allem auf körperliche und geistige Tüchtigkeit des Lebensgefährten bezw. der Lebensgefährtin zu achten.

Die Landbevölkerung ist durch einfache, volkstümliche Artikel in den gangbarsten Kalendern aufzuklären. Schließlich ist mit allem Nachdruck die wertvolle Mitarbeit der Ärzte, Geistlichen und Lehrer, sowie der Tagespresse zu erstreben.

2. Pädagogische Beiträge zur Beschäftigungstherapie für Lungenkranke.

Von

Karl Triebold,

z. Zt. Lehrer an der Kriegsbeschädigten-Fortbildungsschule Lippspringe (Westf.).

(Aus der Militär-Lungenheilstätte des VII. A. K. Lippspringe, Chefarzt Dr. Heim.)

»In einem gesunden Körper ein gesunder Geist« so hieß es im Altertum, so heißt es heute, ein Erfahrungssatz, der hindeutet auf die innige Wechselbeziehung und gegenseitige Abhängigkeit zwischen dem seelischen und leiblichen Leben.

Schon das tägliche Leben und besonders die Schularbeit veranschaulichen häufig die Tatsache jener innigen Beziehungen zwischen Körper und Geist.

Ist ein kranker Leib schon in Ausübung körperlicher Betätigung nicht in dem Maße befähigt, wie ein gesunder Körper, so ist er es

um so weniger für eine erfolgreiche ernste Geistesarbeit. Umgekehrt wirkt die jeweilige seelische Stimmung bezw. die Geistesverfassung fördernd oder hemmend sowohl auf die geistige als auch auf die körperliche Leistungsfähigkeit ein. Man kann sich jene gegenseitigen Einflüsse dadurch erklären, daß das Nervensystem, das die Verbindung zwischen Körper und Geist herstellt, durch Erkrankung eines dieser beiden Teile in Mitleidenschaft gezogen wird und somit eine indirekte Herabminderung der Leistungsfähigkeit der anderen Seite verursacht.

Daß in ganz besonderer Weise die Lungentuberkulose das Zentralnervensystem beeinträchtigt, und daß sich diese krankhaften Einflüsse physiologisch wie psychologisch sehr oft in auffallend typischer Weise äußern, steht erfahrungsgemäß fest. Die Tuberkuloseforschung erhärtet jene Erfahrungen; sie vertritt die Ansicht, daß die Lungentuberkulose nicht nur eine örtliche Erkrankung der Lungen ist, sondern eine Allgemeinvergiftung des ganzen Körpers und demzufolge auch eine Miterkrankung des Zentralnervensystems.

Es sei nun in folgendem auf Grund genauer Beobachtungen erörtert, inwiefern

1. die Lungentuberkulose auf Stimmungen, Entschließungen, Gedächtnis, Denken usw. einen schädigenden Einfluß ausübt,
2. wie andererseits eine Verschlimmerung der Lungenkrankheit bezw. eine Unterbindung des Heilprozesses eine Folgeerscheinung seelischer Vorgänge (seel. Depressionen usw.) sein kann,
3. wie die Kur in Verbindung mit einer planmäßigen Beschäftigungstherapie unter Berücksichtigung jener unmittelbaren Wechselbeziehungen sowohl gesundend auf den Körper wie auf den Geist einwirkt,
4. wie dadurch eine allmähliche Überführung in die frühere bezw. eine neue Berufstätigkeit ermöglicht werden kann.

Durch die unterrichtliche Beschäftigung, sowie durch den Umgang mit Lungenkranken habe ich häufig, soweit es die Beobachtung ermöglicht, jene oben angedeutete Auffassung, daß grade die Tuberkulose auch das Nervensystem typisch beeinflußt, bestätigt gefunden. Die Ergebnisse der unterrichtlichen Erfahrung bei lungenkranken Kriegsbeschädigten beziehen sich sowohl auf das Vorstellungs- als auch auf das Gefühls- und Willensleben. Deutlich fällt die ungünstige Beeinflussung des Gedächtnisses in die Augen. Bei alten wie neuen Vorstellungen zeigt sich eine größere Vergeßlichkeit. Die Aneignung neuer Stoffe geht schwerer und langsamer vor sich. Bei

der Reproduktion der Vorstellungen treten verhältnismäßig viele Fehler und Erinnerungsentstellungen auf. Vielfach ist eine starke Beeinflußbarkeit festzustellen.

Die große Vergeßlichkeit und Gedächtnisschwäche der Lungenkranken ist auch andernorts aufgefallen, worüber die alten Krankenblätter Aufschluß geben. Wenn nun schon beim gesunden Menschen die Gedächtnisleistungen individuell sehr verschieden sind, wenn ferner die Kriegsbeschädigten, infolge ihres Alters, Schule und planmäßige Gedächtnisarbeit auch weit hinter sich haben, so läßt sich aus einem Vergleich mit verwundeten im übrigen aber gesunden Altersgenossen nachweisen, daß gerade die Tuberkulose wesentliche Gedächtnisstörungen verursacht.

Wie beim Gedächtnis so fällt bei der Aufmerksamkeit eine deutliche nachteilige Beeinflussung durch die Tuberkulose auf. Namentlich zu Beginn der Unterrichtskurse zeigt sich ein großer Mangel an Aufmerksamkeit. Dieser, sowie die Beeinträchtigung der Gedächtnisarbeit, bewirken naturgemäß eine mangelhafte Denkfähigkeit. Letztere äußert sich vor allem in einer gewissen geistigen Schwerfälligkeit beim Bilden logisch richtiger Begriffe, Urteile und Schlüsse. So tritt z. B. bei der Beurteilung des eigenen Gesundheitszustandes, wie auch im Übrigen, eine herabgeminderte kritische Fähigkeit in die Erscheinung. Daß die Grade jener mangelhaften geistigen Betätigung ganz verschieden, der jeweiligen Begabung und dem Krankheitsstadium entsprechend, auftraten, ist selbstverständlich. Im Verlaufe des Unterrichts war jedoch — bei manchem früher, bei manchem später — ein allmähliches Schwinden jener krankhaften Äußerungen und ein merkbarer Übergang zum Normalen deutlich festzustellen.

Noch schärfer als beim Vorstellungsleben treten in den Gefühls- und Willenserregungen, im Gemütsleben, Störungen hervor. Die leichte Reizbarkeit des Lungenkranken ist typisch, ebenso seine Neigung zu weichen rührseligen Stimmungen. Überhaupt sind starke Stimmungsschwankungen bei ihm auffallend. Es ist z. B. kein Wunder, ein und denselben Kranken jetzt von seinem baldigen Tode sprechen zu hören, im nächsten Augenblick entwirft er Riesenpläne für seine Zukunft, in der selbstverständlichen Hoffnung, daß er genesen wird. In vielen Krankenblättern und Vorgeschichten kann man auch lesen: »Patient ist äußerst leicht erregbar und leidet an Schlaflosigkeit,« sicher zwei Erscheinungen, die ursächlich zusammenhängen. Bezüglich des Willenslebens zeigt sich durchweg eine geringe Energieentfaltung. Es kommt aber auch vor, daß der Kranke, in völliger Verkennung seiner Kräfte, mit Übereifer ans Werk geht, überhaupt

häufig eine Neigung zu impulsiven Handlungen äußert und infolgedessen außergewöhnliche Leistungen bei solchen Fällen keine Seltenheiten sind. Hier bleibt es nun dem pädagogischen Takt überlassen, jene anzuspornen, und diese zur Mäßigung zu ermahnen. Ebenso wie auf dem Gebiete des Vorstellungslebens kann auch hier durch eine sachgemäße Erziehung zu zielbewußtem Willen viel erreicht werden. Auf diese Weise wäre es möglich, jene krassen, krankhaften Erscheinungen in der Überzahl der Fälle vielleicht bis zur Grenze des Normalen auszugleichen.

Sollte es nun nicht möglich sein, auf Grund dieser typischen psychischen Äußerungen eine pädagogisch planmäßige Beschäftigungstherapie für Lungenkranke aufzubauen? Ist doch der Arzt in der Lage, auf Grund der körperlichen Begleiterscheinungen frühzeitig die Tuberkulose zu erkennen und durch Verordnung eines planvollen medizinisch geleiteten Heilverfahrens in einer, Gott sei Dank, recht großen Zahl die Heilung herbeizuführen. Bei pädagogisch-psychologischer Betrachtung dieser Fragen kommt man zu dem Ergebnis, daß bei geeigneten Fällen im Anschluß an die Kur die Beschäftigungstherapie ihre Anwendung finden muß, um den erzielten Heilerfolg auch im Interesse der Volkswirtschaft zu festigen. Der Zweck des Kuraufenthaltes darf sich demnach nicht auf die Wiederherstellung der Gesundheit beschränken, es muß vielmehr anschließend an die Kur, unter derselben ärztlichen Überwachung, Gelegenheit zu einer allmählichen Überführung in die Berufstätigkeit geboten werden, eine Vorbereitung für den nach dem Kriege sicher recht schwierigen Wirtschaftskampf. Hat der Kranke schon bei Beginn der Kur das Bewußtsein, daß hier nicht nur gesundheitlich für ihn gesorgt wird, sondern daß gleichzeitig auch für ihn die Brücke zwischen Lazarettzeit und späterem Beruf geschlagen wird, so ist dies Bewußtsein allein ein nicht hoch genug einzuschätzender Heilfaktor. Wird doch dadurch der die Gesundung so sehr hemmenden Sorge und den quälenden niederdrückenden Gedanken um die Zukunft der Nährboden entzogen.

Wesentlich ergänzt und geklärt wurden die vorgenannten Beobachtungsergebnisse durch Anwendung des psychologischen Experiments, durch Ermüdungsmessungen, die bekanntlich eine Feststellung der Grenzen der Leistungsfähigkeit ermöglichen und somit Arbeitsüberbürdungen verhindern können. Gerade bei dem Lungenkranken muß eine Arbeitsüberlastung im Interesse der noch widerstandsschwachen Gesundheit verhütet werden; bei ihm kann in den meisten Fällen nur eine allmähliche Überführung in die Erwerbstätigkeit in Frage kommen. Nicht in letzter Linie sollte durch obige

Versuche der Einfluß der Tuberkulose auf das Geistesleben verdeutlicht werden.

Jede Arbeit, sie mag körperlich oder geistig sein, ermüdet. Diese Ermüdung hat wechselwirkend eine Herabminderung der körperlichen oder geistigen Leistungsfähigkeit zur Folge. Äußere Anzeichen der Ermüdung sind außerdem: merkliche Veränderungen in Atmung und Herztätigkeit, Erhöhung der Körpertemperatur und zunehmende Arbeitsunlust. Seelische Begleiterscheinungen der Ermüdungen sind: Schwankungen in der Aufmerksamkeit, Schwerfälligkeit im Denken, Erschlaffung der Willensenergie. Die Ursache der normalen Ermüdung führt man darauf zurück, daß durch fortgesetzte Arbeit, die sowohl in den Muskeln als auch in den Nerven einen Verbrennungsprozeß erzeugt, eine Anhäufung schädlicher Zerfallstoffe (Schlacken) im Blute bewirkt und somit eine Störung des Stoffwechselgleichgewichts hervorgerufen wird. Mit dem Eintritt der Ruhe erfolgt dann eine bessere Sauerstoffzufuhr, infolgedessen eine vollkommenere Verbrennung und Fortspülung der vergiftend wirkenden Ermüdungsstoffe. Die Ermüdung ist somit eine normale Erscheinung des täglichen Lebens, die aber schon bei Gesunden als Warnungssignal der Natur bewertet werden muß.

Wie steht es nun um die Ermüdbarkeit der an Tuberkulose erkrankten Personen? »Neigung zu Ermüdung und allgemeine Mattigkeit« (Auszug aus Krankenblättern) sind typische Erscheinungen und gelten ärztlicherseits vielfach als Anzeichen beginnender Lungentuberkulose. Daß diese Äußerungen bei unseren Kranken viel leichter und stärker auftreten als bei Gesunden oder vergleichsweise bei Verwundeten, ist selbstverständlich und läßt sich nach obiger Ausführung aus den physiologischen Ursachen die Ermüdung erklären. Kann man letztere schon beim normalen Menschen als eine Art von Vergiftungserscheinung auffassen, so trifft das um so mehr beim Lungenkranken zu, da die Tuberkulose ja ihrem Wesen nach als Allgemeinvergiftung des ganzen Körpers gilt. So hätte man auch von diesem Standpunkte aus einen ursächlichen Zusammenhang mit der übermäßigen Ermüdbarkeit des Lungenkranken. Wenn man nun bedenkt daß von dem frühzeitigen Erkennen der Tuberkulose durchweg der Erfolg einer Bekämpfung abhängt, so dürfte es wohl der Mühe wert sein, dieser äußeren Begleiterscheinung, die dem Arzt beim Stellen der Diagnose große Dienste leistet, weiter nachzugehen. Von einer eingehenden, umfassenden Darstellung der Ermüdungserscheinungen bei Tuberkulösen kann hier abgesehen werden. Meine Ausführungen beschäftigen sich deshalb nur insoweit mit den psychischen Störungen,

als dieselben als Unterbau für die Aufstellung einer planmäßigen Beschäftigungstherapie in Frage kommen.

Nun zunächst zur körperlichen Ermüdung. Bei der Arbeit im eigenen landwirtschaftlichen Betriebe der Militärlungenheilstätte ließ sich im Vergleich mit den dort arbeitenden etwa gleichaltrigen gesunden Personen folgendes feststellen: Nach geraumer Zeit trat bei den Lungenkranken, bedeutend früher als bei den anderen, trotz verhältnismäßig leichter Anstrengung, eine Vermehrung und Vertiefung der Atemzüge und eine Beschleunigung der Herztätigkeit ein. Die Körpertemperatur erhöhte sich bedeutend schneller als bei den Gesunden. Das Arbeiten ging langsamer von statten. Nicht nur die besonders angestrengten Arme verloren an Muskelkraft, der ganze Körper stand unter dem Eindruck der Ermüdung. Jede Bewegung schien größere Anstrengung und stärkere Willensanspannung zu benötigen.

Noch deutlicher zeigte sich beim Unterricht, namentlich beim Rechnen, der nachteilige Einfluß der Tuberkulose auf den Kranken durch vorschnelle geistige Ermüdung, worüber vorgenommene Ermüdungsmessungen näheren Aufschluß geben. Die Güte der Arbeit ließ allmählich nach. Mehr und mehr traten Fehler und Verbesserungen auf. Bald nahm auch die Quantität der geleisteten Arbeit ab. Bei immer größer werdenden Schwankungen in der Aufmerksamkeit reichte die anfängliche Willensanspannung nicht mehr aus, die Gedanken bei der Sache zu halten und sich in die Arbeit zu vertiefen. Wesentliche Punkte entgingen dem Kranken nach und nach, da die Ablenkbarkeit bedeutend zunahm. Die Wiederholung der zuletzt aufgenommenen Vorstellungen zeigte darum, wie wenig fest und umfassend dieselben eingeprägt waren. Allzuschnell stellte sich ein Gefühl der Gleichgültigkeit ein. Wenn auch manche in allzu optimistischer Beurteilung ihrer Leistungsfähigkeit mit scheinbarem Übermaß von Kräften ans Werk gingen, so machte sich bei ihnen um so eher eine Reaktion bemerkbar. Meistens war mit zunehmender geistiger Ermüdung auch eine allmähliche körperliche Erschlaffung verbunden, die sich in Beschleunigung der Atmung und Herztätigkeit äußerte und natürlich, je nach körperlicher und geistiger Veranlagung, nach Alter, Krankheitsstadium usw., sehr verschieden war. Ob jene Ermüdungserscheinungen, deren methodische Feststellung oft recht erheblichen Schwierigkeiten begegnet, nicht auch noch in anderen störenden Momenten ihren Grund haben können, sei in Frage gestellt. Jedenfalls liegt aber die größte Bedeutung der Ergebnisse von Ermüdungsversuchen in der Tatsache, daß im Verlaufe der Arbeits-

behandlung durchschnittlich eine wesentliche Abnahme der leichten Ermüdbarkeit zu verzeichnen war. Ein Vergleich der ersten Ermüdungskurven mit denen, die etwa nach vierwöchiger Beschäftigung an denselben Personen vorgenommen wurden, zeigte bei der großen Überzahl eine zwar persönlich verschiedene, aber wesentlich merkliche Veränderung der Ermüdbarkeit in der Richtung zum Normalen. Andererseits darf aber auch nicht unerwähnt bleiben, daß in vereinzelten Fällen der Arzt eine ungünstige Beeinflussung des Genesungsprozesses, namentlich bei den Übereifrigen, durch die Beschäftigungstherapie konstatieren mußte, worauf der betreffende Kranke sofort als vorläufig ungeeignet für die Betätigung zurückgestellt wurde. Hieraus ergibt sich die Notwendigkeit, daß der Arzt bei den regelmäßigen Untersuchungen sein besonderes Augenmerk auf die Beschäftigten zu richten hat.

Wenn man schon für die Schulhygiene, wo es sich doch um gesunde Wesen handelt, solche Feststellungen für grundlegend erachtet, um unter besonderer Berücksichtigung der individuellen Begabung bei geringem Aufwande von Kraft und Zeit Mittel und Wege zu gesteigerten Erfolgen zu finden, so ist diese pädagogisch wertvolle Maßnahme um so mehr bei Lungenkranken angebracht. Kann man doch mit Sicherheit annehmen, daß der Wirtschaftskampf nach dem Kriege auf allen Gebieten eine Hebung der allgemeinen Leistungsfähigkeit durch rationellen Betrieb erfordert. Meine Beschäftigung mit Ermüdungsmessungen bei Lungenkranken hatte neben dem theoretischen Interesse am Gegenstand der Ermüdung vor allem das praktische Interesse im Auge. Wir wollen dem Kranken pädagogisch ratend und helfend zur Seite stehen und so durch Fernhaltung schädigender Ermüdungseinflüsse einem Rückfalle der Tuberkulose vorbeugen. Es soll ein Arbeitsweg gefunden werden, der es dem Lungenkranken, unter Berücksichtigung seines Kräftezustandes, ermöglicht, sich recht lange arbeitsfähig zu halten. Aus dieser Auffassung geht hervor, daß die ganze Art der Kriegsbeschädigtenfürsorge mittelbar wie jede Tuberkulosebekämpfung auch den dringlichen Fragen der Bevölkerungspolitik dient. Hebt man nun aus dem Zusammenhang obiger Ausführungen noch einmal kurz die pädagogisch wertvollsten Ergebnisse hervor, so kommt man zu zwei feststehenden Tatsachen:

1. Die Ermüdungserscheinungen treten bei Lungenkranken schneller und stärker auf als bei Gesunden und Verwundeten.
2. Eine planmäßig angewandte Beschäftigungstherapie kann schon nach etwa 4—6 Wochen jene krankhafte Ermüdbarkeit wesentlich in der Richtung zum Normalen ausgleichen.

Wie muß nun, allgemein betrachtet, abgesehen von der beruflichen Seite, eine Arbeitstherapie für an Lungentuberkulose erkrankte Personen beschaffen sein?

Beginn, Art und Dauer der Beschäftigung, die als Kurarbeit verordnet wird, stellt selbstverständlich der Arzt auf Grund des Untersuchungsbefundes und des Heilungsverlaufes fest.[1]) Unter seiner dauernden Überwachung ist eine Verlängerung der täglichen Arbeitsdauer sowie eine Steigerung der Betätigung in der Richtung vom Leichten zum Schweren zulässig. Beleuchten wir diese Art der Beschäftigungstherapie durch ein Beispiel aus dem Schulleben. Das Kind verläßt das Elternhaus, wo Spiel und Ruhe seine Zeit ausfüllten. Es kommt in die Schule; dort soll es auf einmal planmäßig arbeiten. Das war ihm bisher fremd. Was tut nun die Schule? Sie knüpft an die bisherige Beschäftigung des Kindes im Elternhause an, lehrt gleichsam zunächst spielend und geht erst nach und nach zu ernster Geistesarbeit über. Machte sie es anders, so würde sich bald neben der Leistungsunfähigkeit auch eine große Unlust am Lernen, ein Widerwille gegen die Schule bemerkbar machen. Ist's nun nicht ähnlich so mit dem Lungenkranken? Die längere oder kürzere Kriegsdienstzeit hat ihn seiner früheren Arbeit entwöhnt, seine Krankheit macht ihn zudem arbeitsunfähiger. Die verhältnismäßig lange Kurzeit zielt in erster Linie auf systematische Ruhe hin, nebenher füllen Spaziergänge, Unterhaltungen usw. seine Zeit aus. Eine geordnete Beschäftigung ist ihm seit langem fremd. Nun soll er arbeiten. Wie beim Schulneuling beginnt gleichsam bei ihm ein neuer Lebensabschnitt. Muß darum nicht auch bei ihm eine vom Leichten zum Schwereren fortschreitende, allmähliche Einführung in die planmäßige Arbeit stattfinden, wenn ein unnötiger Kräfteverbrauch verhindert, wenn nicht letzten Endes die noch herabgesetzte Gesundheit und Widerstandsfähigkeit noch mehr Schaden leiden soll? Krankheitsverschlimmerung, Arbeitsunlust und Interessenlosigkeit würden die weittragenden Folgen einer unmethodischen Arbeitstherapie sein. Daß dagegen bei sachkundiger Anleitung die Freude an der geleisteten Arbeit und das

---

[1]) Zur eingehenden medizinischen Stellungnahme zur Beschäftigungstherapie für Lungenkranke siehe:

Chefarzt Dr. Heim, Die Beschäftigungstherapie und die Notwendigkeit ihrer Anwendung innerhalb des Heilplanes für tuberkulöse Lungenkranke im Lichte fachärztlicher Erfahrung. (Verlag des Reichsausschusses für Kriegsbeschädigtenfürsorge Berlin, Vossische Buchhandlung, erscheint in einer der nächsten Nummern der Zeitschrift: Die Kriegsbeschädigten-Fürsorge.)

wiederkehrende Vertrauen zur eigenen Kraft die Heilung wesentlich fördern, ist eine alte medizinische Erfahrung, ebenso wie die Tatsache, daß die körperliche Betätigung durch günstige Einwirkung auf Stoffwechsel und Blutzirkulation das Allgemeinbefinden hebt und somit krankheitsfeindlich wirkt.

Während bisher mehr die allgemeine pädagogische und hygienische Beschaffenheit einer Beschäftigungstherapie beleuchtet wurde, muß nun auch der Gegenstand, die Arbeit an sich, und ihre Beziehung zur Berufstätigkeit ins Auge gefaßt werden. Somit kommen wir in das Gebiet der Berufsberatung, das einen wesentlichen Faktor in der gesamten Kriegsbeschädigtenfürsorge darstellt. Ihre eigenartige Bedeutung gerade bei Lungenkranken liegt darin, neben den Anforderungen, die die Betätigung an die Kräfte des Geheilten stellt, auch die spezifischen Schädlichkeiten sowie die hygienischen Einrichtungen des betreffenden Berufes abzuwägen. Die wichtigen Fragen, welche Berufe z. B. am schädlichsten sind, wo unbedingt ein Berufswechsel vorgenommen werden muß oder wo eine Überführung in einen Sonderzweig des alten Berufes notwendig ist, liegen mehr in der Richtung der volkswirtschaftlichen Seite[1]) der Kriegsbeschädigtenfürsorge für Lungenkranke und sind hier nur der Vollständigkeit halber gestreift. Kurz hervorgehoben sei aber auch hier, daß wir aus erzieherischen Gründen bestrebt sind, einen völligen Berufswechsel nur in den allerdringendsten Fällen vorzunehmen. Jedenfalls muß aber den schädigenden Einflüssen der Berufstätigkeit — und kein Beruf ist in dieser Hinsicht gänzlich einwandfrei — dadurch gänzlich vorgearbeitet werden, daß der Genesende durch planmäßig geleitete Arbeitsbehandlung und Aufklärung hygienisch geschult werden muß, daß er die gesundheitlichen Forderungen seiner späteren Erwerbstätigkeit kennen lernt und überhaupt zu einem hygienisch einwandfreien Leben erzogen wird. Werden nun all diese Maßnahmen durch die Rücksichtnahme des späteren Arbeitgebers noch ergänzt, so ist alles getan, um den Kurerfolg möglichst zu einem dauernden zu machen. Jedenfalls

[1]) Zur ausführlichen Darlegung der volkswirtschaftlichen Seite der Beschäftigungstherapie für Lungenkranke siehe:

1. Bünnings, Oberleutnant und Diplom-Ingenieur. Die Nutzbarmachung der durch die Tuberkulose brachgelegten Kräfte für das Wirtschaftsleben. (Selbstverlag, Lippspringe.)

2. Derselbe, Der wirtschaftliche Wert der Kriegsbeschädigten-Fürsorgestellen und -Schulen an Lungenheilstätten mit besonderer Berücksichtigung der Beschäftigungstherapie. (Verlag des Deutschen Zentralkomitees zur Bekämpfung der Tuberkulose, Berlin W. 9, erscheint in einer der nächsten Nummern des »Tuberkulosefürsorgeblattes«.)

konnte aber die frühere Art und Weise, wo man sich vielfach damit begnügte, den aus der Kur Entlassenen der Schonung des Arbeitgebers zu empfehlen, nicht zum Ziele führen, da für die vielseitigen Fragen der Arbeitshygiene auch bei gutem Willen meistens das Verständnis fehlte.

Zur Veranschaulichung und Verdeutlichung der bis jetzt entworfenen Gedanken, wäre es nun eigentlich nötig, hier eine eingehende Darstellung folgen zu lassen, wie sich die Kriegsbeschädigtenfürsorge an der Militärlungenheilstätte Lippspringe allmählich entwickelte und welche zweckentsprechenden Einrichtungen getroffen wurden. Da dies jedoch bereits im Tuberkulosefürsorgeblatt (Jahrgang 1917, Heft 2 und 4) ausführlich niedergelegt ist, erübrigt sich hier eine Wiederholung. Dort habe ich ebenfalls ausgeführt, warum gerade der Unterricht eine so wesentliche Bedeutung innerhalb der Kriegsbeschädigtenfürsorge für Lungenkranke einnimmt, und wie er gestaltet sein muß, um den durch die Tuberkulose gestellten Anforderungen gerecht zu werden. Außerdem ist im ersten Teil der Arbeit bei der Hervorhebung der seelischen Eigenarten der Tuberkulösen meistenteils gleich auf die pädagogischen Folgerungen hingewiesen. Bei der Festlegung des Stundenplanes und der Einflechtung der Beschäftigungsstunden in die Tagesordnung waren auch Ergebnisse von Ermüdungsmessungen mit maßgebend, und zwar wurde als Arbeitszeit in den meisten Fällen die Zeit vormittags gegen 10 Uhr und nachmittags gegen 5 Uhr gewählt, da man in diesen Tagesabschnitten die Höhepunkte der täglichen Energieschwankungen festgestellt hat.

Übersichtsplan der vorhandenen Beschäftigungszweige nebst Angabe über Inhalt und Zweck der Betätigung.

I. Theoretische Beschäftigung.

Kriegsbeschädigten-Schule mit drei Abteilungen:

1. Allgemeine Abteilung mit folgenden Unterrichtsfächern: Rechtschreiben und Sprachlehre, Aufsatz und Schriftverkehr, Rechnen und Raumlehre, Bürger- und Gesetzeskunde, einfache Buchführung.
2. Gewerbliche Abteilung mit: Gewerblichem Zeichnen, Rechnen und Raumlehre, Aufsatz und Schriftverkehr, einfacher Buchführung, Gesetzes- und Bürgerkunde, Kunstschrift.
3. Kaufmännische Abteilung mit: Doppelter Buchführung, kaufm. Schriftverkehr, Maschinenschreiben, Stenographie, Gesetzes- und Bürgerkunde.



Besonderer Zweck der theoretischen Beschäftigung:
Theoretische Vorbildung zur Berufsum- bezw. Weiterbildung und Vorbereitung für ungelernte Arbeiter (letzteres besonders Abteilung 1).

II. Theoretisch-praktische Beschäftigung.

1. Kursus für Gartenbau und Landwirtschaft.
2. Lehrwerkstätte für Mechaniker, Maschinenbauer und Elektriker.

Besonderer Zweck der theoretisch-praktischen Beschäftigung:

a) Theoretisch-praktische Vorbildung für Berufsum- bezw. Weiterbildung und Vorbereitung für ungelernte Arbeiter.
b) Allmähliche Eingewöhnung in die körperliche Betätigung.

III. Praktische Beschäftigung.

1. Im eigenen landwirtschaftlichen Betriebe.
2. In hiesigen industriellen Betrieben.

Besonderer Zweck der praktischen Beschäftigung:
Allmähliche Eingewöhnung in die körperliche Arbeit.

Lehrweise und Stoff in unserem Schulbetriebe näher zu betrachten, erübrigt sich, da sie im allgemeinen in der Methode und in dem Unterrichtsplan für Fortbildungsschulen gegeben sind. Jedoch gestatte ich mir auf eine Seite des Unterrichts für kriegsbeschädigte Lungenkranke nachdrücklich hinzuweisen, die meines Wissens bisher gar nicht berücksichtigt worden ist. Ihre sehr große Wichtigkeit besonders für Lungenkranke ergibt sich aus folgenden Ausführungen von selbst. Gewöhnlich findet man beim Menschen ein starkes Interesse des Egoismus für alles das, was die Selbsterhaltung fördert oder hindert, was schädlich oder nützlich ist. Im Gegensatz dazu zeigt sich beim Lungenkranken vielfach eine gewisse Gleichgültigkeit, die sich in einer Wertunterschätzung der für ihn getroffenen Kurmaßnahmen äußert oder genauer gesagt: der Lungenkranke ist sich des Wertes der ärztlichen Maßnahmen, der Bedeutung der Kurmittel nicht bewußt. Der Gedanke, ihm sei nicht mehr zu helfen, er sei für die Welt fertig, ist wohl die Ursache dieses Mangels an Wertbewußtsein bezw. Wertschätzung. Daß dadurch der Heilerfolg stark behindert wird, liegt klar auf der Hand. Aufklärende Vorträge über die Tuberkulose und über Gesundheitspflege usw. reichen nach meiner Meinung nicht aus, vielfach sind sie auch zu wissenschaftlich gehalten. Könnte da nicht ein planmäßiger Unterricht im Sinne der Beschäftigungstherapie wirken? Ich denke mir die Verwirklichung, wozu hier schon mit Erfolg Ansätze gemacht wurden, folgendermaßen: Durch einen

Lehrgang von etwa 2—3 Wochen soll der Kranke in volkstümlich einfacher Weise ähnlich wie im naturkundlichen Unterricht der Schule über sein Leiden und alles, was damit zusammenhängt, hygienisch aufgeklärt werden. Zur Behandlung kämen etwa folgende Themen: Bau des menschlichen Körpers, speziell der Atmungsorgane; Atmung und Blutumlauf; Entstehungsursachen der Tuberkulose; Heilbarkeit der Lungenkrankheit; Heilmittel; was geschieht in Lippspringe zur Heilung meines Leidens? Warum und wie sind gerade die von mir zu befolgenden Kurmittel zu meiner vollständigen oder teilweisen Wiederherstellung geeignet? Wie habe ich mich nach der Kurzeit zu verhalten, um einen Rückfall in die Krankheit zu verhindern? usw.

Alle, ausgenommen die, bei welchen man auf Grund ihres Bildungsgrades eine ausreichende Kenntnis über den Stoff voraussetzen kann, müssen an dem Kursus teilnehmen, wenn nicht dringende ärztliche Bedenken vorliegen. Man könnte etwa 8—14 Tage nach Kurbeginn — in der Zeit hat sich der Kranke ziemlich eingelebt — mit dem Unterricht einsetzen. Letzterer nimmt ungefähr 2—3 Wochen in Anspruch. Daran müßte sich wieder ein neuer Lehrgang für die in der Zwischenzeit eingetroffenen Beschädigten anschließen. Die tägliche Unterrichtszeit von höchstens einer Stunde läßt sich in den vom Arzt festgelegten Tagesplan ohne jegliche anderweitige Beeinträchtigung leicht einfügen. Gutes Anschauungsmaterial, das ja zum großen Teil vorliegt, ist natürlich unerläßlich. (Gegen Schluß der Stunde diktiere der Lehrer aus dem durchgenommenen Stoffgebiet einige kurze markante Merksätze.)

Aus dieser kurzen Skizzierung des von mir Gedachten läßt sich ohne weiteres die praktische Durchführbarkeit schließen. Der Erfolg kann nicht ausbleiben. Wird doch der Kranke im Vergleich gegen früher eine ganz andere Stellung zu den verordneten Kurmitteln einnehmen. Hatte bisher die Gleichgültigkeit auf Streben und Wollen keinen fördernden Einfluß ausgeübt, so macht sich nun durch die erworbenen Kenntnisse das Interesse am eigenen Ich wieder rege. Es hat sich bei ihm die Einsicht durchgerungen, daß er für die Zukunft noch nicht verloren ist, wie er irrtümlich meinte, daß er geheilt werden kann, wenn er nur will, daß also die hier für ihn getroffenen Maßnahmen keine Last sein dürfen, sondern daß deren gewissenhafte Befolgung eine unerläßliche Vorbedingung zu seiner Gesundung sind. Und diese Einsicht setzt der nun Aufgeklärte durch ernstes Wollen in die Tat um. Eifriger denn früher wird er aus eigenem Antriebe Liegekuren, Inhalationen usw. benutzen; sie sind

ihm kein Zwang mehr. Freiwillig wird er nun bisherigen Gewohnheiten bezw. Leidenschaften, die den Heilprozeß behindern, entsagen. Kurz: in Erwägung der in dem genannten Lehrgang gewonnenen Kenntnisse sagt sich der ernst Denkende: »Ich kann und will gesund werden, und ich muß darum alles tun, was mich zu diesem Ziele führt. Die genaue Befolgung der ärztlichen Maßnahmen als Unterrichtsergebnis wäre schon allein ein nicht hoch genug einzuschätzender Heilfaktor.« Andere Folgeerscheinungen sind außerdem: eine gehobene Stimmung für die Wiederaufrichtung der Lebensfreude, ein zuversichtliches Vertrauen in die Zukunft, die nun kein Schreckgespenst mehr für den Kranken ist. Der Nutzen, wie die Notwendigkeit der im Unterricht besprochenen hygienischen Forderungen werden auch nach Beendigung der Kur so fest eingeprägt sein, daß der Lungenkranke stets im Interesse seiner wiedererlangten Gesundheit leben wird. Denkt man noch daran, daß durch die planmäßige Belehrung das bisher recht häufig fehlende Verständnis für die verordnete Kurarbeit gewonnen werden kann, so ist damit die Berechtigung der Lehrgänge auch vom Standpunkte der Beschäftigungstherapie gegeben. Daß der vorgeschlagene Weg gangbar ist, hat unsere Erfahrung bestätigt. Leider war aber bisher eine umfassende Durchführung im Sinne obigen Planes nicht angängig, weil die bestehenden Einrichtungen eine Berücksichtigung der hohen Zugänge (etwa 50 in der Woche) nicht zuließen.

Aus meinen bisherigen Ausführungen geht hervor, daß die Anwendung einer Beschäftigungstherapie für Lungenkranke, soll sie erfolgreich sein, sich auf psychischer Grundlage aufbauen muß; denn gerade die durch die Tuberkulose verursachten psychischen Veränderungen sind eine wesentliche Eigenart und Schwierigkeit unserer Fürsorgearbeit. Gewiß liegt ein großer Teil der Kriegsbeschädigtenfürsorge in Händen des Arztes. Eine ersprießliche Durchführung der Beschäftigungstherapie ist aber nur dann möglich, wenn Arzt und Lehrer Hand in Hand gehen, wenn beide sich in ihrer Tätigkeit gegenseitig unterstützen. Während der Arzt mehr vom medizinischen Standpunkte aus die Kurarbeit des Lungenkranken verordnet und überwacht, sucht der Pädagoge, auf Grund seiner psychologischen Erfahrung, im Verlaufe des Unterrichts die Neigungen und den Grad der geistigen Fähigkeiten zu erforschen. Auf diese Weise findet der Lehrer den richtigen Weg zur Wiedereinführung in die geregelte Arbeit des Kriegsbeschädigten und wirkt somit im volkswirtschaftlichen Interesse, wenn er seinen Schüler für einen zukünftigen Beruf theotisch weiter- bezw. umbildet. Andrerseits unterstützt er auch z. B.

durch die genannten Lehrgänge über Gesundheitspflege die erzieherische Tätigkeit des Arztes, die auf eine hygienisch einwandfreie Lebensführung des Genesenden nach der Kurzeit hinzielt.

Hebt man nun zusammenfassend die Eigenart der Kriegsbeschädigtenfürsorge für Lungenkranke vom pädagogischen Standpunkt aus hervor, so kommt man zu folgenden Ergebnissen:

Dem durch die Kurmaßnahmen wieder erwerbsfähig gemachten Genesenden soll in arbeitshygienischem Interesse anschließend an das eigentliche Heilverfahren durch eine planmäßige Arbeitsbehandlung Gelegenheit zur Überführung in seinen Beruf gegeben werden.

Ist letzteres aus Gesundheitsrücksichten nicht möglich, so können durch zweckentsprechenden Unterricht, verbunden mit der Beschäftigung in einer Lehrwerkstätte, die notwendigsten Grundlagen für eine Berufsum- bezw. Weiterbildung geschaffen werden.

Zum Schlusse möchte ich darauf hinweisen, daß die kriegsbeschädigten Lungenkranken in erster Linie einer ganz besonderen Berücksichtigung bedürfen, da grade sie in den weitaus meisten Fällen viel schlimmer daran sind als Verwundete und sogar als manche Schwerverwundete. Darum ist es die unabweisbare Pflicht aller in Frage kommenden Stellen und Kräfte, für die Lungenkranken, die mit zu den ärmsten Opfern des Krieges gehören, alles zu tun, damit die Kranken selbst möglichst wieder zu erwerbsfähigen, lebensfrohen Menschen gemacht werden, damit so manches Familienglück, das in Gefahr ist, erhalten bleibt, damit dem Volksleben aus der verhältnismäßig großen Zahl der Tuberkulösen recht viele wieder als leistungsfähige Glieder zugeführt werden können.

---

3. Die Fürsorgeerziehung in Kriegs- und Friedens-Schulheimstätten für schulpflichtige, übertags zeitweise aufsichtslose und infolge des Krieges verlassene Kinder.

Von

Oberlandesgerichtsrat **Franz Janisch**, Leitmeritz.

Die durch die Umbildung unseres gesamten wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens, durch die geänderten Lebens- und Erwerbsverhältnisse und durch die wirtschaftliche Notlage der Bevölkerung bedingte Art des Erwerbes gestattet vielen Eltern schon in Zeiten des Friedens nicht mehr, ihre Kinder zu beaufsichtigen und die Erziehung derselben ununterbrochen zu leiten. Die modernen Arbeitsformen sind es zumeist, die dem Familienbande vielfach verderblich

geworden sind. Die große Entwicklung und das Fortschreiten der Industrie hat einen Teil selbständiger Handwerker und Gewerbetreibender zu Arbeitern in industriellen Unternehmungen gemacht, die Arbeit im Wohnhause der Familie wurde zum Teile auch zur Fabriksarbeit oder der Arbeit außer Haus. Das Familienhaupt vermag oft nicht mehr die in der Regel zahlreiche Familie durch seiner Hände Arbeit allein zu ernähren, die Gattin muß ihn in dem Erwerbe unterstützen; sie, die doch die Erziehung der Kinder und das Hauswesen leiten und besorgen soll, verläßt den ihr von Natur zugedachten Beruf, geht tagsüber gleichfalls der Arbeit fern vom Hause nach und findet in dem Erwerbe um das tägliche Brot nicht mehr die Zeit, ihre Kinder zu erziehen und zu pflegen. So stand es bereits bei einem großen Teile der Bevölkerung um die Erziehung der Kinder vor dem Weltkriege. Der Krieg brachte viele tausend Familienväter ins Feld und in den Dienst des Heeres. Sie mußten die Heimat, ihre Familie, ihre minderjährigen Kinder verlassen und sich in den Dienst zur Verteidigung des Vaterlandes stellen und sind bereits mehr denn drei Jahre von Haus und Erwerb abwesend. Die Frau blieb allein in Haus, Geschäft und Wirtschaft, allein als Schützerin ihrer Kleinen. Sie rückte in die Stelle des Mannes, der draußen kämpft. Sie muß ein gut Teil der Arbeit des Mannes, die Hauswirtschaft und auch die Erziehung ihrer Kinder zur Gänze besorgen.

Auf dem Lande schafft, von Greisen und Jugendlichen unterstützt, alles die Frau, was sonst des Mannes Arbeit war. In der Stadt tritt die Frau in die verschiedensten Berufe und Arbeiten des Mannes mutig ein, besorgt alles und zeigt die Eignung selbst in Berufen, wo man sie vorher angezweifelt hat. Die Frau füllt die Lücke des Mannes aus und leistet ein großes Stück sozialer Arbeit, die beiträgt, daß die Riesenmaschine des Staats- und Wirtschaftshaushaltes tadellos während des gewaltigen Ringens um die Heimat und das Vaterland arbeiten kann. Der Krieg hat die Erkenntnis gebracht von der Verwendbarkeit der Frau im praktischen Leben. Die Frau als Mutter, Hausfrau, in der Fürsorge und im Berufe des Mannes bildet einen Teil der Vaterlandsverteidigung in der Heimat. So manche Mutter wird bei solcher Arbeit die Kinder übertags oder nach Betreuung derselben am Vormittage nachmittags nicht selbst beaufsichtigen können, sie vielmehr anderweitig zur Beaufsichtigung unterbringen, um durch die industrielle oder sonstige Tages- oder Halbtagsarbeit bei der herrschenden Teuerung zur Verbesserung ihrer und ihrer Familie Lebensführung beizutragen. Die Frau wird auch nach dem Kriege beim Wiederaufbaue alles dessen, was durch den Krieg mit seinem Meer von

Leiden und Schmerzen an unwiderbringlichen Werten zerstört und an menschlichen Fähigkeiten und an menschlichem Pflichtgefühle vernichtet wurde und mit allen Kräften vieler Jahre emsiger und tüchtiger Arbeit des Aufbaues beanspruchen wird, die Männer vertreten müssen. Die Kinder wird die Frau deshalb nicht immer bei ihrer durch lange Jahre vermehrten Arbeit im Hause und Berufe ständig übertags zu betreuen und zu beaufsichtigen imstande sein.

Die Kinder werden sich zumeist in allen diesen Fällen selbst überlassen oder der Aufsicht der älteren schulpflichtigen oder der Schule kaum entwachsenen Geschwister übergeben oder in Obsorge von Familien gebracht, welche die Kinder nicht beaufsichtigen, sie vielmehr körperlich und geistig vernachlässigen, zu Arbeiten über das Maß ihrer Kräfte hinaus verwenden und jeglichen günstigen Einflusses auf diese Kinder bar sind.

Die Kinder sich selbst überlassen oder ohne alle Aufsicht suchen in schulfreier Zeit die Gasse auf, denn ihr Geselligkeitstrieb duldet sie nicht in den öden Wohnräumen. Die Gasse ersetzt ihnen das Heim, das Elternhaus, oft auch die Schule, die sie schwänzen. Auf der Gasse tummeln und tollen sie mit anderen gleichgearteten Kameraden herum und kommen von dort in die Schule in einer Verfassung, welche sie zur Aufnahme des Unterrichtes unfähig macht.

Auf der Gasse sind sie, da jede Kontrolle des Umganges und zweckmäßiger Beschäftigung mangelt, den mannigfachsten Verführungen ausgesetzt, treiben hier mit ihren Leidensgenossen allerhand Unfug, werden zu »Gassenjungen« und »Gassenmädln« und geraten schließlich auch nur zu leicht auf den Weg strafbarer Handlungen.

Die Folgen einer solchen mangelhaften Erziehung treten zumeist bei diesen Kindern auch im Mangel eines Heimgefühles und eines Familiensinnes, im Hange zum Nichtstun, ferner bei Abgang der für jeden Lebenslauf erforderlichen moralischen Selbstzucht im stumpfen Hasse gegen alle sozial besser gestellten Mitmenschen in Erscheinung.

Diese Kinder werden auch ungehorsam, verrohen, drohen bei der geringsten Mahnung oder Rüge von seiten der Eltern das Haus zu verlassen oder verlassen es wirklich und entziehen sich oft tagelang der elterlichen Aufsicht. Wenn die Mutter Witwe ist, leidet bei solchen Verhältnissen besonders die Erziehung der Kinder.

Bei dieser Sachlage erscheint es daher dringend notwendig, für zeitweise aufsichtslose, schulpflichtige Kinder, deren Eltern außer Haus ihren Berufsarbeiten nachgehen, die ihnen während dieser Zeit mangelnde, schon von Natur aus geforderte elterliche Erziehung zu ersetzen, auf daß diese Kinder ordentliche Mitglieder der menschlichen

Gesellschaft, brave, brauchbare und wohlerzogene Menschen werden können und nicht der Verwahrlosung entgegengehen.

Der Ausbau der Fürsorgetätigkeit in Gemeinden und Bezirken fordert, daß der aufsichtslosen Jugend, die besonders durch den Weltkrieg um viele Tausende eine Vermehrung erfuhr, Ersatz- und Fürsorgeerziehung in Horten, Kindergärten, besonders aber in Tages- und Schulheimstätten zuteil wird. Diese Bewahranstalten für die aufsichtslose Jugend im vorschulpflichtigen, schulpflichtigen und nachschulpflichtigen Alter sind ebenso notwendig wie Volksschulen, die mit ihren wenigen täglichen Unterrichtsstunden nicht die Umprägung der Kinder vermögen, und die Verpflichtung der Eltern zur Unterbringung ihrer Kinder in solchen örtlichen oder bezirklichen Schutzanstalten ist so begründet wie der Schulzwang selbst.

Die Tagesheimstätten stellen sich als Bewahr- und Aufsichtsanstalten für zeitweise aufsichtslose schulpflichtige Kinder, besonders für unbeaufsichtigte schulpflichtige Kinder, deren Eltern entweder außer Hause ihren Berufsarbeiten nachgehen oder die in ihren unzureichenden Wohnräumen ihre Arbeitsstätte haben, dar.

An allen Wochentagen sind die Tagesheimstätten von früh bis gegen 6 Uhr abends geöffnet. Die Kinder verbringen dortselbst die Zeit der schulfreien Stunden, die sie sonst auf der Gasse oder unbeaufsichtigt zuhause oder in unpassender Gesellschaft verbringen würden, unter Aufsicht und Leitung einer Hausmutter.

Die Hausmutter ersetzt in der Tagesheimstätte die Mutter. Sie besorgt, wenn es nötig, die körperliche Pflege der Kinder in dieser Zeit, hält ihre Kleider in Ordnung, beschäftigt die Kinder in nützlicher Weise, weckt durch Handfertigkeitsarbeiten Interesse und Neigung für die Arbeit, trägt durch Spiele und Vorlesen guter Schriften zur Anregung des Geistes bei, hält sie zum Lernen an und leitet ihre Spaziergänge und Bewegungen im Freien.

Ist mit der Heimstätte eine Küche verbunden, dann obliegt ihr auch hierüber die Aufsicht und die Führung des Hauswesens.

Der Aufenthalt der Kinder in den Tagesheimstätten nebst der Verabreichung von Kost an die Heimstättenkinder wird in der Regel nicht umsonst gewährt. Für die Unterbringung eines Kindes in der Tagesheimstätte selbst ist ein geringer Betrag — mit Ausnahme von Armen — zu leisten. Dadurch werden die Eltern in den Schranken von Recht und Pflicht gehalten und hierdurch ihr Verantwortlichkeitsgefühl und auch ihr Selbstgefühl gestärkt. Sie lernen es empfinden, daß man sie hoch genug achtet, um ihnen die Dienste für die Wohlfahrt ihrer Kinder nicht als Almosen zu geben, sie auf ihre eigene

Stufe stellt, so daß sie, ohne mit ihrem Ehrgefühle in Widerstreit zu geraten, die Tagesheimstätten gerne für ihre Kinder aufsuchen werden.

Ist mit der Tagesheimstätte eine Küche verbunden, dann haben die Eltern der Heimstättenkinder einen angemessenen Beitrag für die Kost, welche gewöhnlich mittags aus einer Suppe, Gemüse, Milch, Mehl- oder Fleischspeise und nachmittags aus $^1/_4$ Liter Milch und Brot besteht, zu leisten, da die Eltern stets ihrer Pflicht, für den Unterhalt ihrer Kinder zu sorgen, eingedenk bleiben müssen.

An Sonn- und Feiertagen bleiben die Tagesheimstätten geschlossen, denn an arbeitsfreien Tagen haben die Eltern während der schulfreien Zeit ihre Kinder zu beaufsichtigen, und es hieße die Kinder den Eltern entfremden und die Pflicht der Eltern abstumpfen, wollte man auch an diesen Tagen die Kinder in den Tagesheimstätten unterbringen. Um ihren Zweck voll zu erreichen, müssen die Tagesheimstätten das ganze Jahr hindurch und selbst an Werktagen während der Schulferialzeit zur Verfügung stehen.

Die Tagesheimstätten bestehen aus einem oder mehreren heizbaren, gesunden Räumen für den Aufenthalt von höchstens 20 bis 30 Kindern, dem Spielplatze und der Wohnung für die Hausmutter.

Mit Kindergärten und Suppenanstalten sind die Tagesheimstätten nicht zu verwechseln noch gleichzustellen. — Kindergärten geben Kindern, welche noch keine Schule besuchen, also Kindern im vorschulpflichtigen Alter, solcher Eltern Aufenthalt, denen eine geräumige oder wenigstens gesunde Wohnung abgeht, oder solcher Mütter, die der Erziehung ihrer vorschulpflichtigen Kinder nicht persönlich vorstehen können, weil sie, auf Miterwerb angewiesen, den größten Teil des Tages außer Hause verbringen.

Suppenanstalten verabreichen schulpflichtigen Kindern solcher Eltern, die, im Erwerbe abwesend, für die Ernährung der Kinder nicht sorgen können, zur Mittagszeit Suppe oder eine Mahlzeit. Sie beaufsichtigen und beschäftigen diese Kinder während der tagsüber dauernden Beschäftigung ihrer Eltern außer Hause jedoch nicht und ersetzen so während dieser Zeit auch nicht die Erziehung der Mutter bei diesen Kindern.

In Tagesheimstätten muß darauf Gewicht gelegt werden, daß die Kinder in normalen Familienverhältnissen erzogen werden, weshalb die gemeinsame Erziehung von Knaben und Mädchen, wie dies auch im Elternhause der Fall ist, und nicht eine Trennung nach Geschlechtern platzgreift.

Diese gemeinsame Erziehung schafft eine Verfeinerung der Sitten und des Empfindens bei Knaben, geistige Anregung und eine selb-

ständige Tätigkeit und ein selbständiges Auftreten bei den Mädchen. Das Beisammensein der Kinder verschiedenen Alters in der gemeinsamen Tagesheimstätte bringt Pflichtgefühl und Fürsorge des Starken für den Schwachen mit sich.

Die Fürsorge durch Tagesheimstätten erhalten nur körperlich und geistig normale Kinder, denn Kinder, welche eine solche individuelle Beschaffenheit nicht besitzen, gehören in Einzelpflege.

Die Kinder sind ihrem Stande und ihren Verhältnissen angemessen zu verpflegen und zu erziehen, sie sollen dazu gebracht werden, in einfachen Lebensverhältnissen sich wohlzufühlen, sie sollen sich nicht geziert, sondern frei und ungezwungen geben, und es ist ihren seelischen Stimmungen Rechnung zu tragen.

Die Beschäftigung der Kinder in der Tagesheimstätte hat mit Schulunterricht nichts gemeinsam, besteht vielmehr in der Ausarbeitung der Schulaufgaben durch die Kinder, Singen, Lesen guter Jugendschriften, Laubsägearbeiten, Handfertigkeitsarbeiten und bei günstiger Witterung in Spielen, Turnen und Spaziergängen im Freien, besonders nach gesunden, waldreichen Orten und im Besuche von Arbeitsstätten u. a. m. Wenn es wahr ist, daß die Straße, wie die Amerikaner sagen, des Teufels Kindergarten ist, so ist es wahr, daß die Tagesheimstätte des Schutzengels Kindergarten für unser schutzbedürftiges, aufsichtsloses Kind in Kriegs- und Friedenszeiten ist.

Das Kind der Straße wird in dieser Beaufsichtigungsanstalt tagsüber die aufsichtslose Zeit betreut und bewahrt, zum Schutze seines körperlichen und geistigen Wohles wird alles besorgt. Die Heimstätte bildet fürwahr in der Schutzfürsorge unserer Jugend ein unentbehrliches Glied in der festgefügten, ununterbrochen sich reihenden, goldenen Kette menschlicher Fürsorge für die hilfsbedürftige und durch den Krieg verlassene Jugend. — Zum Wohle des schutzbedürftigen Kindes ist man deshalb bestrebt, Tagesheimstätten zu errichten, und haben insbesondere Kinderschutz- und Jugendfürsorgevereine die Gründung solcher Heimstätten gefördert. Jetzt in Zeiten des Krieges sind sie für die Fürsorge der durch den Krieg um viele Tausende vermehrten aufsichtslosen Jugend unentbehrlich geworden.

Auf meine Anregung hat im Jahre 1906 auch der Verein »Kinderschutz« für den Friedländer Bezirk, dessen Präsident ich damals war, aus den dargelegten zwingenden Gründen und in der Erkenntnis der Notwendigkeit der Errichtung von Tagesheimstätten da, wo die Mutter den Tag über außer Hause dem Erwerbe nachgehen muß, also in Fabriksorten, beschlossen, mehrere Tagesheimstätten zu errichten. In demselben Jahre wurde in der Stadt Friedland die erste Tages-

heimstätte mit einer Küche für die Verpflegung der Heimstättenkinder nach Beseitigung mancher Schwierigkeit eröffnet. Die Friedländer Tagesheimstätte wirkt seit der Gründung sehr ersprießlich und erfolgreich, erfreut sich andauernd und ununterbrochen eines starken Besuches der übertags aufsichtslosen schulbesuchenden Kinder und der werktätigen Förderung der Protektorin des Vereines Kinderschutz Exzellenz Marie Gräfin Clam-Gallas, der Großindustriellen, sowie der ganzen jugendfreundlichen Bevölkerung aller Kreise der Stadt Friedland.

Sie dient so jahraus, jahrein mindestens 20 schulpflichtigen, übertags aufsichtslosen Kindern als Bewahrungs- und Aufsichtsstätte. Als im Herbste des Jahres 1909 die erbaute Bezirksheimstätte für die verwaiste und schutzbedürftige Jugend, welche dauernd 40 bis 50 solchen Kindern und Jugendlichen Pflege und Ersatz- und Fürsorgeerziehung angedeihen läßt, vom Vereine »Kinderschutz« in Friedland, Böhmen, eröffnet wurde, wurde auch die Friedländer Tagesheimstätte in diesem modernen Bezirksfürsorgeheime für die verwaiste und schutzbedürftige Jugend, dem ersten in Österreich, untergebracht.

Als im Juli 1908 in allen 39 Gemeinden des Friedländer Gerichtsbezirkes (jetzt die Gerichtsbezirke Friedland und Neustadt an der Tafelfichte) die Organisationen der Frauen als Waisenpflegerinnen ins Leben gerufen wurden, trat noch eine intensivere Tätigkeit im Kinder- und Jugendschutze ein, indem 178 Frauen als Waisenpflegerinnen in allen Gemeinden des mehrgenannten Friedländer Gerichtsbezirkes waisenpflegerische Fürsorge übten. Durch die Waisenpflegerinnenorganisationen erstanden auch mehrere Anstalten zum Schutze der hilfsbedürftigen Jugend, wie Kindergärten, Tagesheimstätten u. a. m.

In Mildeneichen hat die Organisation der Frauen als Waisenpflegerinnen für 30 übertags infolge der Außenarbeit ihrer Eltern aufsichtslosen Kinder ebenfalls eine Tagesheimstätte, wofür zwei Zimmer mit Küche gemietet und eine Heimmutter aufgenommen wurde, am 17. Mai 1909 eröffnet. Einen Betrag von über 3000 Kronen haben die Waisenpflegerinnen hierzu bereits gesammelt.

Diese Tagesheimstätte ist zugleich die erste Waldtagesheimstätte in Österreich, indem die Kinder in dem nur 200 Schritte von der Heimstätte entfernten Eichenwäldchen eines Wohltäters, wo Tische und Bänke aufgeschlagen sind und ein gedeckter Raum für regnerisches Wetter sich befindet, in frischer Waldesluft die Zeit ihrer Beaufsichtigung in der Regel zur warmen Jahreszeit zubringen. Diese Tagesheimstätte erfreut sich seit ihrer Eröffnung ununterbrochen eines starken Zuspruches. Sie wird jetzt bereits von 30 Kindern besucht und erfolgen trotzdem immer noch neue Anmeldungen, so daß die

Frauenorganisation der Mildeneichener Waisenpflegerinnen mit Herbst 1913 darangehen mußte, eine zweite Tagesheimstätte zu errichten, auf daß die überaus große Zahl der Kinder, welche die Heimstätte besuchen wollen, Aufnahme findet. —

An der Spitze der Mildeneichener Waisenpflegerinnen steht allerdings eine edle Frau, die in selbstloser, uneigennütziger Weise das schöne erhabene Werk der verwaisten und hilfsbedürftigen Jugend im Friedländer Bezirke in wahrhaft hochherziger Weise seit vielen Jahren fördert, und der es auch zum Verdienste gereicht, die Anregung zur Errichtung der Tagesheimstätte richtig erfaßt und diese Jugendschutzstätte stets werktätig ausgiebig unterstützt zu haben. Diese Wohltäterin unserer verwaisten und schutzbedürftigen Jugend, Frau Marie Richter, geborene Heintschel, Edle von Heinegg, Großindustriellengattin in Mildeneichen, geht nun mit den übrigen Frauen der Mildeneichener Waisenpflegerinnenorganisation daran, durch Errichtung einer zweiten Tageheimstätte in Mildeneichen der aufsichtslosen schulpflichtigen Jugend Hilfe zu bringen.

Frau Marie Richter trug sich mit den Gedanken, die zweite zu errichtende Tagesheimstätte mit der Schule in Verbindung zu bringen, indem die Tagesheimstätte Aufnahme in Räumen einer Schule finden sollte. Sie mußte jedoch, weil Schulräume nach den bestehenden Bestimmungen zurzeit hierzu nicht verfügbar gestellt werden können, davon absehen und in einem Privathause die Räume für die Heimstätte sicherstellen.

Immerhin teilte sie mir ihre Idee über die Gründung von Schultagesheimstätten mit und holte meine Wohlmeinung hierfür ein. Ich halte die Errichtung von Schultagesheimstätten im großen Interesse eines gedeihlichen Kinderschutzes und die Kriegsschulheimstätten im gleichen Interesse einer ersprießlichen Kriegsfürsorge für unsere Jugend notwendig und auch leicht und ohne viel Kosten durchführbar. Kinderschutz- und Jugendfürsorgevereinen, Frauen als Waisenpflegerinnen, Gemeindewaisenräten und Wohltätern, welche die Beistellung einer Erziehungskraft, Heizung, Licht und Reinigung übernehmen, sollten auf Verlangen ein Schulraum zur Verfügung gestellt werden, wo nach der Schulzeit die Kinder durch eine Heimmutter beaufsichtigt, spazieren geführt, beschäftigt und bewahrt werden. Das österreichische Unterrichtsministerium hat zurzeit schon die Genehmigung hierzu erteilt.[1]) Wenn jedes Kind nur den kleinen Betrag von sechs

[1]) In Böhmen hat der Statthalter im Monate Februar 1917 an die Regierungsbehörden (Bezirkshauptmannschaften) einen Erlaß hinausgegeben, daß Wärmstuben in Schulen für arme Schulkinder errichtet und Ausspeisungen derselben in Schulen

Heller zahlen würde, dürften die Kosten für die Heimmutter zum größten Teile Deckung finden. Die Reinigung des Heimstättenraumes könnte nach $^1/_2$7 Uhr abends sehr gut abwechselnd von 2 bis 3 großen Mädchen unter Aufsicht der Heimmutter geschehen. Die größeren Schulgemeinden haben in den Schulen zumeist Zentralheizung und öfter auch elektrisches Licht, so daß sogar dort noch diese Spesen entfielen oder sehr gering wären. Wenn man des Abends den Fortbildungsschulen die Klassen der Schule zur Benützung überläßt, so kann man eine einzige Schulklasse der Heimstätte über Mittag und in der Zeit von 4 bis $^1/_2$7 Uhr abends Wochentags wenigstens zur Verfügung stellen, besonders wo jetzt Tausende von zeitweise übertags aufsichtslosen Kindern unserer heldenmütigen Krieger dringend Aufsicht und Bewahrung verlangen.

Wenn in solcher Art an allen Schulen in Österreichs weitem Reiche Schultagesheimstätten geschaffen würden, was, wie dargetan, leicht und mit wenig oder gar keinen Kosten erreichbar ist, welch ein Segen wäre dies für so viele zeitweise aufsichtslose Kinder, für solche unserer Krieger, noch dazu im Winter. Denn eine Erziehungskraft findet sich fast überall und macht sich beinahe bezahlt durch den kleinen Beitrag von sechs Heller. Woran es in den kleinen und ärmeren Gemeinden mangelt, ist die »gebrauchte große lichte Stube«. Auch wird überall gern die Miete gespart. Zur Pflichterziehung in der Schule gehört bei den derzeitigen Lebens- und Erwerbsverhältnissen auch die erziehliche Beaufsichtigung solcher Schulkinder, die tagsüber zeitweise der Aufsicht im Elternhause entbehren müssen, soll die Schulerziehung dieser Kinder in ihrem Erfolge nicht gefährdet werden und nicht Verwahrlosung bei diesen Schulkindern eintreten.

Durch die Schaffung von Schultagesheimstätten an allen Schulen Österreichs würden außer der so notwendigen Schutzerziehung für das zeitweise erziehungsverlassene Kind noch andere Vorteile erreicht. Die Frau, wenn auch Mutter, kann in industriellen und anderen Betrieben sich für den waffenfähigen Mann betätigen und dadurch wertvolle männliche Kräfte für den Heeresdienst frei bringen, so daß selbst die Heeresleitung an der Bewahrung der Kinder solcher Mütter in Kriegsschulheimen und an der Errichtung solcher Heime ein großes Interesse hat, abgesehen davon, daß hierdurch die Mittel zur Ernährung und Erziehung solcher Kinder reichlicher vorhanden sind, die Kinder

unter Aufsicht von Lehrpersonen durchgeführt und Schulheimstätten ins Leben gerufen werden, so daß bereits in vielen Schulen während des Weltkrieges Schulkinder **nach** der Schulzeit in Schulen Bewahrung und Verpflegung unter erzieherischer Aufsicht finden.

wohlbewahrt und beaufsichtigt sind und aus ihrer zeitweisen Verlassenheit an ihrem Gedeihen und ihrer Erziehung keinen Schaden nehmen. Die Lehrer kommen dadurch auch mit den ihrer Erziehung anvertrauten Schulkindern und den Eltern derselben außerhalb der Schulzeit in dauernde Fühlung und können auf die Erziehung dieser Kinder auch in dieser Zeit einwirken. — Wenn mit der Schule eine Kochschule verbunden ist, können die in der Kochschule bereiteten Speisen für die Kinder der Kriegsschulheimstätte Verwendung und dadurch geldliche Verwertung finden. Schließlich wird durch die allgemeine Errichtung von Schultagesheimstätten die Buchschule um ein großes Stück der Arbeitsschule näher gebracht. Aus allen diesen Erwägungen ist die allgemeine Errichtung von Schultagesheimstätten bezw. Kriegsschulheimen in Österreich dringend zu empfehlen und werktätig zu fördern und dies um so mehr, als die Schaffung der Schultagesheimstätten, die überall leicht und ohne größeren Aufwand erfolgen kann, für die vielen zeitweise aufsichtslosen Kinder unserer braven und heldenmütigen Krieger, die vor dem vierten Kriegswinter stehen, eine dringende Notwendigkeit ist und einen Teil der Pflicht des Dankes beinhaltet, den wir unseren Vaterlandsverteidigern durch Beschirmung und Bewahrung ihrer zurückgelassenen Kindern zollen.

Der Schule und dem Erzieher einerseits, den Wohltätern unserer schutzbedürftigen Jugend und den Jugendschutzorganen anderseits, insbesondere den Frauen als Waisenpflegerinnen, gibt die Erstehung von Schultagesheimstätten ein großes und weites Feld fürsorglicher Betätigung im Kinder- und Jugendschutze und in der Kriegsfürsorge für unsere Jugend. Dem zeitweise aussichtslosen Kinde gibt sie die Hoffnung und Aussicht auf Ersatz seiner mangelnden Erziehung, verhütet auch dessen Verwahrlosung und läßt vielmehr ein solches zeitweise verlassenes Kind zu einem tauglichen und nützlichen Mitgliede der menschlichen Gesellschaft werden. Auch wird dadurch unseren Vaterlandsverteidigern eine Dankesschuld abgestattet. Wie sie das Vaterland, die Heimat schützen und mit ihrem Blute und Leben schirmen, so haben wir im Hinterlande, in der Heimat die heilige Pflicht, ihre Kinder zu behüten und zu bewahren, weil sie uns anvertraut sind, so daß wir sie den heimkehrenden Kriegern wohlerzogen und unverdorben übergeben und den gefallenen Kriegern so erhalten und erziehen müssen. Möge deshalb diese Anregung zum Schutze der Jugend und ihrer Fürsorge im Kriege zur segensreichen Tat werden und in den Schulheimen bald auch im hellen Lichterglanze der Weihnachtsbaum den Schützlingen erstrahlen, die lichtumflossene deutsche Tanne.

B. Mitteilungen.

1. Das Niederländische »Museum für Eltern und Erzieher« und seine Pädologische Abteilung.

Von A. J. Schreuder,
Direktor der heilpädagogischen Anstalt Klein-Warnsborn, Arnheim.

Bekanntlich ist das ungarische pädologische Museum in Budapest, errichtet von Seminar-Direktor Ladislaus Nagy und geleitet von Herrn Charles Ballaï, das erste dieser Art. Zum Teil weist es jedoch einen stark pädagogischen Zug auf.

Seit einigen Jahren ist auch in Holland eine pädologische Sammlung im Werden begriffen, worüber ich hier einiges mitzuteilen wünschte.

Diese Sammlung ist eine der Unterabteilungen des im Jahre 1911 errichteten »Museums für Eltern und Erzieher«, das sich in den sechs Jahren seiner Existenz einer schnellen Entwicklung erfreuen durfte, dank der zweckmäßigen Einrichtung, dem engen Anschluß an die Praxis der Erziehung und nicht am wenigsten durch die hingebende Arbeit der Freifrau Sandberg-Geisweit van der Netten in Assen, die das Museum entworfen hat und durch ihre Begeisterung eine Schar eifriger Mitwirkenden um sich hat zu sammeln gewußt.

Das »Museum für Eltern und Erzieher« enthält folgende Unterabteilungen:

1. Körperliche Entwicklung und Pflege des Kindes.
2. Kleidung des Kindes.
3. Ernährung des Kindes.
4. Umgebung des Kindes, (zweckmäßige Einrichtung von Wohnzimmer und Küche, Kinderspielzimmer, Schlafzimmer.)
5. Kinderforschung und geistige Entwicklung.
6. Fürsorge für anormale Kinder.
7. Hülfe bei Unfällen in Familie, Schule und im Freien.
8. Spiel, Musik und Handarbeit.
9. Kinderlektüre.
10. Kinderpflege in Indien.
11. Historische Abteilung.
12. Bibliothek.

Die Leitung jeder Abteilung hat ein sachverständiger »Korresspondent«, der für eine zweckmäßige Erweiterung sorgt. Zur Seite steht ihm ein Ausschuß von zuständigen Mitwirkenden. Ferner ist die tägliche Leitung und die technische Arbeit der Hauptvorsteherin Frau Sark-Schim van der Loeff und der Vorsteherin Fräulein P. A. Gunning anvertraut. Die Verbindung zwischen den verschiedenen Abteilungen bildet der Hauptvorstand, der besteht aus: Dr. J. H. Gunning Wz., Amsterdam, Vorsitzender; Frau M. E. H. Sandberg-Geisweit van der Netten, Assen, Schriftführerin; Dr. B. W. H. Sandberg, Assen, Kassenführer; Fräulein Ida Heyermans, Rotterdam; Baronin thoe Schwarzenberg en Hohenlansberg, Assen;

Fräulein A. G. Dyserinck, Haag; Dr. N. Knapper Cz., Amsterdam; Dr. M. W. Pynappel, Zwolle und A. J. Schreuder, Arnheim.

Das Museum hat seinen Sitz in Amsterdam, doch es wird ganz oder teilweise nach anderen Orten des Landes ausgeschickt. Es ist ein Wandermuseum. So sind im Jahre 1916 in fünf Städten Ausstellungen des Museums gehalten worden. Für solche örtlichen Ausstellungen wird ein örtlicher Ausschuß gebildet, der für alle Kosten zu sorgen hat. Oft stellte für solche Ausstellungen die Gemeinde ein Gebäude zur Verfügung. Die Kosten werden bisher völlig gedeckt durch Beiträge von Privatpersonen und Eintrittsgelder. Auf diese Weise ist eine Organisation zustande gekommen, wodurch das Museum immer wieder einer neuen Gruppe von Personen, die sich dafür interessieren, zugänglich gemacht wird.

Um zu zeigen, wie groß das Interesse ist, das dem Museum jetzt schon aus allen Kreisen der Bevölkerung entgegen gebracht wird, sei hier mitgeteilt, daß die letzten fünf Ausstellungen, die zusammen gut drei Monate dauerten, von 26800 Personen besucht wurden, die größte Anzahl Besucher am Tag war 973, nahezu alles bezahlende Besucher. Während des Monates November war das Museum in Haarlem und wurde dort besucht von 12521 Personen. Die größte Anzahl dieser Besucher sind Väter und Mütter aus den Arbeiter- und Bürgerklassen, wohl ein Beweis, daß das Museum mit seinen verschiedenen Abteilungen sich als praktischer Führer erweist und der Realität der Familienerziehung entspricht.

Für die nächsten zwei und ein halb Jahre ist das Museum schon »versagt«, und zwar an vierzehn verschiedene Städte des Landes.

* * *

Über die pädologische Abteilung, welche unter meiner Leitung steht, möchte ich hier näheres mitteilen.

Der Zweck dieser Abteilung ist, das Publikum zum Studium der Kinderseele anzuregen und dabei einige Anleitung zu gewähren. Sie versucht dieses zu tun, indem sie die Resultate des Studiums und der Erfahrung sammelt und veranschaulicht. Sie ist nach der Natur der Sache noch ganz im Werden begriffen, zum Teil auch aus dem Grunde, daß es schwer hält für verschiedene Zweige dieser Abteilung Material zusammenzubringen. Der Aufbau des Museums findet zum größten Teil statt durch die Mitwirkung seitens der Eltern und Erzieher selber.

Der Entwurf zu dem Museum enthält sieben Rubriken und zwar:

I. Beobachtungen seitens der Erzieher.
II. Äußerungen von Kindern.
III. Jugenderinnerungen.
IV. Ethnographisches und Völkerkundliches.
V. Das Kind in der Kunst.
VI. Methodik und Resultate der Kinderforschung.
VII. Bibliothek.

Wir wollen jede dieser Rubriken kurz besprechen.

I. Beobachtungen seitens der Erzieher. Hier kommen für das Museum an erster Stelle fortgesetzte Notizen über das ganze Gebiet

der geistigen Entwicklung eines bestimmten Kindes oder mehrerer Kinder aus einer Familie in Betracht. Es ist nicht leicht die Mütter zu veranlassen, die Notizen über ihre Kinder auf einige Zeit dem Museum zu überlassen. Wohl gibt es mehrere Mütter, die solche Aufzeichnungen über die Entwicklung ihrer Kinder, worunter sehr sorgfältige, gemacht haben, doch fast immer werden die Bitten, dieselben zeitweise dem Museum zu überlassen, von der Hand gewiesen, und zwar entweder auf Grund des Mangels an Sorgfalt und System in diesen Aufzeichnungen oder wegen des intimen Charakters derselben. In beiden Fällen ist diese Scheu vollkommen verständlich und bei solchen Gelegenheiten weiß ich denn auch nichts besseres zu tun, als den Besitzerinnen nahezulegen, wie wünschenswert es wäre über dergleichen Sammlungen testamentarisch die Verfügung zu treffen, daß sie nach etwa hundert Jahren in eine öffentliche Anstalt zur Pflege des Kinderstudiums aufgenommen werden sollen. Es scheint mir, daß auf diese Weise im Laufe der Zeit ein wirklich wertvolles Studienmaterial sich ansammeln würde.

Doch auch auf andere Weise können dergleichen sorgfältige Sammlungen andern zugute kommen; wenn man auch diese Art Aufzeichnungen nicht einer öffentlichen Sammlung schenken will, so ist man doch wohl geneigt, dieselben bekannten Personen leihweise zur Verfügung zu stellen, von denen man die Überzeugung hat, daß sie diese Notizen nur zu ernsten Zwecken verwenden werden, sei es zu wissenschaftlichem Studium oder um jüngeren Müttern die Erfahrungen und Beobachtungen älterer Mütter zu vermitteln oder um die eignen Beobachtungen mit denen andrer Erzieher zu vergleichen. In solchen Fällen dient das Museum als Bindeglied.

Eine andere Gruppe von Notizen, die in diese Rubrik gehören, sind monographische Aufzeichnungen, die sich auf einen bestimmten Gegenstand beziehen, z. B. auf die Entwicklung des Sprechens, des Spielens, der Produktivität, auf die logische Entwicklung, die Entwicklung der Phantasie, der Religiosität usw. Diese Aufzeichnungen sind meistens nicht so intimer Art wie die vorigen. Hier stößt man aber oft auf die Schwierigkeit, daß die Mütter diese ihnen so teueren Notizen nicht hergeben wollen, und außerdem macht sich die Tatsache als störende Unzulänglichkeit fühlbar, daß diese Notizen nicht mit der erforderlichen Ausdauer und dem erwünschten Vorstudium bearbeitet sind. Letzteres braucht man jedoch nicht allzu schwer wiegen zu lassen. Auch fragmentarische Notizen können von großem Wert sein und andere wieder anregen, etwaige Lücken auszufüllen. Noch neulich kam mir durch Museumkorrespondenz mit einer gebildeten Mutter eine außerordentlich vollständige Sammlung von Kinderzeichnungen aus der Periode unter vier Jahren in die Hände, eine Sammlung, vollständiger als irgend eine mir aus der Literatur bekannte, und deren teilweise Veröffentlichung mit erläuternden Bemerkungen erfreulicherweise jetzt schon im Gange ist.[1])

---

[1]) L. Belinfante-Ahn, De Ontwikkeling van het Profielbegrip in Kinderteekeningen. (Die Entwicklung des Profilbegriffs in Kinderzeichnungen.) Schoonheid en Opvoeding. Jg. XI, Sept. 1917. — Dieselbe, Kinderteekenen. Het Kind. 18. Jg.

Auch beabsichtigt das Museum, Anleitung zu geben beim Sammeln solcher Notizen, und zwar durch die Herausgabe kleiner Schriften, worin auseinander gesetzt wird, auf welche Weise die Notizen einzurichten sind und welche Punkte besonders zu beachten sind.

Drittens sind Vergleiche zwischen auf einander folgenden Kindern und zwischen Zwillingen sehr erwünscht, während schließlich auch Sammlungen anekdotischer Vorfälle und Aussprüche in diese Rubrik gehören, wie diese bekanntlich ziemlich oft vorkommen. Mehrere dieser Sammlungen sind schon im Drucke erschienen. Das Museum versucht, Manuskripte dieser Art als Geschenk oder als Leihgabe zu erlangen oder wenigstens ihre Existenz zu erfahren.

II. Die zweite Rubrik enthält Äußerungen von Kindern. Hierzu kommen für das Museum in Betracht: 1. Kindertagebücher und Gedichte, 2. Spontan hingeworfne, freie Kinderbriefe, 3. Kinderzeichnungen und zwar: a) die eines bestimmten Kindes in zeitlicher Folge; b) die eines bestimmten Kindes nach dem Inhalt des Dargestellten geordnet; c) vergleichende Sammlungen von verschiedenen Kindern. Von letzterer Art ist im Museum u. a. ein recht gutes Beispiel vorhanden und zwar eine ausgezeichnete Sammlung von Kinderzeichnungen aus den sechs aufeinander folgenden Klassen einer Elementarschule und der sich daran anschließenden Klasse des fortgesetzten Unterrichtes in Amsterdam. Diese Zeichnungen sind auswendig gezeichnet, ohne vorhergehende Übung, und stellen jedes Mal dieselben Gegenstände dar, nämlich 1. Abbildungen des menschlichen Körpers; ein Männlein, ein Weiblein, ein Knabe und ein Mädchen, 2. Abbildungen bekannter Tiere: ein Pferd, eine Katze, ein Hund, 3. Abbildungen bekannter Sachen: ein Haus, ein Baum, ein Schiff. Diese Sammlung gibt eine ausgezeichnete Übersicht des Entwicklungsganges des freien Zeichnens solcher für sich stehenden Gegenstände während der Schuljahre.

Ferner gehört hierher 4. Kinderhandarbeit, wie Sammlungen freier Modellierarbeit, freie Ausschneidearbeit, eigne Entwürfe zu Papierflechtarbeit, kurz selbst erfundene Handarbeit jeglicher Art. Wieviele solcher interessanten Arbeiten gehen verloren, weil man dieselben nicht zu schätzen weiß und oft auch nicht weiß, wohin damit. All solche Arbeit mit erläuternden Notizen und besonders mit genauer Angabe des Alters nimmt das Museum als Geschenk oder Leihgabe in Empfang.

III. Die dritte Rubrik, die der Jugenderinnerungen, enthält fürs erste schon veröffentlichte Jugenderinnerungen, aber daneben sind auch Manuskripte sehr willkommen. Auch stellt das Museum sich zur Verfügung zur Entscheidung der Frage, ob Veröffentlichung solcher Manuskripte von pädologischem Standpunkt aus Wert hat oder nicht, und wenn ja, welche Ergänzungen erwünscht sind und welche Teile gekürzt oder ausgelassen werden könnten.

Heft 16 u. 17. — Dieselbe, Het probleem der ruimtelyke uitbeelding in Kinderteekeningen. (Das Problem der räumlichen Darstellung in Kinderzeichnungen.) Paedagogische Tydschrift 1917, Heft 3.

IV. Die Rubrik Ethnographisches und Völkerkundliches will hinweisen auf:

1. die Übereinstimmung und den Unterschied zwischen den Entwicklungsstufen des Kindes und der ungebildeten Völker;
2. die Übereinstimmung und den Unterschied im Leben des Kindes bei ungebildeten Völkern und in der Kulturwelt, seine Entwicklung, sein Spiel, seine Stellung in Familie und Gesellschaft;
3. Angaben, Abbildungen und Objekte sammeln, die Bezug haben auf das Kind in früheren Zeiten, im Zusammenhang mit Übereinstimmung und Unterschied hinsichtlich der heutigen Zeit.

Zur Erläuterung des erstgenannten Gesichtspunktes befinden sich im Museum zwei wichtige Studienwerke, nämlich 1. Prof. Jonker, Rottineesche Teksten, das eine Sammlung enthält von Märchen, Liedern, Erzählungen von der Insel Rotti (niederländisch Ost-Indien), die allerlei übereinstimmende Züge mit unsren heutigen Kinderliedchen und Erzählungen aufweisen; und 2. Dr. Kruyt und Dr. Adriani, de Bare'e sprechende Toradja's von Mittel-Celebes, drei Teile mit Atlas. Auch in diesem ausführlichen Werke findet man sehr wertvolle und noch vielseitigere Angaben zur Vergleichung eines primitiven Volkes und des jungen Kindes.

Zur Erläuterung des unter 2. genannten Gesichtspunktes befindet sich im Museum eine kleine Sammlung Spielzeug aus Ost- und West-Indien. In einem großen Teil der Niederländischen Kolonien sind die hierzu erwünschten Ethnographica schon schwer zu erlangen, weil in zahlreichen Gegenden das ursprüngliche inländische Spielzeug durch das Handelsspielzeug verdrängt worden ist. Wir haben jedoch von dem Museum für Land- und Völkerkunde in Rotterdam die Zusage erhalten, daß man uns etwaige Duplikate auf diesem Gebiet abtreten wolle. Ferner haben wir u. a. das grundlegende Werk von Ploß, »das Kind in Brauch und Sitte der Völker«.

Zur Erläuterung des unter 3. genannten Gesichtspunktes wird u. a. gesammelt: Spielzeug aus unsrem eignen Lande aus früheren Zeiten, Spielliedchen, Kinderweisen, Kinderspiele im allgemeinen. Auch wäre uns sehr erwünscht ein Duplikat von der hübschen Sammlung Spielzeug von den Ausgrabungen von Pompeji, die sich im Britischen Museum befindet.

V. Die folgende Rubrik, das Kind in der Kunst, beschäftigt sich mit der Sammlung von Bildern und Photographien von Gemälden und Zeichnungen. Sich darin zu vertiefen, wie die großen Künstler das Kinderwesen empfunden und nachgebildet haben, ist eine Quelle des Genusses und der Erhebung.

VI. Die 6. Rubrik, Methodik des Kinderstudiums, enthält Leitfäden über Kinderbeobachtung und -beschreibung, Anleitungen zur Anlage obengenannter Sammlungen, Leitfaden durch die pädologische Literatur. Ferner soll sie eine Übersicht der Methoden wissenschaftlicher Untersuchung geben und allerlei Resultate dieser Untersuchung popularisieren. Nach dieser Richtung hin ist mit der Arbeit ein Anfang gemacht durch die Herausgabe eines von mir verfaßten nahezu vollständigen Verzeichnisses

von in niederländischer Sprache erschienenen Schriften über Kinderstudium.[1]) In diesem Verzeichnis ist alles im Museum Vorhandene mit einem Stern bezeichnet, während nahezu alles, was in diesem Verzeichnis genannt wird, denjenigen, die sich dafür interessieren, aus öffentlichen oder Privatbibliotheken zur Verfügung gestellt werden kann.

VII. Schließlich die Unterabteilung Bibliothek, die bisher nahezu völlig aus Geschenken und Leihgaben besteht.

Für die Bibliothek kommen in Betracht:

1. Zeitschriften und Zeitungsartikel.
2. Zeitschriften über Kinderstudium.
3. Werke über Kinderstudium im allgemeinen.

Die Bibliothek ist sorgfältig katalogisiert und bei jeder Ausstellung des Museums im Lesesaal zu finden.

---

2. Zur Frage der Auslese der Tüchtigen und der Gründung von Schulen für Begabte.

Auch die Schulreformer haben die Neuorientierung gefunden, und in verschiedenen deutschen Großstädten sind sie dabei, den an sich idealen Gedanken »Freie Bahn dem Tüchtigen« zu verwirklichen. Schon lange vor dem Kriege hat man sich mit der Frage beschäftigt: Wie kann der Staat den Begabtesten aus den niederen Ständen zum Aufstieg verhelfen? Diese Frage konnte damals wegen des Ausbruchs des gegenwärtigen Weltkrieges nicht gelöst werden. Inzwischen soll sie in Japan ihre Lösung gefunden haben. Jetzt aber hat man das Problem vom Aufstieg der Begabten aus der Volksschule allenthalben wieder in Angriff genommen und sucht es möglichst schnell zur praktischen Ausführung zu bringen, wohl in der Erwägung, den entsetzlichen Verlust an tüchtigen und begabten Männern, den der Krieg mit sich gebracht hat, durch Nachwuchs an Begabten rasch zu ersetzen. So sollen denn mit dem Beginn des neuen Schuljahres schulorganisatorische Maßnahmen dieser Art in den verschiedenen deutschen Großstädten getroffen werden.

In Hamburg soll einer Anzahl Volksschulen vom Ende der 3. Klasse ab je ein neuer Zug von 4 Klassen angegliedert werden. In diesem Zug ist der Unterricht in zwei Fremdsprachen verbindlich. Der Lehrplan eines solchen neuen Volksschulzuges ist dem der höheren Schulen zum Zweck der Erleichterung des Überganges nach Möglichkeit anzupassen. Der neue Volksschulzug ist so auszugestalten, daß ihm die Berechtigung der preußischen Mittelschulen, insbesondere das Recht der Aufnahme in die höheren Fachschulen zur Ablegung der Prüfung für die Erlangung der Berechtigung für den Einjährigendienst vor einer Kommission oder einer anderen höheren Schule vor dem siebzehnten Lebensjahre zuerkannt werden kann. Bis diese Neuorientierung wirksam wird, soll auf beiden Seiten

[1]) Dieses Verzeichnis von 24 Seiten enthält gut 350 Werke und Zeitschriftartikel und ist gegen Zusendung von 0,30 Gl. erhältlich bei der Vorsteherin des Museums, Frl. P. A. Gunning, »de Zeandhorst«, Noordwykerhout.

der Alster je eine Vorbereitungsklasse errichtet werden für begabte Volksschüler der 1. Klasse zum Eintritt in Realschulen. Schulgeld- und Lehrmittelfreiheit soll gewährt werden.

In Charlottenburg bestehen jetzt an den Volksschulen 4 A-Klassen, die dem Lehrplan der 5. bis 2. Klasse der Mittelschule entsprechen. Sie sind für solche begabte Volksschüler bestimmt, die sich eine über das Ziel der Volksschule hinausgehende Bildung sichern und womöglich die Einjährigenprüfung an einer Mittelschule ablegen wollen. Der Magistrat beabsichtigt nun die Errichtung einer A-Klasse mit dem Lehrplan der 1. Klasse der Mittelschule für Knaben.

In Mannheim ist schon seit Ostern 1916 eine Übergangsklasse für solche Schüler eingerichtet, die mit Auszeichnung die vorletzte Klasse der Bürgerschule oder die vorletzte Sprachklasse der unentgeltlichen Volksschule durchlaufen haben. Man hofft, in anderthalb Jahren den Eintritt in die Obertertia und in die 2. Klasse der höheren Mädchenschule zu ermöglichen.

Frankfurt a./Main will die begabten vierzehnjährigen Volksschüler in einem Jahre bis zum Ziel der neunklassigen Mittelschule und der Untersekunda der Oberrealschule fördern.

In Breslau sollen die Hochbegabten nach dem sechsten Schuljahre in besonderen Klassen gesammelt, der Mittelschule überwiesen und hier in drei Jahren bis zum Ziele derselben geführt werden. Der Übergang von der Mittelschule zu einer höheren Schule soll ermöglicht werden. Außerdem sollen hochbegabte vierzehnjährige Volksschüler in fünf Jahren zur Reifeprüfung gefördert werden.

In Berlin hat der Magistrat die Forderung der Einheitsschule abgelehnt, dafür aber den Aufstieg besonders begabter Volksschüler in noch zu schaffenden Schulen für Hochbegabte ermöglicht. An die sieben Pflichtklassen der Volksschulen soll sich dort ein Realgymnasium anschließen, das in sechs Jahren zur Reifeprüfung führt. Die Auswahl der Schüler trifft die Schuldeputation auf Eingabe der Eltern nach Vorschlag der Rektoren der Gemeindeschulen und Begutachtung durch den Schularzt, gleichgültig, ob Schulgeld bezahlt wird oder nicht. Eine besondere Kommission, die aus den beiden Schulräten Berlins und dem Dezernenten für das Freischulwesen besteht, muß mindestens von denjenigen Knaben, für die Freischule beantragt wird, sich einen persönlichen Eindruck verschaffen; auch werden diese Knaben, wenn irgendwie möglich, in dem von dem Jugendamt in Aussicht genommenen Ferienheim auf den städtischen Gütern vor ihrer Aufnahme in einem Ferienaufenthalt auf Charaktereigenschaften und gesittetes Wesen einer Prüfung unterzogen werden. Außerdem soll eine verkürzte Realschule geschaffen werden, die sich auf das siebente Schuljahr der Gemeindeschule aufbaut. Sie soll einmal besonders befähigten und zum Studium der technischen Fächer geeigneten Gemeindeschulknaben den Anschluß an die Oberrealschule sichern, gleichzeitig aber auch hervorragende Intelligenzen durch vorbereitende Schulung dem Handel, der Industrie und dem Handwerk zuführen.

Übrigens ist schon seit mehr als dreißig Jahren in Berlin der Auf-

stieg der Begabten aus den ärmeren Volksklassen möglich, insofern nämlich, als in den Berliner Realschulen es den von der obersten Klasse der Gemeindeschule abgehenden Knaben gestattet ist, in die 4. Klasse aufgenommen zu werden. Dementsprechend beginnt erst auf dieser Stufe der fremdsprachliche Unterricht. Heute noch müssen in der Quarta der Realschule zwölf Plätze für begabte Gemeindeschüler frei bleiben, die von den Gemeindeschulen ihr überwiesen werden.

Es gibt nun eine Reihe von Gründen für und gegen die Errichtung von Begabtenschulen. Man hat recht, wenn man behauptet, daß alle Lehranstalten, in denen Schulgeld erhoben wird, »Standesschulen« seien, die den Zugang der Tüchtigen aus den ärmeren Klassen erheblich erschweren. Die Folge davon ist, daß zahlreiche Begabungen verkümmern und brach liegen. Die höhere Bildung, heißt es weiter, sei nicht bloß Vorrecht von Stand und Besitz, sondern Gemeingut aller Klassen. Die Tüchtigkeitsauslese dient daher der Förderung des sozialen Ausgleichs. Dagegen ist einzuwenden, das zunächst durch die Begabtenschule ein Klassenunterschied unter den Zöglingen geschaffen wird, während ein Ausgleich im sozialen Sinne vielleicht erst im späteren Leben eintreten kann. Ferner, so sagt man zu Gunsten der Begabtenschule, wird der alten Forderung, »der Unterricht soll individualisieren« bis zu einem gewissen Grade zu ihrem Recht verholfen, insofern nämlich, als man ein der Veranlagung nach homogenes Schülermaterial in den Klassen unterrichtet, wodurch ein günstiger Boden für die individuelle Behandlung geschaffen ist.

Demgegenüber läßt sich aber auch eine Reihe von Gründen gegen die Begabtenschule anführen. Zunächst verweisen wir auf den Gegensatz zwischen der Schulbegabung und der Lebensbegabung, der schon in dem Unterschied zwischen Schule und Leben begründet ist. Die Schule muß schulen und trifft alle gleichmäßig, wenn auch auf jeder ihrer Stufen verschieden. Das Leben aber verlangt Leistungen, die in dem Wollen, in der Einsicht und Umsicht des Einzelnen begründet sind. Will also die Begabtenschule wirklich tüchtige Männer ins Leben schicken, so darf sie nicht, wie das leider bisher in der Regel zu geschehen pflegt, die Begabung des Lebens messen an den ziffernmäßigen Noten in den einzelnen Unterrichtsfächern, sondern sie muß raten, wo ausgesprochene Neigungen, starke Willenskraft und sittliches Vermögen vorhanden ist. Ferner besteht die Gefahr, daß die Auslese der Begabten zur Entgeistigung der Grundschichten unseres Volkes und der werktätigen Berufe führen, dagegen andererseits eine Überfüllung der »gelehrten« Berufe verursachen kann. Auch ist zu befürchten, daß — besonders trifft dies für die Berliner Realschulen zu — viele Klassen von den Begabtesten, die doch einen gewissen Zug in die Klasse hineinbringen, entvölkert werden, wodurch die weniger Begabten, die sich von jenen haben mitreißen lassen, benachteiligt werden. Mag man nun der Begabtenschule gegenüberstehen wie man will, jedenfalls scheint uns die Gründung derselben mindestens verfrüht zu sein, denn die Jugendkunde, die das Wesen und die Arten der Begabung, ihre Verteilung und Bedingung zu erforschen und die vorhandenen Anlagen der Schüler zu diagnostizieren hat, steckt mit ihrer

wissenschaftlichen Arbeit noch in ihren ersten Anfängen. Man wird ja nicht verkennen, daß die experimentellen Methoden zur Bestimmung der Wertigkeit des Gedächtnisses für sinnvolle, kausale, reinsprachliche und Zahlen-Zusammenhänge, zur Bestimmung des Grades der Konzentrations- und Urteilsfähigkeit usw. von den Psychologen vor vielen Jahren eingeleitet und heutzutage gut durchgebildet sind, aber immerhin haben ihre Resultate in der Pädagogik nur wenig Eingang gefunden und nicht viele wirklich neue Resultate geliefert.

Auch vom Standpunkte der pädagogischen Pathologie aus ist zu erwägen, daß gerade die pathologische Veranlagung eines Schülers häufig eine hervorragende Leistungsfähigkeit bedingt, die allerdings als abnorm anzusprechen [1]) ist und, wenn sie als solche nicht rechtzeitig erkannt oder gar noch durch Gipfelleistungen gefördert wird, zu den schlimmsten Folgen führen kann.

Gleichwohl begrüßen wir die Gründung von Begabtenschulen, schon allein deshalb, weil es Sache der Gerechtigkeit ist, neben den Hilfsklassen für die Unternormalen, den Förderklassen für die Schwachbegabten, den Fachschulen für spezielle Talente auch Bildungsstätten für Hochbegabte zu besitzen. Wir werden aber die praktischen Erfolge solcher Schulen, sobald die Ergebnisse vorliegen, gründlich prüfen müssen, denn nirgendwo macht sich der Gegensatz mehr geltend zwischen Theorie und Praxis als gerade in der Pädagogik.

Berlin-Wilmersdorf. Dr. W. Krassmöller.

3. Zum Ausbau des Berliner Hilfsschulwesens.

Bekanntlich wurde im Jahre 1911 das Hilfsschulwesen in Berlin derartig organisiert, daß die an einzelnen Gemeindeschulen schon seit langer Zeit angegliederten »Nebenklassen« zu einem fünfklassigen Hilfsschulsystem zusammengefaßt wurden. Für Kinder, bei denen es zweifelhaft war, ob ihr Zurückbleiben in der Normalschule auf Schwachsinn oder auf andere vielleicht nur vorübergehende Hemmungen geistiger oder körperlicher Art zurückzuführen war, wurden sogenannte »Vorklassen« eingerichtet, die den Zweck verfolgten, die Kinder soweit zu fördern, daß sie wieder zur Normalschule zurück konnten oder für dauernd der Hilfsschule überwiesen werden mußten. Bildungsunfähige Kinder (idiotische) sollten möglichst schnell den Idiotenanstalten übergeben werden. Dabei stieß man sehr häufig auf den Widerstand der Eltern, sei es, daß sie ihre Kinder lieber zu Hause behalten wollten, sei es, daß sie deren unglückliche Lage nicht begreifen wollten oder konnten. Leider besteht ja immer noch nicht ein gesetzlicher Zwang für die Überführung idiotischer Kinder in eine Anstalt. Aus diesem Grunde hat sich nun die Berliner Schulverwaltung entschlossen, zu Michaelis »Sammelklassen« für schwer-schwachsinnige Kinder einzurichten. Nach ergebnislosem zweijährigem Besuch der Hilfsschulunterstufe wird auf Grund eines besonderen pädagogischen

[1]) Vergl. Trüper, Die Anfänge abnormer Erscheinungen im kindlichen Seelenleben. Altenburg 1902.

und psychiatrischen Gutachtens ein schwer schwachsinniges Kind dieser »Sammelklasse« überwiesen. Außerdem sind die Eltern verpflichtet, das Kind tagsüber in den der Sammelklasse angeschlossenen Hort zu bringen. In dieser Sammelklasse wird weniger Gewicht auf das Deutsche und Rechnen gelegt als vielmehr auf die Entwicklung der körperlichen Geschicklichkeit und die körperliche Betätigung. Die Sammelklasse stellt demnach den letzten Unterrichtsversuch dar. Mißglückt auch dieser, so bleibt nur noch eine Überweisung in eine Anstalt übrig.

Berlin-Wilmersdorf. Krassmöller.

4. Eine Untersuchung psychischer und nervöser Störungen

plant Privatdozent Dr. Kort K. Kortsen in Kopenhagen, der uns um Aufnahme folgender Umfrage bittet:

I. Name, Adresse und Beruf des Antwortenden.

II. Kennen Sie Erwachsene oder Kinder, bei denen anormale psychische oder nervöse Erscheinungen aufgetreten sind infolge von seelischen Erschütterungen in der Jugend? Wenn ja:

a) Geschlecht des Kranken,

b) soziale Stellung und Bildung des Kranken.

III. Welcher Natur war diese Erschütterung (womöglich Erzählung des Vorganges)? Plötzliche Einwirkung: Verletzung des Selbstgefühls; Gewissensbisse über einen begangenen Fehler; sexuelles Erlebnis usw.? Chronische Einwirkung: ungünstige Einflüsse der Umgebung, z. B. zu strenge Eltern; einziges Kind; uneheliches Kind; Zugehörigkeit zu einer in der Umgebung verachteten Klasse oder Rasse? — (Ich bitte namentlich um Berücksichtigung sexueller Erlebnisse.)

IV. a) Hat das Ereignis oder die Erinnerung daran (der »Komplex«) andauernd gewirkt oder nur zur Zeit des Erlebnisses?

b) Blieb es mehr oder weniger unbeachtet, bis eine oder mehrere zufällige Ursachen es wirksam machten? Wenn ja: Welches sind diese zufälligen Ursachen (körperliche oder geistige Überanstrengung; neue seelische Erschütterung; ungünstige soziale Verhältnisse usw.)?

c) Wie würden Sie die Wirkung der Erschütterung auffassen? Wie die späteren Symptome daraus ableiten?

V. Alter des Patienten

a) zur Zeit des Ereignisses?

b) zur Zeit der Beobachtung und der Beantwortung?

VI. War die affektive Reaktion auf das Ereignis im Momente des Erlebens

a) dem Ereignis entsprechend (nach objektivem Urteil)?

b) oder inadäquat, namentlich zu stark?

VII. Ist der Gefühlston, der die Vorstellung des Ereignisses begleitet (des Komplexes), jetzt

a) adäquat?

b) inadäquat?

c) Ist die Affektivität, das Gemütsleben des Beobachteten, so weit

es nicht mit dem Komplex in Zusammenhang steht, normal? oder ist es auch sonst emotiv oder apathisch oder sonstwie auffallend? Wie wollen Sie überhaupt die Affektivität der Person charakterisieren?

VIII. a) Ist der Komplex und seine Wirkung dem Beobachteten vollständig bewußt?

b) Ist es »ins Unbewußte verdrängt«, d. h. ganz oder teilweise oder in seinem Zusammenhang mit den Krankheitserscheinungen unbewußt?

IX. a) Sind beständige Wirkungen des Komplexes zu erkennen?

b) oder scheint er nur zeitweise die Psyche zu beeinflussen? Wenn ja: unter welchen Umständen (schlechter Ernährungszustand, Ermüdung, Jahreszeit, Aufregungen, Ereignisse, die die Erinnerung an die ursprüngliche Erschütterung hervorrufen)?

X. Schwankt der Gefühlston des Komplexes in seiner Stärke? Wenn ja, unter welchen Einflüssen?

XI. Hat der Komplex zu einem »Wachtraum« geführt, der die Person an der Beschäftigung mit reellen Aufgaben hindert, oder arbeitet der Komplex automatisch neben dem Hauptbewußtsein?

XII. Hat der Komplex außer den direkt bewirkten Symptomen noch andere Veränderungen in der Psyche hervorgebracht?

XIII. Wie stellt sich der Erkrankte seinem krankhaften Prozesse gegenüber?

a) Steht er über denselben oder erkennt er ihn als etwas seiner Persönlichkeit Fremdes, etwas Krankhaftes?

b) Oder macht er sich darüber und über sein Verhältnis zur Umgebung falsche Vorstellungen oder geradezu Wahnideen?

c) Oder können Sie die Stellung des Individuums zu seinem Komplex auf eine andere Weise charakterisieren?

XIV. Wie können Sie die Psyche des Kranken überhaupt charakterisieren? Ist er empfindlich? Ist seine Affektivität kindlich geblieben? Wiegt sein Intellekt oder seine Affektivität vor?

XV. a) Gibt es Gründe und welche, die dartun, daß die psychische Erschütterung die wahre Ursache der späteren Symptome sei?

b) Könnte dieser Zusammenhang nicht auch bloß eine spätere Rationalisierung oder eine Gedächtnistäuschung sein?

c) Oder gibt es mitwirkende Ursachen oder kausale Zwischenglieder zwischen Ereignis und Erkrankung?

XVI. Hat man den Zustand durch Heilmittel oder erzieherische Maßnahmen zu beeinflussen versucht? Wenn ja:

a) durch welche?

b) mit welchem Erfolg?

Die Antworten sind bis zum 1. Dezember 1917 zu senden an Dr. Kort K. Kortsen, Privatdozent an der Universität Kopenhagen, per Adresse, »Gesellschaft für experimentelle Pädagogik«, 5. Jerubanegade, Kopenhagen (Dänemark).

Interessierte Zeitschriften, die diese Umfrage nicht erhalten haben sollten, werden gebeten, ihre Leser mit derselben bekannt machen zu wollen.

5. Kurze Nachrichten.

Der frühere Leiter des Heilerziehungsheims der Deutschen Zentrale für Jugendfürsorge in Templin, Lehrer Ernst Schlegel, ist im Westen gefallen. Schlegel sollte als Lehrer in der neuen landwirtschaftlichen Erziehungsanstalt Struveshof wirken, wurde aber kurz nach seiner Übersiedlung dahin eingezogen, kam bald ins Feld und fiel an einem der ersten Tage, die er dem Feinde gegenüber stand.

Eine Mutterschule soll in Leipzig nach dem Entwurf und unter der Leitung unseres Mitarbeiters Kurt Walther Dix-Meißen eröffnet werden. In ihr sollen auch Lehrkräfte für das Fach der Kindeskunde in den oberen Mädchenvolksschulklassen ausgebildet werden. Sie soll für Frauen und Mädchen aller Stände offen stehen.

Im Verlag des Rauhen Hauses in Hamburg sind zwei beachtenswerte kleine Heftchen erschienen. Das eine bringt eine Zusammenstellung von »J. H. Wicherns Gedanken über Aufgabe und Arbeit des deutschen Rettungshauses« von D. M. Hennig, das andere führt in die Praxis der Mädchenfürsorgeerziehung und zeigt »Bilder aus der Arbeit des Fürsorgers schulentlassener Mädchen« von Direktor Pfarrer Buschmann in Teltow.

Im Verlag der Gesellschaft für Volkspflege in Wien erschien der erste Tätigkeitsbericht der Vereinigten Fachkurse für Volkspflege (23 Seiten). Er gibt ein Bild von außerordentlich reger Tätigkeit. Die Vorlesungen führten in alle Gebiete der Erziehung ein.

Eine Umfrage hat ergeben, daß der Gesundheitszustand und die Arbeitsfähigkeit der Schüler und Schülerinnen höherer Lehranstalten während des Krieges im allgemeinen als durchaus zufriedenstellend zu bezeichnen ist. Der Kultusminister hat sorgfältige Beobachtungen in dieser Hinsicht angeregt, um etwa eintretende Schädigungen zu vermeiden.

6. Heilübungen.

Auf die Anfrage in Heft 10/11 Seite 414 22. Jahrg. erhielten wir folgende Zuschrift:

Der Verfasser der Zuschrift verkennt das Wesen der zugrunde liegenden Störung und den richtigen Weg zur Heilung. Einige Aufklärung gibt die Schrift: Gedankenkrank (Hypochondrie, insbesondere sexuelle, Hysterie, Schwermut (Melancholie), fixe Ideen, Angst, Furcht usw.). Neue Wege zur Verhütung und Heilung. Von Dr. med. A. Kühner, Bezirksarzt und konsultierender Arzt am Sanatorium Johannisbad-Eisenach. Preis brosch. 1,30 M., kart. 2 M. Verlagsbuchhandlung Alfred Michaelis, Leipzig.

C. Zeitschriftenschau.

Archiv für die gesamte Psychologie. Band 34 und 35.

Peter, Rud., Untersuchungen über die Beziehungen zwischen primären und sekundären Faktoren der Tiefenwahrnehmung. Bd. 34. S. 515—564.

Von Wundt sowohl wie von den Nativisten wird die Akkomodation als primärer Faktor (d. h. unmittelbar in der Wahrnehmung selbst gegeben) angesehen für die Tiefenvorstellung bei monokularem Sehen. Als sekundäre (aus anderen Erfahrungen stammende) assoziative Faktoren unterscheidet Wundt den Verlauf der Fixations-

linien, den Gesichtswinkel (Wirkung der Größe des Netzhautbildes) und die Luftperspektive. Unter diesen sekundären Faktoren hat P. den Gesichtswinkel ausgewählt, um durch geeignete Apparatenanordnung seine Beziehung zur Akkomodation zu prüfen. Er fand bei seinen monokularen Versuchen: »Erschienen zwei in verschiedener Entfernung vom Auge liegende Objekte unter verschiedenem Gesichtswinkel und sind alle anderen sekundären Tiefenwahrnehmungsfaktoren ausgeschlossen, so wird das unter größerem Gesichtswinkel erscheinende Objekt näher lokalisiert. Dieser Gesichtswinkelfaktor überwindet den Akkomodationsfaktor nur bei großer Nähe der Objekte nicht; er ist um so wirksamer, je größer die Differenz der Gesichtswinkel.« Es hat sich also gezeigt, daß der primäre Faktor der Tiefenwahrnehmung ein richtiges Urteil über die Entfernung im allgemeinen nicht liefert. Womit eine Bestätigung der empirischen Auffassung der Tiefenwahrnehmung gegeben ist.

Wirth, W., Waldemar Conrad. Bd. 34. S. 565—573.

Eine Würdigung des Verfassers der Abhandlung über Einstellung und Arbeitswechsel, der als freiwilliger Krankenpfleger in Halle den Tod gefunden hat. »Ein groß angelegter Lebensplan hat mit diesem Opfertode seinen vorzeitigen Abschluß gefunden.«

Baade, Walter, Über psychologische Darstellungsexperimente. Bd. 35. 1916. S. 1—28.

Hauptmerkmal des Darstellungsexperimentes ist, daß es etwas für die direkte Beschreibung eines psychischen Ereignisses leistet. Es gibt zwei Klassen solcher Experimente, ein reines Darstellungsexperiment und ein kombiniertes, bei welchem es neben der Beschreibung auch auf die Erforschung des Kausalzusammenhanges zwischen zwei Vorgängen ankommt. Der Aufsatz bietet in seinen prinzipiellen Bestimmungen einen Hinweis auf die Möglichkeit des Experimentierens auf allen Gebieten des Psychischen.

Boden, F., Ethische Studien. Bd. 35. S. 29—74.

Die historische Bedingtheit der Moral zeigt sich besonders bei der Einführung eines neuen Moralsystemes. Während der Doktrinarismus sein neues Ideal einfachhin ohne Rücksicht auf das bestehende predigt, sucht der Historismus an die herrschenden Anschauungen anzuknüpfen, um aus ihnen das Neue sich entwickeln zu lassen. In der Praxis müssen beide Richtungen vereinigt werden, damit es zu einem Fortschritt komme. Dabei gilt es besonders herauszufinden, was an den bestehenden sittlichen Auffassungen änderungsfähig ist und was nicht. Es wäre Utopie an allgemein verankerten Anschauungen rütteln zu wollen. Theorien, die z. B. im gegenwärtigen Zustand Europas gegen das Nationalitätenprinzip anrennen wollten, würden sicher nicht durchdringen. Das ethische Experiment, Massenbefragung in bezug auf einen konkreten Fall moralischen Verhaltens, kann hier Aufschluß geben, inwieweit bestimmte Auffassungen über Gut und Böse veränderungsfähig sind oder nicht. Manchmal hilft auch hierzu der Scharfblick der sogenannten Intuition, was aber nichts anderes ist als die richtige Verwertung einer Summe von teilweise unterbewußten Erfahrungen. Die Begriffe von Gut und Böse sind in beständigem Flusse. — Eine neue Begründung des in der menschlichen Natur begründeten Optimismus, daß die angestrebte eigene Glückseligkeit erreicht werde, sieht der Verfasser in dem Glauben an die Macht der menschlichen Tätigkeit, die zwischen den vielen möglichen Wegen zum Glück am Ende doch den richtigen finden werde. Dieser Glaube finde eine starke Stütze in dem Hinblick auf die wunderbaren Errungenschaften der Wissenschaft und Technik. — Der Haß hat eine positive Funktion in der Welt.

Er regt den Menschen zur Tätigkeit an. Aber ethisch ist nicht jeder Haß gleichwertig. Der Haß muß so beschaffen sein, daß er von sich selbst aus zur Liebe führt. Das geschieht dadurch, daß man den Gegner kennen und verstehen lernt, bis ein Punkt kommt, wo die beiderseitigen Gegensätze zur Einheit zusammengeschlossen werden. Während die indische Religion mit ihrer Aufhebung der Gegensätze einen Feind nicht mehr kennt, die christliche aber dem echten Feind, d. h. dem Bösen, soweit er nicht bekehrbar ist, echte Liebe nicht zu zeigen vermag, gestattet der Standpunkt des Verfassers, mit dem Haß die Liebe zu verbinden, insofern man weiß, daß der gegenwärtige Haß später zur Liebe führen wird. Anwendung auf den gegenwärtigen Völkerstreit.

Sterzinger, Othmar, Rhythmische Ausgeprägtheit und Gefälligkeit musikalischer Sukzessivintervalle. Bd. 35. S. 75--124.

Wenn die Intervalle der diatonischen Durtonleiter sukzessiv dargeboten werden, wird ein Rhythmus vernommen. Bei 3 Klängen, die durch gleiche Zwischenzeiten getrennt sind, hat der höhere Ton den Akzent. Geht die Zwischenzeit über 0,55 Sek., so wirkt sie trochäisierend, unter dieser neutralen Zeit aber jambisierend. Die Gefälligkeitskurve für Simultanintervalle und Sukzessivintervalle zeigt einen ähnlichen Verlauf.

Becher, Erich, Über physiologische und psychistische Gedächtnishypothesen. Bd. 35. S. 125—152.

Drei Gründe führt B. gegen die unter Psychologen und Naturforschern herrschende physiologische Gedächtnistheorie an. Die Residuen, die beispielsweise durch eine Erregung des Sehnerven im Gehirn niedergelegt werden, müßten durch die Residuen einer folgenden Erregung verwischt werden, gerade wie wenn zwei oder mehr Bilder auf eine und dieselbe photographische Platte aufgenommen werden. Das Argument verliert aber seinen Wert gegen jene Form der physiologischen Gedächtnistheorien, die wie Ribot und Bechterew in den Residuen nicht etwa Bilder sehen, wie sie übrigens nur beim Gesichtssinn, und noch nur bis zum Eintritt in den Sehnerven angenommen werden könnten, sondern die Residuen als Änderungen in der molekularen Zusammensetzung der Nervensubstanz ansehen, oder gar mit Dearborn die Spuren als aktive kinetische Spannungen in den 3 oder 4 Tausend Millionen Neuronen. Ein zweites Argument wird von Becher dem akustischen Gebiet entlehnt. Wenn ein Ton dreimal hintereinander gehört wird, so dürfte nach der Residuentheorie nur eine Vertiefung der Spurenbahn im Gehirn stattfinden, da dreimal dieselbe Stelle im Gehirn gereizt wird, während wir uns nachher erinnern, den Ton dreimal gehört zu haben. Hier handelt es sich um die Tatsache des Wiedererkennens, die in den physiologischen Gedächtnistheorien allerdings eine gewisse Schwierigkeit der Erklärung bietet, aber doch auch mit der Annahme bestimmter Begleiterregungen und Begleitresiduen verständlich gemacht werden kann. Endlich weist Becher darauf hin, daß die sogenannte Ausschleifungshypothese zur Erklärung der Assoziation der Kritik nicht standhält. Das Beispiel, das er anführt, ist aber wieder nicht überzeugend. Wenn ein bestimmtes Zeichen visuell fixiert wird, während ein Ton erklingt, so soll sich nach der Ausschleifungstheorie vermittelst der Assoziationsfasern im Gehirn ein Weg bahnen, der bei einem Wiederauftauchen desselben Zeichens nur leichter durchlaufen werden kann und daher zur Reproduktion auch des Tones führt. Wenn nun aber das Zeichen nicht fixierend sondern peripher vom Auge erfaßt wird, so wird eine andere Stelle im Gehirn gereizt und doch tritt die Assoziation auf. Hierbei macht aber Becher die willkürliche Annahme, daß der Vorgang im Gehirn ein anderer sei, wenn die Peripherie

und wenn die Umgebung des gelben Flecks der Netzhaut gereizt wird. Tatsache ist, daß wir jeden Gegenstand als denselben erkennen, ob wir ihn zentral oder peripher auf die Netzhaut fallen lassen. Becher entwickelt dann seine Theorie von psychischen Residuen, für die er den Vorzug hat, daß er sie nicht weiter zu bestimmen braucht und darum vielen Schwierigkeiten entgeht, auf welche jede physiologische Theorie stößt. Er bringt seine Theorie in Beziehung zu der Zwei-Ursachentheorie Stumpfs, nach der jeder Vorgang im Gehirn zugleich einen physiologischen und einen psychischen Effekt hervorbringen würde. Eine Grundschwierigkeit vermindert aber bedeutend den Wert der psychistischen Lösung. Becher nimmt selbst an, daß jedem psychischen Residuum und sogar jeder psychischen Assoziation ein bestimmter Erregungsvorgang im Gehirn entspricht, weil er sonst übrigens die Wirkung der Gehirnläsionen nicht erklären könnte, und so hat er im Grunde zwei Residuen, ein physiologisches und ein psychisches, denn die Erregung, die einer Assoziation entspricht, kann doch auch nur ein Residuum im Gehirn sein, wie man dieses Residuum auch speziell determinieren möge. Becher entzieht sich der Schwierigkeit, das eine Residuum genauer zu bestimmen dadurch, daß er ein zweites, hypothetisches, annimmt, das darum der Erklärung weniger bedürftig zu sein scheint, weil es zu der großen Gruppe der psychischen Phänomene gerechnet wird, die zwar für die gewöhnliche Auffassung genügend klar zu sein scheint, obschon sie von der Seite aus, von der sie hier betrachtet wird, selbst ein Problem ist.

Luxemburg. N. Braunshausen.

D. Literatur.

Das Lebenswerk Prof. Dr. Wilhelm Reins, zu seinem 70. Geburtstage bearbeitet von Schülern und Freunden, herausgegeben im Auftrage des Vereins Herbartscher Pädagogik in Thüringen von B. Hofmann. Langensalza. Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann), Herzogl. Sächs. Hofbuchhändler, 1917. Preis 5 M, für Mitglieder des Herbartvereins 4 M.

Festschriften ist vielfach das Schicksal der Eintagsfliege beschieden, zuweilen mit Recht, denn die äußere Ausstattung übertrifft bei ihnen oft Wert und Tiefe des Inhalts. Eine erfreuliche Ausnahme bietet die genannte Festgabe, die in ihrem äußeren Aufbau an die Festschrift zum 25jährigen Bestehen der Jenaer Ferienkurse (Jena, Diederichs, 1913) erinnert. »Das Lebenswerk« ist nicht nur die wertvollste Bucherscheinung zum 70. Geburtstage des führenden Pädagogen, sondern darf Anspruch darauf erheben, eine wesentliche Quelle zur Reinforschung zu sein. Dazu ist das vornehm ausgestattete Buch mit dem lebenswahren Bilde Reins deswegen besonders geeignet, weil es R. nicht nur von einer Seite aus beleuchtet und auch nicht nur im Urteile eines Einzelnen zeigt, sondern nach verschiedenen Richtungen hin Schlaglichter wirft und außer dem Herausgeber, dem Schriftleiter der Thür. L. Ztg., ein Dutzend zum Teil sehr bekannte »Schüler und Freunde« R.s zu Worte kommen läßt.

Die Festschrift will »vom Lebensinhalt« R.s Kunde geben. Da er mehr als reich, groß und tief ist, kann die Aufgabe im engen Rahmen des Bandes nur andeutungsweise gelöst werden; das erkennt der am besten, den selbst des bedeutenden Pädagogen Leben und Schaffen eingehend beschäftigt.[1]) Überdies sind wir hoffentlich zeitlich noch weit davon entfernt, ein abschließendes Urteil über Reins hervor-

[1]) J. Meyer, Rein und die Pädagogik der Gegenwart. Beiträge zur Kinderforschung und Heilerziehung. Heft 142. Langensalza, Beyer & Mann, 1917 und Reclams Univ. Bibl. 5932, 5933 (Auswahl aus Rein).

ragenden Anteil an der pädagogischen Entwicklung fällen zu müssen. Die Namen der Mitarbeiter verbürgen eine gründliche und maßgebliche Beleuchtung der jeweiligen Seite im Bilde des Jubilars. Einige in engem Zusammenhange mit der unserer Zeit durch R. angepaßten Pädagogik von Herbart, Ziller, Stoy stehende Schulmänner werden ungern vermißt und demzufolge einige nicht unwesentliche Züge im Gesamtbilde, so die Stellung zum Religions-Unterricht, das Verhältnis zum Auslande und damit die Einwirkung der von Jena aus verbreiteten Pädagogik auf die Erziehung in Theorie und Praxis des Auslandes, wie sie im 14. Bande »Aus dem Päd. Univ.-Sem.« zu ihrem Rechte kommt.

Nach Hofmanns Geleitwort bringt Ed. Scholz, der früher ein treffliches Bild vom Leben seines Meisters zeichnete (Leipzig. K. F. Koehler), eine Darstellung des Wesentlichen im äußeren Lebensgange R.s, die er am Ende des Bandes durch eine bibliographische Skizze ergänzt. Paul Dietering bietet bei aller Kürze in seltener Klarheit das Reinsche System dar, ausgehend von Begriff, Wesen und Begründung desselben. Buff erläutert das »unter Berücksichtigung aller Beziehungsverhältnisse« aufgestellte Erziehungsziel, »ein ruhender Pol in der Erscheinungen Flucht,« in seiner Absolutheit und in seiner Abgegrenztheit gegenüber dem Bildungsideale. Damit wird zu dem Gebiete übergeleitet, dessen Behandlung unser anerkannter Religionsdidaktiker Reukauf übernahm: Die Ethik, an der »ein Teil vom Herzblut« R.s hängt. Er vergleicht die Grundlagen und den Aufbau seiner Ethik mit der Friedrich Paulsens und stellt die sittlichen Ideen in der Reihenfolge ihres geschichtlichen Auftretens dar, zuletzt auf einen anderen Ethiker Herbartscher Richtung — Nahlowsky — verweisend. Konrad Schubert, dem wir im letzten »Jahrb. d. V. f. w. Päd.« die wertvollen, tiefgegründeten Ausführungen »zur Stellung des ästhetischen Verhaltens im System der Pädagogik« danken, beleuchtet denselben Stoff in seinen vielseitigen und bedeutungsvollen Beziehungen zum Jenaer Ordinarius für Pädagogik. Die beiden wichtigsten Mitarbeiter Reins im Seminar folgen mit ihren Beiträgen: Georg Weiß und A. Böhm. Des Pädagogischen Univ.-Seminars Notwendigkeit und Bedeutung betont Weiß, der darin eins ist mit R., dessen Lieblingskind es ist wegen der darin gegebenen harmonischen Vereinigung von pädagogischer Theorie und Praxis. Hermann Lietz weist nach, welche Bedeutung das Seminar mit seiner Übungsschule für die Deutschen Landerziehungsheime, deren drei bekannteste er begründete und leitet, gewonnen hat. Böhms Arbeit erläutert die Entstehung und Art der Ferienkurse aus der veränderten Stellung der Universitäten zum nationalen Leben in unserer Zeit gegenüber der früherer Jahrhunderte. Bittorf, der an Reukaufs fundamentalem Werke für den Religionsunterricht Anteil hat, würdigt die nicht hoch genug zu veranschlagende Bedeutung R.s für die Volksschule, als des Mannes, der »die Goldbarren pädagogischer Weisheit in gangbare Kleinmünze umzuprägen und in Umlauf zu setzen« verstand. Das ernstliche Mühen Reins um die Germanisation Elsaß-Lothringens kann keiner besser beurteilen und einschätzen als sein Mitarbeiter an den Ferienkursen, der Straßburger König. Der liberalen Schulpolitik — besser noch der Erziehungspolitik — R.s gilt der Abschnitt von E. Polz, der an der Schriftleitung der Thur. L. Ztg. beteiligt ist. Ad. Damaschke — und wer wäre berufener als er — zeigt uns in R. den zielbewußten Bodenreformer.

Bei unserem an sich berechtigten Streben, Fachausdrücke zu verdeutschen, laufen uns zuweilen Neubildungen unter, die nicht allgemeine Zustimmung finden dürften, so in diesem Buche: Eigenwesenart und Eigenwesenheit. Ausdrücke wie postuliert und orientiert ließen sich vermeiden.

Wir begrüßen in der Festgabe eine wertvolle Bereicherung der pädagogischen Literatur. Sie verdient einen Platz in jeder Lehrerbücherei wegen ihres gediegenen Inhalts und erfreut durch die tadellose Aufmachung trotz der durch den Krieg hervorgerufenen Schwierigkeiten technischer Art im deutschen Buchgewerbe.

Bautzen (Sa.). Johannes Meyer.

Rein, Wilhelm, Zur Neugestaltung unseres Bildungswesens. Rückblicke und Ausblicke. Leipzig, K. F. Koehler, 1917. 148 Seiten.

»Ein neuer Rein!« »Den Mitkämpfern für eine Neugestaltung unseres Bildungswesens« — Kerschensteiner, Natorp und Sickinger — widmet der Siebzigjährige im

Monat des unter inniger Anteilnahme begangenen Geburtstagsfestes seine tief gegründete Behandlung der Probleme der geistigen und sittlichen Entwicklung unserer Jugend, — das der körperlichen hat er absichtlich nur berührt, da es einer theoretischen Unterstützung nach den Erfahrungen des Krieges nicht mehr bedarf. Wie Rein bei der Begründung seines pädagogischen Systems von der historischen Pädagogik ausgeht, so schickt er seinen Ausblicken einen geschichtlichen Rückblick auf das Bildungswesen (Höh. Knaben- und Mädchenschulwesen, Volksschulwesen, Lehrerbildung) voran. Er zeichnet den engen Zusammenhang zwischen Kultur und Schule in Deutschland scharf auf. Erhöhte Geschichtskenntnis und gesteigerter Geschichtssinn führen zu eindringlicher Überlegung und bewahren vor der Gefahr plötzlichen Umsturzes bei Neugestaltung unseres Bildungswesens, in dem der soziale Zug unserer Zeit wie der nationale nicht nur im Geiste der Erziehung sondern auch im äußeren Rahmen unseres Schulwesens — im einheitlichen nationalen Schulsystem (nationale Einheitsschule) — zum Ausdruck kommen muß. Das Prinzip der Begabung tritt in den Mittelpunkt der Betrachtung. Für die Verwandlung des Nebeneinander der Schulen in ein Nacheinander sind Anknüpfungen vorhanden in der allgemeinen Volksschule und im Mannheimer und Frankfurter System. Die allgemeine Volksschule soll die Grundschule (6 Jahre) bilden, im Volkskindergarten soll für die, denen die gute Kinderstube fehlt, die mangelhafte Vorbildung etwas ausgeglichen werden. Darauf baut sich auf das entsprechend der differenzierten Kulturarbeit des Volkes gegliederte Schulwesen (2 J. Volksoberschule und Fortbildungsschule — 6jähr. höh. Erziehungsschulen). Da der einheitliche Quellpunkt aller zukünftigen Bildungsarbeit nur der vaterländische Geist sein kann, ist die Pflege dieses Geistes unserer Schulen höchste Aufgabe. Durch geschichts-philosophische Betrachtung führt R. zu seinem bekannten Erziehungsziele und zeigt dann die Wege der Erziehung angesichts eines gestärkten, bewußten Deutschtums nicht ohne innere Gefahren. Aus der nationalen Bildungsarbeit hebt er folgendes hervor, »um den Finger auf das zu legen, was not tut«: Religionsunterricht, Geschichtsunterricht, Erdkunde, Muttersprache, fremdsprachlicher Unterricht, künstlerische Bildung.

Nach einem von mir vor kurzem gehaltenen Rein-Vortrag äußerte ein sächsischer Oberschulrat in der Aussprache: »Wenn Rein etwas schreibt, dann hat er tatsächlich etwas zu sagen, und was er schreibt, das zeichnet sich durch einen klaren, leicht lesbaren Stil aus.« Das möchte ich wiederholen in Anwendung auf den »neuen Rein«, der mit Fug und Recht Anspruch erheben darf, in dem Chor derer gehört zu werden, die heute sich um die Erziehung der Jugend mit dem Blicke auf die Zukunft unseres Volkes scharen.

Bautzen (Sa.). Johannes Meyer.

Prüfer, Dr. **Johannes,** Theorie und Praxis in der Erziehung. Ein Buch zur Vertiefung pädagogischen Denkens. Leipzig, J. Klinkhardt, 1917. 88 Seiten. Geheftet 2 M, gebunden 2,80 M.

Der bekannte Fröbelforscher nimmt in seiner neuesten Veröffentlichung, die er seinem geschätzten Lehrer Johannes Volkelt zugeeignet hat, eine beachtliche Stellung zu dem schwierigen, wichtigen, aber gerade darum Auseinandersetzung fordernden Problem des Verhältnisses von Theorie und Praxis in der Erziehung als der Grundfrage pädagogischen Verständnisses. Er legt das Wesen der Idee im allgemeinen dar nach Paul Natorps fundamentaler Sozialpädagogik, der pädagogischen Idee im besonderen in ihrer Ausprägung bei Friedrich Fröbel (»Menschenerziehung«). Die logisch scharfen, sprachlich klar ausgesprochenen Gedankengänge zu lesen, ist eine Freude wie das Studium seiner »Kleinkinderpädagogik« (Leipzig, O. Nemnich, 1913). Im Abschnitte Pädagogik als Wissenschaft bekämpft Prüfer zunächst falsche Vorstellungen von der Aufgabe der wissenschaftlichen Pädagogik — ob sie allesamt falsch sind, darüber kann man geteilter Meinung sein — und zeigt von seinem Standpunkte aus die Unmöglichkeit, die einzelnen Maßnahmen der pädagogischen Praxis wissenschaftlich unmittelbar zu fundieren. Den der Pädagogik in sich selbst gegebenen Eigenwert betont der Verfasser nachdrücklich und zieht dabei von Pädagogen unserer Zeit Otto Willmann, Paul Barth, Eduard Spranger und Aloys Fischer mit ihren Anschauungen heran. Prüfer ist ein praktischer Kopf (vergl. seine Stellung als Verwaltungsdirektor der Hochschule für Frauen und die

von ihm ins Leben gerufene »Deutsche Gesellschaft zur Förderung häuslicher Erziehung«. Leipzig, Königstr.) und demzufolge sind wertvolle Ausführungen der praktischen Erziehung, ihrem Wesen und ihren Schranken wie der pädagogischen Verantwortung des Erziehers gewidmet. Mit dem Begriff »pädagogische Kultur« als Synthese der Theorie (These) und der Praxis (Antithese) bereichert er die Terminologie unserer Berufswissenschaft. Die Erscheinungsformen der pädagogischen Kultur wie ihre Bedeutung für die Erzieherpersönlichkeit und die Höherbildung der Menschheit werden im Schlußabschnitt des Buches besprochen, das dem ernstlich suchenden Erzieher zur Vertiefung seines pädagogischen Denkens gute Dienste leisten wird, ihn die Erziehung verstehen lernt »im tiefsten und ewigen Sinne«. Im Zillerjahre — wir begehen Ende Dezember 1917 Zillers 100. Geburtstag — lesen wir zur Ergänzung die Ausführungen des bedeutenden Didaktikers in seinen »Vorlesungen über allgemeine Pädagogik« 1876 (Greßlers Klassiker der Pädagogik, Band XXXI von Th. Fritzsch) § 6 »Das Verhältnis zwischen der Theorie und Praxis der Erziehung«, Anschauungen der Gegenwart und Vergangenheit sich vermählend.

Bautzen (Sa.). Johannes Meyer.

Unthan, C. H., Ohne Arme durchs Leben. Mit 32 Abbildungen und einem Titelbild. Karlsruhe, G. Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag, 1916. 8°. 79 S. Kart. Preis 1,50 M.

Linksarmer, Einarmer und Fußkünstler spielen gegenwärtig bedeutsame Rollen als Erzieher der Kriegsverstümmelten, und verdienen darum die volle Beachtung des Heilpädagogen. Dies gilt namentlich von dem armlosen Lehrerssohn Unthan aus Ostpreußen, der sich sein Lebenlang nicht nur von einer sensationslüsternen Menge anstaunen ließ, dem es vielmehr daran lag, den Leuten zu zeigen, nicht seine durch konsequente Übung erlangten Kunststückchen seien das Hervorragende seiner Leistungen, sondern der geschulte Wille einer charaktervollen Persönlichkeit, die das Leben zu meistern versteht, seien das Beste an ihm. Und diesen Eindruck gewinnt man auch aus seinen gedrängten, alle eitle Selbstbespiegelung vermeidenden, Lebenserinnerungen, zu denen die beigegebenen Abbildungen das Wort in zweckdienlicher Weise erläutern helfen. Man betrachte einmal den massigen Kopf mit der hohen Stirn und dem trotzig geformten Munde des Armlosen, seine energischen, einfachen und bestimmten Schriftzüge, um sofort zu erkennen, daß hier eine psychologisch und ethisch wertvolle Persönlichkeit auftritt. Dieser Mann als Lehrer und Meister der Kriegsbeschädigten? Einen besseren hats nie gegeben. Wie der, in diesen Blättern schon früher besprochene, einarmige Graf Zichy in Österreich und Ungarn, so hat auch Unthan in dieser schweren Zeit der Not eine Lebensaufgabe bekommen, auf die er stolz sein kann, jedenfalls stolzer als sein Abbild in Gerhart Hauptmanns Schiffskatastrophen-Roman »Atlantis«. Der Psychologe wird darum gern nach diesem Lebensdokument greifen, das uns, den Praktikern, so deutlich den Beweis liefert, wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg.

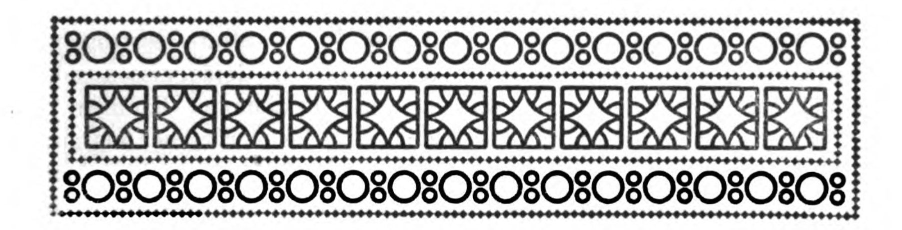
Idstein i. T. M. Kirmsse.

Bachmaier, Roman, Programm und Organisation einer Heilschule für Kriegsbeschädigte. Pädagogisches aus der Kriegsverwundetenfürsorge. Mit einem Begleitwort von Direktor Brauckmann. Halle a. S., C. Marhold, 1916. 8°. 36 S. u. 4 Tafeln Abbildungen. Preis geh. 1 M.

Die mannigfachen pädagogischen Erfahrungen aus den Heil- und Übungsschulen für unsere verwundeten und beschädigten Krieger finden wir bereits in einer ganzen Reihe von Schriften, wie der vorliegenden, verarbeitet. Es läßt sich nicht bestreiten, daß diese Zeugnisse, ganz abgesehen von ihrem gegenwärtigen Zeitwerte, auch später noch ihre Bedeutung behalten werden, da das in ihnen aufgespeicherte Tatsachenmaterial geeignet ist, auch für die Behandlung der abnormen Jugend Winke und Fingerzeige an die Hand zu geben. Die vom Verfasser geleitete Heilschule in Allenstein umfaßt Spezialklassen für Einarmer, Linksschreiber, Rechtsschreiber, Gehirnverletzte, Schwerhörige, Ertaubte, Sprachkranke, Blinde, Handbehinderte und der allgemeinen Bildung Bedürftige.

Idstein i. T. M. Kirmsse.

Druck von Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann) in Langensalza.



A. Abhandlungen.

1. Jugendgefängnisse.

Von

Direktor Dr. **Karl Wilker** in Berlin-Lichtenberg.

Schon vor bald 50 Jahren wurde — auf dem ersten amerikanischen Gefängniskongreß im Jahre 1870 — in den Vereinigten Staaten von Nordamerika die Bedeutung der Strafe nicht nur als Sühne, sondern auch in erzieherischer Hinsicht erkannt. Man bestimmte die Länge der Strafe nicht von vornherein nach der Art des Vergehens, sondern ließ sie in ein Abhängigkeitsverhältnis gelangen zu der Führung des Verurteilten. Den Begriff »Jugendliche« hat man dabei recht weit gefaßt; denn man beschränkt ihn für die Gefängnisse, die in dieser Art arbeiten, nicht etwa nur auf das Alter bis zu 16 oder 18 Jahren, sondern es werden in die Reformatory Prisons Verbrecher im Alter von 16 bis zu 30 Jahren aufgenommen, sofern sie zum ersten Male verurteilt worden sind. Die Dauer der Straferziehung beträgt ein bis drei Jahre. Das besondere Charakteristikum ist der progressive Strafvollzug.

Auch in England ist diese Art der Strafe und Erziehung eingeführt und als Borstal-System bekannt geworden.

In Deutschland haben lange Meinungsverschiedenheiten darüber bestanden, ob es zweckmäßig sei, derartige Einrichtungen, die ganz sicher weiteste Beachtung in allen Kulturländern gefunden haben, ohne weiteres auf unsere Verhältnisse zu übertragen. Und diese Meinungsverschiedenheiten bestehen zum Teil heute noch.

Wohl sind bei uns nach § 57 des Reichs-Straf-Gesetzbuches Freiheitsstrafen an Jugendlichen in besonderen Gefängnissen oder mindestens in besonders für diesen Zweck bestimmten Räumen zu vollziehen. Insbesondere gilt das für jugendliche Verbrecher bis zum 20. Lebensjahr. Auch nach der Vollendung des 20. Lebensjahres kann ein Strafrest bis zur Dauer von drei Monaten in einem solchen Gefängnis für Jugendliche verbüßt werden. Eigentliche Jugendgefängnisse nach Art der amerikanischen oder englischen Vorbilder waren damit aber nicht geschaffen oder verwirklicht.

Erst der unermüdlichen Schaffenskraft des Reorganisators des preußischen Gefängniswesens, des Oberregierungsrates Dr. Krohne, verdanken wir ein eigentliches Jugendgefängnis: Das Jugendgefängnis in Wittlich, über das vor kurzem eine vornehm ausgestattete Denkschrift, herausgegeben von dem preußischen Ministerium des Innern, erschienen ist. (Berlin 1917. 58 Seiten in Groß-Quart-Format.)

Die Anregung zu diesem Jugendgefängnis war in einer Denkschrift des Universitätsprofessors Dr. Freudenthal an das Ministerium des Innern vom Juni 1911 gegeben. Am 1. August 1912 wurde das Jugendgefängnis ins Leben gerufen. Es hat Raum für 169 Insassen, für die an Beamten 1 Direktor, 1 Inspektor, 1 Sekretär, 1 Bureauarbeiter, 1 Oberaufseher, 1 Werkmeister, 14 Aufseher und 4 Hilfswerkmeister zur Verfügung stehen. Aufgenommen werden Gefangene jeder Religion im Alter von 18 bis zu 21 Jahren, die eine einjährige oder längere Gefängnisstrafe zu verbüßen haben, aus dem Rheinland und aus Westfalen. Aufgenommen waren

1912	129
1913	164
1914	123
1915	159 Jugendliche.

Sie sind fast alle, zum Teil sogar wiederholt, vorbestraft. Trotzdem kann man sie nicht etwa als geborene oder vollendete Verbrecher, als Berufs- und Gewohnheitsverbrecher bezeichnen. »Wohl aber sind sie auf dem Wege, solche und damit gefährliche Schädlinge der menschlichen Gesellschaft zu werden, wenn es nicht noch gelingt, diese Entwicklung im letzten Augenblick aufzuhalten. Die überwiegende Mehrzahl sind jedoch leichtsinnige, vielfach infolge schlechter Erziehung schon früh verdorbene, aber im Grunde doch ziemlich harmlose und zum Guten beeinflußbare Burschen (S. 6 der Denkschrift). Die Fürsorgezöglinge machen etwa 16 % des Zuganges aus. Und zwar handelt es sich dabei vorwiegend um solche Jugendliche, die erst im Alter von über 14 Jahren der Fürsorgeerziehung überwiesen wurden.

Es liegt nahe, daraus zunächst schon eine Schlußfolgerung für das mit dem Gefängniswesen im engsten Zusammenhange stehende Fürsorgeerziehungswesen zu ziehen: es ist viel mehr Wert auf ein frühzeitiges Einsetzen der Fürsorgeerziehung zu legen, als das in weiten Kreisen bisher noch getan wird. Jetzt kann man immer noch und immer wieder bemerken, daß die in Betracht kommenden Behörden und Einzelpersonen das Einsetzen oder Eingreifen der Fürsorgeerziehung hinauszuschieben versuchen; immer wieder werden Versuche gemacht, dem Kinde »diese Schande« zu ersparen; und erst wenn es gar nicht mehr geht, dann »bleibt eben nichts weiter übrig«.

Zum großen Teil liegt diese Scheu vor der Überweisung in die Fürsorgeerziehung wohl in der großen Abneigung, die ganz allgemein gegen sie besteht, wie ich das unlängst an anderer Stelle näher ausgeführt habe (Deutsche Blätter für erziehenden Unterricht, Jahrg. XLV, Nr. 10, Nov. 1917. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne [Beyer & Mann]). Dem ließe sich wohl nur begegnen durch Schaffung einer neuen Zwischenform, die ja in der Wirklichkeit hier und da gegeben ist in Einrichtungen, deren Bestreben darauf hingeht, Jugendliche durch Aufnahme in zweckmäßig geleitete und ausgebaute Heime vor der eigentlichen Fürsorgeerziehung zu bewahren. Will man sich diese Zwischenform der staatlichen Erziehung ersparen, so wird man vielleicht einen Mittelweg finden können durch einen weiteren Ausbau der der Fürsorgeerziehung dienenden Heime in solche für nur gefährdete und für bereits verwahrloste Kinder, wobei weiterhin als zweckmäßig eine Einteilung erscheinen dürfte, die berücksichtigt, ob das Kind nur durch die elterliche Umgebung gefährdet ist oder bereits selbst zu kriminellen Handlungen neigt.

Aber selbst bei einer derartigen Gliederung werden auf Jahre hinaus noch die Schwierigkeiten unbehoben bleiben, die in der Angst liegen, daß ein Fürsorgezögling »für sein ganzes Leben ruiniert« sei, wie man das immer wieder von gebildeten und ungebildeten Menschen zu hören bekommt.

Und noch eine weitere Gliederung ergibt sich als notwendig aus den Erfahrungen dieser Denkschrift: das ist die Ausscheidung der Schwachsinnigen und Psychopathen, deren Zahl für das Jugendgefängnis in Wittlich mit etwa 25 % angegeben wird, deren Zahl in den Fürsorgeerziehungsheimen aber beträchtlich größer ist und ganz gebieterisch die Einrichtung besonderer Psychopathenheime und Heime für jugendliche Schwachsinnige heischt. Ganz richtig heißt es von den Schwachsinnigen und Psychopathen: »Wenn sie bei richtiger Behandlung auch nur zum geringen Teil dem Strafvollzug Schwierig-

keiten bereiten, so ist doch bei vielen von ihnen jede erzieherische Einwirkung, die im früheren Lebensalter erfolgreich gewesen wäre, unmöglich geworden, so daß für solche Elemente eine langzeitige Sicherungsnachhaft wünschenswert wäre. Es wird zu erwägen sein, diese Elemente nach dem Krieg aus dem Jugendgefängnis auszuscheiden« (S. 6).

Auch hier ist ein beachtenswerter Fingerzeig gegeben: eine erzieherische Einwirkung hätte im früheren Lebensalter noch Erfolge zeitigen können. Leider ist sie unterblieben, unterbleibt sie oft, weil es immer noch und immer wieder vorkommt, daß man Psychopathen und Schwachsinnige mit viel Mühe und noch mehr Kummer durch das Leben und durch unser Schulwesen zu schleppen versucht — bis es eben zu spät ist.

Ganz allgemein aber, glaube ich, wird man es wohl nicht rechtfertigen können, jugendliche Psychopathen schwereren Grades und jugendliche Schwachsinnige dem Gefängnis zu überweisen. Denn das bedeutet immer nur eine Ausschaltung sozialer Schädlinge auf eine mehr oder minder lange Zeit. Ist die um, dann reiht sich wieder Schädigung an Schädigung, wie sich das unschwer nachweisen läßt, bis von neuem das Gefängnis die Gesellschaft gegen den Unhold sichern muß. Vom sozialethischen und sozialökonomischen Standpunkte aus erscheint es mir als das einzig Richtige, derartige Individuen recht frühzeitig auszusondern und in besonderen Heimen unterzubringen. Nicht zu unterschätzen ist dabei die Idee der Koloniebildung, die auch für manche Gebiete in Deutschland unschwer und zugleich wirtschaftlich wertvoll durchgeführt werden könnte. Ich erinnere nur an die Moorkolonisationsarbeiten, die in verschiedenen Bodelschwinghschen Siedelungen geleistet werden.

Die Triebfeder des Handelns ist — wie man immer wieder feststellen kann — für den jugendlichen Verbrecher fast immer jugendlicher Leichtsinn sowie mangelndes Pflichtbewußtsein und ethisches Empfinden. Ganz mit Recht ist in der Denkschrift betont, daß wirkliche Erkenntnis der Verwerflichkeit der Handlung und echte Reue äußerst selten sind. Immer wieder findet man bei unseren Fürsorgezöglingen ja in gleicher Weise den Aktenvermerk: »Zeigt keine Spur von Reue.« Und wenn der Übeltäter scheinbar Reue zeigt, so ist sie eben oft nur scheinbar, denn »nicht über die Tat selbst, sondern über ihre unangenehmen Folgen werden die Tränen vergossen«. Mir erscheint es daher immer sehr nebensächlich, ob ein Junge Reue zeigt oder nicht; das kriegt kein Mensch, und wäre er noch so stolz auf seine psychologischen Fähigkeiten, aus einem jugendlichen Menschen

durch einfache Fragen, und seien sie noch so schön berechnet, heraus. Das kann immer erst die Zeit lehren.

Der jugendliche Leichtsinn gedeiht ganz besonders, und muß ja gedeihen, in den vielen zerstörten Familien, so daß es nicht Wunder nehmen kann, wenn bei etwa der Hälfte der Insassen des Wittlicher Jugendgefängnisses die Verhältnisse im Elternhause nicht einwandfrei oder gar schlecht waren. Wenn dabei angedeutet wird, daß sich in manchen Fällen auch die erbliche Belastung als schädigendes Moment nachweisen ließ, so glaube ich, daß diese tatsächlich in den weitaus meisten Fällen eine viel bedeutendere Rolle spielt, als wir gemeinhin annehmen, nur: wir erfahren viel zu wenig darüber, weil einerseits eine ganz begreifliche Scheu vor dem Aufdecken seitens der Angehörigen besteht, und weil andererseits viele von ihnen auch keinen Blick dafür haben und haben können.

Auch hier eröffnen sich wieder ganz neue Arbeitsgebiete für die Zukunft: in besonderen Instituten müßte die Vererbungsforschung sich grade mit den Familien der Verbrecher und Degenerierten befassen; von hier aus müßte ein wissenschaftliches Zusammenarbeiten mit den Fürsorgeerziehungsheimen wie mit den Jugendgefängnissen geregelt werden, das außer wissenschaftlichen Ergebnissen zugleich wertvolle Dienste für die Volksgesundheit leisten würde.

Unter den Arten der Verbrechen, deretwegen in Wittlich Jugendliche aufgenommen werden mußten, nehmen die Eigentumsvergehen nahezu die Hälfte ein. Auffallend gering ist die Zahl der Sittlichkeitsvergehen und auch die Seltenheit der Geschlechtskrankheiten — eine Erscheinung, die sich in unseren Fürsorgeerziehungsheimen wohl ebenso ergibt, die aber für die Beurteilung der Sittlichkeit natürlich nicht die geringste Rolle zu spielen vermag. Denn diese steht im allgemeinen auf einem erschreckend niedrigen Niveau. »Daß auch bei den Insassen des Jugendgefängnisses der Alkohol als Verbrechensursache besonders für Körperverletzungen, aber auch für Eigentums- und Sittlichkeitsverbrechen eine wichtige Rolle spielt, ist von vornherein anzunehmen, auch wenn bei ihrer Jugend die Gewohnheitstrinker und die Entartungserscheinungen fehlen« (S. 7).

Das wesentliche Charakteristikum des deutschen Jugendgefängnisses ist die Wahrung des Charakters der Strafe bei erzieherischem und individualisierendem Vollzug. Das heißt also: der Jugendliche wird wirklich einem Gefängnis zur Strafe anvertraut und nicht etwa einer mehr oder weniger streng organisierten Erziehungsanstalt. Hauptabsicht des Jugendgefängnisses muß es natürlich immer sein und bleiben, den Jugendlichen nicht nur für eine mehr oder weniger lange

Spanne Zeit aus der Freiheit der Gesellschaft auszuschließen, sondern ihn zu einem brauchbaren Gliede der Gesellschaft, der er geschadet hat, zu machen. Die erzieherische Aufgabe ist also eine recht umfangreiche, um so umfangreicher wenn man bedenkt, daß es gilt, schlummernde oder lange Zeit brach gelegene geistige und körperliche Fähigkeiten zu regem Leben zu erwecken und fortzubilden. Der jugendliche Gefangene soll die Jahre seiner Absonderung nicht als Verlust in seinem Leben betrachten, sondern als Gewinn!

Eine der wesentlichsten erzieherischen Aufgaben — und hier liegt das Gemeinsame der Jugendgefängnisse mit den Reformatory Prisons und den Borstal-Gefängnissen — ist die Weckung des Ehrgefühls und die Beugung des Willens unter eine straffe Autorität. Das bedeutet keineswegs: die Züchtung von blindem Gehorsam, von, wie es mit einem häßlichen Wort heißt, »Kadavergehorsam«. Wohl aber besagt das: es muß eine Autorität geben, der sich jeder Mensch zu fügen hat. Bei unserem Bestreben, das Individuum sich frei entwickeln zu lassen, haben wir leider eine Zeit lang die Notwendigkeit eines gewissen Autoritätsgefühls ganz außer acht gelassen. Wohl ist es ein ganz ander Ding, ob Autorität zu blinder Unterjochung wird, oder ob sie nur ein bestimmtes zielsicheres Leiten zum Guten ist, das vielfach vom Geleiteten kaum besonders empfunden wird.

Als wesentlichstes Erziehungsmittel dient dem Jugendgefängnis der progressive Strafvollzug.

Die Gefangenen sind in drei Klassen eingeteilt. Jeder Neuling kommt in die unterste, die dritte, Klasse, in der er vier Monate bleibt. Bei guter Führung rückt er dann in die zweite und nach weiteren vier Monaten guter Führung in die erste Klasse auf.

Die Gefangenen der 3. Klasse arbeiten in Einzelhaft, tragen gewöhnliche Anstaltskleidung, erhalten kein Arbeitsgeschenk und keine Zusatznahrungsmittel. Die Gefangenen der 2. Klasse arbeiten in gemeinschaftlichen Werkstätten, tragen gewöhnliche Anstaltskleidung mit einem roten Band, erhalten ein kleines Arbeitsgeschenk, eine Verpflegungszulage, ein Tagebuch, ein Zeichenheft mit Buntstiften oder Wasserfarben und monatlich außer dem wöchentlichen Unterhaltungsbuch ein Extrabuch belehrenden Inhalts. Die Gefangenen der 1. Klasse arbeiten in Gemeinschaft, tragen blaue Kleidung, erhalten ein größeres Arbeitsgeschenk, eine größere Verpflegungszulage (im Frieden außerdem Wurst und Obst), Tagebuch, Zeichenbuch, Extrabuch, ein Verzeichnis der Gefangenenbücherei, für ihre Zelle Blumen, Bilder, Spiegel sowie einen Schemel mit Rückenlehne; auch dürfen sie eine Stunde

länger als die anderen aufbleiben, haben wöchentlich eine Extra-Turn- oder -Spiel-Stunde sowie vierzehntägig Sonntag nachmittags Vortrags- und Vorlesungsstunde. Für den Straferlaß können nur Angehörige dieser Klasse vorgeschlagen werden.

Die Vergehen gegen die Hausordnung werden gleichfalls in drei Klassen eingeteilt. Als Strafen kommt eigentlich nur das Hinausschieben des Aufrückens in eine höhere Klasse bezw. die Rückversetzung in eine tiefere Klasse oder in die Strafklasse (Verlust aller Vergünstigungen) in Betracht. Außerordentlich erfreulich und beachtenswert ist es, zu hören, daß in Wittlich mit dieser Strafmethode gute Erfolge erzielt wurden, so daß strengere Strafen, insbesondere auch Arreststrafen, kaum notwendig wurden.

Es sei mir gestattet, über die Vorzüge dieses Strafverfahrens die Worte der Denkschrift wieder wörtlich anzuführen: »Die Vorzüge des progressiven Strafvollzugs bestehen vornehmlich darin, daß die durch diesen geschaffene Gruppenbildung, wenn auch nicht ein unfehlbares Merkmal — ein solches gibt es nicht — so doch unzweifelhaft ein wertvolles Hilfsmittel für die richtige Beurteilung des Mannes gibt, und so die gerechte und individualisierende Behandlung erleichtert wird. Der andere Vorzug ist darin zu sehen, daß, während der Strafvollzug bei längeren Strafen leicht die Gefahr mit sich bringt, den Gefangenen in dem selbständigen Streben nach einem bestimmten Ziel zu erschlaffen und willensschwach zu machen, da er ja während der Strafzeit nichts an seinem Schicksal ändern kann und ihm alle Sorge für sein Leben abgenommen ist, der Gefangene im progressiven Strafvollzug bestimmte Ziele vor sich sieht, die er durch eigene Kraft erreichen kann; er sieht im Gefängnis nicht eine weltfremde Gleichförmigkeit, die sich auf alle wie ein betäubender Druck legt, sondern erkennt, daß trotz der Gleichheit, mit der alle Gefangenen behandelt werden, jeder einen Einfluß auf seine Lebensgestaltung und seine Lage hat. Dabei wird dem Gefangenen nicht jene gefährliche Ruhe gelassen, in der er ohne Nachdenken hindämmern kann, sondern er muß, um sich nicht eine Meldung zuzuziehen, stets auf sich achten und sich selbst in Zucht nehmen« (S. 8).

Wer die jugendliche Psyche kennt, der wird voraussagen können, was die Denkschrift bestätigt: daß sich nämlich dieses progressive Strafverfahren durchaus bewähren muß. Denn es erweckt in geschicktester Weise das Ehr- und Pflichtgefühl, und pflegt doch, worauf ich besonders nachdrücklich Wert legen möchte, das Selbständigkeits- und Betätigungsgefühl. Denn darauf kommt es vor allem an, dieses in die rechten Bahnen zu leiten. In vielen Erziehungsanstalten ist

grade wie in vielen Gefängnissen alle Selbständigkeit unterdrückt worden. Es gab nur ein eißernes Muß; es gibt kein »Ich will«.

Ich glaube, daß sich grade hier alte und neue Pädagogik auf dem Fürsorgegebiet scheiden: die vom alten Schlag lieben den Drill und die straffe Zucht, lieben, den Willen zu brechen und nichts anderes; die vom neuen Schlag wollen den jugendlichen Betätigungsdrang erwecken und in die rechten Bahnen leiten. Und ich muß aus meiner eigenen, wenn auch erst kurzen, praktischen Erfahrung sagen, daß es nichts dankbareres und freudevolleres für einen Erzieher geben kann, als wenn es ihm gelingt, der Jugend Selbständigkeit und Freiheit zu erhalten, ohne dadurch etwa an Autorität ihr gegenüber nur das Geringste zu verlieren. Einer meiner Jungen drückte das einmal so aus: »Wir werden als junge Männer angesehen.« Das grade tut dieser Jugend gegenüber not. Es ist ein ungeheuer Leichtes, sich ihr als bloßer Gebieter aufzudrängen oder auch hinzustellen. (Ob und wie sie dem folgen wird, das ist freilich ein ander Ding.) Aber: ich wenigstens halte es für grundverkehrt. Und ich glaube, daß der Erfolg immer für meine Anschauung sprechen wird.

Inwieweit sich die Erfahrungen des progressiven Strafvollzugs etwa in unseren Fürsorgeerziehungsheimen praktisch verwirklichen lassen, mag jetzt noch unerörtert bleiben. Vielleicht läßt sich auch da dies und jenes erproben. Und Einzelheiten sind wohl in fast jedem Heim in dieser oder jener Form bereits verwirklicht worden.

Eine wesentliche Erleichterung für die Jugendgefängnisse bedeutet die Einzelhaft, die die Disziplin bedeutend vereinfacht, während sie andererseits allerdings die Erprobung der Charakterfestigkeit bedeutend erschwert. Insofern ist das gemeinsame Arbeiten der ersten und zweiten Klasse auch nicht etwa eine besondere Bevorzugung, sondern eher eine Vorbereitung wieder für das werktätige Leben.

Auf die Einzelheiten in der Einrichtung des Jugendgefängnisses soll hier natürlich nicht eingegangen werden. Ich verweise dieserhalb nachdrücklich auf die Denkschrift mit ihren wunderbaren Abbildungen. Nur soviel mag daraus betont sein: es wird in Werkstätten gearbeitet, und im Garten und auf dem Felde. Jugendliche, die längere Freiheitsstrafen zu verbüßen haben, werden zweckmäßig in einem Handwerk ausgebildet; denn es ist erschreckend, wie gering unter unserer heranwachsenden Jugend heute die Freude am Handwerk ist. Es mag daran allerdings die gesamte wirtschaftliche Entwicklung während des Krieges die Hauptschuld tragen; denn immer wieder begegnet es mir, daß ein Junge die Lust am Handwerk verloren hat oder verliert, weil er hört und sieht, wie seine Kameraden als ungelernte Arbeiter Riesen-

löhne (sogar bis über 100 Mark Wochenlohn in Berlin) in die Tasche stecken, während er um ein geringes Taschengeld oder gar ohne eine solches arbeiten soll. Die Einsicht für die späteren wirtschaftlichen Vorteile kann man bei einem Jugendlichen um so weniger erwarten, als zumeist die Eltern als treibende Kräfte hinter ihm stehen und an seiner Arbeitskraft und seinem Verdienst Anteil haben möchten. Insofern befindet sich die Fürsorgeerziehung grade jetzt während des Krieges in einem gewissen bedauerlichen Nachteil gegenüber den Jugendgefängnissen, als sie infolge der großen Überweisungszahl und der starken Belegung aller Heime zumeist die Jugendlichen nicht so lange zu betreuen vermag, wie das zum regelrechten Erlernen eines Handwerks erforderlich wäre. Zur Unterbringung in Lehrstellen eignen sich aber erfahrungsgemäß nur Jungen, die schon einen etwas gefestigteren Charakter und eine größere Intelligenz besitzen.

An die Seite des handwerklichen Unterrichts tritt im Jugendgefängnis ein recht ausgedehnter Schul- und Fachunterricht, ferner Exerzieren und Turnen, dessen große Bedeutung in allen derartigen Anstalten gar nicht genug betont werden kann. Auch die Pflege des Gesangs wird nicht außer acht gelassen, und das mit vollem Recht.

Die religiöse Einwirkung erstreckt sich auf den gemeinsamen Gottesdienst und auf die Einzelbeeinflussung. »Sie ist bei dem jugendlichen Alter der Gefangenen ganz besonders nötig und hilft die Einwirkungen des Strafvollzugs zu vertiefen« (S. 10). Ich meine auch: sie ist außerordentlich leicht; denn im Gegensatz zu häufig laut werdenden Vorstellungen ist das religiöse Empfinden unter unseren Jugendlichen, auch unter den kriminell gewordenen, doch recht ausgeprägt, jedenfalls viel tiefer ausgeprägt, als der oberflächliche Beurteiler zunächst annimmt, weil er folgert: ein schlechter Mensch kann keine Religion haben. —

Wie wirkt nun diese Art des Strafvollzuges auf die Jugendlichen selbst ein?

Ganz sicher sehr förderlich! Denn die guten Elemente fühlen, wie die Denkschrift betont, es heraus, daß ihnen die Strafzeit zum besten dienen soll, während die schlechten die Strenge der Zucht sehr spüren. Ein Gradmesser ist dafür ganz sicher das, was die Feldpostbriefe bekunden.

Und ich kann das für die in mancher Hinsicht ähnlichen Verhältnisse in der Fürsorgeerziehung nur bestätigen. Manche Jungen, die uns nicht geringe Schwierigkeiten gemacht haben, sind tüchtige Soldaten geworden, die überaus dankbar sind für die Erziehung und Schulung, die ihnen bei uns zuteil geworden ist. Mehr als einer

rühmt, daß er als guter Soldat gilt; fast alle stimmen darin überein, daß ihnen das Soldatenleben bedeutend leichter werde als den übrigen Kameraden. Abfällige Urteile gibt es natürlich auch. Aber sie rühren meist von rauhbeinigen Naturen her, bei denen die Eltern, oft vor allem unverständige Mütter, eine Hetzerrolle übernehmen, weil ihnen ein Vorteil entgangen ist durch den Arbeitsverdienst-Verlust.

Eine der schwierigsten Aufgaben, namentlich in der Zeit nach dem Kriege, wird für die Jugendgefängnisse die Gefangenenfürsorge nach der Entlassung sein. Gelingt es nicht, den Gefangenen in geordnete und gesicherte Verhältnisse hineinzubringen, dann wird er auf seiner Bahn unzweifelhaft bergab gehen.

Mir ist mehr als einmal bereits die Frage aufgetaucht: wie kann man die Gesellschaft schützen vor ausgesprochenen Schädlingen, die immer und immer wieder ihre Freiheit mißbrauchen zu Übergriffen an den einmal gültigen Regeln und Gesetzen?

Die Beantwortung dieser Frage ist ungemein schwer. Nicht ohne weiteres wird es möglich sein, besondere Anstalten zu schaffen, in denen eine Sicherungsnachhaft verhängt wird, die sich vielleicht auf mehrere Jahre erstrecken müßte.

Und doch scheint die Erörterung dieser Frage ungemein dringend, besonders hinsichtlich der schweren Psychopathen und der Schwachsinnigen, von denen ich bereits gesprochen habe, wie auch hinsichtlich der Jugendlichen, die man vielleicht als »geborene Verbrecher« bezeichnen kann, die man aber wohl richtiger als »Berufs- und Gewohnheitsverbrecher« bezeichnet. Für die Berichtszeit, die in der Denkschrift berücksichtigt worden ist, ist die Zahl der nach der Entlassung rückfällig gewordenen Jugendlichen nicht grade übermäßig hoch in Betracht auf die Gesamtzahl der Entlassenen (14 Rückfällige auf 115 Entlassene, über die Ermittelungen vorlagen). Insofern kann man sicherlich von einem guten Erfolg des Strafvollzuges im Jugendgefängnisse sprechen. Notwendig oder zum mindesten wünschenswert bleibt aber doch die Erörterung der Frage, wie die Gesellschaft vor diesen »Unverbesserlichen« geschützt werden kann.

Will man nicht zu drakonischen Maßnahmen wie etwa zur Sterilisierung unverbesserlicher Verbrecher greifen, um wenigstens der Gefahr weiterer Schädlingserzeugung vorzubeugen, so bleibt doch zu erörtern, ob es nicht zumindest angebracht ist, einen derartigen Schädling dauernd unschädlich für den Staatsorganismus zu machen, noch ehe er durch seine Vergehen den Staat dazu zwingt, ein Verdikt über ihn auszusprechen. Und eben das dürfte wohl am besten in — wie

bereits erwähnt — besonderen Kolonien geschehen, aus denen die Entweichungsmöglichkeiten vermöge hier nicht näher zu erörternder Maßnahmen möglichst herabgesetzt werden müßten.

Der Krieg ist natürlich auch nicht ohne Einfluß auf das Jugendgefängnis zu Wittlich geblieben. Der Betrieb ist, wie überall, eingeschränkt und bis zu einem gewissen Grade umgestaltet. Erfreulich ist, und das ist wohl das beste Zeugnis für die Berechtigung der getroffenen Einrichtungen, daß von rund etwa 300 früheren Gefangenen, die bis zum 1. Oktober 1916 ins Heer eingetreten waren, 66 dem Direktor aus dem Felde schrieben. »Von diesen 66 haben 14 das Eiserne Kreuz erhalten, während zwei mitteilten, daß sie zum Eisernen Kreuz vorgeschlagen sind, drei wurden nach ihren Angaben zu Unteroffizieren, sechs zu Gefreiten befördert, 21 sind verwundet worden, darunter mehrere zwei- bis dreimal, und fünf sind gefallen« (S. 15).

Aus diesen Zahlen spricht deutlicher als aus allen langatmigen Erörterungen die Wichtigkeit unseres Erziehungsgrundsatzes: Erweckung der Selbständigkeit und Pflege der freien Willensbetätigung in der Richtung zum Guten. Es spricht aber weiter daraus, was auch die Denkschrift mit klaren Worten zum Schluß hervorhebt: »Daß gerade die jüngeren Gefangenen, mögen sie auch ihre Strafe verdient haben, deshalb an und für sich noch keineswegs Verbrechernaturen sind, die aus der Volksgemeinschaft für immer ausgestoßen werden müssen, sondern daß eine große Anzahl unter ihnen es wohl verdient, daß man den Weg ins Leben zurück ihnen nicht verschließt, sondern ihnen die Möglichkeit gibt, ihre Ehre, die sie mehr oder minder verloren haben, sei es auf dem Schlachtfeld, sei es im bürgerlichen Leben wieder herzustellen. Jeder Verbrecher aber, der durch den Strafvollzug zu einem sozialen Menschen gemacht wird, bedeutet, abgesehen von der in erster Linie stehenden allgemein-ethischen Bedeutung des Problems, für den Staat zugleich auch einen nicht unbeträchtlichen finanziellen Gewinn. Der Kapitalswert des einzelnen Menschen wird mit der Steigerung der Kultur ein immer größerer. Wenn es deshalb dem Jugendgefängnis gelingt, durch seine besonderen Einrichtungen und seine ausschließliche Bestimmung für jüngere Verbrecher einen auch nur etwas größeren Prozentsatz seiner Insassen zu einem geordneten bürgerlichen Leben zurückzuführen, so werden dadurch die Ausgaben, die es verursacht, bei weitem wieder aufgebracht. Der Schädling, der bisher nur auf Kosten anderer lebte und anstatt sich an der Hervorbringung wirtschaftlicher Werte zu beteiligen, diese vielmehr nur verbrauchte oder geradezu vernichtete, wird wieder zu einem wertvollen Staatsbürger. Bedeutete er früher eine Schädigung

des Volkswohlstandes, so trägt er jetzt in angemessener Weise zu seiner Vermehrung bei« (S. 15/16). —

Erfolgreiche Einrichtungen haben sich in Deutschland nicht immer allzu schnell durchgesetzt. Eine gewisse Zaghaftigkeit ist uns volkseigentümlich. Dafür haben wir es aber meist an Zähigkeit nicht fehlen lassen. So ist zu hoffen, daß die Zeit nach dem Kriege uns ganz allgemein auch nach dieser praktischen Seite hin einen Ausbau des Jugendrechtes bringt, indem man überall die Notwendigkeit anerkennt, daß für die Strafvollstreckung an jugendlichen Menschen nur Jugendgefängnisse in Frage kommen können und dürfen.

Ich glaube sogar, daß wir nicht nur Missetäter, die eine Strafe von mehr als einem Jahre zu verbüßen haben, derartigen Jugendgefängnissen anvertrauen sollten, sondern daß wir jeden jugendlichen Straffälligen streng vom erwachsenen scheiden müssen, so daß auch bei minder langen Strafen die Strafverbüßung nicht nur in besonderen Räumen für Jugendliche, sondern durchweg in Jugendgefängnissen vollzogen wird. Wie diese Jugendgefängnisse für kurzfristige Gefängnis- und Haftstrafen eingerichtet werden könnten, ob insbesondere in ihnen der progressive Strafvollzug beibehalten werden könnte, das zu erörtern erscheint für den Augenblick weniger wichtig, wo es sich nur um die Anerkennung einer guten und praktisch bewährten Idee handelt.

Und die Anerkennung erheischt unweigerlich auch die Verwirklichung zum besten unserer Jugend wie unseres gesamten Volkes!

2. Über das Verhältnis zwischen Denken und Sprache bei Vollsinnigen, Schwachsinnigen und Taubstummen.

Von

Kaiserl. Rat Direktor **Karl Baldrian**, Wiener Neustadt.

Aus der Sprache eines Menschen kann man mannigfache Schlüsse auf dessen geistige Eigenart ziehen; freilich können die Schlüsse Irrtümer enthalten, namentlich wenn es sich um Wertung des Fühlens und Wollens eines Menschen handelt. Denn es läßt sich nicht so ohne weiteres entscheiden, ob Wahrhaftigkeit die Grundlage der durch das Sprechen ausgedrückten Gemüts- und Willensbekundungen bildet oder nicht.

Leichter ist es, aus der Sprache auf ihres Trägers Denk-, d. i.

Urteils- und Schlußfähigkeit richtige Folgerungen abzuleiten, da es selten vorkommt, daß sich jemand absichtlich »dümmer stellt, als er ist«.

Beim Vollsinnigen ist also in der Regel ein Schluß aus der Eigenart der Sprache — besonders nach ihrer inneren Seite — eines Individuums auf dessen Denkfähigkeit berechtigt und richtig, da sich mit der Sprachentwicklung gewöhnlich auch die Schließ- und Urteilsfähigkeit und umgekehrt gleichmäßig steigert. Die Regel hat aber auch ihre Ausnahme. Es kann sich nämlich die Sprache einseitig weiterbilden, ohne daß die Denkfähigkeit besondere Erstarkung erfahren würde. Die als »Schwefler« bezeichneten Viel- und Leerredner sind die äußersten Repräsentanten der Reihe jener »Helden«, gemeiniglich wegen ihrer oft gleichlaufend einhergehenden Charakterunzuverlässigkeit »Maulhelden« genannten, nichts schaffenden Menschen, denen wohltuend die schweigsamen, wortkargen, willensklaren und -starken Denker gegenüberstehen, die zum Teil nicht viele Worte machen wollen, mitunter wohl tatsächlich nicht können. Es ist, als ob sich in solchen Menschen die geistige Energie weniger dem Sprach- mehr aber dafür dem Willens- und Tatvermögen zugewendet hätte. Dies gilt insbesondere vom Gebrauche der mündlichen Sprache, der Rede. Welche Art von Menschen für das Leben, die Welt bedeutungsvoller ist, bedarf nicht erst der Untersuchung.

Damit ist schon gesagt, daß eine gewisse Sprach- oder besser gesagt Rede-, d. i. Plauderfähigkeit und Schwatzhaftigkeit zur Entstehung kommen kann, wenn auch die geistigen Fähigkeiten keineswegs hervorragende, ja nicht einmal mittelmäßige sind. Die Erklärung für diese Erscheinung liegt darin, daß Sprachaneignung auf »gewöhnlichem«, d. i. normalem Wege rein Sache der Nachahmung ist, die sich auch noch an Menschen mit recht geringen Geistesanlagen wirksam zeigt. Damit die Nachahmung, diese primitivste Geistesbetätigung, möglich werden kann, ist nur noch eine Voraussetzung nötig, d. i.: die physiologische Grundlage hierfür darf nicht fehlen.

Im Falle der Sprachnachahmung ist die physiologische Basis die normale Beschaffenheit des Gehörorganes und des Sprechapparates, d. i. normal gestaltetes Ohr und ebensolche Sprechwerkzeuge. Denn nur gesunde Muskeln und Nerven in den erforderlichen Organen können Reize empfangen, weiterleiten und die dazu gehörigen Wirkungen auslösen helfen, was alles zum Zustandekommen einer Nachahmung conditio sine qua non ist. Die Nachahmung geschieht dann unabsichtlich, einem Instinkte folgend oder rein reflektorisch.

Gehörvermögen und normaler Sprechapparat sind also unentbehrliche Vorbedingungen zur Ermöglichung der Sprachnachahmung; zu-

gesellen muß sich noch ein Mindestmaß von Geisteskraft. Entfiele letztere ganz, so gäbe es keine Sprachnachahmung trotz Vorhandenseins von Gehör und gesunder Sprechwerkzeuge. Dies sehen wir an Idioten mit gesunden Sinneswerkzeugen und normalem Sprechorganen. Daß aber schon geringe Geisteskraft hinreicht, um Sprache nachahmen zu lernen, beweist uns jeder Schwachsinnige mit gesunder Körperbeschaffenheit. Wenn auch des Schwachsinnigen Sprache allerlei Mängel aufweist, reden lernt er dennoch auf dem Wege der Nachahmung; freilich, seiner Rede Inhalt zeigt zugleich deutlich seinen Geisteszustand, »wes Geistes Kind er ist«.

Für unsere Ausführungen ergibt sich aus dem Gesagten klar, daß für Ermöglichung der Sprachnachahmung das Gehör, d. i. dessen Besitz, von ausschlaggebender Bedeutung ist.

Der Taubstumme bleibt sprachlos, d. i. stumm, weil ihm das Gehör mangelt, weil er taub ist und daher die Sprache seiner Umgebung auch bei Vorhandensein von normaler Intelligenz nicht ohne künstliche Hilfen nachahmen kann.

Auf künstliche — kunstvolle Weise, durch Zuhilfenahme von Auge, Tastempfinden und Sprechmuskelempfindung, kann bekanntlich auch der Gehörlose dahin gebracht werden, daß er in gewissem Sinne zur Nachahmung des Wesentlichen der Sprache nach Laut und Wort gelange, d. i. geführt werden könne.

Daß die dem Gehörlosen angebildete Sprache lautlich viel zu wünschen übrig lassen muß, erhellt wohl schon daraus, daß an Stelle des Gehörs, der Voraussetzung für die naturgemäß sich vollziehende Sprachnachahmung, nur schwache Ersatzkräfte — Tastgefühl, Muskelempfindung und vor allem Gesicht — treten mußten, mittelst welcher eine künstlich bewirkte Laut- und Wortbildung des Gehörlosen erst möglich wird.

Die Sprache bietet für den Gehörlosen aber auch nach ihrer formellen Seite unglaublich große Schwierigkeiten, viel größere als der Uneingeweihte sich träumen läßt! —

Ganz auffallend tritt dies bei einem Vergleiche eines intelligenten, vollständig tauben Sprachschülers mit einem hochgradig schwerhörigen schwachbefähigten, ja sogar fast schwachsinnigen sprachlosen Schüler bei künstlicher Sprachanbildung in die Erscheinung.

Lautlich und formell bleibt die Sprache des intelligenten Taubstummen oft selbst hinter der des fast schwachsinnigen Schwerhörigen zurück, so daß die Urteile der Nichtfachleute, die sich durch Wohlklang der Sprache des Schwerhörigen und ihre formell größere Gebrauchsfertigkeit bestechen lassen, fast stets das Entgegenge-

setzte von dem ausdrücken, was richtig ist: sie halten nämlich den Schwachkopf mit der äußerlich, d. i. artikulatorisch und formell höher stehenden Sprache für intelligenter als den mit der Lautsprache in Lautbringung und Formenfindung ringenden Taubstummen. Dem Fachmanne dagegen, der die dem Gehörlosen sprachlich erstehenden Schwierigkeiten ganz zu werten weiß, entgeht es nicht, wer die größere Urteils- und Schlußfähigkeit besitzt; das ist der geistig normale Taubstumme. Namentlich bei Erklärung von Umständen mit kausalem Verhältnisse, bei Erschließung geschichtlicher, geographischer, naturkundlicher und rechnerischer Erkenntnisse, beim Verstehen, Begreifen, zeigt sich der sprachlich oft recht schwerfällige echte Taubstumme als sehr intelligent, während der dem Laien sprachlich mehr gefallende schwachbefähigte Schwerhörige sich nicht selten als denkunfähig erweist.

So groß sind also oft die Unterschiede zwischen Denken und Sprache beim nichtvollsinnigen, gehörlosen Menschen. In der Betätigung, in der Arbeitsleistung, die Selbständigkeit im Denken und Ausführen der Gedanken — und sei es auch bloß in handwerksmäßigen Berufen — fordert, zeigt sich aber dann recht klar der wahre Wert des einen und des anderen.

Wenn auch nicht so auffallend wie am Beispiele der Nichtvollsinnigen kann ganz Ähnliches doch auch bei Vollsinnigen beobachtet werden. Nicht darauf, was und wie jemand etwas sagt, kommt es im Leben zuletzt und am wichtigsten an, sondern vielmehr darauf, was und wie jemand etwas tut, verrichtet, arbeitet, schafft.[1]) Darin liegt der rechte Maßstab für sein Denken, seine geistige Kraft. Diese »Schlüsse aus dem Verhältnisse zwischen Denken und Sprache bei Vollsinnigen, Schwachsinnigen und Taubstummen« mögen das ihrige zur richtigen Wertung der Einzelwesen überhaupt beitragen helfen und wahre Schätzung mancher Arbeitsleistung in Unterricht und Leben und ihres Ausführers bewirken. Dadurch kann unseren Kindern allen erst gerechte Beurteilung zuteil werden! Dies sei Mahnung für Haus und Schule!

---

[1]) Damit soll keineswegs etwa gesagt sein, auf richtige und knappe wie schöne Ausdrucksweise nicht achten zu lassen. Mit nichten! Im Gegenteil, es wird stets die Aufgabe praktischer Erziehung bleiben, die Jugend zu klarem Denken und sprachlich einwandfreiem Gedankenausdrucke zu führen. Wichtiger aber noch als das Wort ist der klare Gedanke selbst und die daraus entspringende Tat, die Handlung, die Leistung, die Arbeit, das geschaffene Werk, sei es greifbarer oder bloß denkbarer Art.

B. Mitteilungen.

1. Ziller und Dörpfeld.

Ein Beitrag zur Zillerforschung zum 22. Dezember 1917, Zillers hundertstem Geburtage.

Von Johannes Meyer, Bautzen (Sa.).

Wir Glieder der jüngeren Generation in der deutschen Lehrerschaft kennen Ziller und Dörpfeld entweder nur vom Hörensagen — und das sind bedauerlicherweise ziemlich viele unter uns, oder wenigstens aus ihren Veröffentlichungen, die aber zu selten zum ernsten Studium erwählt werden. Es wird nicht genug auf sie hingewiesen, und das erweckt den Anschein, als ob ihr Standpunkt überwunden und ihre Anschauungen unzeitgemäß seien. Wir schauten die beiden nicht mehr von Angesicht zu Angesicht und konnten nicht unmittelbar aus dem Reichtum ihrer theoretischen Erkenntnisse und aus der Fülle ihrer praktischen Erfahrungen schöpfen. Wir müssen das um so mehr bedauern im Hinblick auf die vielseitigen und tiefgehenden Anregungen, die sie ihren Zeitgenossen in der pädagogischen Forschung und der praktischen Schularbeit gegeben haben, und in bezug auf die bleibende Bedeutung ihres Vorbildes wie ihrer Lehre auch für die Gegenwart, für ihre Schule und ihre Lehrer.

Wer sich mit dem Lesen ihrer Werke getrennt begnügt, dem bleibt zumeist das Verhältnis der beiden Pädagogen zueinander im Dunkel. Wem es sich voll und ganz lichten soll, der muß verborgeneren Spuren nachgehen, d. h. der muß die biographischen Andeutungen der Lehrbücher wie die nach ihrem Wesen Kürze erfordernden Einführungen in Sammlungen ihrer Werke und das Bild, das man aus dem Studium der Veröffentlichungen selbst gewinnt, ergänzen aus persönlichen Erinnerungen und Aufzeichnungen, Briefen und anderem schriftlichen Nachlasse derjenigen, die den betreffenden als Familienglieder, als Freunde oder unmittelbare Schüler bei Lebzeiten nahestanden. Wir wählen diese weniger betretenen Bahnen, um ein möglichst zuverlässiges Bild vom Verhältnis der beiden Meister der Pädagogik zu gewinnen und tun es mit der besonderen Absicht, angesichts des 100. Geburtstages von Ziller einen bescheidenen Beitrag zur Zillerforschung zu liefern.

Zunächst decken wir die äußeren Beziehungen zwischen Ziller und Dörpfeld auf, alsdann gilt es das innere Verhältnis der beiden zueinander zu beleuchten.

I.

Die Lebenswege der beiden deutschen Pädagogen verlaufen örtlich getrennt voneinander, ohne sich auch zu kreuzen, zeitlich fallen sie über ein halbes Jahrhundert zusammen, denn Tuiskon Ziller lebte von 1817 bis 1882 und Friedr. Wilh. Dörpfeld von 1824 bis 1893.

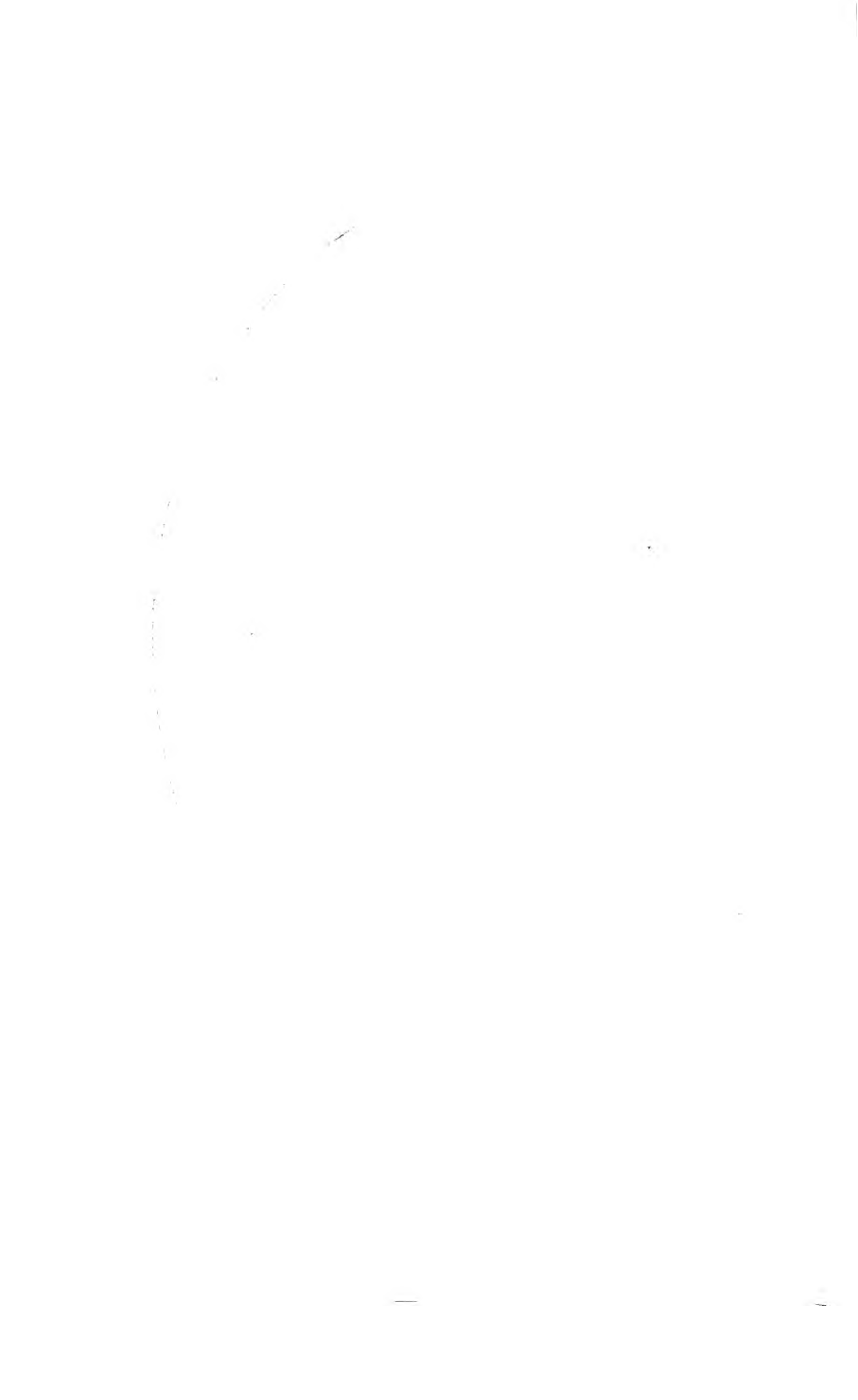
Zillers Kindheitserinnerungen knüpfen sich an die thüringischen



obere Reihe: Wey, Lange, Meinel, Thiemer, v. Vogt

mittlere Reihe: Frommhold, Dr. Meyndt, Bahnert, Battenberg, Braune, Belger, Zange, Reckendorf

untere Reihe: Dr. Kleinmann, Weißschuh, O. Beyer, Nyberg, Ziller, Rein, Saupe, Israel, Heymann, Günther



Pfarrhäuser zu Steinach und Frauenbreitungen mit dem den evangelischen Landpfarren eigentümlichen Leben, und sein Bildungsgang weist drei Stufen auf: Privatunterricht seitens des Vaters, eines rationalistischen Theologen, der Jahre lang Chr. Gotth. Salzmanns Mitarbeiter in Schnepfenthal gewesen war, — humanistisches Gymnasium zu Meiningen unter dem günstigen Einflusse des ihm besonders wohl geneigten tüchtigen Rektors Carl Peter, — Universität Leipzig zu den Füßen bedeutender Gelehrter wie Gottfried Hermann, Moritz Haupt, Hartenstein und Drobisch.

Dörpfeld entstammt dem werktätigen Landvolke. Der Hammerschmieds und Bauerngutsbesitzers Sohn aus Sellscheid bei Wermelskirchen (Kreis Düsseldorf) besuchte die bergische Volksschule (Pohlhausen, Burg a. d. Wupper) und anschließend die Präparandenanstalt des tüchtigen Schulmannes F. L. Zahn, des Nachfolgers von Diesterweg, der sich nach juristischem und theologischem Studium der Pädagogik zugewandt hatte,[1] dann dessen Seminar zu Mörs, das, der damaligen Zeit entsprechend, zumeist nur in die Praxis einführte, — und das war im Todesjahre Herbarts. Den Hörsaal einer Universität hat der Mann nie betreten, der sicher eine Zierde für einen pädagogischen Lehrstuhl gewesen wäre.

Die Stätten der Tätigkeit Zillers und Dörpfelds sind so verschieden, daß sich für ihre Arbeit völlig verschiedene Voraussetzungen und ebenso verschiedener Verlauf wie anders gestaltete Wirkungen ergeben müssen: hier die Leipziger Universität, dort die vierklassige Volksschule zu Barmen-Wupperfeld.

Trotzdem verband treue Freundschaft die beiden. Sie hat ein bleibendes Denkmal im regen Briefwechsel. Vertrauen, Offenheit und festes Zusammenstehen im Wesentlichen kennzeichnen ihn. Die gemeinsamen Interessen führten sie zusammen im Vorstande des 1868 begründeten Vereins für wissenschaftliche Pädagogik (Vors. gegenwärtig: Prof. Dr. W. Rein-Jena), an dessen Spitze Ziller bis zu seinem Tode stand. Aber auch hier blieb der Verkehr schriftlich. Der Barmer Volksschulmann ist wie der Königsberger Philosoph kaum über die Grenzen seiner engeren Heimat hinausgekommen.

Als Dörpfeld eine seiner ersten Schriften »Die drei Grundgebrechen der hergebrachten Schulverfassung nebst bestimmten Vorschlägen zu ihrer Reform«[2]) veröffentlichte, schrieb Ziller das Vorwort dazu. Am »Ev. Schulblatt«, der Fortsetzung von F. L. Zahns »Schul-Chronik«, das D. von 1857 an herausgab, arbeitete der Hochschulpädagog mit, der 1856 mit

[1]) Ev. Schulblatt 1882 und »Lehrerideale, die Persönlichkeit des Lehrers und ihre Fortbildung« von Fr. W. Dörpfeld. Gütersloh, C. Bertelsmann. (VI. Band der gesammelten Schriften von Fr. W. Dörpfeld.)

[2]) Gütersloh, C. Bertelmann, 2. Aufl., 1,40 M (im VIII. Band der gesammelten Schriften von Fr. W. Dörpfeld.) Voraufgegangen war u. a. die umfangreichere Schrift: Die freie Schulgemeinde und ihre Anstalten auf dem Boden der freien Kirche im freien Staate. Beiträge zur Theorie des Schulwesens. 1. Aufl. 1863. 2. Aufl. in Bd. VIII d. ges. Schr. Gütersloh, Bertelsmann.

seiner »Einleitung in die Allgemeine Pädagogik« als Neununddreißigjähriger zum ersten Male in die Öffentlichkeit getreten war. Ende der Siebziger Jahre faßten Ziller und Dörpfeld den Entschluß, eine Zeitschrift für die Praxis der Schule gemeinsam herauszugeben. Die grundsätzlichen wie die besonderen Fragen, Verlegerschaft (Gütersloh, C. Bertelsmann) und anderes waren fertig geregelt, eine persönliche Zusammenkunft zur letzten Klärung halbenwegs zwischen Leipzig und Barmen bereits vorbereitet, als Ziller erkrankte, nachdem schon D.s Krankheit verzögernd gewirkt hatte. Der bald folgende Tod Zillers zerstörte den wertvollen Plan, aus dessen Durchführung der deutschen Schule reicher Segen strömen konnte.

In seinem Ev. Schulblatt gab D. »mit tief betrübtem Herzen« den Lesern den Tod des teuren Freundes und Mitarbeiters Ziller bekannt: »Ein Großer ist gefallen in unserm Schul-Israel, — ein Mann, bei dem Gesinnung und Streben in gleichem Maße gediegen waren. Auf deutschem Boden hat seit Pestalozzi und Herbart kein anderer von der wissenschaftlichen Seite her so tief und so nachhaltig befruchtend in die theoretische Entwicklung der Pädagogik eingegriffen, als der Heimgegangene durch Schrift und Wort während seiner 33jährigen Wirksamkeit in Leipzig, — tiefer und nachhaltiger, als leider bis jetzt vielen deutschen Schulmännern bekannt und bewußt geworden ist. Seine Schriften, namentlich die »Grundlegung zur Lehre vom erziehenden Unterricht« (Allgemeine Unterrichtslehre) und die »Vorlesungen über Allgemeine Pädagogik« werden noch auf viele Jahrzehnte die Hauptfundgrube der pädagogischen Forschung bleiben. . . . Wir Zurückgebliebenen müssen freilich trauern über den schweren Verlust, den wir erlitten haben; aber wir wissen auch zu unserm Troste, daß das mühevolle Arbeitswerk unseres teuren Freundes und Bahnbrechers, wie es schon bei seinem Leben vielen zum Segen geworden ist, hinfort sich immer mehr als ein reiches Segenserbe für die Schule des deutschen Volkes erweisen wird.«

»Mit Wärme und Entschlossenheit« trat D. auch nach Zillers Tode für dessen Ansichten ein, und manchen hat er nachdrücklich zur Dankbarkeit gegen ihn ermahnt. Die Schüler Zillers, besonders Wilh. Rein [2]) und Gust. Ad. Israel, fanden freundliche Aufnahme bei D. und wertvolle Anregungen durch ihn während ihrer Amtstätigkeit an der Barmen-Wupperfelder Realschule. Mit Rein, dem einflußreichsten der Herbart-Zillerschen Schule hielt D. treue Freundschaft bis an sein Ende; sie äußerte sich im gelegentlichen wertvollen Briefwechsel.

Mit welcher Hochachtung Z. in seinen Vorlesungen vom »König der Volksschule« gesprochen haben muß, bezeugt eine Stelle aus einem Briefe eines seiner tüchtigsten Jünger: »Der Name Dörpfeld klang zuerst in mein Ohr in einem Kolleg bei Ziller und zwar so, daß ich das Gefühl hatte, da muß etwas Tüchtiges und Seltenes dahinter sein.«

Mannigfach und interessant sind schon die rein äußerlichen Be-

---

[1]) Wilh. Rein und die Pädagogik der Gegenwart. Vom Verfasser. Heft 142 der »Beiträge zur Kinderforschung und Heilerziehung«. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann), 1917. 1,40 M.

ziehungen der beiden Pädagogen zueinander, zahlreich und lehrreich besonders die Fäden, die sich zwischen ihrem Standpunkt, ihrem Forschen und Lehren, ziehen lassen.

II.

Der geschätzte Schulmann Gust. Ad. Israel hat in seiner Antrittsrede als Seminardirektor (Schneeberg i. Sa.) Ziller und Dörpfeld dankbar als seine Meister genannt: »— — — — Ich bin auf dem vorhin kurz skizzierten Lebenswege mit zwei Männern zusammengeführt worden — ja, ich darf mich dankbar rühmen, ihre persönliche Zuneigung und Freundschaft genossen zu haben —, deren theoretisch-pädagogische Schriften *allen* anderen voranstehen und wahre Fundgruben praktischer Gedanken enthalten. Es sind dies die nun bereits zur oberen Gemeinde versammelten Pädagogen Professor Ziller in Leipzig und Rektor Dörpfeld in Barmen. Zwar haben beide nicht auf der gewöhnlichen pädagogischen Heerstraße vorwärts gestrebt, zwar sind beide als Vertreter scheinbar unausführbarer idealer Gedankengebäude vielfach angegriffen worden, jedoch die makellose Reinheit ihrer Gesinnung, die aufopfernde Kraft ihres Strebens, ihre wunderbar erwärmende Begeisterung für das Erziehungswerk im allgemeinen stehen leuchtend da, und sind von niemand jemals in Zweifel gezogen worden.« [1])

So wie die beiden für G. Ad. Israel zusammenstehen, sollen sie von uns geschaut werden: Auf einem gemeinsamen Grunde — der Herbartschen Philosophie und Pädagogik — bauend, getragen vom gleichen Geiste — dem deutschen Idealismus —, tätig am selben großen Werke — an der Volkserziehung und -bildung. Was gilt daneben diese und jene Abweichung in der praktischen Durchführung? Verschwindend wenig nur.

Auf dem Boden von Herbarts Philosophie und Pädagogik fanden sich beide zusammen. D. war der Ehrenvorsitzende des Vereins für Herbartsche Pädagogik von Rheinland und Westfalen, und als er 1893 seine Hauptversammlung zu Elberfeld nicht mehr besuchen konnte, da suchte sie ihn eben auf — in Ronsdorf. Das Unheil aller Zerspaltungen als geschichtlich denkende Geister kennend, betonten Z. und D. stets nachdrücklich und freudig den gemeinsamen Boden ihrer jedem einzelnen eigentümlichen pädagogischen Anschauungen. Ein System der Pädagogik hat weder der eine noch der andere hinterlassen. Zillers Gedanken sind mit denen seines Meisters Herbart und seines bedeutendsten Jüngers W. Rein zu einem solchen glücklich verwoben worden, wie es sich uns darstellt in Reins »Pädagogik in systematischer Darstellung« (Langensalza, Hermann Beyer & Söhne [Beyer & Mann], 1911, 2. Aufl., 3 Bände). [2]) Die reiche Gedankenwelt D.s zu systematisieren, bleibt der Zukunft vorbehalten.

---

[1]) Vergl. Fr. W. Dörpfeld, Aus seinem Leben und Wirken. Von seiner Tochter Anna Carnap geb. Dörpfeld. 2. Aufl. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1903. S. 312. Vergl. von ihm: Zur Charakteristik und zum Verständnis Herbarts. Gotha, Thienemann, 1886.

[2]) Vergl. vom Verfasser, a. a. O. S. 34—62.

Dörpfeld hat seine Grundsätze und damit zugleich die Arbeitsaufgaben des Evang. Schulblattes Adolf Rude, Nakel a. Netze,[1]) gegenüber dahin ausgesprochen: 1. Das Schulwesen (Unterricht und Erziehung, Lehrerbildung, Schuleinrichtung, Schulverfassung usw.) muß auf positiv-christlicher Grundlage ruhen, — vergl. hierzu Zillers gleichgerichtetes Erziehungsziel, seine Begründung, seine Annäherungsversuche an Palmer.

2. Die wissenschaftliche Ausbildung der Pädagogik muß sich auf Herbarts Ethik und Psychologie stützen.

In einem 3. Grundsatz zeigt sich deutlich die Richtung, in der D. über seine Gesinnungsgenossen in der Pädagogik, besonders über Herbart, hinausgeht: In der pädagogischen Theorie und Praxis muß mehr, als es bisher geschah, die Sozialethik berücksichtigt werden.[2]) — Hier anregend und selbst schöpferisch (seine Arbeiten über Schulverfassung, Schulaufsicht, Simultanfrage, Klassenzahlfrage, Hauptlehreramt, Lehrerlaufbahn, Gesellschaftskunde usf.) gewirkt zu haben, ist eines der Hauptverdienste unseres Barmer Volksschulmannes. Zillers eigene Anschauungen berühren sich auch in dieser Hinsicht mit ihm stark, aber seine meisten Schüler haben das Erbe ihres Leipziger Professors nach der Seite hin nicht »erworben, um es zu besitzen«. Im Gegenteil sind sogar ganz schiefe Mißdeutungen Zillers untergelaufen, so bei Robert Seidel-Zürich, der Ziller und Waitz in Verbindung bringt mit dem Spinozisten Max Stirner (Kaspar Schmidt) und dadurch mit der sozial-politischen Manchesterlehre aus der Mitte des vergangenen Jahrhunderts, während Ziller ein Anhänger von Rodbertus und Adolf Wagner, dem am 8. November 1917 verstorbenen Berliner Nestor der Staatswissenschaft und dem Begründer des sogenannten »Staatssozialismus«, dessen eingehendste Bedeutung jetzt im Weltkriege uns zum Bewußtsein kommt und den die Liberalisten und Individualisten seinerzeit als »Kathedersozialismus« verspotteten,[3]) geistesverwandt war. Rodbertus, Wagner, Ziller und Dörpfeld betonten immer wieder, daß das »freie« Spiel der wirtschaftlichen Kräfte im wirtschaftlichen Leben nicht oder nicht allein walten dürfe, sondern daß die ethischen Forderungen auch hier maßgebend sein und Individual- und Sozialforderungen in Harmonie bleiben müßten.

---

[1]) Päd. Studien 1894, 2. Heft. — Rude ist der Verfasser der »Methodik des gesamten Volksschulunterrichts, unter besonderer Berücksichtigung der neueren Bestrebungen«. Osterwiek/Harz, A. W. Zickfeld — 2 Bände — und Mitherausgeber der »Päd. Warte«, ebenda.

[2]) Vergl. J. Trüper, Friedrich Wilhelm Dörpfelds Soziale Erziehung in Theorie und Praxis. Gütersloh, Bertelsmann, 1901. — Ders., Die Schule und die sozialen Fragen unserer Zeit. 3. Heft. Ebenda 1890/1. — Ders., Erziehung und Gesellschaft. XXII. Jahrb. d. Vereins f. w. Päd.

[3]) Vergl. Adolf Wagner, Staatsbürgerliche Bildung. 47. Tausend. — Rein, Adolf Wagner als Erzieher. — Trüper, Zu Adolf Wagners 80. Geburtstag. Zeitschrift für Kinderforschung. Jahrg. 1914/15. Heft 7/8. Hier findet der Leser in Kürze einen Umriß der hier obwaltenden Probleme. Besser aber noch ist es, wenn der Volksbildner sich in die wissenschaftlichen Werke Wagners vertieft.

Was D. in dem 2. der angeführten Grundsätze ausspricht, ist auch die volle Überzeugung Zillers. So wurden sie beide hervorragende Bauleute an der philosophischen Pädagogik, die auf Herbart fußte, den beide aber nicht persönlich kennen gelernt hatten. Daß wir in der wissenschaftlichen Pädagogik tatsächlich ein wesentliches Band der gesamten Lehrerschaft von oben bis unten vor uns haben, und daß der einzige Weg zur einheitlich geschlossenen deutschen Lehrerschaft durch sie und ihre Pflege wie den von Ziller 1868 begründeten »Verein für wissenschaftliche Pädagogik« hindurchführt, sehen wir am innigen Zusammenschluß des Hochschulprofessors mit dem Volksschullehrer vor einem halben Jahrhundert genau so, wie heute in der gegenseitigen engen Fühlungnahme des Leipziger Wundtschen Seminars (Dir. Prof. Dr. Felix Krueger, Wundts Nachf.) mit dem Institut des Leipziger Lehrervereins für experimentelle Pädagogik und Psychologie (Rudolf Schulze, Paul Schlager u. a. unter Max Brahns Leitung). Ein Ziller und Dörpfeld weisen uns die Straße, die uns alle zusammenführt. Sei es ihnen gedankt, werde sie von uns mehr als bisher beschritten, — das wäre eine rechte Ziller-Dörpfeld-Ehrung und uns zu Nutz und Frommen!

Neben dem gemeinsamen Grunde fordert die gemeinsame Aufgabe, an die sie mit dem gemeinsamen Geiste des deutschen Idealismus herantreten, besondere Erwähnung: die Volkserziehung und -bildung.

Ziller hat ein gut Teil seiner wissenschaftlichen Forschung und praktischen Erziehertätigkeit der Hebung der deutschen Volksschule gewidmet »mit der ihm eignen zähen Ausdauer und darum auch mit sichtlichem Erfolge« (nach Dörpfelds Urteil) als einer der ersten Wissenschaftler, dem dieses Interessengebiet tatsächlich Herzenssache war. Die Schätze der Herbartschen Pädagogik sind der Volksschularbeit nicht nur durch ihn erschlossen, sondern auch für sie umgeprägt worden. Was für eine Volksschule die Zillersche war, das deutet D. mit den Worten an: »die von allen Fesseln frei ist«.[1]) Erschlossen hat sie sich ihm und vielen andern nur indirekt und ziemlich spät durch das von W. Rein in Verbindung mit seinen Eisenacher Seminarlehrern A. Pickel und E. Scheller bearbeitete »erste Schuljahr« wie die nachfolgenden 7 Bände »Theorie und Praxis des Volksschulunterrichts nach Herbartischen Grundsätzen« (Leipzig, Bredt, ab 1879). Seit 1864, wo Zillers »Grundlegung zur Lehre vom erziehenden Unterricht erschien, ist mir keine pädagogische Schrift zu Gesicht gekommen, die mich so hoffnungsfreudig gestimmt hätte, wie dieses Büchlein für die Unterweisung der Kleinen« — so grüßt man aus Barmen die am Fuße der Wartburg erblühte »primula veris«. Bei Dörpfeld gehört die ganze Lebensarbeit der Volksschule. Sie sollte ihm das angesichts eines ehrenvollen Rufes als Seminardirektor wie als Kreisschulinspektor nie vergessen. Im Beileidsschreiben des preußischen Kultusministers Bosse an Frau Carnap, Dörpfelds Tochter und meisterhafte Biographin, heißt es von dem gottbegnadeten Schulmeister, er habe »mit

[1]) Fr. Wilh. Dörpfeld, Der didaktische Materialismus. Eine zeitgeschichtliche Betrachtung und Buchrezension. Gütersloh, C. Bertelsmann. S. 5, 1.

einer Hingebung und Treue für die Schule gewirkt, welche bleibende und gesegnete Früchte für dieselbe gezeitigt hat«.[1])

Eine wertvolle Grundlage zum Vergleiche von Zillers und Dörpfelds Lehrverfahren bietet uns die im Kampfe um einen geistbildenden Unterricht geschriebene zeitgeschichtliche Betrachtung und Buchrezension »der didaktische Materialismus«. Sie ist ein Programm; sie ist 1879 zeitgemäß gewesen, da auf dem Schulgebiet der didaktische Materialismus die Oberhand gewonnen hat, »jene oberflächliche pädagogische Ansicht, welche den eingelernten Stoff, gleichviel wie er gelernt ist, ohne weiteres für geistige Kraft hält, und darum das bloße Quantum des absolvierten Materials schlankweg zum Maßstabe der intellektuellen und sittlichen Bildung macht«.[2]) An keiner anderen Stelle Zillers finden wir auch im Lehrverfahren so unbedingte Übereinstimmung mit Dörpfeld wie in diesem grundsätzlichen Punkte.[3]) »Mein Herz drängt mich, an dieser sechsten Forderung (die Schüler müssen soviel als möglich zum Selbstfinden angeregt werden) nicht vorbeizugehen, ohne dem seligen Ziller gerade hier einen Denkstein der Dankbarkeit zu errichten. — — — Da nun niemand mich darauf aufmerksam machte, und ich selbst nicht gescheit genug war, das Selbstfinden in seinem Vollmaß finden zu können: so blieb die Lücke ruhig stehen, wo sie stand. Erst durch Zillers didaktische Schriften wurde mir zu meiner großen Freude der Blick für das Fehlende geöffnet, und ich befleißigte mich sofort von ihm zu lernen, soviel es gehen wollte. — — —«

Es ist eine aus Dörpfelds vornehmer Gesinnung geborene Gepflogenheit, das Gemeinsame den »Differenzpunkten« voranzustellen, es nachdrücklich zu betonen und durch jene sich nach der Art großzügiger Naturen nicht scheiden zu lassen. Sie leuchtet auch aus dieser didaktischen Schrift heraus.[4])

Das Verhältnis zwischen dem Lernen und den Formalstufen bei Dörpfeld, wie die Gültigkeit seiner darauf bezüglichen Anschauungen im Lichte der physiologisch-experimentellen Psychologie darzustellen, gehört als besondere Dörpfeld-Forschung nicht in den Rahmen dieser Arbeit, bedeutete auch eine Wiederholung für die Leser der Abhandlung von Dr. Heribert Kley-Trier über »Die Lehre vom Lernen«,[5]) die Dörpfelds Theorie des Neulernens und Einprägens an den Forschungsergebnissen der neueren Psychologie mißt.

Weil der Unterricht nach D. die Haupttätigkeiten des Neulernens und des Einprägens umfaßt, beim Neulernen aber Anschauen, Denken und An-

---

[1]) Vergl. A. Carnap, a. a. O. S. 414.

[2]) Dörpfeld, a. a. O. S. 8 (Sperrdruck nach dem Verfasser, die Stellen werden nach der 2., durch Zusätze vermehrten Aufl. 1886 angeführt).

[3]) Zillers offenes Schreiben an Lehrer und Schulfreunde vom 20. April 1878 in Th. Fritzsch, Ziller (Greßlers pädag. Klassiker, Langensalza, Band XXXI) S. 397—400.

[4]) Dörpfeld, a. a. O. S. 210.

[5]) Vergl. diese Zeitschrift 1917, Heft 8/9 und Beiträge zur Kinderforschung und Heilerziehung Heft 140. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann).

wenden zu unterscheiden sind als psychologische Hauptoperationen, ergeben sich für ihn 3 Formalstufen. »Mir scheint es wissenschaftlich korrekter und für das Gemeinverständnis zweckmäßiger zu sein, zunächst die drei logisch-psychologischen Hauptoperationen zu zählen und dann die unterrichtlichen Teilakte bei I. und II. als Unterakte zu fassen.«[1] Die abweichende Zählweise zu anderen Pädagogen, so auch zu Ziller, wird uns aus der folgenden Übersicht klar, sie bedeutet aber keine grundsätzliche Abweichung zu ihnen und kann sie nicht bedeuten, denn der psychische Prozeß bleibt derselbe. »Was die Zählung der Stufen betrifft, so ist das eine Äußerlichkeit, auf die es nicht ankommt.«[2]

Dörpfeld (ebenso Wiget, vergl. Pestalozzi)	Ziller (ebenso Herbart, Vogt)	Rein[3]	Seyfert[4]
I. Anschauen {a) Einleitung, b) Anschauung}	I. Klarheitsstufe {a) Analyse, b) Synthese}	I. Vorbereitung	I. Einstimmung
II. Denken {a) Vergleich, b) Zusammenfassung}	II. Associationsstufe	II. Darbietung	II. Erarbeitung des Neuen
III. Anwenden	III. Systemstufe	III. Verknüpfung	III. Einarbeitung in d. Bewußtseinsgang
	IV. Methodenstufe	IV. Zusammenfassung	IV. form. Verarbeitung
		V. Anwendung	

Zwischen der Anschauungsoperation Zillers und der Dörpfelds besteht ein Unterschied, der sich auf den 2. Teil derselben bezieht ($I^{b)}$),[5] in ihm wurzelt aber auch eine abweichende Auffassung in bezug auf das Einprägen.

Bei Ziller vollzieht sich die Darbietung des Neuen in drei Akten, d. h. die Geschichte wird dreimal durchlaufen, zunächst um einer Totalauffassung (Lesen des Textes) willen, dann behufs Klarstellung des Tatsächlichen (die Außenseite — das Geographische usw. — zu betrachten), schließlich zur näheren Betrachtung der religiös-ethischen Seite. Für Dörpfeld ist jede Geschichte ein organisches Ganzes, bei dem die geschichtliche Handlung den Kern ausmacht, der nur verschiedene Seiten aufweist, demzufolge gibt es für ihn ein einmaliges Durchlaufen der Geschichte. Während nun bei Ziller nach jedem Akte Reproduktionsübungen einsetzen, beginnt bei Dörpfeld das Einprägen erst nach dem abgeschlossenen Neulernen.[6] Das Buch verwirft er als Träger der Hauptlehrarbeit. »Das mündliche Lehrwort ist wirkenskräftiger als das geschriebene.« Ziller schließt frageweises Repetieren aus und kennt nur die zusammenhängende

[1]) Did. Mat. S. 123.

[2]) W. Rein, Päd. in systematischer Darstellung, III. S. 273.

[3]) Ich persönlich neige der Reinschen Zählung ganz entschieden zu, sie ist mir die klarste.

[4]) Vergl. Dr. Rich. Seyfert, Die Unterrichtslektion als didaktische Kunstform. Leipzig, E. Wunderlich, 1905. 2. Aufl. S. 19.

[5]) Er führte zu einer wissenschaftlichen Auseinandersetzung zwischen Rein und Dörpfeld, vergl. Jahrb. des Vereins für wissensch. Päd. XVII und der Did. Mat. in 1. und 2. durch Zusätze vermehrter Aufl.

[6]) Dr. H. Kley, a. a. O.

Wiedergabe des Gelernten. Dem steht Dörpfeld entgegen, wie schon seine Enchiridien zeigen; bei ihm erfolgt das Einprägen durch Lesen im Unterrichte, durch Nachlesen als Hausarbeit, durch Reproduktion der Geschichte nach Fragen und endlich durch zusammenhängende Wiedergabe des Ganzen abschnittweise (bei Z. nicht abschnittweise). Trotz Dörpfelds Widerlegung kann ich mich dem Eindrucke Wilh. Reins nicht ganz verschließen, daß die Einprägungsoperationen in der Barmer Volksschule in den Vordergrund treten, wenn auch vielleicht nur äußerlich, denn die verstreuten Einprägungsakte Zillers mögen dieselbe Kraft und Zeit beanspruchen und zu keinem geringeren Ergebnisse führen.

So marschieren die beiden zuweilen getrennt, um schließlich vereint zu schlagen, denn einmal sind sie eins in ihrer sozialethischen Grundlegung, die bedauerlicherweise für Zillers Charakter und Lehre keine so überzeugten Interpreten gefunden hat, wie die Dörpfelds z. B. in J. Trüper,[1]) zum andern sind sich die Zillersche und die Dörpfeldsche Schule einig in folgenden wichtigen Grundsätzen:[2])

1. Bei der Darbietung des Neuen ist als Endresultat eine klare und detaillierte (aber auch lebendige und das Gemüt erfassende) Anschauung (= konkrete Vorstellung, d. Verf.) zu erstreben.
2. Diese Anschauung muß eine allseitige sein, d. h. sie muß alle Bestandteile der Geschichte erfassen.
3. Neben dem Vortrag muß auch die Unterredung mitwirken (zum Vergleiche, zum Selbstfinden — Erschließen, Erraten —, d. Verf.).

Grundsätzliche Zusammenstimmung bei vollständig gewahrter Selbständigkeit in den einzelnen dem großen gemeinsamen Ziele dienenden Maßnahmen ist das hervortretendste Kennzeichen des Verhältnisses zwischen Ziller und Dörpfeld.

Das Wort heiliger Schrift vom Sockel der Figurengruppe am Barmer Dörpfeld-Denkmal[3]) trifft auch voll und ganz auf Tuiskon Ziller zu, dessen 100. Geburtstag ein dankbares »Schul-Israel« — um mit seinem treuen Freunde und Verbündeten von Wupperfeld zu reden — recht deutlich sich seiner Größe besinnend feiern sollte:

Er hatte unser Volk lieb,
und die Schule hat er uns erbauet.

---

[1]) A. a. O.

[2]) Dörpfeld, a. a. O. S. 178.

[3]) Geweiht am 18. Juli 1903, vergl. hierzu Ev. Schulblatt, begründet von Fr. W. Dörpfeld, herausgegeben von D. Horn, A. Hollenberg und Dr. G. von Rohden (D.s Schwiegersohn). 47. Band (1903). Gütersloh, C. Bertelsmann.

2. Eine neue Statistik über sprachgebrechliche Schulkinder.

Von W. Carrie, Hamburg.

Statistik über sprachgebrechliche Schulkinder in den Hamburger Volksschulen (Januar 1917).

1.	2.		3.									4.		
Klasse	Anzahl der mit Sprachgebrechen behafteten		Davon standen im vollendeten Lebensjahre									Von diesen Kindern litten an		
	a) Knaben	b) Mädchen	6.	7.	8.	9.	10.	11.	12.	13.	14.	a) Stottern	b) Stammeln	c) anderen Sprachgebrechen
7	258	107	61	197	88	18	—	1				94	186	85
6	215	67		27	114	97	28	12	3			138	100	44
5	179	80			19	101	72	36	25	6	4	151	54	54
4	176	63				18	91	59	41	23	8	165	31	43
3	151	55					19	61	63	44	19	165	16	25
2	146	48					1	22	66	59	42	159	11	24
1	73	26							5	41	53	79	7	13
Sel.	15	5								1	19	14	—	6
Zus.	1213	451	61	224	221	234	211	191	203	174	145	965	405	294

Klasse	5.				6.			7.
	Von diesen Schülern wurden bisher				Von diesen Schülern besuchten bereits einen Heilkursus für Stotterer			Von diesen Schülern besuchten früher die Sonderklassen für Sprachkranke
	a) regelmäßig versetzt	b) nicht versetzt 1mal	2mal	3mal und mehr	1mal	2mal	3mal und mehr	
7	[1]) —	74	45	4	5	2	—	
6	129	92	45	16	40	4	4	
5	113	74	43	29	33	15	5	1 (schied vorzeitig aus)
4	101	70	40	28	38	16	18	—
3	69	65	52	19	48	25	9	2
2	74	76	40	4	49	36	14	11
1	39	58	2	—	30	12	6	3
Sel.	19	1	—	—	1	6	—	—
Zus.	544	510	267	100	244	116	56	17

[1]) 243 sprachgebrechliche Schüler aus den 7 Klassen standen noch vor der ersten Versetzung.

Zusammenstellung I.

Von den Stotterern standen im vollendeten

6. Lebensjahre	9 Knaben	+	0 Mädchen	=	9 Schüler
7. „	36 „	+	13 „	=	49 „
8. „	70 „	+	17 „	=	87 „
9. „	106 „	+	26 „	=	132 „
10. „	97 „	+	34 „	=	131 „
11. „	111 „	+	29 „	=	140 „
12. „	129 „	+	27 „	=	156 „
13. „	102 „	+	36 „	=	138 „
14. „	99 „	+	24 „	=	123 „
	759 Knaben	+	206 Mädchen	=	965 Schüler

Zusammenstellung II.

Von den Stammlern standen im vollendeten

6. Lebensjahre	28 Knaben	+	10 Mädchen	=	38 Schüler
7. „	74 „	+	49 „	=	123 „
8. „	56 „	+	30 „	=	86 „
9. „	39 „	+	18 „	=	57 „
10. „	23 „	+	17 „	=	40 „
11. „	14 „	+	10 „	=	24 „
12. „	9 „	+	7 „	=	16 „
13. „	8 „	+	4 „	=	12 „
14. „	6 „	+	3 „	=	9 „
	257 Knaben	+	148 Mädchen	=	405 Schüler

Zusammenstellung III.

Von den mit »anderen Sprachgebrechen« behafteten Schülern standen im vollendeten

6. Lebensjahre	12 Knaben	+	2 Mädchen	=	14 Schüler
7. „	35 „	+	17 „	=	52 „
8. „	36 „	+	15 „	=	51 „
9. „	31 „	+	14 „	=	45 „
10. „	31 „	+	14 „	=	45 „
11. „	11 „	+	9 „	=	20 „
12. „	18 „	+	13 „	=	31 „
13. „	13 „	+	11 „	=	24 „
14. „	5 „	+	7 „	=	12 „
	192 Knaben	+	102 Mädchen	=	294 Schüler

Als ich vor nahezu zwei Jahren in meiner Arbeit »Sonderklassen für sprachkranke Schulkinder« (Heft 131 der »Beiträge zur Kinderforschung und Heilerziehung«, Verlag von Hermann Beyer & Söhne [Beyer und Mann] in Langensalza) mit der Behauptung hervortrat, daß die Heilerfolge in den sogenannten Heilkursen für Stotterer, die stellenweise mit

50 % und noch mehr angegeben werden, nur Scheinerfolge seien, konnte ich diese Ansicht nur auf persönliche Erfahrungen und auf Mitteilungen stützen, die mir aus Lehrerkreisen zugingen. Es fehlte mir damals noch der statistische Nachweis. Neben dem Experiment gehört ja die Statistik zu den notwendigsten unanfechtbarsten Mitteln der Wissenschaft. Die vorstehende im Januar 1917 aufgestellte Statistik über sprachgebrechliche Kinder der Hamburger Volksschulen zeigt nun, daß auf Grund der an den einzelnen Schulen gemachten Erhebungen nicht weniger als 416 Schüler die Heilkurse z. T. wiederholt, in 56 Fällen 3 mal und noch öfter, besucht haben, ohne von ihrem Gebrechen befreit zu werden. Diese Zahl deckt sich nun fast genau mit der Zahl der Kinder, die in Hamburg in dem der Aufnahme obiger Statistik voraufgehenden Jahre in Heilkursen behandelt wurden. Damit dürfte hinreichend erwiesen sein, welcher Wert der Kursusbehandlung beizumessen ist. Ähnliche Erfahrungen scheinen vereinzelt auch an anderern Plätzen gemacht zu sein. Wie ich von gut unterrichteter Seite erfahre, forderte vor Jahren ein Stettiner Rektor, der den Wert der Gutzmannschen Methode bei der Behandlung von Schülern in Heilkursen in Abrede stellte, dazu auf, ihm einen einzigen Schüler zu zeigen, der durch Kursusbehandlung geheilt wurde. Seinem Verlangen konnte nicht entsprochen werden. Ähnliche Urteile, die jetzt durch obige Statistik ihre wissenschaftliche Stütze erhalten haben, sind mir aus Lehrerkreisen dutzendweise zu Ohren gekommen. Um diesen Nachweis noch unanfechtbarer zu gestalten, empfehle ich, in andern Städten und Staaten gleiche Erhebungen durch die einzelnen Schulen zu veranstalten. Ich zweifle nicht daran, daß diese zu ähnlichen Resultaten führen werden. Unter den zahlreichen Berichten über günstige Schlußresultate in den Heilkursen findet sich wohl kaum ein einziger, der sich auf Beobachtungen stützt, die ein oder mehrere Jahre nach Schluß eines Kursus an sämtlichen Kursusteilnehmern festgestellt wurden. Das jetzige Verfahren, nach welchem die Resultate gleich nach Beendigung der Kurse festgestellt werden, führt, wie die obige Statistik schlagend beweist, zu Trugschlüssen, die beispiellos dastehen dürften. Trotz der in den Kursen meist in kurzer Zeit erreichten Geläufigkeit im rein mechanischen Sprechen stottern die Kinder in der Schule meist genau so weiter wie früher. Die Begründung für diese Erscheinung habe ich bereits vor Jahresfrist an dieser Stelle in meiner Abhandlung über »Sonderklassen für sprachkranke Schulkinder« darzulegen versucht. Eine Reform auf dem Gebiete der Bekämpfung von Sprachgebrechen ist daher dringend erforderlich, wenn seitens der Kommunen nicht auch fernerhin namhafte Summen für diesen Zweck nahezu nutzlos geopfert werden sollen.

Aus diesem Grunde ging man vor einigen Jahren in Hamburg dazu über, — vorläufig noch unter Beibehaltung der Heilkurse für die leichteren Fälle, — für solche Kinder, die in erheblichem Maße mit Sprachgebrechen behaftet sind, in ähnlicher Weise, wie es jetzt fast überall für die schwerhörigen Kinder geschieht, einen gesonderten Schulunterricht einzurichten, der nach dem allgemeinen Lehrplan der Volksschule erteilt wird, aber zugleich in individualisierender heilpädagogischer Behand-

lung auf systematische Bekämpfung des Leidens gerichtet ist. In einer hierauf bezüglichen Mitteilung des hamburgischen Senats an die Bürgerschaft vom 29. April 1914 heißt es u. a.: »Die Erfahrung hat gelehrt, daß bei schwer stotternden Kindern eine dauernde Heilung nur zu erwarten steht, wenn die Schulkinder zeitweilig ihren gesamten Schulunterricht nach besonderer Methode und getrennt von andern Kindern erhalten.« In dem gleichen Zusammenhange heißt es in einem Berichte des hamburgischen Medizinalkollegiums vom 22. Januar 1917: »Es kommt selten bei Übermittelung von Fähigkeiten so auf die Persönlichkeit des Lehrers an, wie gerade hier. Lehrer und Methode müssen sich decken, wenn hier ein voller Erfolg für die Dauer erzielt werden soll.« Das ist, wie aus vorstehender Statistik hervorgeht, durch Kursusbehandlung nur in Ausnahmefällen zu erreichen; schwer stotternde und andere sprachkranke werden daher in Hamburg seit einigen Jahren der Sonderschule (Sonderklassen) für Sprachkranke überwiesen. Die Therapie geht in diesen Klassen mit dem lehrplanmäßigen Unterrichte Hand in Hand. Bis jetzt wurden aus diesen »Sonderklassen für Sprachkranke« insgesamt 76 Kinder nach den Normalschulen zurückgeschult, nachdem sie bis zur Dauer von 2, in einigen wenigen Fällen sogar bis zu $2^1/_2$ Jahren diesen Sonderunterricht genossen hatten. Auch von diesen werden in der Statistik 17 Schüler — einer davon trat vorzeitig aus — wieder als rückfällige Stotterer gemeldet. Diese Fälle zeigen, daß die Bekämpfung des Stotterns keineswegs so leicht ist, wie von vielen Seiten gewöhnlich angenommen wird. Jedenfalls dürfte durch diese Tatsache die irrige Ansicht, daß durch Kursusbehandlung und rein mechanisch betriebene Sprechübungen während wenigen Wochenstunden in der Beseitigung eines psychischen Sprachleidens etwas zu erreichen sei, gründlich zerstört werden. Vermehrung der Zahl der Unterrichtsstunden, Einrichtung von Wiederholungskursen usw. werden an dieser Tatsache nichts zu ändern vermögen; denn das Stottern beruht nicht auf Nachlässigkeit in der Beherrschung der Sprechmuskulatur oder auf übler Angewohnheit, sondern es handelt sich bei diesem Gebrechen um eine ausgesprochene Krankheitsform, die ihren Sitz im Zentrum, im Gehirn, hat, aber an den peripheren Stellen in die Erscheinung tritt. Durch in Kursen betriebene Stimmtechnik, Atmungsübungen usw. wird das Leiden, abgesehen von dem suggestiven Wert dieser Übungen, in der Regel nur da bekämpft, wo es in die Erscheinung tritt, nicht aber da, wo es seinen Sitz hat, nämlich im Zentrum. Die Mißerfolge in den Heilkursen erscheinen daher erklärlich. Wie aus der oben angeführten Zusammenstellung I hervorgeht, nimmt unter der Schuljugend das Stottern trotz aller Heilkurse sogar noch an Umfang zu. Auch die vor Jahren in Berlin aufgestellte Statistik erbrachte den gleichen Nachweis, daß sich im letzten Schuljahre etwa 3 mal soviel Stotterer befanden als unter den Lernanfängern. Die gleiche Erscheinung zeigt die vor mehreren Jahren in Amsterdam aufgenommene Statistik, trotzdem auch dort sprachgebrechliche Kinder in Heilkursen behandelt werden. Die Heilkurse berichten z. T. 50 und mehr Prozent Heilerfolge; die Statistik beweist aber, daß die Kurse nicht nur keine Erfolge aufzuweisen haben, sondern das Gegenteil, näm-

lich, daß die Zahl der Stotterer während der Schulzeit sich noch in ganz erheblichem Maße vermehrt. Ein größerer Widerspruch ist nicht denkbar. Zweifelsohne muß hierbei aber den in Berlin, Hamburg und Amsterdam gemachten statischen Feststellungen die größere Beweiskraft beigemessen werden.

Selbst in Sonderklassen stößt nach der Hamburger Statistik die Bekämpfung des Stotterns noch auf erhebliche Schwierigkeiten; namentlich darf die Zurückschulung zur Normalschule nicht zu früh erfolgen. Der Umstand, daß das Kind im Unterricht bereits fließend zu sprechen vermag, darf hierfür, wie die Erfahrung lehrt, nicht allein maßgebend sein. Auch nach scheinbar erfolgter Heilung schlummert das Feuer noch lange unheildrohend unter der Asche. Es ist daher zu empfehlen, die Zurückschulungen stets zunächst erst versuchsweise vorzunehmen. Erst dann, wenn nach Ablauf einiger Zeit von der neuen Schule die Nachricht eintrifft, daß der Schüler sich auch dort am Unterrichte in fließender Sprache beteiligt, darf die Zurückschulung als endgültig betrachtet werden. Wenn dann nicht besondere Umstände eintreten, wird der Schüler keinen Rückfall mehr zu befürchten haben; er darf als dauernd geheilt angesehen werden.

Die bisher über die Verbreitung von Sprachgebrechen aufgestellten Statistiken zeigen, soweit sie zu meiner Kenntnis gekommen sind, fast ausnahmslos den Übelstand, daß sie sich lediglich auf die Zahl und in vereinzelten Fällen auch auf das Alter der mit Sprachgebrechen behafteten Schüler beziehen. Sie stammen fast alle aus der Zeit, in der der hochverdiente Berliner Taubstummenanstaltsdirektor Albert Gutzmann die Aufmerksamkeit der Schulbehörden und Lehrer auf die Notwendigkeit der Bekämpfung des Stotterns lenkte. Die Zahl der Stotterer beträgt nach obiger Statistik ungefähr 1 % der Gesamtschülerzahl. Die jetzt vorliegende Hamburger Statistik übertrifft an Gründlichkeit und Vielseitigkeit alle bisher auf diesem Gebiete gemachten Erhebungen; sie gibt nicht nur Aufschluß über die Hemmungen, die sprachkranken Kindern in unterrichtlicher Hinsicht erwachsen, sondern liefert auch zahlenmäßig den Nachweis über Erfolge bzw. Nichterfolge der Heilbehandlung. Notgedrungen zwingt sie uns die Pflicht auf, nach Mitteln und Wegen Umschau zu halten, durch welche Sprachkrankheiten wirksamer zu bekämpfen sind, als es bisher durch Kursusbehandlung geschehen konnte.

Mit Recht hat der Staat für Taubstumme, Blinde, Schwerhörige und Schwachsinnige gesonderte Schuleinrichtungen getroffen, die sehr segensreich wirken, obgleich die heilpädagogische Behandlung bei diesen Individuen die vorhandenen Defekte nur mildern, aber nicht beseitigen kann. Bei Stotterern aber handelt es sich um vollsinnige, in geistiger Einsicht normal bildungsfähige Schüler, die durch Spezialbehandlung durchaus vollwertige Glieder der Gesellschaft werden können. Sie gehören mit zum Kapital der Nation, deshalb ist die Arbeit gerade auf diesem Gebiete nicht nur doppelt lohnend, sondern auch doppelte Pflicht.

Die Behandlung sprachkranker Kinder in Sonderklassen wird sich nahezu kostenlos durchführen lassen, da auf diese Weise die nicht un-

erheblichen Kosten für die Heilkurse in Wegfall kommen. Da die Kinder nicht während der ganzen Schulzeit, sondern im Höchstfalle nur einige Jahre diesen Sonderunterricht genießen, ist der erhöhte Kostenaufwand für sie nur ein vorübergehender. Die Klassen können, ähnlich wie bei den Hilfsschulen, mit etwa 20 Schülern besetzt werden. Sie bilden zurzeit den jüngsten Zweig am Stamme der Heilpädagogik, der aber an Bedeutung den übrigen Zweigen sicherlich nicht nachsteht.

---

3. Die unterrichtliche Fürsorge für schwachbefähigte Taubstumme.

Von Taubstummenlehrer Lamprecht in Köslin

In Nr. 117, Jahrgang 17 der »Preuß. Lehrerzeitung« sind »Vorschläge zur besseren Fürsorge für schwachbefähigte Taubstumme« (von Schulrat Radomski) enthalten. Dem Artikel liegt kurz gefaßt folgende Ausführung zugrunde: Viele Taubstumme sind nicht von Geburt taub, sondern es erst später infolge von Krankheiten, insbesondere Gehirnkrankheiten, geworden. Die Gehirnkrankheiten schwächen auch die gesamten Geisteskräfte, so daß es viele schwachbefähigte Taubstumme gibt, bis 25 v. H. oder noch mehr. Der Lautsprachunterricht soll für diese Armen am Geiste zugunsten der erweiterten Schriftsprache und der natürlichen Gebärde ganz fortfallen, weil sich diese Unglücklichen hierin und im Ablesen vom Munde nur unzureichende Kenntnisse und Fertigkeiten aneignen. Dazu wird die Lautsprache nach dem Austritt aus der Schule meist undeutlich und verliert sich nicht selten ganz. Nach Ausscheidung der Lautsprache kann, wenn außerdem alles für die einfachen bürgerlichen Verhältnisse Entbehrliche bei den schwachbefähigten Taubstummen fortgelassen wird, unterrichtlich in etwa vier Jahren annähernd dasselbe erreicht werden, wie nach der bisherigen Methode in der ganzen Schulzeit.

Die meisten Taubstummen werden Handwerker. Bei ihrer geistigen Beschränktheit können sie aber nur Geringes leisten und werden dafür vielfach unzureichend entlohnt. Zeitweise bekommen sie überhaupt keine Arbeit. Deshalb sollte die Schulzeit für die Schwachbegabten nur vier Jahre dauern und das dadurch gesparte Geld zu ihrem späteren Fortkommen im praktischen Leben zurückgelegt werden. Die Kosten betragen für Kopf und Jahr 750 M bis 1000 M und mehr, macht in den zu ersparenden vier Schuljahren — die normale Schulzeit beträgt 8 Jahre — 3000 M bis 4000 M. Die Zinsen von diesem Kapital sollen zur Sicherstellung der betreffenden Taubstummen verwandt werden und die versorgungspflichtigen (Armen-) Verbände von weiteren Zahlungen befreien. Die schwachbefähigten Taubstummen aber dürften sich nützlich machen können bei Viehhüten und -füttern, Garten- und Feldfrüchte pflegen und ernten und einfache Hof- und Hausarbeiten verrichten und zur Minderung des Arbeitsmangels auf dem Lande beitragen. In Notfällen würden die Zinsen auch allein hinreichen zu lebenslänglichem Unterhalt in einem be-

scheidenen Heim usw. Nach § 1 des Beschulungsgesetzes für taubstumme Kinder kann bei nicht genügender körperlicher und geistiger Entwicklung, was doch bei schwachbefähigten Taubstummen zutrifft, der Beginn vom 7. bis zum 10. Lebensjahre hinausgeschoben werden. Allerdings wären alle taubstummen Kinder mit 7 Jahren der Anstalt zuzuführen, nach einer kürzeren oder längeren Zeit die schwachbefähigten auszuscheiden, auf 2 oder 3 Jahre nach Hause zu schicken, um dann wieder aufgenommen zu werden. Bei etwa 60000 Taubstumme in Deutschland möchte man auf diese Weise viel Geld ersparen.

Soweit in Kürze die Grundgedanken des Aufsatzes! Der Verfasser hat denselben dem Vernehmen nach den maßgebenden Behörden unterbreitet, um eine Umsetzung der Vorschläge in die Praxis zu erwirken. Es ist deshalb angebracht, auf Grund eingehender Prüfung die Haltbarkeit der Forderungen festzustellen.

Es ist stets das Bestreben der deutschen Taubstummenbildner gewesen, die Gehörlosen mit der Lautsprache auszustatten. In allen Anstalten unseres Vaterlandes wird daher nach der mündlichen Methode unterwiesen, und in Frankreich, wo Schrift und Gebärde als alleinige Bildungsmittel der Taubstummen lange Zeit hindurch große Triumphe feierten, bekannte man sich ebenfalls allmählich zum Mundsprachsystem. Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts öffnete man ihm die Anstaltspforten. Zur Zeit empfangen in allen Ländern die Taubstummen Unterricht in der Lautsprache; allerdings gibt es an manchen ausländischen Schulen die Einschränkung, daß man die Schwachbefähigten aussondert und in besonderen Anstalten unter Anwendung der Gebärden- und Schriftsprache, dazu verschiedenen Ortes auch unter Beihilfe des Fingeralphabets, bildet.

Es wäre zunächst die Frage näher zu beleuchten, ob die taubstummen Kinder zur Erlernung der Lautsprache überhaupt fähig sind? Sie sei kurzweg bejaht; denn das taubstumme Kind hat im allgemeinen vollkommen intakte Sprachwerkzeuge. Es bleibt einzig und allein nur aus dem Grunde stumm, weil es nicht hört und nie den Mutterlaut vernommen bezw. die Eindrücke frühester Jugend vergessen hat. Vermöge des Auges ist es imstande, die verschiedenen Lautbilder und weiter auch Wörter und Sätze vom Munde abzulesen, also das Gesprochene aufzufassen. Unter Zuhilfenahme des Gefühls kann man durch einen methodischen Artikulationsunterricht dem taubstummen Kinde die Laute und deren Zusammensetzungen zu Silben und Wörtern vermitteln. Nach Verlauf eines Jahres beherrscht es dann die Laute, eine kleine Zahl von Wörtern und einige ganz einfache Sätzchen. Die kommenden Jahre übernehmen den weiteren Aufbau der Sprache und die Vermittelung des Sprachverständnisses.

Es gibt eine Anzahl schwach befähigter taubstummer Kinder. Das ist zweifellos. Die Begriffe »gut« und »schwach« befähigt sind aber sehr dehnbar. Sitzen in einer Jahresaufnahme zufällig zehn sehr geweckte Schüler und daneben zwei, die nicht so helle Köpfe sind, so könnte man gern geneigt sein, diese als schwach befähigt zu bezeichnen. Sie würden aber mit demselben Begabungsgrade in einer Gruppe weniger befähigter Kinder die gut begabten sein.

Um der Individualität aller Schüler gerecht zu werden, nehmen mehrere Anstalten bezw. Provinzen eine Gruppierung der Neuaufgenommenen in A-, B- und C-Schüler vor, und die Gleichbefähigten werden je nach ihrer Begabung schneller oder langsamer dem Unterrichtsziele zugeführt. Dieses ist für die A-Gruppe am höchsten und für die C-Gruppe am niedrigsten. An manchen Stellen spricht man zu Zeiten von D-Schülern. Diese erreichen nur eine geringwertige Bildungsstufe und stehen an der Grenze der Bildungsunfähigkeit. Die A- und B-Schüler können mit Erfolg am Lautsprachunterricht teilnehmen. Das wird von keinem Fachmann bestritten. Sie bringen es teilweise zu einer recht deutlichen, nicht unangenehm klingenden Aussprache, reden ganz fließend, beherrschen den Sprachsinn gut und lesen das gesprochene Wort von anderen geläufig ab. Auch wenn nicht ganz solche guten Ergebnisse vorhanden sind, werden durchschnittlich hier stets zufriedenstellende Resultate erzielt. Anders verhält es sich mit den C- und D-Schülern. Bezüglich dieser sind auch in Deutschland zeitweise Stimmen laut geworden, die für sie nur einen Unterricht in der Schrift- und Gebärdensprache eventuell unter Beihilfe der Fingersprache verlangen. Immer aber hat die deutsche Fachwelt als Ganzes sich dem energisch widersetzt und die Lautsprache als bestes Bildungsmittel mit dem größten Wert fürs spätere Leben für alle Taubstummen als Richtschnur aufgestellt. Stillschweigend jedoch ist in einzelnen Fällen des Versagens diesen Unglücklichen Hilfe durch Unterweisung in der Schrift und Gebärde zuteil geworden.

Die Annahme, daß 25 v. H. aller taubstummen Schüler ohne Erfolg am Lautsprachunterrichte teilnehme, ist auf alle Fälle zu hoch gegriffen. Dem steht das Urteil einer Anzahl von Fachgenossen entgegen. Darnach sind es etwa 5—6 v. H. Dieser Prozentsatz wurde auf der Bundesversammlung deutscher Taubstummenlehrer in Leipzig 1909 fast allseitig anerkannt. Dann aber ist die geistige Befähigung meistens eine derartige, daß auch Schrift und Gebärde nichts mehr zu schaffen vermögen. Der Geisteszustand solcher Zöglinge grenzt in den Fällen sehr an Schwachsinn, bezw. ist Schwachsinn vorhanden, so daß jede Bildungsmöglichkeit überhaupt beschränkt, eventuell ganz unmöglich ist. Ja, es bewahrheitet sich häufig, daß die Kinder hören und ihre Stummheit nur eine Folge des Schwachsinns ist. Somit gehören sie eigentlich gar nicht in eine Taubstummen-, sondern in eine Schwachsinnigen-Anstalt. Dem gegenüber stehen selbstverständlich auch Fälle von totaler Taubheit verbunden mit Schwachsinn.

In allen drei nach der Begabung geschiedenen Gruppen figurieren noch Schüler, welche es infolge großer Schäden an den Sprachwerkzeugen zu einer gut verständlichen Aussprache schwer bringen können. Da gibt es solche mit gelähmter Zunge, verwachsenen Kiefern, verwachsener Nasenmuschel, gelähmtem Gesichtsnerv usw. Derartige Kinder erlernen bei ihrer normalen Begabung die Lautsprache ganz gut, sind jedoch schwer zu verstehen, oft nur den Familienmitgliedern und Bekannten verständlich. Für sie bleibt jedenfalls die Lautsprache, vor allem auch weil sie oft Meister im Absehen vom Munde sind, das beste und bequemste Bildungsmittel, und sie haben mit dieser Ausscheidungsfrage nichts weiter zu tun.

Anzuerkennen ist weiter die Tatsache, daß allerdings außer den 5—6 v. H. noch eine Anzahl Zöglinge wegen ihrer geringen Begabung nicht allzu große Erfolge in der Lautsprache aufweisen kann. Viele bringen es nie zur guten verständlichen Aussprache, andere dringen nicht vollkommen in den Sinn ein und sprechen nur aphoristisch, wiederum andere vergessen mit den Jahren einen Teil, und einige behalten trotz aller sorgfältigen Übung eine rauhe, unartikulierte Stimme, die dem Ohre unangenehm klingt. Jedoch aus vielen überzeugenden Gründen ist ein Ausschluß vom Lautsprachunterricht nicht angebracht.

Die Taubstummen sind zum Verkehr mit den hörenden Brüdern heranzubilden. Sie sollen nicht abseits stehen, sondern der Menschheit wiedergegeben werden, und das kann nur durch Übermittelung der Mundsprache geschehen. Der stichhaltigste Grund ist und bleibt somit der soziale, der stets den schwersten Anfechtungen standhalten wird. Selbst der unvollkommene Sprecher besitzt eine größere Vollwertigkeit als der total Stumme.

Man versetze sich in die Lage der Eltern, die ihr taubstummes Kind schweren Herzens der Anstalt zum Unterricht und zur Erziehung bringen. Nie hat das Kind mit einem Plaudermündchen Vater und Mutter durch sein lebhaftes Erzählen oder sein naives Fragen ergötzt. Nie ist der Mutter das süße Kosewort »Mama«, »liebe Mama« entgegengeschallt. Verständnisloses Anblicken nur erfolgte, wenn die Mutter ihren Liebling unter zärtlichen Abkürzungen des Vornamens rief. Der trübe Blick der schwergeprüften Eltern erhellt sich, wenn sie am Aufnahmetage wahrnehmen, daß die taubstummen Kinder sprechen und ihnen die Gewißheit wird, ihr Kind soll ebenso sprechen lernen. Später, wenn sie es nach den Ferien in die Anstalt zurückbringen, erzählten sie frohen Herzens, was es schon alles plaudern kann, und die wenigen gelernten Wörter: Papa, Mama, komm, Gott, Puppe, Schaf, fromm, Schuh haben eine unendliche Freude im Elternherzen ausgelöst. Spricht das Kind später mit gefalteten Händchen das erste Gebet: »Lieber Gott, mach mich fromm! Amen,« dann ist es etwas Erhebendes, solch ein gläubiges Bitten aus dem bisher stummen Munde zu hören. Manches Gemüt wird dadurch mehr als von einer langen Predigt gerührt, und selbst Personen, die den Kleinen nicht nahe stehen, zeigen sich ergriffen, und schon viele betonten es freimütig, daß sie sich der Tränen nicht schämten.

Eltern sind stets unglücklich, wenn man ihnen eröffnet, ihr Kind sei sehr schlecht begabt und werde wohl schwerlich sprechen lernen, wenigstens niemals gut. Man kann es schwer übers Herz bringen, die langgehegte Hoffnung zu begraben. Muß ein Kind wegen vollständigen Schwachsinns aus der Anstalt entlassen werden, so versuchen es bemittelte Eltern sehr häufig, einen Privatunterricht zu erwirken, um vielleicht noch ihren letzten Hoffnungsstrahl in die Tat umgesetzt zu sehen.

Selbstverständlich ist mit schlechtbegabten Schülern kein hohes Ziel als Endergebnis im Lautsprechunterricht zu erreichen. Doch das Kind bewegt sich nur im engen Kreise, und die späteren Jahre bringen ihm

auch kein Schweifen in die Ferne und verlangen keinen Umgang täglich mit fremden Menschen. Die eingeweihte Umgebung aber paßt sich der Sprache des Taubstummen sehr gut an, bemüht sich, ihn zu verstehen und zu ihm in Ausdrücken zu reden, die ihm bekannt sind. Man vergegenwärtige sich zum Verständnis z. B. folgende an einen taubstummen Gesellen gerichtete Fragen und dessen Antworten: »Warum gingst du von Meister N. fort?« Antwort: »Hunger viel!« — Auf dem Bahnhof: »Wohin wollen Sie?« Antwort: »Nach Hause, Mutter tot!« — Am Morgen: »Warum kommst du zu spät?« Antwort: »Dunkel, schlafen lange!« — Oder er plaudert beim zufälligen Zusammentreffen freudig: »Ich fleißig, Meister schenkt Lohn mehr.« — Diese Aphorismen sagen klar und deutlich, was gemeint ist. Das Nötigste bleibt nach Jahren immer noch haften, und so ganz schlimm wird es wohl selten, weil der Taubstumme stetig Gelegenheit hat, den Sprachschatz aufzufrischen. Mag auch der Ton manchmal rauh sein, dieses kleine Übel nimmt man gern mit in den Kauf.

Dagegen mag man es nicht, in Gebärden, besonders vor fremden Menschen bzw. an belebten Orten, mit dem Taubstummen zu plaudern. Wer kennt übrigens auch die Gebärdensprache? Höchstens die Lehrer und einige Eingeweihte! Sie dünkt dem Hörenden keine Sprache. Dazu treiben noch sehr viele ihren Spott mit dem Taubstummen, wenn er beginnt, zu ihnen in der Zeichensprache zu reden. Es sei auch zugegeben, daß an verkehrsreichen Plätzen, in Sälen, Eisenbahnen usw. eine unartikulierte Sprache des Taubstummen die Aufmerksamkeit der Umgebung — sagen wir unliebsam — auf sich zieht. Das hören aber nur die Zunächstbefindlichen. Andererseits jedoch wirkt es noch störender für die größere Umgebung und erregt die Aufmerksamkeit aller Anwesenden, wenn der Taubstumme lebhaft in der Zeichensprache redet und hin und wieder einen Laut ausstößt. Da ziehe man doch das kleinere Übel vor!

Die Gebärde ist nur ein minderwertiges Ersatzmittel der Lautsprache und bleibt unvollkommen. Ihr haftet noch der Nachteil an, daß sie nicht überall einheitlich ist. Nur die allergewöhnlichsten Gebärdenzeichen sind allgemein verständlich, z. B. komm = winken mit der Hand, fort, geh' = abweisende Handbewegung, dumm = zeigen mit dem Zeigefinger nach der Stirn, nein = verneinendes Schütteln des Kopfes, laufen = Nachahmung des Laufschritts. Andere beruhen auf Vereinbarung, z. B. Mutter = hinabstreichen mit dem Zeigefinger an der rechten Wange oder andeuten des Haarknotens am Kopfe oder Bewegung mit der flachen Hand auf der Brust, Jesus = andeuten der Nägelmale an beiden Händen oder streichen mit der flachen Hand über die Wange. Kommen zwei Taubstumme aus verschiedenen Anstalten und Orten zusammen, so haben sie Mühe und Not, sich infolge der abweichenden Gebärdenzeichen zu verständigen. Der berühmte Taubstummenlehrer Abbé de l' Épée in Paris unterrichtete im 18. Jahrhundert nur in Schrift und Gebärde. Dazu hatte er einen künstlichen, weitreichenden Aufbau der Zeichensprache vorgenommen. Wieviel Zeit ging dabei nicht verloren, um die Schüler zur Beherrschung dieses Systems zu bringen! Es heißt zwar, daß de l' Épée seine Zöglinge auf eine hohe Stufe geistiger Entwickelung brachte. Doch das waren sehr be-

fähigte Schüler, solche, die immer wieder Besuchern vorgeführt wurden. Mit Schwachbegabten hätte er wohl wenig erreicht und jedenfalls ein großes Fiasko erlitten. Die Bildung der schwachbefähigten Taubstummen nur mit Hilfe der natürlichen Gebärde im Verein mit der Schriftsprache bleibt lückenhaft. Sie langt nicht aus, um alles, sei es auch nur das im alltäglichen Leben Vorkommende, zu bezeichnen.

Man könnte einwenden, daß die Schrift ein Verkehrsmittel ist, das jedermann versteht, und wenn sie der Taubstumme beherrscht, er ein Verbindungsmittel mit den Vollsinnigen besitzt. Ganz richtig! und die Eltern, Angehörigen, Freunde und Bekannten stehen in ihren Mußestunden ihm gewiß gern dadurch Rede und Antwort. Doch die Schriftsprache gestattet keine fließende, schnelle Unterhaltung. Mag auch die Hand manchmal schnell zugreifen, wenn das Herz voll ist, den sprechenden Mund ersetzt sie nicht. Beispielsweise verlangt sodann auch eine schriftliche Auseinandersetzung auf der Arbeitsstätte eine längere Pause. Mündliches Fragen und Antworten dagegen wickelt sich schnell ab und bringt nur eine geringe Störung mit sich. Der gesprochene Gruß: »Guten Tag«, die flüchtige Frage auf der Straße: »Wohin?«, das »Lebewohl«, welches sich mit dem Abschiedshändedruck verbindet, die schnell hingeworfene Höhe des Preises des Verkäufers beim Auslegen der Waren, das den aufsteigenden Zorn besänftigende kurze Wort u. a. m. bleiben nur als Äußerungen der Lautsprache vorbehalten.

Durch die Lautsprache erhält auch die Schrift erst Leben und Wesen, und was der Taubstumme redend zu lesen vermag, bleibt ihm doch nicht ganz leerer Schall.

Die häufig empfohlene Fingersprache — Darstellung jedes einzelnen Lautes durch eine bestimmte Fingerstellung — kann ebenfalls keinen Ersatz für die Lautsprache bilden; denn durch dieselbe sind nur die Eingeweihten imstande, untereinander zu verkehren. Aber niemand, selbst der engsten Umgebung, wird es kaum einfallen, genannte Sprache zu erlernen, und ihre Erlernung beschwert den Taubstummen überdies mit unnützem Ballast. Sie wäre zwar als Mittel, im Unterricht in schneller, sicherer Weise den Zöglingen die Bildung zu übermitteln, nicht zu verachten, hätte aber zum größten Teil damit ihre Aufgabe erledigt und könnte später noch allenfalls als Verkehrsmittel der damit vertrauten erwachsenen Taubstummen dienen. Eine Milderung der Isoliertheit der Stummen gegenüber hörenden Menschen käme nur ausnahmsweise in Betracht. So heißt es in einem Bericht: »Und wenn man andererseits von der nächsten Umgebung der Schlechtsprecher erwartet, daß sie sich dieser liebe- und rücksichtsvoll annimmt und sich ihnen anpaßt, so kann man das gleiche Verlangen auch an die Umgebung der Fingersprecher stellen. Helen Keller hat solche Freunde in hinreichender Zahl gefunden, und auch in Dänemark soll es keine Seltenheit sein, daß ein Teil der Dorfinsassen das Fingeralphabet erlernt, um mit den so ausgebildeten Taubstummen konversieren zu können.« — Eine Verallgemeinerung ist daraus aber keineswegs abzuleiten. Es fragt sich auch, ob schwachbefähigte Zöglinge es wirklich zu einer großen Geläufigkeit und Sicherheit in der

Fingersprache bringen. Sollte sie bei den wirklichen Schwachen nicht ebenfalls sehr langsam vonstatten gehen und lückenhaft bleiben?

Die schwachbefähigten Schüler sollen nach einer Probezeit vom Lautunterricht ausgeschlossen und vorläufig aus der Anstalt entlassen werden. Da liegt die Gefahr nahe, daß, würde man hierin wirklich Zugeständnisse machen, die Scheidung kaum zutreffend durchzuführen sei. Der Kreis könnte manchmal doch einen etwas zu großen Durchmesser erhalten. Der Direktor und der Klassenlehrer hätten das Urteil zu fällen. Irren ist menschlich. Manches Kind käme in die Gesellschaft der Nichtlautsprachler und hätte doch in späterer Zeit den Eltern und Angehörigen zur größten Freude Fortschritte im Sprechen gemacht. Es kommt gar oft vor, daß Kinder nach längerer Zeit zu erwachen beginnen und sich noch ganz gut entwickeln. Bewundernd hat schon mancher Heilpädagoge bezüglich solcher Kleinen gesprochen: »Das hätte ich nicht gedacht!«

Die ausgeschiedenen Kinder könnten auf ein paar Jahre ins Elternhaus zurückkehren. Der Vorschlag erübrigt einen längeren Gegenbeweis. Ohne Unterricht und sachgemäße Erziehung sollen die Kleinen ein paar Jahre verbringen, alle Untugenden sich aneignen, ein Ziel des Spottes der hörenden Jugend bilden, fortwährend gehänselt und nicht verstanden werden, so daß Zorn und Wut sich in ihrer Brust anhäufen, nicht »mein« und »dein« unterscheiden lernen und zur Plage für Eltern, Nachbaren und Gemeinden werden. Mit allen Übeln behaftet erscheinen sie nach etwa drei Jahren wieder auf der Bildfläche. Was die Schulordnung, die Gewöhnung untereinander, das Beispiel der Kameraden, das tägliche Unterordnen unter die Maßnahmen des Lehrers, die Teilnahme an Andachten und Schulfeiern, die gemeinsamen Spaziergänge in Feld und Wald stufenweise bessernd bei den anderen bewirkten, ist hier ausgeschaltet gewesen. Leeres Brachland, teilweise recht unangenehm mit Dornen und Unkraut bewachsen, harrt der Beackerung, die jetzt möglichst schnell zu bewerkstelligen ist; denn die Jahre fliehen pfeilgeschwind. Wenn man auch den Garten nun schnell jätet und den Samen streut, das Unkraut schießt bald wieder üppig empor. Häufiger als sonst dürfte die Rute der Zucht in Anwendung kommen; denn das Bäumchen biegt sich beim leisen Berühren, der Baum jedoch gibt erst einem starken Schütteln nach. Außerdem liegt die Gefahr nahe, daß das, was in wenigen Jahren mit Strenge angewöhnt ist, nach dem Austritt wieder verloren geht. Es ist nicht in Fleisch und Blut übergegangen.

Was in betreff der Erziehung hervorzuheben ist, gilt auch von dem Unterricht. Gerade bei Schwachbegabten kommt ein langsames Fortschreiten, ein sorgsames Einüben, Wiederholen und Befestigen in Frage. Dazu gehört viel Zeit, und es ist deshalb notwendig, daß die wenig begabten Taubstummen ebenso wie die anderen volle acht Jahre in der Anstalt bleiben, so wie es das Schulzwangsgesetz für taubstumme Kinder in Preußen vorsieht.

Die oft geltend gemachte Einwendung, daß der Unterricht in der Lautsprache für Schwachbefähigte mit Härten und Bitternissen verknüpft sei, kann beruhigend zerstreut werden. Mögen früher vielleicht manchmal

strenge Maßnahmen beim Unterrichte Taubstummer gewaltet haben, heute kommt es nicht mehr vor. Jedem wird nur das zugemutet, was er leisten kann. Körperlich und geistig schwachen Schülern läßt man die größte Fürsorge angedeihen, und der bekannte Grundsatz, daß Heiterkeit der Himmel ist, unter dem alles gedeiht, bleibt ebenfalls für den Unterricht der geistig Armen als Leitstern und Richtschnur. Die verbesserte und mit den Jahren gut ausgebaute Methode zieht alle brauchbaren Mittel heran, daß alles auch hier von selbst fließt und Gewalttat dem Treiben fern bleibt.

Ein Heilpädagoge, der es nach reiflicher Überlegung übernommen hat, anormale Kinder zu bilden, dürfte sich auch stets mit der größten Gewissenhaftigkeit seiner Aufgabe widmen. Nichts destoweniger könnte zuweilen mal das Gewissen einnicken und es dulden, daß ein Schäflein dem Lautsprachunterrichte verloren ginge. Die Arbeit ist halt schwer, und aus einer sehr gefüllten Klasse schiebt man gern ein paar Friedensstörer ab. Es ist ja gestattet, und dann kommt's so sehr nicht darauf an. Dem gegenüber stelle man das Heilandswort: »Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt Ihr mir getan.« Keiner darf durch das Artikulationsnetz schlüpfen, das verlangt gebieterisch die Pflicht den Eltern und Gott gegenüber, der über jede uns anvertraute Seele einst Rechenschaft fordert.

Das Prinzip des Mundsprachsystems muß entschieden für das Gros der taubstummen Kinder bestehen bleiben. Dagegen bestreitet wohl kein Fachmann, daß die natürliche Gebärde im Unterrichte der Schwachbefähigten zur Unterstützung der Lautsprache in Anwendung zu bringen sei. Schrift und Gebärde müssen helfend beispringen und dem Ganzen die Fülle und Abrundung geben. Die wenigen Ausnahmen, wo man nach sorgfältigster Prüfung den Lautsprachunterricht einzustellen genötigt ist, dürfen keinen Anlaß zur Verallgemeinerung geben.

Der erwachsene Taubstumme neigt nicht dafür, einsam auf weiter Flur der eintönigen Beschäftigung eines Viehhüters obzuliegen. Auch findet er gleichfalls wenig Gefallen daran, in Garten, Hof und Feld Arbeiten zu verrichten. Die Natur hat ihm den Gedankenaustausch mit seinen Mitmenschen erschwert; deshalb sucht er Städte und größere Orte auf, wo mehr Schicksalsgenossen leben, mit denen er plaudern, sich Rat holen und denen gegenüber er sein Herz erleichtern kann. Gehörlose sind Augenmenschen und sehen auf feine Kleidung und Ausstattung. Die schmutzige Landarbeit mögen sie deshalb nicht, und ihr Blick ist von vornherein auf Erlernung eines Handwerks, meistens eines besseren, gerichtet. Für schwierigere Landarbeit kämen sie auch kaum in Betracht, am allerwenigsten die Schwachbegabten. Bei Pferden, Kühen und der Bedienung landwirtschaftlicher Maschinen ist ihre Beschäftigung bisweilen gefahrbringend; denn ohne Gehör ist der Mensch kaum in der Lage, allseitig, wie es notwendig ist, auf der Hut zu sein. Man muß sich durch Zurufe verständigen und aufmerksam machen können, und solche bleiben dem Taubstummen gegenüber wirkungslos. Aus diesem Grunde nehmen Landwirte auch nicht gern Taubstumme in Stellung, und versuchen sie es aus

Arbeitermangel, so geben sie es bald wieder auf, wenn hörende Leute zu haben sind. Dazu kommt noch, daß Landarbeiter, besonders jugendliche, ihre Scherze mit dem Taubstummen treiben. Dieser versteht es nicht, wird zornig und geht bisweilen zu Tätlichkeiten über. Bisher ist es noch ganz und gar nicht erwiesen, daß die Landwirtschaft ein Arbeitsfeld für Taubstumme ist. Dagegen bleibt ein gangbares Handwerk erfahrungsgemäß immer eine lohnende Beschäftigung für die Viersinnigen. Die Schuhmacherei und die Schneiderei erlernen auch die schwachbefähigten Taubstummen ganz gut und finden in Stadt und Land ihr Brot, wenn sie seßhaft und arbeitsam sind. Ist solches nicht der Fall, dann blüht ihnen hüben wie drüben kein Glück.

Der Vorschlag des Aussetzens einer Rente gibt zu allerlei Bedenken Anlaß und dürfte sich praktisch als vollständig ungangbar erweisen. Allgemeine Maßnahmen ließen sich in Bezug hierauf kaum treffen, und jeder besondere Fall stieße auf dem Wege zur Ausführung auf allerlei Schwierigkeiten. Der Verwaltungsapparat müßte weitgehend in Bewegung gesetzt werden, um die wirklich Bedürftigen herauszufinden. Da gibt es unter den Schwachbefähigten solche, die wohlhabende Eltern haben oder nach deren Tod Vermögen besitzen. Da kämen anfangs manche in Betracht, die sich mit den Jahren immer besser entwickelten und bei denen kein Anlaß mehr vorhanden wäre, hier helfend einzugreifen. Die würden unzufrieden und unglücklich sein, ihr Geld wieder zu verlieren, und Gegenbeweise und Klagen folgten als Erwiderung. Andere wiederum möchten sich dem Müßiggang ergeben und alle Arbeitslust verlieren. Es hat noch niemand daran gedacht, den hörenden schwachbefähigten Schülern von Hause aus die Aussicht auf eine spätere Rente zu eröffnen! Jeder soll arbeiten, was er zu leisten imstande ist. Müßiggang ist aller Laster Anfang. Die zahlreichen Taubstummen-Fürsorgevereine sorgen dafür, daß denen, die nicht imstande sind, voll und ganz ihr Brot zu verdienen, Hilfe zuteil wird. Die Arbeitsnachweisvereine, geleitet von erwachsenen Taubstummen und Taubstummenlehrern, nehmen sich der Arbeitslosen an, halten sie während der Zeit der Beschäftigungslosigkeit über Wasser und sehen stets zu, daß Schwachbegabte eine ihren Fähigkeiten angemessene Arbeit finden. Denjenigen, die nicht genug zu verdienen in der Lage sind, fließt, wenn es not tut, Unterstützung zu, und ist die Selbstunterhaltung dauernd minderwertig oder tritt Arbeitslosigkeit wegen eines körperlichen Gebrechens ein bezw. bedingt durch das Alter, dann öffnen die Taubstummenheime den so Betroffenen ihre Pforten und bieten ihnen ein geruhiges und stilles Leben. Da mögen die Taubstummen gern bleiben. Je nach ihrer Fähigkeit werden sie hier zur Arbeit herangezogen und betätigen sich im Sommer gern in Garten und Feld, wenn es die Heimleitung verlangt; Fachmänner überwachen und führen sie, stehen ihnen mit gutem Rat bei und lassen sie kein Unrecht leiden noch das Opfer böswilliger Scherze werden. Übrigens wäre die Ersparnis, die man durch die Herabsetzung der Schulzeit machen möchte, nicht nennenswert, nicht dessen wert, um den armen schwachbefähigten Taubstummen kostbare Jahre des Unterrichtes und der Erziehung zu rauben. Soviel Geld wird trotz des schweren

Weltkrieges noch immer für sie vorhanden sein, besonders wenn man in Erwägung zieht, wie unsere Behörden sich allezeit der Bedürftigen annahmen und annehmen werden. Behörden und öffentliche Wohltätigkeit haben herrliche Opfer gebracht, und so soll es und wird es bleiben. Dazu sind alle Bemühungen zur Verbesserung des Loses der unbegabten Gehörlosen sorgfältig einer Prüfung zu unterziehen und, so sie sich gangbar erweisen, in die Tat umzusetzen. Nicht rasten und rosten! — »Prüfet alles und das beste behaltet!«

4. Johannes Vatter †.

Am 11. Dezember 1916 starb der verdienstvolle Leiter der Frankfurter Taubstummen-Erziehungsanstalt, Schulrat Johannes Vatter, im Alter von 74 Jahren. Er wurde geboren am 19. Februar 1842 zu Trailfingen in Württemberg und besuchte die Präparandenanstalt und das Seminar zu Nürtingen, das Dr. Eisenlohr leitete. Nach seiner Entlassung wurde Vatter Hilfslehrer an der mit dem Seminar verbundenen Taubstummenschule und siedelte 1863 in gleicher Eigenschaft nach Frankfurt a. M. über. 1874 wurde ihm die Leitung der Anstalt übertragen, und diesem Amte konnte er länger als 40 Jahre, bis kurz vor seinem Tode vorstehen. Es ist hier nicht der Platz, seiner unvergänglichen Verdienste um das Taubstummenbildungswesen zu gedenken. Das ist an anderem Orte geschehen (Blätter für Taubstummenbildung 1917, Nr. 2, 5 und 20; Eos, Vierteljahrsschrift für das Abnormenwesen 1917, Heft 1/2). Hier aber ist zu gedenken seiner Verdienste um die Jugendkunde im allgemeinen.

Man hat Vatter vorgeworfen, daß er die Natur des Taubstummen verkannt und daher das Lautsprachprinzip überspannt habe. Aber er wußte wohl, was er seinen Taubstummen zumuten konnte und was ihnen am besten nütze. Es ist auch falsch, wenn man verlangt, daß die Abnormenpädagogik Ziel und Verfahren allein der Natur des Abnormen entnehmen solle. Wegweisend und führend muß der Normale sein. Man darf nicht das Abnorme und Krüppelhafte einseitig betonen, wenn man Heilpädagogik im wahren Sinne treiben will. Was nützt es z. B. die Taubstummennatur in möglichster Vollkommenheit herauszuarbeiten? Man muß vielmehr versuchen, die vorhandenen allgemein menschlichen geistigen Kräfte und physiologischen Anlagen auszunützen, um den Taubstummen dem allgemeinen Menschentum einzugliedern. Betrachtet man unter diesem Gesichtspunkt die Tätigkeit Vatters, so hat er das Vollkommenste geleistet, was Anstaltserziehung an Taubstummen überhaupt leisten kann. Leistungen, die nur möglich waren, weil Vatter seine Schüler in einer verhältnismäßig kleinen Anstalt nicht nur unterrichtlich, sondern im Sinne musterhafter Familienerziehung fortdauernd erziehlich und durch den Umgang bildend erfassen konnte. Hierin, nicht nur in seiner hohen didaktischen Kunst, in seiner fast beispiellosen Energie und Arbeitskraft, liegt das Geheimnis seiner Erfolge.

Da sich Vatters Anstellung als ständiger Lehrer an der Frankfurter

Anstalt 9 Jahre verzögerte, faßte er noch 1872 den Plan, in den Schuldienst der Stadt Frankfurt einzutreten und nebenher dem Unterricht schwachsinniger Kinder sich zu widmen. Den Boden dazu hatte er durch Vorträge im Lehrerverein, dessen Vorsitzender er damals war, vorbereitet. Es kam nicht dazu. Wohl aber diente er später dem Schulwesen der Stadt als Mitglied städtischer Ausschüsse, insbesondere der Schuldeputation. Hervorragenden Anteil hatte er an der Einrichtung der Frankfurter Sprachheilkurse und des Hilfsschulwesens, auch der Schwachsinnigenfürsorge der Provinz Hessen widmete er sein Interesse. Vatters Schulbücher, die auf guter Beobachtung der geistigen und sprachlichen Kindesentwicklung beruhen und den Stoff- und Spracherwerb gleichmäßig fördern, werden in vielen Hilfsschulen und ähnlichen Anstalten verwendet, seine Schriften über Artikulation sind die beste Grundlage für den Sprechunterricht bei geistig und sprachlich Behinderten, alle seine methodischen Werke sind lesenswert für den Abnormenlehrer. In großem Stile diente Vatter der Jugendkunde durch die Herausgabe der Zeitschrift »Organ der Taubstummenanstalten Deutschlands« (Friedberg in Hessen), die er seit 1881 besorgte. Sie enthält in den langen Reihen ihrer Jahrgänge nicht wenige Arbeiten, die sich mit Abnormenwesen und Jugendkunde befassen.

Leipzig. Dr. Paul Schumann.

5. Kaffee, Tee, Kakao in der Kinderheilkunde.

Beachtenswerte neue Beiträge zur Bevölkerungspolitik, besonders zur Bekämpfung der Syphilis, liefert Dr. Schacht-Wiesbaden in einer kleinen Arbeit über »Die pathologische und klinische Bedeutung des Kaffees, Tees und Kakaos in der Kinderheilkunde« (Der Kinder-Arzt, XXVIII, 6, Juni 1917, S. 81—91), in der er nach einigen allgemeinen Ausführungen, besonders über die klinischen Symptome speziell des Koffeins, eine ganze Reihe von Krankheitsfällen von Kindern und Müttern seiner Praxis darstellt. Daraus geht allerdings hervor, daß die toxische Wirkung des Koffeins eine weit größere Rolle spielt, als man gemeinhin annimmt. Auffallend ist nun eine gewisse Ähnlichkeit der Krankheitsbilder der angeborenen Lues und des Koffeinismus, auf die man vielleicht bisher zu wenig Wert gelegt hat. »Hier nur ein einziges Beispiel: Wie die obigen Fälle beweisen, sind bei der Koffeinintoxikation u. a. die alltäglichen Erscheinungen die: Nächtlicher Kopfschmerz, Schlaflosigkeit, Haarausfall; schulmäßig sind wir gewöhnt, hier nur an Lues zu denken; hat nun zufälligerweise noch womöglich der Vater vor vielen Jahren einen Primäraffekt gehabt, und stellen wir bei den Kindern sofort die Diagnose auf Lues kongenita, so können wir am richtigen Ziele sehr weit vorbeischießen. Unsere Fehldiagnose ist positiv zu beweisen; denn ein zweiter Arzt kann bei Stellung der richtigen Diagnose auf Koffeinintoxikationen die Heilung in 4—6 Wochen ohne alle Antiluetika erzielen« (S. 90). Im Falle einer Anzeigepflicht der Syphilis, die gewiß mit aller Kraft anzustreben ist, ist es natürlich besonders wichtig, alle Vorsicht walten zu lassen und die Ähnlichkeit, die wirklich auffällig ist, nicht zu übersehen.

Schacht weist weiter darauf hin, daß in den in Betracht kommenden Schriften bis jetzt wenig die Rede gewesen ist vom ererbten oder erworbenen Koffeinismus. —

Von den Schulhygienikern ist früher schon der Morgenkaffee — einerlei ob als Bohnen- oder als Malzkaffee gereicht — als unzuträglich abgelehnt worden. Der Krieg hat zur Verdrängung desselben von der bürgerlichen Getränkekarte ein groß Teil beigetragen. Vielfach haben sich die Morgensuppen aus der guten alten Zeit wieder eingebürgert, und es bleibt nur zu wünschen, daß sie nach dem Kriege nicht einfach wieder vollständig aus dem Gedächtnis verschwinden. Auch von ganz anderen Gesichtspunkten aus ist lange vor dem Kriege schon wiederholt darauf hingewiesen, wie gesundheitsförderlich es sein würde, an Stelle des ersten Frühstücks aus Kaffee und Semmel eine nahrhafte Suppe oder noch besser einen dicken Haferflockenbrei zu reichen. Wünschenswert wäre es sicherlich, wenn an Stelle der Ersatzsuppen später einmal nicht wieder luxuriöse Getränke sondern eben die nahrhaften Suppen und Breie volkstümlich werden würden.

Wenn es auch stark übertrieben sein dürfte, mit Mendel den Koffeinismus für ebenso schlimm wie den Alkoholismus zu halten, so soll doch keineswegs verkannt werden, daß den drei Genußmitteln Kaffee, Tee und Kakao eine weit größere Beachtung in der Ernährung des Kindes zu schenken ist, als man das ehedem getan hat.

Berlin-Lichtenberg. Karl Wilker.

6. Die Gefahren einer »Begabtenschule«.[1]

Darüber schreibt auch Schuldirektor Ohmstede-Berlin in der »Deutsch. Zeitung«, Nr. 308 vom 19. Juni 1917: »Bekanntlich plant die Berliner Stadtverwaltung, zum Herbst dieses Jahres an Stelle des Köllnischen Gymnasiums ein Gymnasium, bezw. Realgymnasium für hochbegabte Gemeindeschüler einzurichten, die nach 7jährigem Besuch der Gemeindeschule, also mit 13 Jahren, in die Untertertia der neu zu gründenden Anstalt (die Unterschulklassen, sowie die Klassen Sexta bis Quarta fallen fort) eintreten und nun nach einem besonderen, bereits aufgestellten Lehrplan in 6 Jahren (U. III, O. III, U. II, O. II, U. I, O. I) bis zum Maturitätsexamen gefördert werden sollen. Ob dieser Plan schon die Zustimmung der Regierung gefunden hat, entzieht sich unserer Kenntnis.[2]) Jedenfalls wären vor der Genehmigung verschiedene Bedenken zu prüfen. Zunächst ist es schon fraglich, ob ein nach dem Urteil der Rektoren hochbegabter Gemeindeschüler den Erwartungen bis zur Prima hin entsprechen wird; was denn? Es ist allerdings eine Probezeit von 1 Jahr vorgesehen, nach dessen Verlauf der Schüler, der sich nicht bewährt hat, abgeschoben werden kann; was soll mit diesem geschehen? Soll er als ein »verunglückter« Begabter ins praktische Leben eintreten oder in eine andere höhere Lehranstalt übergehen? Sodann liegt die große Gefahr vor, daß

[1]) Heft 1 d. Zeitschrift S. 36 f.
[2]) Die Schule ist mittlerweile im Betrieb.

die Schüler der »Begabtenschule« gegenüber den Schülern aller anderen höheren Knabenschulen, die sich ihrerseits wieder herabgesetzt fühlen könnten, etwa von einem maßlosen Dünkel erfaßt, und daß aus einer solchen Anstalt vielfach sogenannte »Streber« hervorgehen werden, die keine erfreuliche Zugabe für unser zukünftiges Vaterland bilden dürften. Und endlich zeigt die Erfahrung, daß gerade die hochbegabten Schüler, die als »primus omnium« durch alle Klassen hindurchgegangen sind, nach der Schulzeit vielfach versagt und den an sie gestellten Erwartungen durchaus nicht entsprochen haben, während andrerseits gerade diejenigen Schüler, die in der Schule nie zu den besten gehörten, aber treu und gewissenhaft arbeiteten, was die Hochbegabten ja nicht nötig haben, sich oft im späteren Leben zu hervorragend tüchtigen Männern entwickelt haben. Warum also eine besondere »Begabtenschule« errichten? Wenn man, der Losung: »Freie Bahn den Tüchtigen!« entsprechend, mehr als bisher den wirklich begabten und zuverlässigen Kindern des Volkes den Aufstieg erleichtern will, warum nicht durch Schaffung durch mehr Freistellen in den bisherigen höheren Lehranstalten und, wenn nötig, noch durch Gewährung von Zuschüssen an die betreffenden Eltern? Jeder Lehrer freut sich, wenn er in seiner Klasse einige besonders begabte Schüler hat, die den ganzen Stand der Klasse zu heben geeignet sind, und bei denen er durch seine erzieherische Einwirkung keinen Dünkel hochkommen lassen wird; wenn nun die Zahl dieser begabten Schüler durch meinen Vorschlag vermehrt würde, so würde das sicher jeder der über die ganze Stadt verbreiteten höheren Schulen nur angenehm sein und ihre Leistungsfähigkeit erhöhen; der Zweck der Gründung würde aber damit ebenso gut, ja meines Erachtens besser erreicht werden, weil damit obige Gefahren und Bedenken wegfielen.«

---

7. Das Berliner Städtische Jugendamt.

Der Ausschuß zur Vorberatung der Vorlage über die Errichtung eines Städtischen Jugendamtes hat der Berliner Stadtverordnetenversammlung die Vorlage in folgender entgültigen Fassung übergeben:

In Berlin wird ein städtisches Jugendamt errichtet. Das Jugenamt untersteht einer Deputation, in die 5 Magistratsmitglieder, 10 Stadtverordnete und 6 Bürgerdeputierte — darunter 3 Frauen — entsandt werden. Die Leitung des städtischen Jugendamtes übernehmen ein Direktor und ein stellvertretender Direktor, die dem Vorsitzenden der Deputation für das Jugendamt unterstehen. Dem Jugendamt werden zunächst folgende Aufgaben überwiesen: Schaffung, Übernahme und Unterstützung von Einrichtungen zur körperlichen Ertüchtigung der Jugend. Übernahme von schon innerhalb städtischer Verwaltungen bestehenden Einrichtungen wirtschaftlicher Fürsorge, sowie von Bildungs- und Unterhaltungsmöglichkeiten für die Jugend. Schaffung eines Mittelpunktes für alle Bestrebungen der auf dem Gebiete der Jugendfürsorge tätigen Vereine.

Gleichzeitig ersucht die Versammlung den Magistrat, sich damit einverstanden zu erklären, a) daß die Tätigkeit des Jugendamts sich auch auf die Schüler und Schülerinnen höherer Lehranstalten sowie auf die schulentlassene Jugend, soweit

sie fortbildungsschulpflichtig ist, erstrecken soll; b) daß dem Jugendamt auch noch folgende Aufgabe überwiesen wird: Schutz der Kinder vor Ausnutzung und Mißhandlung unbeschadet der der Waisendeputation zustehenden Befugnisse.

Es ist zu hoffen, daß das Jugendamt die großen Aufgaben, die ihm gestellt sind, in erfolgreicher Arbeit lösen wird. Je nachdem man sie enger oder weiter faßt, kann man die Teilgebiete immer weiter zu großen Arbeitsgebieten ausbauen und so schließlich eine Behörde schaffen, die vielfach zersplitterte Teile zu einem wirksamen großen Ganzen zusammenfaßt.

W.

8. Säuglingspflege.

Die Städtische Schuldeputation zu Berlin hat beschlossen, in den Lehrplan der Oberklasse der Gemeindemädchenschulen Belehrungen über die Ernährung und Pflege des Säuglings aufzunehmen. Sie sollen in den naturkundlichen Unterricht eingegliedert werden. Die Lehrerinnen, die ihn erteilen, werden besonders vorgebildet, und zwar augenblicklich 114 Lehrerinnen in fünf Säuglingsfürsorgeanstalten. Mit der Ausbildung sind fünf Kinderärzte betraut.

Berlin folgt damit dem Beispiel verschiedener anderer großer und kleinerer Städte. Sicherlich liegt auch darin von neuem die Anerkennung einer auch in unserer Zeitschrift immer wieder vertretenen Forderung, deren Bedeutung, wie so manches andere auch, uns der Krieg ganz besonders eindringlich klar gemacht hat.

Unzweifelhaft werden immer weitere Kreise von der Notwendigkeit einer geordneten Mütter-Erziehung, zu der vor allem ein geregelter Unterricht in der Säuglingspflege und -aufzucht gehört, überzeugt werden und die praktischen Folgerungen aus der gewonnenen Erkenntnis ziehen.

W.

9. Eine halbe Million Kinder aufs Land.

Dem Verein »Landaufenthalt für Stadtkinder« in Berlin, so berichtet die »Deutsche Zeitung« vom 5. 5. 17, ist bekanntlich in dem Ministerialerlaß vom 1. März 1917 u. a. die Vornahme des Ausgleichs von Angebot und Nachfrage zwischen den Provinzen übertragen worden, und ferner bildet der Verein die Zentralvermittlungsstelle zur Regelung von Angebot und Nachfrage zwischen Preußen und den der Organisation angeschlossenen Bundesstaaten. Soweit Preußen in Frage kommt, hat die Werbetätigkeit nach den bisher aus den Provinzen eingelaufenen Meldungen folgendes vorläufige Ergebnis gehabt.

Die Provinz Ostpreußen stellte 66 498 unentgeltliche Pflegestellen zur Verfügung, darunter 8599 für katholische Kinder. Nach Abzug des eigenen Bedarfs verbleiben für auswärtige Kinder noch 63 692. Diese Stellen werden belegt mit 40 823 Kindern aus der Provinz Brandenburg, 11 110 aus Westfalen, 2000 aus Hessen-Nassau, 6228 aus der Rheinprovinz, 2652 aus dem Königreich Sachsen, 879 aus Lübeck.

In der Provinz Pommern sind bisher 37 000 Pflegestellen, darunter 3—400 für katholische Kinder vorhanden. 2900 werden für den eigenen Bedarf gebraucht, so daß 34 100 Stellen für auswärtige Kinder vorhanden sind. Etwa 9000 Kinder aus der Provinz Brandenburg, 3000 Kinder aus Westfalen werden Aufnahme finden. Alle übrigen Stellen werden mit Kindern aus der Rheinprovinz belegt.

In Posen stehen bisher 21 689 Stellen, darunter 8279 für katholische Kinder bereit. Der eigene Bedarf beträgt nur etwa 1000 Stellen, so daß 20 689 schon jetzt auswärtigen Kindern zur Verfügung stehen. Die noch stark im Gange befindliche Werbetätigkeit läßt erwarten, daß etwa 30 000 Kinder von auswärts werden aufgenommen werden können. Die Provinz wird fast ausschließlich mit Kindern Westfalens besetzt werden.

Die Provinz Sachsen verzeichnet bisher 15 479 Landpflegestellen, darunter 289 katholische. Der eigene Bedarf der Provinz beträgt nur etwa 10 404 Stellen, so daß noch 5075 auswärtige Kinder untergebracht werden können. Das Ergebnis wird sich durch weitere Werbetätigkeit noch erhöhen. Die Provinz wird mit wenigen Ausnahmen nur Kinder aus dem Königreich Sachsen erhalten.

Aus Westpreußen und Schlesien liegen abschließende Meldungen noch nicht vor. Indessen kann schon jetzt damit gerechnet werden, daß nach Ausgleich des eigenen Bedarfs Westpreußen mindestens 10 000, Schlesien 3—4000 auswärtige Kinder wird aufnehmen können.

In der Provinz Brandenburg wird der anderweit unterzubringende Überschuß an Stadtkindern insgesamt etwa 62 000 betragen, darunter die Stadt Berlin mit etwa 40 000. Der größte Teil der Kinder wird in Ostpreußen und Pommern untergebracht.

Nach dem Vorbericht der Provinz Hannover werden dort, da bereits aus anderen Provinzen Kinder auf Grund früherer Beziehungen untergebracht worden sind, auswärtige Kinder kaum Aufnahme mehr finden können.

In Schleswig-Holstein stehen 14 000 Landpflegestellen zur Verfügung, denen eine Nachfrage von 13 300 Kindern gegenübersteht.

In der Provinz Hessen-Nassau besteht eine Nachfrage für etwa 34 600 Stadtkinder. Die Deckung des Bedarfs innerhalb der Provinz wird erreicht werden.

In Westfalen steht ein Angebot von 14 807 Pflegestellen einer Nachfrage von 75 752 Stadtkindern gegenüber. Der Überschuß beträgt also 60 945 Kinder, davon sind etwa 32 000 katholisch. Die Kinder werden in den verschiedensten Provinzen untergebracht, der Hauptteil kommt nach der Provinz Posen.

Die Rheinprovinz wird voraussichtlich einen Überschuß von etwa 40 000 Stadtkindern haben. Ein großer Teil der Kinder kommt nach Pommern.

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß nach oberflächlicher Schätzung schon jetzt mehr als 300 000 Landpflegestellen in den preußischen Provinzen insgesamt zur Verfügung gestellt sind. Es ist dies wiederum ein höchst erfreuliches Zeichen vaterländischer Opferwilligkeit, und es dürfte mit Sicherheit damit gerechnet werden können, daß die infolge der Fort-

setzung der Werbetätigkeit ständig noch wachsende, erst nach einigen Wochen endgültig feststellbare Zahl kaum hinter einer halben Million zurückbleiben dürfte. Bei dieser Zählung handelt es sich nur um Kinder, die innerhalb der geschaffenen Organisation untergebracht werden und deshalb dem Verein »Landaufenthalt für Stadtkinder« gemeldet sind. Wenn man berücksichtigt, daß von vielen privaten Stellen ohne Eingliederung in die Organisation Tausende von Kindern schon untergebracht sind und noch untergebracht werden, so würde bei Hinzuzählung auch dieser Stellen eine noch wesentlich höhere Zahl das Endergebnis bilden.

So stand es mit der Vorsorge im Jahre 1917 um die werdende Großstadtjugend. Vielleicht kann uns ein Leser über das Ergebnis der erfolgten Fürsorge berichten. Sodann wäre eine kritische Stellungnahme geboten. Tr.

---

10. Über Dr. Barnardo

in London, den Vater der »Niemands-Kinder«, d. h. der Unglücklichen und Armen, deren sich sonst niemand annimmt, brachten wir im Jahrg. XI, Nr. 2 einen längeren Aufsatz. In Nr. 7 vom Juli 1917 der »Frauenblätter, Zeitschr. für die Interessen der Frau auf sittlichem und sozialem Gebiete«, finden wir eine Mitteilung, die auch unsere Leser besonders interessieren dürfte. »In den von ihm und auf seine Anregung gegründeten Wohlfahrtsanstalten sehen wir die Großzügigkeit Englands, mit der es auch seine Kriege führt wie in seinen Kolonien und in seiner Diplomatie arbeitet.«

Die dort mitgeteilte Übersicht ist der Stand vom Jahre 1914:

»Grundsatz für die Aufnahme: Kein verlassenes Kind wird zurückgewiesen, ganz gleichgültig welchen Alters, Geschlechts, Glaubensbekenntnisses, welcher Volkszugehörigkeit, welches Geburtsortes oder Gesundheitszustandes. In den Anstalten sind 8600 Zöglinge untergebracht, darunter 1000 Säuglinge und 1000 Krüppelkinder und Sieche. Gegen 1000 Kinder werden jährlich in die englischen Kolonien versetzt. Einkommen 1912: Pf. St. 256085.

London. 1. Heim für arbeitende und verlassene Burschen. Stepney Causeway 18—26. 300 Plätze. Aufnahme verlassener Burschen von 13—16 Jahren, ohne weitere Bedingung. Erfahrene Beamte suchen die bekannten Lieblingsaufenthalte solcher verlassener Jungen auf. Praktische Ausbildung in nachfolgenden Handwerken: Bäckerei, Schmiedekunst, Bürstenbinderei, Zimmerhandwerk, Geschirrmacherei, Buchdruck, Schusterei, Schneiderei, Klempnerei, Wagnerei, Tapeziererei, Kistenmacherei, Korbsesselarbeiten. — 2. Krankenhaus Stepney Causeway 13—19. 84 Betten. Frei für alle Angehörigen der Anstalten Dr. Barnardos. — 3. Marie Hilton Krippe (Kleinkinderhaus) Stepney Causeway 14—16. a) Fürsorge für Kinder, während die Mütter in Tagesarbeit sind. Alter von 4 Wochen bis 4 Jahre. Geöffnet 7—7 Uhr; Tagespreis 2 d. b) Fürsorge für kränkliche Kinder, deren Erkrankung nicht die Abgabe in ein Krankenhaus nötig macht; Tagespreis 2 d. — 4. Aufnahmshaus. Stepney Causeway 6, 8, 10. Aufnahme verlassener Kinder, die dringender Hilfe bedürfen, ohne jedwede Zahlung oder sonstige Bedingung. — 5. und 6. Isolierhäuser. Stepney Causeway 30 und Salmons Lane, Limehouse. — 7. Burdett Schlafhaus. Burdett Road 317. Bei Überfüllung der Anstalten in Verwendung und Magazin. — 8. Dienstmädchenheim. Romford Road 507—9. Haus-

wirtschaftliche Ausbildung von Dienstboten. Kostenlos. — 9. Mädchenschutzhäuser. Die Adresse der fünf Schutzhäuser wird nur vertraulich bekannt gegeben. Kostenlos. — 10. Bienenkorb-Arbeitswerkstätten für ältere Mädchen. Mare Street 273, Hackney. Für ältere Mädchen, als sie nach Barkingside aufgenommen werden. Kostenlos. — 11. Heim für taubstumme und blinde Kinder. Mare Street 51. Kostenlos. — 12. und 13. Kinderzufluchtshäuser. Commercial Street 81, Penzance Place 12. Vorübergehender Schutz und Fürsorge für Kinder und junge Mädchen. Kostenlos, Übernachtung 1912: 18591, kostenlose Mahlzeiten: 27642. — 14. Clapham-Heim. High Street 49. Für die Vorbereitung zur Auswanderung nach Canada und zur Abgabe an die Schiffsschule. — 15. Copperfield-Straße und Missions-Schule. Sonntagsschule nachmittags und abends für die vielen Kinder, die ihrem Broterwerb während der Woche nachgehen und zum Schulbesuche keine Zeit haben. (Gegen 2000 Schüler!) Abendgottesdienst, Fortbildungsschule, Jugendvereinigung, Lese- und Debattierklub. — 16. Chesterhaus. Downs Park. Heim für 50 Mädchen. — 17. Volksmissionskirche. Edinburgh Castle, Rhodeswell Road. Evangelischer Gottesdienst, Versammlungen, Vorträge. 3000 Plätze. — 18. Evangeliumshalle zu St. Anna. Edinburgh Castle. Erweiterung der Volksmissionskirche; gleichzeitig Arbeitssäle, Turnhallen. — 19. Fabriksmädchenklub. Copperfield Road. Erziehungsklassen und Nähstuben. — 20. Gloucester-Platz-Missionshalle. Salmons Lane, Limehouse. Kleine Versammlungshalle zu Gottesdienst und Vorträgen.

Außerhalb London. 1. Babies Castle, Hawkhurst. Verlassene Kinder ohne weiteren Nachweis. — 2. Wallroad-Institute, Great Yarmouth. Kleines Heim in Verbindung mit dem Schulschiffe George L. Munro, welche den Watts Schiffsjungen vor oder nach großen Fahrten Unterkunft bietet. — 3. Schulschiff Georg L. Munro. Technische Ausbildung von Schiffsjungen. — 4. Heim für kleine Jungen. Teighmore, Gorcy, Jersey. Verlassene Kinder ohne weiteren Nachweis. — 5. Mittendorffhaus Epsom. Knabenerziehungshaus. — 6. Heime für Unheilbare. Harrogate. Für sieche Kinder; 45 Betten. — 7. Heime für kleine Unheilbare. Birkdale, Souhtport. 60 Betten. — 8. Krüppelheim. Tunbridge Wells. — 9. Mädchenarbeitsheim. Rock End, Histon Road, Cambridge. Näherei, Wäscherei, Hauswirtschaft. — 10. Strand-erholungsheim für Mädchen. Llandudno. — 11. Mädchenwaisenhaus. Northampton. — 12. Mädchenhaus. Southampton. — 13. Mädchenheim. Middlesbrough. — 14. Mädchenwaisenheim. Exeter. — 15. Erholungsheim. Felixstone. — 16. Erholungsheim. Hove. — 17. Mädchenheim. Scarborough. — 18. Beamtenerholungsheim. Devon. — 19. Margaretenhaus. Durham. — 20. Abteilung für Landerziehung. Gegen 8600 Knaben und Mädchen in Anstalten, über 4700 in Pflegekolonien und Familien in England und Kanada. 21.—32. Zufluchtsstätten für Kinder (Ever-open-doors), welche bedürftige Kinder sofort, ohne weitere Nachweise zu verlangen, aufnehmen in: Belfast, Birmingham, Bristoll, Cardiff, Hull, Leeds, Liverpool, Neucastle-on-Tyne, Plymouth, Portsmouth, Sheffield, Southampton. — 33. Barkingside, Essex. Mädchen-Dorfheimat. 68 Villen und 13 andere Gebäude für 1380 Mädchen. Jede Villa für 16—25 Mädchen, von je einer Mutter geleitet. Kinderkirche, Handarbeitenschule, Wäscherei, Kleidermacherei, Kochschule, Krankenhaus usw. — 34. Knaben-Gartenstadt. Woodford Bridge, Essex. 900 Knaben in 30 Häusern. — 35. Watts Schiffsjungenschule, North Elmham, Norfolk. 330 Plätze, Erziehung für Kriegs- und Handelsflotte. — 36. Kanadische Häuser. Verteilungs- und Unterkunftshäuser für die nach Kanada übersiedelten Kinder in Toronto, Peterborough, Winnipeg.«

Tr.

11. Über das Leben und Wirken des Dichters des Liedes »O Deutschland hoch in Ehren«,

bringt das »Centralblatt für die gesamte Unterrichtsverwaltung in Preußen« 1917, Heft 6 interessante Mitteilungen, wozu ich noch bemerken möchte, daß Bauer zu denjenigen Schulmännern gehörte, die schon Anfang der Neunziger Jahre, als wir uns noch vergebens nach Schulmännern als Mitarbeitern umsahen, die ein Verständnis für das Pathologische der Kindesnatur hatten, unsere Verbindung suchten. Mit dem Dichter dieses Liedes haben darum auch unsere Bestrebungen einen verständisvollen Freund verloren.

Dem Zentralblatt ist nun folgendes bekannt geworden:

»Ludwig Bauer, am 19. Mai 1832 im unterfränkischen Dorfe Ingolstadt bei Würzburg geboren, hat die ersten zehn Jahre auf dem Lande verlebt, wo er den Unterricht seines Vaters, eines Dorfschullehrers, erhielt. Nach dem Hinscheiden des Vaters im Jahre 1842 besuchte Bauer das Gymnasium in Würzburg, dann die Würzburger Universität, die er später mit der Münchener vertauschte. Er widmete sich hauptsächlich dem Studium der Philosophie und Philologie. Nachdem er dann mehrere Jahre hindurch als Hauslehrer in aristokratischen Häusern tätig gewesen war, wurde er als Einundzwanzigjähriger Studienlehrer an der Lateinschule zu Miltenberg am Main. Von da ward er in gleicher Eigenschaft nach Kitzingen versetzt und im Jahre 1872 endlich als Stadtschulrat nach Augsburg, wo er 29 Jahre hindurch eine reiche Tätigkeit entfaltet und sich als Organisator des Volksschulwesens hohe Verdienste erworben hat. Sein Rücktritt vom Amte, der im Jahre 1901 erfolgte, wurde von allen Seiten bedauert. Das letzte Jahrzehnt seines Lebens war durch schwere Krankheit getrübt, zuletzt erblindete er. Am 2. August 1910 ist er in Augsburg gestorben.

Schon als Gymnasialschüler hatte er sich durch seine dichterische Begabung ausgezeichnet. Seine Lieder und übrigen Dichtungen veröffentlichte er in sieben Sammlungen, von denen zwei besonders hervorzuheben sind: »Gedichte«, 1860 (in zweiter Auflage 1864) erschienen, und »Fliegender Sommer« 1875. Die erste Gedichtsammlung vom Jahre 1860 widmete Bauer dem Komponisten Heinrich Hugo Pierson, dessen Stieftochter Dora Burmester-Lyser er im Jahre 1861 heiratete. Pierson, dessen ursprünglicher Name Henry Hugh Pearson lautet, war im Jahre 1816 in Oxford geboren, hatte sich aber in Deutschland naturalisieren lassen. Seine Komposition zu dem Liede: »The mariners of England« hatte in England Erfolg gehabt; auf Piersons Bitte legte Bauer der Melodie einen deutschen Text unter, bei dem er nur wenige Worte des ursprünglichen englischen Textes benutzte. So entstand im Jahre 1859 die früheste Fassung des Liedes:

»O Deutschland hoch in Ehren«;

sie spiegelt die Erregung gegen Frankreich wieder, die in jener Zeit, als Napoleon III. in Gemeinschaft mit Viktor Emanuel gegen Österreich rüstete,

durch ganz Deutschland ging. Die erste Strophe des Bauerschen Trutzliedes lautete:

Haltet aus im Sturmgebraus!

Die Wolke kommt gezogen, im Westen droht der Sturm,
Der Wächter läßt den Feuerruf erschallen hoch vom Turm.
Auf! Schwinge dich zum Wolkensitz vom Nest, du deutscher Aar,
Laß leuchten deines Auges Blitz der Treuen Schar!
Haltet aus, haltet aus, lasset hoch das Banner wehn!
Zeiget ihm, zeigt dem Feind, daß wir treu zusammenstehn,
Daß er unsre alte Kraft erprobt,
Wenn der Schlachtruf uns entgegentobt!
Haltet aus im Sturmgebraus!

Mit diesem Texte hat Pierson seine Komposition — einen gemischten Chor mit Orchester — bei dem Musikalienhändler Röser zu Würzburg im Druck erscheinen und am 16. April 1859 im akademischen Musiksaale in Würzburg zuerst aufführen lassen. Die Wirkung war so groß, daß Komponist und Dichter sich entschlossen, das Werk als »Deutsche Volkshymne« herauszugeben, um ihm dadurch eine noch weitere Verbreitung zu verschaffen. Jetzt schuf Bauer die geänderte endgültige Fassung des Liedes, deren erste Strophe lautet:

Beharrlich.
Deutsche Volkshymne.

O Deutschland hoch in Ehren, du heilges Land der Treu!
Stets leuchtet deines Ruhmes Glanz in Ost und West aufs neu'!
Du stehst wie deine Berge fest gen Feindes Macht und Trug,
Und wie des Adlers Flug vom Nest, geht deines Geistes Flug.
Haltet aus, haltet aus, lasset hoch das Banner wehn,
Zeiget ihm, zeigt dem Feind, wie wir treu zusammenstehn;
Daß sich unsre alte Kraft erprobt,
Wenn der Schlachtruf uns entgegentobt!
Haltet aus im Sturmgebraus!

Im Druck erschien diese Fassung im Jahre 1860 bei Schubert & Co. in Leipzig als Piersons op. 30.

Merkwürdigerweise hat Bauer das Lied nicht in seine gedruckten Gedichtsammlungen aufgenommen, da er die innerhalb einer Stunde entstandenen Verse nicht für wertvoll genug hielt. Sie haben aber in den Siebziger- und Achtzigerjahren zugleich mit Piersons eingänglicher, leicht im Ohre bleibender Melodie namentlich durch die Turnerkreise weite Verbreitung gefunden und sind seit dem Beginn des Weltkrieges geradezu Nationallied geworden.

Material über Bauers Leben ist gedruckt in:

1. Ludwig Bauer, Schulrat. Ein Gedenblatt zu dessen 25 jährigem Dienstjubiläum von Heinrich Scherer, Augsburg 1896, B. Schmidtsche Buchhandlung.
2. Augsburger Abendzeitung, Nr. 212 vom 3. August 1910.
3. Schwäbischer Schulanzeiger (Augsburg), 28. Jahrgang, Nr. 15 vom 15. August 1910.

4. Frankenwald. Illustrierte Monatsschrift für Franken. Organ des historischen Vereins Alt-Wertheim, 1. Jahrgang, Heft 8, August 1914.
5. Monatsschrift für das Turnwesen, herausgegeben von Heinrich Schröer und Edmund Neuendorff, Berlin, 34. Jahrgang, S. 231 ff.
6. Jahrbuch der Turnkunst (Jahrbuch der deutschen Turnerschaft) Zwenkau-Leipzig 1916, S. 127.

Aus allen gedruckten und schriftlichen Berichten über Ludwig Bauer geht hervor, daß er ein bedeutender Lehrer war, der als echter Poet in Kinderaugen zu lesen verstand. Von dem Idealismus, mit dem Bauer seinen Beruf auffaßte, geben seine Verse Kunde:

Laß manchmal ich den Blick mit stiller Frage
Im Kreis der mir vertrauten Kleinen schweifen,
Mein freundlich Wort in ihre Herzen greifen,
Daß sie erwarmen im bewegteren Schlage:
Dann klag ich nicht, daß mehr von Tag zu Tage,
Von Alters Frost die Jahre sich bereifen,
Daß kaum die Finger noch die Saiten streifen,
Die einst erklangen hell in Wonn und Klage.
Um Lieder durft ich volles Leben tauschen,
Und Liebe quillt dem Liebenden entgegen;
Des Geistes Born laß ich den Kindern rauschen,
Daß alles Edlen Keime frisch sich regen,
Und wie sie glänzend hellen Blicks mir lauschen,
Kommt's über mich, wie stiller Andacht Segen! —

Das frömmste Schulpferd wirft euch aus den Bügeln,
Wenn ihr es scheu gemacht mit Phrasenklingen
Und antreibt mit methodschem Peitschenschwingen,
Statt mit geübter Hand es sanft zu zügeln.

‚Die treue Mutter' fährt der Dichter fort, »ist dem Lehrer ein Beispiel, daß man den körperlich und geistig Schwachen die größte Liebe, das meiste Erbarmen zuwenden müsse, denn sie entbehren am meisten des Glückes. Die Gesunden beschweren sich nicht, wenn die Mutter den kranken Liebling in ihren Armen, an ihrer Brust erwärmt. Wie sie nie in ihrer Treue ermüdet, so lehrt sie uns Liebe, Mitleid und Geduld.«

Tr.

---

12. Opfer der Schundliteratur.

Über ein unheimliches Bild sittlicher Verrohung berichteten unlängst die Tageszeitungen. Es wurde in Cleve vor der dortigen Strafkammer aufgerollt. Im Mai dieses Jahres war der $3^1/_2$ Jahre alte Bernhard Weller in Lietford in einem Keller erschlagen aufgefunden worden. Als Täter wurden bald darauf die 15 und 17 alten Brüder Wenzel und Franz Pokorny verhaftet. Die beiden jugendlichen Mörder, die mit ihrer Schwester zusammenleben, während der Vater im Felde steht, und deren Mutter schon gestorben ist, waren durch die Lektüre von Indianer- und Nick-Carter-Heften zu ihrer Untat angeregt worden. Sie wollten

einmal Menschenfleisch essen. Auf Veranlassung seines 17jährigen Bruders Franz lockte Wenzel Pokorny den kleinen Bernhard Weller in den Keller und erschlug ihn dort mit einem Beil. Als der Bruder, der auf der Zeche arbeitet, dann zurückkehrte, schnitten die Brüder ein Stück Fleisch aus dem Bein der Leiche, um es zu braten und zu verzehren. Im letzten Augenblick ließen sie jedoch von ihrem Vorhaben ab. Sie versteckten die Leiche in dem Keller, wo sie dann später aufgefunden wurde. — Die Strafkammer verurteilte Wenzel Pokorny wegen vorsätzlichen Mordes zu sieben Jahren und Franz Pokorny wegen Verleitung zum Morde zu sechs Jahren Gefängnis.

Über ein weiteres Opfer der Schundliteratur berichtet die D. Z. Der Bureaugehilfe Hans S. hatte sich vor der Strafkammer des Landgerichts III. unter der schweren Anklage der versuchten Erpressung zu verantworten. S., ein siebzehnjähriger junger Mann war ein überaus eifriger Leser der bekannten billigen Detektivromane und Nick Carterliteratur, die von ihm förmlich verschlungen wurde. Bei seinem ohnehin nicht ganz taktfesten Gemütszustand wirkte diese äußerst ungünstig, denn in seinem Hirn setzte sich der Gedanke fest, auch ein berühmter Detektiv zu werden. Um dazu sich vorzubereiten, stellte er förmliche Übungen an, indem er, wie bei ihm vorgefundene Papiere zeigten, als der rühmlichst bekannte Detektiv N. N. schriftliche »Befehle« an seine Untergebenen erteilte, die für ihn, den Weltdetektiv, an allen möglichen Plätzen der Erde, Stockholm, Amsterdam, Amerika usw. tätig sein sollten. So berichtete er in einem dieser ganz im Stile seiner Lieblingslektüre gehaltenen Befehle von einem Mord in einer Villa an einem Baron von Engler, der von ihm aufgedeckt worden sei, und bei dem er den Polizeirat Braun und den Untersuchungsrichter kennen gelernt habe. Als er dann aber auch praktisch seinem berühmten Vorbild Sherlock Holmes nacheifern wollte, fiel der Angeklagte gleich aus der Rolle, denn er nutzte seine »Kenntnisse« zu dem zur Anklage stehenden Erpressungsversuch aus. Geeignet dazu war ihm die Lebensmittelhamsterin erschienen, und so hatte er sich eine »Gesetzesbestimmung« schriftlich ausgearbeitet, laut der sich strafbar machte, wer mehr als 10 Pfund Butter, Mehl, Zucker, Schokolade usw. im Hause hatte, und wegen eines solchen Verstoßes mit 50 M Geldstrafe zu bestrafen wäre. Mit dieser Verordnung bewaffnet suchte er dann eine Frau in Charlottenburg auf, wo er in deren Abwesenheit dem öffnenden Dienstmädchen erklärte, er sei Kriminalbeamter der Lebensmittelkontrolle und, auf die Verordnung hinweisend, beauftragt, eine Durchsuchung nach überflüssigen Vorräten vorzunehmen. Da das Dienstmädchen ihm Zutritt gestattete, suchte er die Räume ab, um ihr dann angesichts der von der Frau abgeschlossenen Speisekammer zu erklären, daß er nochmals kommen würde, wenn die Frau da sei. Er erschien auch in der Tat wieder und zeigte jetzt der Frau, der der siebzehnjährige Junge denn doch für einen Kriminalbeamten etwas zu absonderlich vorkam und die deshalb Zweifel geäußert hatte, dreist eine Erkennungsmarke, woraufhin sie ihn gewähren ließ. Klar wurde ihr jedoch, wen sie vor sich hatte, als der Angeklagte angeblich zu viel Vorräte festgestellt hatte, eine Strafe also verwirkt wäre,

aber durchblicken ließ, daß mit Geld noch einmal alles gutzumachen sei. Sie bestellte S. daher zum nächsten Tage noch einmal wieder und erstattete inzwischen Anzeige, woraufhin er verhaftet wurde. Da der Nervenarzt Dr. Placzek als Sachverständiger ihn als einen durch schlechte Lektüre verschrobenen Menschen mit einem sittlichen Defekt erklärte, der aber sonst strafrechtlich verantwortlich sei, erkannte das Gericht auf sechs Wochen Gefängnis.

Ähnliche Fälle lassen sich aus den Berichten der Tageszeitungen dutzend- ja hundertfach zusammentragen. Und was geschieht gegen die Moloche Schundliteratur und Schundfilm? Man fürchtet sich anscheinend vor der Großmacht des Kapitals, das dahinter steckt. Sogar die Buchläden unserer staatlichen Bahnhöfe sind mit moralisch bedenklichen Heften überfüllt. Tr.

---

13. Professor Dr. Fr. W. Förster,

der seine Vorlesungen an der Münchener Universität nach seiner Ankündigung am 3. Oktober beginnen sollte, hat, wie die Tageszeitungen berichten, seine Tätigkeit nicht wieder aufgenommen. Auch die Ankündigung seiner Vorlesungen und seiner Arbeiten im Seminar befindet sich nicht mehr am schwarzen Brett der Universität. Die Frage der weiteren Tätigkeit dieses Gelehrten an der Münchener Universität beschäftigt zurzeit sowohl die Universitäts- als auch die Unterrichtsbehörde und steht vor baldiger Entscheidung.

Prof. Förster hat für den Ausbau der praktischen Pädagogik manchen vortrefflichen, anregenden und nutzbringenden Beitrag in einer großen Reihe von Schriften, Abhandlungen und Vorträgen geleistet. Um so mehr bedauern wir wohl mit vielen unserer Leser seine eigenartige pazifistisch-international-politische, pädagogisch-politische und — worin wohl der tiefere Grund liegt — kirchenpolitische Wanderung und Wandelung. Hoffentlich finden wir nach einem siegreichen Frieden ihn wieder in unseren sozial-ethischen und insbesondere pädagogischen Kampfesreihen. Tr.

C. Zeitschriftenschau.

Archiv für die gesamte Psychologie. Band 35.

Kutzner, O., Kritische und experimentelle Beiträge zur Psychologie des Lesens mit besonderer Berücksichtigung des Problems der Gestaltqualität. Bd. 35. S. 157—251.

Während Zeitler, Messmer, Schumann und Wiegand den Wert der Gesamtform eines Wortes zur Erkennung desselben geringer angeschlagen haben und mehr oder weniger behaupteten, die Wörter werden auf Grund von sukzessiven Erkenntnisakten entweder der Einzelbuchstaben oder dominierender Buchstaben gelesen, kommt Kutzner auf Grund experimenteller Versuche zu der ursprünglichen Meinung von Erdmann und Dodge zurück, daß die Gesamtform eines Wortes als primäres Element zur Lesung desselben in Betracht komme. Er betont allerdings den komplexen Charakter des Vorgangs beim Lesen und will somit seine Lösung nicht als eine ausschließende aufgefaßt wissen. Aber er macht gerade

den früheren tachistoskopischen Versuchen mit kurzer Expositionszeit den Vorwurf, daß sie diesem komplexen Charakter nicht genügend Rechnung tragen, und daß sie insbesondere vielfach die günstigen Bedingungen zum Zustandekommen der Gestaltqualität eines Wortes direkt ausschließen.

Grundland, Sara, Reaktionsversuche am Feder-Ergographen. Bd. 35. S. 252—408.

Die Versuche wurden mit einem Lehmannschen Feder-Ergographen vorgenommen. Die Reaktionszeiten wurden auf vereinfachte Weise gemessen. Parallel mit dem ergographischen Schreibhebel lief ein Zeitmarkierer, der von dem Versuchsleiter in Tätigkeit gesetzt wurde zugleich mit dem Signal »Jetzt«. Die von diesem Augenblick bis zum Beginn der Kurve verlaufende Zeit wurde an den registrierten Schwingungen einer Stimmgabel gemessen, die 25 Doppelschwingungen per Sekunde aufwies, so daß eine Genauigkeit von $^1/_{50}$ Sekunde erzielt wurde, die für die vorliegenden Versuche genügte.

N. Lange hatte die Unterscheidung zwischen sensorieller und muskulärer Reaktionsweise aufgestellt und eine Verkürzung der Reaktionszeit für die letztere gefunden. Für die muskuläre Reaktion kamen aber nach ihm 3 Bedingungen in Betracht: Richtung der Aufmerksamkeit auf die Bewegung, vorbereitende Bewegungsinnervation und Mangel der Apperzeption des sensoriellen Reizes. Seine Nachfolger sahen aber den Unterschied zwischen sensorieller und muskulärer Reaktion allein in der verschiedenen Richtung der Aufmerksamkeit und so kam es, daß z. B. Cattell bei der Richtung der Aufmerksamkeit auf die Bewegung längere Reaktionszeiten fand als bei sensoriell gerichteter Aufmerksamkeit. Er erklärte darum, daß die Ergebnisse Langes keine Allgemeingültigkeit hätten.

Die Versuche Grundlands, die nach dem objektiven Bestand und nach den subjektiven Beobachtungen der Versuchspersonen in 5 Grundformen erfolgten, einer einfachen, einer sensoriellen, einer muskulären und zwei Formen der motorischen Reaktionsweise, mit zahlreichen Unterabteilungen je nach dem Verhalten der Versuchspersonen dem gegebenen Auftrag gegenüber, bestätigen die Auffassung Langes, indem sie dieselbe klarer fassen: Der Hauptfaktor, welcher die Reaktionszeit verkürzt, ist nicht die Aufmerksamkeitsrichtung, sondern der in Bereitschaft gehaltene Impuls. Zwischen den drei Größen der Reaktionszeit, der Bewegungsdauer und der Höhe der Leistung zeigte sich keine eindeutige Beziehung, wenn auch einzelne Zusammenhänge zutage traten.

Achenbach, Ernst, Experimentalstudie über Abstraktion und Begriffsbildung. Bd. 35. S. 409—568.

Nach den grundlegenden Versuchen von Külpe über Abstraktion hatte Grünbaum der weiteren Forschung mit seiner Methode der Haupt- und Nebenaufgabe die Richtung vorgezeichnet, derart, daß die Untersuchungen von Koch und Habrich sich ohne weitere Kritik auf Grünbaum stützten. Achenbach aber macht dieser Methode mit Meumann den Vorwurf, daß sie nur das zufällige Behalten prüfe, weil der Begriff der Nebenaufgabe es mit sich bringt, daß keine strenge Abstraktion, sondern nur ein weniger aufmerksames Beobachten zustande kommt.

Achenbach glaubt dieser Gefahr durch folgende Anordnung seiner Versuche entgangen zu sein: Den Versuchspersonen wird zuerst eine unregelmäßige Figur gezeigt. Darauf sollen sie nach kurzer Pause dieselbe wiederzuerkennen suchen unter 4 andern, gleichzeitig gezeigten Figuren, unter denen sich die erste befindet, aber an Größe, oder Farbe, oder Lage verschieden. Von 4 Elementen einer Figur ist also nur eines, das der Gestalt, gleichgeblieben, während die anderen änderten. Aus den sorgfältig geführten Protokollen ergaben sich 5 Verhaltungsweisen der

Versuchspersonen. 1. Der visuelle Faktor war vorherrschend bei der Betrachtung und bei der Einprägung der 1. Figur und die Wiedererkennung geschah ohne Hilfe einer reflexionsmäßigen Verarbeitung. 2. Zum sinnlichen Eindruck traten Urteilsprozesse, besonders Beziehungsgedanken hinzu, die sich auf einzelne Teile der analysierten Figur stützten, z. B. auf eine Ecke der Figur die ein Dreieck bildete. 3. Die Versuchsperson versucht, sich die 1. Vergleichsfigur in anderen Lagen vorzustellen, wobei die Deutlichkeit der Vorstellungsversuche verschiedene Grade aufweisen kann. 4. Die 1. Figur reproduziert die Vorstellung eines ähnlichen Gegenstandes, wie etwa eines Herzens und wird behalten mit Hilfe der entsprechenden Wortvorstellung. Zu beachten ist das Gefühl der Sicherheit der Versuchspersonen, wenn sie die 1. Figur mit Hilfe von Wortvorstellungen behalten. 5. Die Auffassung der 1. Figur ist begleitet von Bewegungsvorstellungen, die in Auge und Hand lokalisiert sind.

Von diesen Verhaltungsweisen können die 3 mittleren als in näherer Beziehung zum Abstraktionsprozeß stehend betrachtet werden. Als gemeinsam kann man allen drei die Tendenz bezeichnen, sich mit reicher Reproduktions- und Assimilationsmöglichkeit zu umgeben, um auf Grund von vorhandenen oder neu zu bildenden Assoziationsbereichen die gezeigte Figur wiederzuerkennen. Im Grunde will man also von der 1. Figur eine Auffassung gewinnen, die allgemeineren, begrifflichen Charakter hat, da diese Auffassung es erlauben soll, unter individuellen Variationen heraus die entscheidenden Merkmale des Gegenstandes wiederzuerkennen. Eine begriffliche Einzelvorstellung unterscheidet sich demnach von einer gewöhnlichen Individualvorstellung dadurch, daß erstere im Hintergrund des Bewußtseins mit einem größeren Assoziationsbereich versehen ist, während der Individualvorstellung ein solcher fehlt.

Achenbach will trotzdem seine Auffassung des Begriffs nicht assoziationspsychologisch gedeutet wissen, denn die Identifikation, d. h. die Gleichsetzung der zwei Bewußtseinsinhalte im Wiedererkennen ist ein Urteilsakt und gehört zum Prozeß der Apperzeption. Ebenso erfolgt die Schaffung von Assoziationsbereichen durch Beziehungsgedanken, d. h. durch apperzipierende Prozesse.

Die Versuche A.s boten eine günstige Gelegenheit zur Beobachtung des Abstraktionsprozesses, denn es handelt sich darum, mit einer Individualvorstellung, die keinen Assoziationsbereich aufwies, die Funktionen eines Begriffs auszuüben. Die Faktoren, die zu diesem Zweck auftraten, waren also dieselben, die aus einer Individualvorstellung eine begriffliche machen.

Achenbach geht weiter auf die schon von Berkeley aufgeworfene Frage der Möglichkeit abstrakter Ideen ein und will einen Beitrag liefern zum Problem, ob es sich bei den »unanschaulichen Gedanken« der Würzburger Schule um einen eigenen Prozeß handelt, oder ob er auf andere Grundprozesse zurückgeführt werden kann.

Zur Deutung bedient er sich der Vaihingerschen Formel des »als ob«. Beim Abstraktionsprozeß im vorliegenden Fall verläuft alles so, als ob der Faktor der Form allein, isoliert, vorhanden sei, als ob Größe, Farbe und Lage nicht wahrgenommen worden seien. Dieses »als ob« kann mit Hilfe einer doppelten Tatsache gedeutet werden, der Tendenz nämlich, sich mit einer reichen Reproduktions- und Assimilationsmöglichkeit auszustatten (positive Abstraktion) und der scharfen Einstellung auf einen bestimmten Gesichtspunkt, die das Übersehen anderer Merkmale bewirkt (Negative Abstraktion) — also wäre doch, wenn wir den Verfasser richtig verstehen, der Abstraktionsprozeß auf bekanntere Grundprozesse zurückzuführen.

Dieser Tatbestand wurde früher intellektualistisch gedeutet, indem man nur

den Schein beachtete, wie er sich dem Beobachter auf Grund des Effektes darbietet. Man hat sich eine wirkliche Abtrennung der Nebenfaktoren gedacht und dem Gemeinsamen ein neues Substrat, eine »abstrakte Idee« unterlegt. Diese intellektualistische Deutung ist auf die menschliche Neigung zurückzuführen, alles zu objektivieren und real-gegenständlich zu erfassen.

Die Arbeit Achenbachs ist geeignet, neue Gesichtspunkte in die weitere Erforschung der Denkvorgänge hineinzubringen.

Luxemburg. N. Braunshausen.

Jugend- und Schulgesundheitspflege.

Abbott, E. G., Die Korrektur der seitlichen Rückgratsverkrümmungen. Deutsche Med. Wochenschrift. 39, 19 (8. Mai 1913), S. 892—894.

Max Böhm veröffentlicht nach dem Originalmaterial die mechanisch-theoretische Basis wie die Erfolge der Methode und schildert Einzelheiten der Technik.

Altschul, Theodor, Die Frage der geistigen Ermüdung der Schulkinder. Zeitschrift für Schulgesundheitspflege. XXVII, 5 (Mai 1914), S. 346—354.

Der Verfasser referiert kritisch über die bisherigen Untersuchungen. Er betont, daß die Leistungsfähigkeit der Schüler auf das erreichbare Höchstmaß gebracht werden muß. Um das zu können, ist eine Reform in der Heranbildung von geeigneten Lehrkräften nötig, von modernen pädagogischen Psychologen. Zum Besuch der höheren Schulen sind nur nicht so leicht ermüdbare und zu Höchstleistungen befähigte Kinder zuzulassen. Für die Minderbefähigten, für die geistigen Schwächlinge, für die Kränklichen und Siechen müssen natürlich Sonderanstalten geschaffen werden.

Bade, Peter, Die Sonnenbehandlung der Knochen- und Gelenktuberkulose und ihre Anwendungsmöglichkeit in den Krüppelheimen. Zeitschrift für Krüppelfürsorge. VII, 2 (April 1914), S. 71—76.

Die Allgemeinbehandlung der Knochen- und Gelenktuberkulose wird in Deutschland in verschiedenen Seehospizen und im Cäcilienheim in Hohenlychen gepflegt. Den Anstoß dafür gaben die Erfolge Rolliers in dem Sanatorium Les Frenes in Leysin (1450 m über dem Meere), das der Verfasser selbst kennen lernte. Die Behandlungsdauer ist allerdings eine lange, mindestens 1 Jahr. Über die Ursachen der glänzenden Einwirkung der Sonne sollen jetzt experimentelle Untersuchungen Aufklärung schaffen. Bade ist der Ansicht, daß man auch in Deutschland versuchen solle, in den Krüppelheimen diese Behandlung anzuwenden: zu diesem Zweck müssen nach Süden offene Liegehallen angelegt werden. Ein vorsichtiges Vorgehen erscheint allerdings notwendig, schon um der vielen Vorurteile willen, die Eltern und Krankenpflegepersonal gegen die Luftzuführung haben.

Barth, Ernst, Die Tätigkeit des Schularztes an den höheren Lehranstalten nach fünfjähriger Erfahrung. Zeitschrift für Schulgesundheitspflege. 27, 4 (April 1914), S. 264—281; 5 (Mai), S. 354—363.

Wichtiger als die gebäudehygienischen Aufgaben, die heute schon wesentlich von Architekten und Bauämtern usw. mit gelöst und berücksichtigt werden, ist die Schülerhygiene. Der Verfasser bietet statistisches Material von 1100 Schülern einer Charlottenburger Oberrealschule, gibt Bemerkungen zu diesem Material, äußert sich eingehender über die schulärztlichen Sprechstunden usw., die Beeinflussung der gesundheitlichen Entwicklung der Schüler durch den Unterricht, Turndispensationen, Militärtauglichkeit (die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Militärdienst sollte auch von der körperlichen Erziehung abhängig gemacht werden), die Einfügung von

Turn- und Spielstunden in den Unterricht (ein Nachmittag müßte obligatorisch für sportliche Zwecke sein, drei Einzelstunden müssen wöchentlich den Leibesübungen gewidmet sein, so lange man sich nicht entschließen kann, ihnen täglich eine Stunde zu widmen).

Bartsch, Hugo, Über die Bestimmung des Ernährungszustandes bei Schulkindern. Zeitschrift für Schulgesundheitspflege. 27. 6 (Juni 1914), S. 465--469.

Das Verhältnis des Oberarmumfanges zur Oberarmlänge soll festgestellt werden. Es ergibt ein Bild zunächst nur vom Ernährungszustand des Oberarms. Ob es zugleich den gesamten Ernährungszustand richtig beurteilen läßt, muß wohl noch durch umfangreiche Untersuchungen sicher gestellt werden. Jedenfalls wäre damit eine einfache Methode zur Feststellung desselben gefunden.

Berninger, Johannes, Gesundheitsschädliche Angewohnheiten mancher Schulkinder. Zeitschrift für Jugenderziehung und Jugendfürsorge. 3, 20 (1. Juli 1913), S. 584—587.

Bespricht kurz das Mundatmen, Nägelkauen, Daumenlutschen, Nasenbohren, Schenkelreiben usw. und das Abgewöhnen derartiger Unarten oder Angewohnheiten.

Boltz, R., Von der Gesundheitspflege während der Pubertätszeit. Deutsche Elternzeitschrift. V, 8 (1. Mai 1914), S. 127—129; 9 (1. Juni), S. 144—146.

Die Arbeit will für die Eltern die Gesichtspunkte darlegen, die die Gesundheitspflege des Kindes während der Pubertätszeit leiten müssen. Die Nahrungszufuhr wird eingehend besprochen. Die Empfehlung von leichtem Bier als abendliches Getränk ist nach modernen Gesichtspunkten sicher nicht mehr haltbar. (Auf der Seite vorher hat der Verfasser ja selbst alkoholhaltige Getränke als gesundheitsschädlich und verwerflich bezeichnet.) Außer richtiger Ernährung ist zweckmäßige geistige und körperliche Übung erforderlich, die in angemessener Weise mit Ruhezeiten abwechseln muß.

Boethke, Die allgemeinen Grundsätze der Hygiene des Krankenhauses mit Bezug auf den Bau von Krüppel-Heilanstalten. Zeitschrift für Krüppelfürsorge. 6, 3 (August 1913), S. 166—182.

Alle in Betracht kommenden Faktoren werden kurz und sachkundig besprochen. »Der Mindestpreis pro Bett (die Betten für das Pflegepersonal und die sonstigen Angestellten nicht mitgerechnet) stellt sich etwa auf 4000 Mark ohne den Grunderwerb und ohne die Inventarbeschaffung. ... Für die Inventarbeschaffung kann man 500 bis 600 Mark pro Bett hinzurechnen.«

Boßhart, J., Ferienwanderungen von Züricher Schülern 1912. Schweizerische Blätter für Schulgesundheitspflege und Kinderschutz. 11, 5 (Mai 1913), S. 74--77.

An den Wanderungen beteiligten sich 300 Kinder. Die Wanderungen werden in Gruppen von ungefähr 20 Schülern durchgeführt. Sehr bewährt haben sich auch die Mädchenwanderungen. Die Veranstaltung hat der Lehrerturnverein Zürich übernommen.

Bruno, J., Ein Beitrag zur Ätiologie der spinalen Kinderlähmung. Münch. Med. Wochenschrift. 60, 36 (9. September 1913), S. 1995—1997.

Berichtet über zwei eigene Beobachtungen, bei denen der Zusammenhang zwischen menschlicher Kinderlähmung und Erkrankung bei Haustieren ziemlich lückenlos bewiesen erscheint. Aus den Beobachtungen ergeben sich einige notwendige hygienische Forderungen: Vorsicht im Umgang mit Tieren, Verbieten von Bädern in stehenden Gewässern, größte Aufmerksamkeit in Schulen, Kinderschulen und Krippen, wenn irgendwo in der Nähe Fälle von spinaler Kinderlähmung aufgetreten sind. Alle Fälle müssen vom Arzte gemeldet werden.

Büchner, Wohnungselend und Schule. Evangelisches Schulblatt. 57, 8 (August 1913), S. 368—372.

Bericht über einen auf der Versammlung westfälischer Volksschullehrerinnen 1913 in Bielefeld gehaltenen Vortrag Dr. Andlers-Berlin über Wohnungsnot und Volksschule. Im Anschluß daran wurde eine Resolution angenommen, durch die die Lehrerinnen zur Mitarbeit an der Bekämpfung des Wohnungselends aufgefordert werden, da durch die Wohnungsnot die Volksschularbeit ungeheuer gehemmt werde.

Budde, Sexualpädagogik. Deutsche Schulpraxis. 33, 39 (28. September 1913), S. 305—306.

Hervorragende Pädagogen und Ärzte stehen der sexuellen Belehrung mit wohlbegründeten Zweifeln gegenüber. Es ist bei ihr große Vorsicht am Platze. Beschäftigung mit sexual-pädagogischen Problemen berechtigt noch nicht zur Erteilung sexueller Belehrungen. Dazu gehört vor allem eine Persönlichkeit mit starkem Ethos, »die die Tiefen des gesamten Willenslebens der Zöglinge zu erreichen und die über das sexuelle Problem hinaus zu den Fundamenten des Charakters vorzudringen vermag«.

Burgerstein, Leo, Arbeitsfeld und Ziele der Österreichischen Gesellschaft für Schulhygiene. Das österreichische Sanitätswesen. 25, 1913, 28, S. 965—972.

Der Verfasser gibt einen Überblick über das Arbeitsfeld der Österreichischen Gesellschaft für Schulhygiene, der als ein mustergültiges Programm für schulhygienische Vereinigungen überhaupt und zugleich auch als eine kurze Orientierung über das gesamte Arbeitsgebiet betrachtet werden darf.

Büttner, Georg, Über die behinderte Nasenatmung mit ihren körperlichen und geistigen Schädigungen bei Kindern. Heilpädagogische Schul- und Elternzeitung. 4, 7/8 (Juli/August 1913), S. 137—141.

Beispiele kranker Kinder, Anführung der Ursachen, der Folgeerscheinungen, der schädigenden Wirkungen. Zur Beseitigung ist ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen.

Cacace, Ernesto, Der schulhygienische Überwachungsdienst in Italien. Zeitschrift für Schulgesundheitspflege. 27, 8 (August 1914), S. 593—602.

Eine zwar nicht vollständige Übersicht, die aber immerhin zu zeigen vermag, daß in Italien viel getan wird in dieser Richtung.

Classen, K., Ansteckende Krankheit und Aussetzen des Schulunterrichts. Zeitschrift für Schulgesundheitspflege. 26, 6 (Juni 1913), S. 387—390.

Vorschläge zur Schulaufsicht auf dem Lande. Die angeführten Beobachtungen zeigen »mit der Beweiskraft eines Experimentes, daß einerseits das Schließen der Schule keineswegs das Weiterverbreiten der Krankheit verhindert, daß aber andererseits das Unterlassen dieser Maßregel auch nicht immer Gefahren in sich schließt«. Eine gute Maßnahme wäre es, besondere Listen der immunen Kinder aufzustellen, die im Falle einer Epidemie die Schule ruhig weiter besuchen könnten. Diese Listen könnte der Impfarzt größerer und mehrerer Schulgemeinden führen, dem jeder epidemische oder auch nur verdächtige Krankheitsfall anzuzeigen wäre. Durch diese Einrichtung könnte allmählich der Schularzt auf dem Lande eingebürgert werden.

Cohn, Moritz, Masern und Schule. Zeitschrift für Schulgesundheitspflege. 26, 10 (Oktober 1913), S. 654—668; 11 (November), S. 723—735.

In den größeren deutschen Städten haben 50—80 % der Schulneulinge bei Schulbeginn bereits die Masern überstanden. Die Verbreitung der Masern erfolgt hauptsächlich durch die Schule. Die Masernerkrankungen in einzelnen Schulklassen

zeigen einen langdauernden wellenförmigen Verlauf, wenn die Schulzeit nicht von Ferien unterbrochen ist. Wenn Ferien den Beginn der Masernerkrankungen unterbrechen, ist ein blitzartiger Verlauf festzustellen. Der Schulsitzplatz der Kinder übt keinerlei Einfluß auf die Masernansteckung durch die Schule aus. Zur Verhütung der Masernansteckung durch die Schule ist bei der Aufnahme in den Personalbogen einzutragen, ob und wann das Kind Masern durchgemacht hat. Erkrankt ein Kind in einer Klasse, so sind die noch nicht durchmaserten Schulkinder sofort vom Schulbesuch auszuschließen (auf 10—14 Tage). Kinder aus Häusern, in denen Masern auftreten, sind, soweit sie masernfrei blieben, vom Schularzt mit Hilfe der Schulschwester zu beobachten. Gesetzliche Meldepflicht für Masern ist nicht empfehlenswert. Desinfektion der Klassenzimmer wegen Masernerkrankung ist überflüssig.

Cohn, Moritz, Was trinkt das Schulkind und was soll es trinken? Die Pädagogische Praxis. I, 9 (Juni 1913), S. 513—525.

Das gesunde Schulkind soll täglich ein Viertel Liter Milch trinken. In der Frühstückspause soll keine Milch, sondern frisches Obst genossen werden. Eine Statistik über 1743 Breslauer Schulkinder (März 1912) ergab, daß 12,1 % der Kinder nie Alkohol bekamen. Schnaps tranken regelmäßig 3,1 %, gelegentlich 30,2 %, Wein regelmäßig 0,8 %, gelegentlich 37,3 %, Bier regelmäßig 9,9 %, gelegentlich 64,0 %. Während der Verfasser den Schnapsgenuß der Kinder gänzlich verwirft, kann er sich zur Forderung gänzlicher Enthaltung von Bier und Wein auch für ältere Schüler nicht entschließen. Die Literaturnachweise sind lückenhaft, die zugezogenen Statistiken aus anderen Orten und Ländern reichlich alt.

Cohn, S., Krumme Beine bei kleinen Kindern. Zeitschrift für Kinderpflege. IX, Juni 1914, S. 109—110.

Es kommt im wesentlichen darauf an, die Rachitis als Hauptursache der krummen Beine zu verhüten durch zweckmäßige Ernährung, Luft und Licht.

Crowley, Ralph H., Die gegenwärtige Lage der schulhygienischen Bewegung in England. (Deutsch von Hepner.) Zeitschrift für Schulgesundheitspflege. XXVII, 5 (Mai 1914), S. 385—398.

Der schulärztliche Dienst in England ist ein Teil der öffentlichen Gesundheitspflege. Er bildet mit der Kleinkinderfürsorge zusammen ihren Grundstock. Im einzelnen wird alles in Betracht kommende kurz besprochen.

Der Alkohol und das Kind. — Kinder, die Alkohol trinken. Das proletarische Kind. Juli 1914.

Eine außerordentlich übersichtliche Zusammenstellung vieler Zahlen, die als nackte Tatsachen wirken sollen auf die Eltern: Gebt den Kindern keinen Alkohol.

Eicher, Ferd., Die Alkoholfrage in unseren Schulbüchern. Die Enthaltsamkeit. 15, 7 (Juli 1913), S. 45—47.

Es wurden besonders die Lehrbücher durchgesehen, »die für den Unterricht in der Naturkunde (Naturlehre und Naturgeschichte) in der Volks- und Bürgerschule, für Botanik und Chemie in der Mittelschule, für Somatologie und Hygiene in der Lehrerbildungsanstalt verwendet werden«. Manche der geprüften Lehrbücher waren noch recht rückständig. Unrichtige Darstellungen der Wirkungen des Alkohols, Lob alkoholischer Getränke dürften nicht vorkommen. Auf Wertlosigkeit und Gefährlichkeit des Alkoholgenusses ist klar hinzuweisen. Eigenschaften und Wirkungen des Alkohols sind der neueren Forschung entsprechend zu behandeln.

D. Literatur.

Kickh, Dr. **Adolf,** Salinenarzt in Dürrnberg, »Biologisches und Gesellschaftshygienisches von Dürrnberg (Salzburg) mit Anhang über die Wirkungen des Krieges auf diesen Bezirk«. Sonderabdruck aus »Österr. Sanitätswesen«. Wien und Leipzig, Verlag Hölder, 1917. 104 S. Preis 3 Kronen.

Für die Kinderforschung von Bedeutung ist in dem kleinen aber reichhaltigen Schriftchen vor allem die Darstellung alkoholischer Keimschädigung durch Trunk der Eltern durch Untersuchung an 231 Familien mit 1328 Kindern, darunter 21 »Trinkerfamilien« mit 125 Kindern, 16 Familien mit Schwindsuchtbelastung mit 95 Kindern usw. Die Säuglingssterblichkeit einschließlich Totgeburten betrug in Trinkerfamilien 36 v. Hundert, bei Schwindsuchtbelastung 34,7, bei ganz gesunden Familien 18,6, im Durchschnitte aller Familien 25,8. Die Sterblichkeit bis 20 J. beträgt bei Schwindsuchtbelastung 53,7, bei Trinkerabkömmlingen 44,8 v. Hundert.

Die große Säuglingssterblichkeit sei im übrigen hauptsächlich verursacht durch Unterlassung des Stillens, welche einerseits zu rasche Geburtenfolge, anderseits verfehlte künstliche Ernährung mit sich bringt.

Übrigens habe die große Säuglingssterblichkeit in Dürrnberg günstige Auslesewirkung (bessere Musterungsergebnisse) zur Folge (was aber nicht allgemeingiltig ist!).

Außerhäusliche Berufsarbeit (Fabrikarbeit) der Frau zerstört das Familienleben und ist (im Kurbezirke) ein nicht notwendiges Übel. Weiter wird u. a. die Frage aufgerollt über das für das Werden des Kindes günstigste Gebäralter der Mutter, welche nur bei größerem Untersuchungsstoffe gelöst werden könne, weshalb eine größere Zahl solcher Kleinarbeiten zu wünschen wäre.

Verfasser betont stark die Vererbbarkeit von Krankheitsanlagen und Keimschädigungen und ist Anhänger Weismanns. Großes Gewicht wird auf die Alkoholfrage gelegt.

Es spricht ein denkender Arzt und warmer Menschenfreund aus der ganzen mit Sorgfalt und Liebe gearbeiteten Abhandlung.

Graz. Martinak.

Grunder, F., Landerziehungsheime und Freie Schulgemeinden. Pädagogium, Band VII. 209 S. Leipzig, J. Klinkhardt. Geheftet 5,20 M, in Leinenband 6 M.

Verf. meint, in seinem mit trefflichen Bildern ausgestatteten Buche, das aus seiner in französischer Sprache erschienenen Doktor-Arbeit entstanden ist, eigentlich »wenig Neues« gebracht zu haben. »Schöne, hunderte von Malen bereits wiederholte Theorien« aus dem Gebiete der Erziehung glaubt er dem Leser aufzutischen. Er hat aber gar nicht nötig, von vornherein abzuschrecken. Sind doch diese Theorien zumeist mehrjährig von ihm erprobt, oder von anderen Berufenen langfristig vorgelebt worden in solchen Schulanstalten, die bei den meisten Kulturvölkern das eigentlich Neue im Gebiete der Erziehung ungehindert versuchen wollten und konnten: in den Erziehungsheimen und Freien Schulgemeinden. Von ihnen gibt Verf. mit manchem zeitgemäßen Seitenblicke auf die Völkerseele der beteiligten Staaten eine erschöpfende Monographie.

Wir erfahren von den Vorboten dieser Schularten in Deutschland, Italien, Frankreich und England. Im letzteren entstand die Neue Schule Abbotsholme (Grafschaft Derby), die als Mutterschule aller gegenwärtig bestehenden sog. Landerziehungsheime genau beschrieben wird. Sodann lernen wir die ähnlichen Einrichtungen in Deutschland, in der Schweiz und in Frankreich kennen. Nach einer kritischen Betrachtung der in diesen »pädagogischen Laboratorien« maßgebenden »schönen Theorien« und ihrer praktischen Verwertung wird der Leser noch mit den Freien Schulgemeinden bekannt gemacht. Schließlich enthält das Buch neben einer Liste der »Neuen Schulen« ein Literatur-Verzeichnis.

Der wohlbelesene Verf. würdigt in seinen Darlegungen neben den hier zu nennenden Ausländern insbesondere den verdienstvollen H. Lietz und vergißt nicht,

auch J. Trüpers mustergültige Sophienhöhe rühmend zu erwähnen. Alle diese Schulleute setzen in ihren Anstalten mehr oder weniger umstrittene pädagogische Theorien in die Praxis um, Theorien, von deren weibender Kraft sie als echte Optimisten überzeugt sind. Der Leser wird mit dem Verf. wünschen, daß die Staatsschule zu ihrer eigenen Förderung eigentlich immer eine Art Experimentierschule zur Seite haben müßte. Wir fügen als den unsrigen Wunsch noch hinzu: Möge das warmherzig geschriebene Buch recht fleißig gelesen werden nicht allein von allen reformfreudigen Erziehern, sondern auch von Vertretern des Schulregiments.

Halle. Dr. B. Maennel.

Meyer, Johannes, Erziehung und Leben. Ausgewählte Abschnitte aus den Werken von Wilhelm Rein (Jena). Mit einem Bilde W. Reins. Leipzig, Philipp Reclam jun., 1917. 190 S. Geheftet 50 Pf., gebunden 90 Pf. Universal-Bibliothek Nr. 5932 und 5933.

Der 70. Geburtstag W. Reins gab dem Herausgeber Veranlassung, das Lebenswerk des Jenenser Pädagogen einer breiten Öffentlichkeit bekannt zu geben durch Einblick in seine rastlose schriftstellerische Tätigkeit. Und zwar sollte der kürzlich von Schülern und Freunden besonders herzlich Gefeierte selber zur Öffentlichkeit sprechen in sorgsam ausgewählten Abschnitten aus seinen Werken.

Die in einem inneren Zusammenhange stehenden Abschnitte — es sind deren nicht weniger als zwölf — sind in der Tat geeignet, für Reins Persönlichkeit und Tun zu werben. Die Leser lernen ihn kennen als außerordentlich gewandten Stilisten, der in gleicher Weise durch Form, wie durch Inhalt des Stoffes fesselt. Er ist geradezu ein Künstler des Stils, der, durchdrungen von dem Werte der Kunst für den Zögling, u. a. auch verlangt, daß der Erzieher ein Künstler sein muß. Der Gefeierte ist ferner ein vorbildlicher Idealist, der dem Lehrer anheim gibt, sein Tun so einzurichten und so anzusehen, daß es ein fortwährender Dienst für andere sei. Und wie vertritt Prof. Rein unermüdlich und unbekümmert um Erfolg die jeden Schulmann besonders nahegehenden Forderungen: Pflege der wissenschaftlichen Pädagogik an den Universitäten, die vertiefte Heranbildung von Erziehern und die Organisation und Weiterbildung unseres Schulwesens!

Das Büchlein wirbt in der Tat vortrefflich für W. Reins Lebenswerk und ist wohl geeignet, den Anfänger im Schulamte nicht allein in die Ideen des hervorragenden Pädagogen einzuführen, sondern auch für die Erziehungswissenschaft überhaupt zu gewinnen. Es sei hiermit bestens empfohlen.

Halle a. S. Dr. B. Maennel.

Siemering, Dr. Hertha, Fortschritte der deutschen Jugendpflege von 1913 bis 1916. Zweiter Jahrgang. Erstes Vierteljahrsheft des Archivs deutscher Berufsvormünder, herausgegeben von Professor Dr. Klumker. Berlin, Julius Springer, 1916. 61 Seiten. Preis 2,40 M.

Die im umfangreichen Gebiete der Jugendpflege (Jugendvereine) wohl bewanderte und viel belesene Verfasserin schildert zuerst ihr Arbeitsfeld während der regsamen Friedenszeit (1913). Sodann beschreibt sie Kriegsmaßnahmen. Endlich möchte sie Ausblicke bieten, die über Vergangenheit und Gegenwart hinaus sich erschließen. Zu diesem Zwecke macht sie den Leser vertraut mit folgenden Darlegungen: 1. Förderung der Jugendpflege durch Bundesstaaten, Gemeinden und durch die Zentralstelle für Volkswohlfahrt. — 2. Die neuere Jugendpflege in ihrer Beziehung zu Kirche, Schule und Fortbildungsschule. — 3. Vorbildung, Ausbildung, Anstellung und Betätigung von Jugendpflegern und Jugendpflegerinnen. — 4. Ausbau der Jugendvereinsarbeit i. a. (Gliederung nach Altersklassen, Berücksichtigung einer Jugendpsychologie, der staatsbürgerlichen Belehrung und Erziehung sowie der Handfertigkeit; Schilderung der Jugendheime und Wanderherbergen). — 5. Ausbau der Jugendvereinsarbeit im besonderen, d. h. innerhalb der einzelnen Organisationen. — 6. Kriegsarbeit der Jugendpflege, Jugendpflege während des Krieges. — Eine Übersicht der wichtigsten Fachzeitschriften beschließt die fleißige Arbeit.

Wer sich mit der Jugendvereinsarbeit beschäftigen will, findet in den angedeuteten Auseinandersetzungen einen sicheren Führer. Wichtige Einzelfragen,

wie Stellung der Kirche, der Sozialdemokratie, Wichtigkeit der allgemeinen Fortbildungsschule, ist eine obligatorische Jugendpflege in schulmäßiger, erzieherischer und militärischer Form nötig? u. a. m. werden in beachtenswerter Weise beantwortet.

Halle a. S. Dr. B. Maennel.

Seelmann, A., Das Seelenleben unserer Kriegsbeschädigten. Witten a. d. R., Verlag »Eckert«, H. Nijhuis, 1916. 3. Aufl. 45 S. 80 Pf.

Die Wunden, die der Krieg den Kämpfern schlägt, spürt nicht allein ihr Körper; sie treffen auch ihre Seele. Es hat infolgedessen nicht allein der Leibesarzt hier heilend tätig zu sein, sondern auch der sozial-ethisch empfindende Seelenarzt.

Verfasser ist ein solcher Seelenarzt, der der Seelennot der Kriegsverwundeten nachgeht und wirksame Vorschläge zu ihrer Behebung macht. Er bietet in seinem trefflichen Büchlein eine Skizze einer Heilpädagogik, wie sie zu einem anderen Zwecke A. Sickinger in der Zeitschrift für Pädagogische Psychologie und experimentelle Pädagogik (XVII, 9) seiner Genesenden-Kompagnie geboten hat. Sickinger liegt daran, durch allmähliche, stetig fortschreitende Steigerung der Tagestätigkeit, verbunden mit dauernder ärztlichen Fürsorge jedem Genesenden in einer möglichst geringen Frist seine volle Kriegsverwendungsfähigkeit wieder gewinnen zu lassen. A. Sellmann will dagegen die Kriegsbeschädigten, die zumeist ihre Wehrfähigkeit dauernd verloren haben, so psychologisch beeinflussen, daß in ihnen ein starker Wille zur Lebensbejahung erzeugt wird durch Gewöhnung an eine ihnen passende Arbeit. Nach ihm muß erstrebt werden, daß unsere Kriegsinvaliden keine Bettler werden, sondern als vollwertige Mitbürger für das gemeinsame Vaterland mit uns tätig sind. — Wahrlich, ein schönes vaterländisches Ziel, das allen, die in der Kriegsbeschädigten-Fürsorge tätig sind, erreichbar sein müßte! Möchte das Büchlein, das in 3. Aufl. vorliegt, weiterhin in Segen wirken!

Halle a. S. Dr. B. Maennel.

Müller-Freienfels, Richard, Das Denken und die Phantasie. Psychologische Untersuchungen nebst Exkursen zur Psychopathologie, Ästhetik und Erkenntnistheorie. Leipzig, Verlag J. A. Barth, 1916. 8°. XII u. 341 Seiten.

Der Berliner Gymnasiallehrer Dr. Müller, der Verfasser der mit recht geschätzten zweibändigen »Psychologie der Kunst« und ähnlicher Werke, hat uns in dem vorliegenden Buche eine umfangreiche Studie geschenkt, indem er eine Analyse der seelischen Erscheinungen des Denkens und der Phantasie unternimmt. Gestützt auf die in den letzten Jahrzehnten zahlreichen Arbeiten über die komplizierten seelischen Vorgänge, und namentlich auch auf eigene Forschungen, sucht der Autor seinen besonderen Standpunkt zu begründen. Dieser besteht in der Hauptsache darin, daß er Denken und Phantasie im Gegensatz zur herkömmlichen Lehrmeinung, nicht als reproduktive, sondern als reaktive Phänomene auffaßt. Damit tritt er in schärfsten Gegensatz zu jener Richtung der Psychologie, dem sogenannten Assoziationismus (Intellektualismus), der fast alles seelische Geschehen aus Empfindungen, Reproduktionen dieser und den Verknüpfungen solcher Reproduktionen erklären möchte. In öfterer Übereinstimmung mit W. Wundt, der die Assoziationspsychologie in ihren Fundamenten angriff, jedoch in anderer Hinsicht von ihr abhängig blieb, weicht Müller trotzdem vielfach von jenem ab, so namentlich in bezug auf Wundts zentralen Begriff der Apperzeption. Was den Inhalt des Buches betrifft, so beginnt der Verfasser mit einer Kritik des Begriffes »Vorstellung«, als dessen Kern er nicht die »Anschaulichkeit«, sondern ein subjektives »Richtungsbewußtsein«, von ihm »Einstellung« benannt, das nicht auf Empfindungen zurückgeführt werden kann, bezeichnet. Dieses, von ihm wesentlich auf affektiv-motorischer Natur beruhend, nachgewiesene Richtungsbewußtsein stellt die bisher durch Reproduktion erklärten Phänomene in ein neues Licht. So faßt er weiterhin die »Wahrnehmung«, »Begriffe« und »Urteile« nicht als »Vorstellungen«, sondern als Aktionszentra, als »Tätigkeiten« oder »Stellungnahmen« auf. Von diesen grundlegenden Anschauungen aus ergeben sich ihm dann auch für die höheren Geistestätigkeiten neue Gesichtspunkte. Das zielstrebige Moment in aller Denk- und Phantasietätigkeit rückt damit in den Vordergrund der Darstellung Müllers, um sowohl das Schaffen des hervorragenden Denkers und Künstlers, als auch das Denken des Normalmenschen, das erst das

Denken des gesunden und leistungsfähigen Hirns über das Phantasieren des Ideenflüchtigen, Psychopathen, Geistigminderwertigen hinaushebt, zu verstehen. Diesem teleologischen Element im Denken sucht er die bisher übersehene Wertstellung anzuweisen, wobei es sich von selbst ergibt, daß auch dem Verhältnis des Denkens zum Sprechen der entsprechende Raum zu gewähren ist. In elf Kapiteln führt der Autor seine Untersuchungen durch, die zwar mancherorts auf Widerspruch stoßen werden, aber in ihrer Gesamtheit einen tüchtigen Psychologen offenbaren, dessen Folgerungen durch weitere Forschungen zweifellos eine Kräftigung erfahren werden. Die klare und sinnvolle Sprache, die das Buch auszeichnet, dürfte den Interessenten voll befriedigen.

Idstein i. T. M. Kirmsse.

Eybisch, Hugo, Anton Reiser. Untersuchungen zur Lebensgeschichte von K. Ph. Moritz und zur Kritik seiner Autobiographie. Probefahrten. Erstlingsarbeiten aus dem Deutschen Seminar in Leipzig. Herausgegeben von Albert Köster. Vierzehnter Band. Leipzig, R. Voigtländers Verlag, 1909. 8°. VIII u. 338 Seiten. Preis geh. 9 M.

In einem äußerst anerkennenden Nachrufe des Prof. Dr. M. Herrmann in der Zeitschrift für Geschichte der Erziehung und des Unterrichts, 1915 153 f. über den auf dem Schlachtfelde gefallenen Berliner Gymnasiallehrer Dr. Hugo Eybisch, wurde auch des vorliegenden Buches mit ehrenvollen Worten gedacht. Wir halten es darum für angezeigt, unseren Lesern eine Würdigung des Werkes zu bieten. Dem Kenner der Geschichte des Abnormenwesens und der Kinderforschung, dürfte es bekannt sein, daß K. Ph. Moritz, der Verfasser des, auch heute noch in mehreren Ausgaben erschienenen, psychologisch-biographischen Romans »Anton Reiser«, der Begründer und Herausgeber der ersten Zeitschrift für Psychopathologie, des von 1783 bis 1793 in zehn Bänden edierten »Magazin zur Erfahrungsseelenkunde« war. Obgleich es nun an einer Reihe von kleineren Schriften, namentlich auch Dissertationen, über Moritz nicht mangelte, so fehlte es doch bisher an einer grundlegenden, größeren Arbeit, die dem bedeutungsvollen Psychologen am Ausgange des 18. Jahrhunderts, vollauf gerecht wurde. Zwar hatte der Literarhistoriker G. Weisstein seit Jahrzehnten das Material durchforscht und gesammelt, allein, ihn rief der Tod ab, noch ehe er in die Lage kam, seine Studien abschließen zu können. Sein Erbe trat der für den Gegenstand besonders geeignete junge Dr. H. Eybisch an. Dieser hat nun in den von ihm veröffentlichten »Untersuchungen zur Lebensgeschichte von K. Ph. Moritz«, den größeren Baustein für eine spätere Monographie geliefert. Die von Eybisch angewandte, sorgfältige und kritische Methode, sowie sein Spürsinn in der Herbeischaffung unbekannten Materials, haben ein besonders wertvolles Werk geschaffen, das es möglich macht, Moritz' Leben und Wirken näher kennen zu lernen.

Die ersten sechs Kapitel geben eine eingehende Biographie von Moritz, dessen Lebensepoche eine Zeit sinkender Kraft war, vielfach ausgefüllt mit Krankheit und Sorge, reich an schriftstellerischer Tätigkeit, aber dennoch im Zeichen Goethes stehend. Besonders wertvoll sind die Briefe, deren eine Menge mitgeteilt werden, und die u. a. gerichtet sind an Herder, Campe, Kant, Goethe und Jean Paul. In diesen Briefen bekundet Moritz vielfach ein tiefes und lebendiges Interesse für Erziehungsfragen. Es folgen weiter: eine ausführliche Bibliographie der Schriften von Moritz und von Schriften über ihn. Zahlreiche Anmerkungen tragen dazu bei, den Text des Lebensbildes zu erläutern. Den Beschluß macht ein mit Sorgfalt behandeltes Register. Das Buch verdient die volle Beachtung aller, die sich für die Entwicklung jener Zeit, in der Moritz lebte, interessieren.

Idstein i. T. M. Kirmsse.

Lipmann, Otto, Psychologische Berufsberatung, Ziele, Grundlagen und Methoden. Heft 12 der Flugschriften der Zentralstelle für Volkswohlfahrt. Berlin, Carl Heymanns Verlag, 1917. Preis 0,40 M.

Der Inhalt des Heftes gliedert sich in folgende Teile: 1. Entwicklung und Ziele der psychologischen Berufsberatung; 2. die psychologische Charakteristik der Berufe, a) Methode, b) Ergebnisse; 3. Die Auswahl geeigneter Berufe für einen

bestimmten Menschen, a) die vorbereitende Mitwirkung der Schule, b) die Tätigkeit der allgemeinen Berufsberatungsstelle; 4. die Auswahl geeigneter Menschen für einen bestimmten Beruf, a) Methoden, b) Verwertung der Prüfungsergebnisse; 5. Gegenwärtige Lage und Forderungen für die zukünftige Organisation der psychologischen Berufseignungsforschung.

Alle Bestrebungen, die daraufhin zielen, unserer Jugend den Weg ins Leben zu ebnen und sie ihren körperlichen und geistigen Kräften entsprechend an den richtigen Arbeitsplatz zu bringen, wo die Fähigkeiten jedes Einzelnen zur höchsten Entfaltung kommen und volkswirtschaftlich am besten ausgewertet werden können, sind aufs wärmste zu begrüßen. Vorliegendes Schriftchen will besonders darüber aufklären, wie durch experimentell-psychologische Methoden auf kürzestem Wege eine Berufseignung festgestellt werden kann. Vorläufig steht diese psychologische Berufsberatung noch in den Anfängen und sie hat noch eine Reihe von grundsätzlichen Vorfragen zu erledigen, ehe das Werk heranreifen wird. Aber auch späterhin werden vor allem die subjektiven Faktoren des Einzelnen, wie Wille und Interesse, sowohl bei der Berufswahl als auch in den Erfolgen ausschlaggebend sein, selbst wenn zunächst keine psychologische Eignung für den erwählten Beruf vorlag. Auch ist daran zu denken, daß manche Fähigkeiten erst später und unter anderen Lebensverhältnissen zur Entwicklung kommen und dann erst den geeignetesten Beruf erkennen lassen. Auf jeden Fall aber ist es wünschenswert, daß die grundsätzlichen Erörterungen für die Berufswahl gefördert werden, das Leben wird für die nötigen Korrekturen von selbst sorgen.

Hamburg. Fr. Rössel.

Beihefte zur Zeitschrift für angewandte Psychologie, herausgegeben von William Stern und Otto Lipmann. Hefte 14a und b. Psychische Geschlechtsunterschiede. Ergebnisse der differentiellen Psychologie statistisch bearbeitet von Otto Lipmann. Zwei Teile. Leipzig, Johann Ambrosius Barth, 1917. Teil I 108 S., Teil II 172 S. Preis geh. 12 M.

Lipmann hat in diesem Werke fast 5000 Einzelergebnisse gesammelt und verarbeitet. Er betrachtet seine Aufgabe als besonders dringlich, »weil die Diskussion über praktische Konsequenzen etwaiger Geschlechtsunterschiede wohl so bald nicht einschlafen wird, und weil andererseits beim gegenwärtigen Stande der Sache jeder Vertreter beider an der Diskussion beteiligter Parteien mühelos seine vorgefaßte Meinung über den Unterschied der Geschlechter durch irgend welche Ergebnisse der experimentellen Psychologie zu belegen imstande ist« (S. 6). Die Arbeit bezweckt keineswegs, ein möglichst vollständiges Sammelreferat zu sein. Die Materialsammlung selbst wurde auch bereits im Juli 1914 beendet. Später erschienene Arbeiten haben jedoch in dem sehr umfangreichen Literaturverzeichnis Berücksichtigung gefunden (Teil II, S. 120—165).

Es erscheint so gut wie ausgeschlossen, über ein derartiges Werk eingehend zu referieren, zumal es ja selbst im wesentlichen nur referierenden Charakter hat. Es genügt, wenn wir hier feststellen, daß Lipmanns Arbeit eine für die Differentialpsychologie ganz unentbehrliche Materialsammlung darstellt.

Die aus unveröffentlichten Materialien herrührenden Einzelergebnisse bilden neben zahlreichen Tabellen mit systematischen Übersichten über die Einzelergebnisse den zweiten Teil.

Die ganze Arbeit ist in Anlage und Form und Sprache streng wissenschaftlich; wer theoretische Auseinandersetzungen von ihr erwartet, wird sich getäuscht sehen. Auch die Frage der Koëdukation und Koinstruktion erfährt in ihr keine eingehende Erörterung. Denn es spricht aus ihr überall der streng exakte Psychologe, während für die Lösung des eben angedeuteten Problems die Stimme des praktischen Pädagogen wesentlich mit in Betracht kommt. Doch sei zum Schluß Lipmanns Ansicht in dieser Frage durch folgenden Satz (I, S. 105) gekennzeichnet: »So große Unterschiede wir also auch in einzelnen Fächern und einzelnen Altersstufen und in der Intervariation überhaupt zwischen Knaben und Mädchen gefunden haben, — solange die Schulen nicht noch viel mehr als bisher nach dem Begabungsprinzip differenziert sind, solange ist auch psychologisch kein Grund einzusehen, sie nach dem Geschlechtsprinzip zu differenzieren.«

Berlin-Lichtenberg. Karl Wilker.

Stratz, C. H., Der Körper des Kindes und seine Pflege. Für Eltern, Erzieher, Ärzte und Künstler. 3. Auflage. Mit 312 in den Text gedruckten Abbildungen und 4 Tafeln. 380 Seiten. Stuttgart, Ferdinand Enke. Geheftet 16 M; in Leinwand gebunden 17,40 M.

Eine beachtenswerte Sonderstellung unter den vielen guten Büchern übers Kind nimmt dies Werk vom Körper des Kindes und seiner Pflege ein, das uns der bekannte Arzt und Wissenschaftler Stratz neu vorlegt. In diesem Buche bietet er den Lebensgang gesunder Kinder. Hier finden Lehrer und Lehrerinnen alles, was sie über den Körper des Kindes wissen möchten, um erfolgreich den Unterricht erteilen zu können, auf den wir in dieser Zeitschrift wiederholt hingewiesen und vorbereitet haben — die Kindeskunde (Säuglingspflege und Kleinkindererziehung).

Ganz wesentlich ist es, daß Stratz das Hauptgewicht darauf legt, vor Augen zu führen, wie sich des gesunden Kindes Körper von der Empfängnis bis zur Reife entwickelt. Nicht nur, daß er an 312 schönen Naturaufnahmen uns den Liebreiz des kindlichen Körpers erkennen läßt, sondern er knüpft auch daran in 10 umfassenden Abschnitten wertvolle Erläuterungen und wissenschaftliche Ausführungen über die embryonale Entwicklung des Neugeborenen, das Wachstum und die Proportionen des Kindes bis zur Reife, die hemmenden Einflüsse in der Entwicklung, vernünftige Aufzucht und Pflege. Die Belehrungen teilen sich in zwei Gruppen, in allgemein gehaltene und besonders ausführliche. Stratz hat in der Wissenschaft vom Kind einen guten Namen. Seine Untersuchungen über die Entwicklung des kindlichen Körpers sind unentbehrlich für Ärzte, Pädagogen und Psychologen geworden. So sind auch seine Gruppierung des kindlichen Lebens, die Tabellen über Proportionen, Gewichts- und Größenwachstum in alle fachwissenschaftliche Werke als maßgebend übernommen worden. Nicht zu unterschätzen sind die erfreulich gesunden Ansichten, die Stratz in dem Abschnitt über »sexuelle Erziehung« entwickelt. Wir empfehlen Lehrern und besonders Lehrereltern dieses Buch aufs wärmste.

Meißen i. Sa. Kurt Walther Dix.

Die Zeichenlehrmittelfabrik Martin & Fischer in Chemnitz nimmt mit ihren »Urania«-Erzeugnissen die erste Stelle unter den deutschen Lehrmittelfirmen ein. Allein an Zeichenblöcken verlegt Martin & Fischer gegen 150 Sorten in vorzüglichster Güte, Haltbarkeit und Farbenverwaschbarkeit, bei billigster Preislage und in allen gewünschten Farbtönen. Was die Firma außerdem für den modernen Zeichenunterricht durch Zusammenstellung von matten und glänzenden Ausschneide- und Klebepapieren in den zartesten Schattierungen, in der Herstellung von Ölton (Plastilina) und in der Anfertigung von rohen Holz- und Pappgegenständen für das schmückende Zeichnen geleistet hat, ist erstaunlich (Preis 1—10 Pf. und mehr: Federkästen, Truhen, Schachteln, Eßtuchringe u. a.). Wie all diese Dinge in sinnvoller Weise verziert werden können, läßt uns die Firma durch ihr Verlagswerk wissen:

Lademann, Bruno, Schmückendes Zeichnen, ein Beitrag zur Methodik an Volks- und höheren Schulen. Mit 9 Abb. im Text und 18 farb. Tafeln. Preis 3,50 M.

Die Freude der Kinder am Schmuck zu pflegen und so zu veredeln, daß aus ihr die Freude am Schönen erblüht, das ist die vornehme und dankbare Aufgabe, die sich der Verf. hier gestellt und ganz im Sinne der modernen Kunstbestrebungen gelöst hat, indem er zur natürlichen Einfachheit zurückgekehrt ist und den Schmuck nur dort anbringen läßt, wo er vom Gegenstand geradezu gefordert wird. Schule und Kunsthandwerk befruchten sich so gegenseitig.

Die Bearbeitung und Verwendbarkeit des in 17 Tönen à 10 Pf. von Martin & Fischer vertriebenen Öltones zeigt Seminarlehrer

Kappler, Hans, Vom Spiel zur Arbeit.

Teil I: Stufengang des Unterrichts im Formen mit Plastilina für Schule und Haus, enthält eine Anleitung zum Kneten mit Plastilina, sowie 8 in vierfarbigem Kunstdruck ausgeführte Illustrationstafeln. Ladenpreis 1,60 M.

Wenn alle Eltern und Lehrer in Ton modellieren und es ihren Kindern lehren

könnten, damit ihnen durch Tast- und Muskelsinn richtige Auffassungen der räumlichen Welt vermitteln werden, so wäre das Buch überflüssig. Lehrer an Hilfsschulen und ähnlichen Anstalten haben das Formen schon längst als wertvolles Mittel zur Bildung intensivster Anschauung erkannt und gepflegt, ihnen wird das Werkchen nichts Neues bieten — aber allen denen, die dem Kneten noch fernstehen, sei es aufs Wärmste empfohlen. Gebt aber den Kindern nicht die verlockenden, farbigen Tafeln zum Nachbilden in die Hand, sondern die wirklichen Gegenstände!

Das Formen in der Fläche lehrt uns:

Teil II: Stufengang des Unterrichts im Papierschneiden für Schule und Haus, enthält eine Anleitung zum Ausschneiden und Aufkleben von Mattpapier, sowie 20 in farbiger Lithographie hergestellte Illustrationstafeln. Preis 2 M.

Eine uns seit 100 Jahren verloren gegangene Kunst wird wieder zu neuem Leben erweckt, im Kunstwart und Türmer für die Großen, in Schule und Haus für die Kleinen. Was die Kinderstube planlos vorbereitete (Ausschneiden von Bildern aus Anzeigen usw.), das wird in diesem ganz vorzüglichen Buche planvoll weitergeführt unter Angabe der Gründe psychologischer Art, die die intensivste Pflege gerade dieser Art des Formens in der Schule zur Pflicht machen.

Jena. W. Döpel.

Zur Besprechung eingegangen:

Brandenburger, Dr. Konrad, Die Zahlauffassung beim Schulkinde. Beiträge zur pädagogischen Forschung, herausgegeben von Dr. Max Brahn und Max Döring. Leipzig, Verlag Friedrich Brandstetter. 85 S.

Schmale und Nebelung, Zwischen Schule und Heeresdienst, Die militärische Vorbildung der Jungmannen in Jugendwehr, Verein und Fortbildungsschule. Nach den neuesten Bestimmungen des Kriegsministeriums bearbeitet von Oberturnlehrer Fr. Schmale und Prof. Dr. H. Nebelung, Major. Mit 161 Abbildungen. Bielefeld, Verlag von Velhagen & Klasing. 316 S.

Schwabe, Ernst, 2000 Jahre Deutscher Geschichte, Atlas der geschichtlichen Entwicklung Deutschlands bis zum Weltkriege. In 105 Karten mit Geschichtstabellen und erläuterndem Text. Ebenda. 32 S.

Bohnstedt, H., Regierungs- und Schulrat in Stettin, Bilder zum Weltkrieg für Schule und Haus. Ebenda. Preis geheftet 40 Pf. 36 S.

Veröffentlichungen der Deutschen Gesellschaft für Bevölkerungspolitik, Bericht über die Versammlung am Montag, den 18. Oktober 1915 im Preußischen Abgeordnetenhause. Berlin, Hofbuchdrucker Julius Sittenfeld. 56 S.

Busse, Dr. Carl, Deutsche Kriegslieder 1914/16. Dritte, vollständig umgearbeitete und vermehrte Auflage mit 4 Bildnissen. Preis 1,50 M. Bielefeld, Verlag von Velhagen & Klasing. 175 S.

Fischer, Prof. H., Kriegsgeographie mit 20 Karten. Ebenda 187 S.

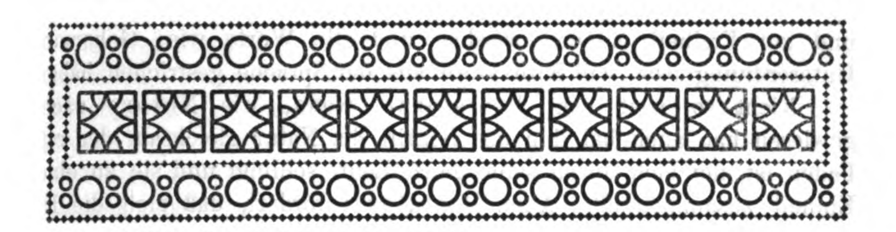
Kriegs- und Schlachtenatlas 1914—1916. Mit 47 Karten nebst Geschichtstabelle des Weltkrieges. Zweite Auflage. Ebenda. Preis 80 Pf. 15 S.

Schoenichen, Prof. Dr. Walther, Naturwissenschaften und Krieg. Ein Handbuch für Lehrer und Freunde der Naturwissenschaften. Mit 135 Abbildungen. Herausgegeben von Prof. Dr. W. Schoenichen in Verbindung mit Prof. O. Ohmann-Berlin, Prof. W. Könnemann-Posen, Prof. Dr. F. Lampe-Berlin. Ebenda. 257 S.

Amrhein, Seminardirektor Dr. Hans, Der Weltkrieg im Unterricht. Beiträge zur Theorie und Praxis des Gegenwartsunterrichts. Mit 25 Abbildungen. Ebenda. Preis 1,80 M. 160 S.

Der Weltkrieg 1914/15. Bearbeitet für die deutsche Jugend von Baron von Ardenne, Generalleutnant, und G. A. Erdmann. Mit 9 Karten. Ebenda. 160 S.

Druck von Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann) in Langensalza.



A. Abhandlungen.

1. Eschenmayers Pädagogik.

Ein Beitrag zur Geschichte der Pädagogik.

Von

Dr. phil. et med. **Erich Stern,** Straßburg.

Jede Kulturepoche ist beherrscht von einem leitenden Gedanken, einem Zentralbegriff, von dem alle Fäden des geistigen Lebens der Zeit ausgehen und in den sie wieder zurückstrahlen. Wenn es nun eines der Hauptergebnisse der modernen Philosophie ist, daß sie die beiden Gedankenreihen, die sich in der griechischen Philosophie noch innig durchdrungen miteinander finden, die Seins- und die Wertreihe, scharf voneinander gesondert hat, so ist es, wie Simmel mit Recht hervorhebt, die Eigentümlichkeit jener Zentralbegriffe, daß in ihnen sich diese beiden Gedankenreihen wieder begegnen. Während die eine fragt, was wirklich sei, sucht die andere nach dem zu forschen, was sein soll, und es ist eine Eigentümlichkeit jener Weltanschauungsbegriffe, daß das, was als existierend gedacht wird, noch einmal als Ziel aufgestellt wird, als Forderung an uns herantritt.

In der Geschichte der Philosophie finden wir diese Begriffe einem Wandel unterworfen, und so nimmt um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert der Begriff der Natur die zentrale Stellung ein: es ist danach der Mensch einerseits ein Stück Natur, und andererseits soll er doch auch wieder erst Natur werden, es ist jenes »Zurück zur Natur«, das uns aus den Schriften Rousseaus entgegenklingt, und das gerade auch auf seine Anschauungen von der Erziehung den weitgehendsten Einfluß ausgeübt hat. Der Mensch soll ganz zur Natur

und zur Freiheit erzogen werden, und alle Worte wie: Gehorsam, Unterordnung usw. will Rousseau aus der Sprache gestrichen haben.

Nicht so weit geht Pestalozzi, wenn, wie Natorp nachgewiesen hat, auch bei ihm der Begriff der Natur gleichsam der rote Faden ist, der sich durch seine ganze Lehre schlingt und sie zu einer Einheit zusammenfaßt. Auch Pestalozzi fordert, daß sich die Erziehung dem natürlichen Werden des Kindes in allen Stücken eng anschließe und daß das Kind zur Natur erzogen werde, wobei freilich bei ihm das Wort Natur nicht denselben Sinn hat wie bei Rousseau.

Von dem gleichen Begriff der Natur aus scheint mir nun die Erziehungslehre eines anderen Mannes, der von Pestalozzi stark beeinflußt ist, zu deuten: Eschenmayer auch bei ihm, der in seiner im Jahre 1817 erschienenen »Psychologie« der Pädagogik einen besonderen Abschnitt widmet, läßt sich alles um diesen Zentralbegriff gruppieren, und es scheint mir nicht ohne Interesse, seine Erziehungslehre unter diesem Gesichtspunkt hier darzustellen.

Doch zuvor sei noch gestattet, einige kurze Bemerkungen über Eschenmayer selbst dieser Darstellung vorauszuschicken.

Eschenmayer, geboren 1770, wurde 1811 nach Tübingen berufen, wo er bis zu seinem Tode im Jahre 1852 lehrte. Er war im wesentlichen von Schelling angeregt und beeinflußt. In seiner Schrift »Die Philosophie in ihrem Übergange zur Nichtphilosophie«, die 1803 erschien, sucht er zu zeigen, daß außer und über dem All der Schöpfer desselben angenommen werden müsse, den die Philosophie nicht kenne, deshalb müsse von der Philosophie zum Glauben fortgeschritten werden. Über alle Spekulation stellt er den Glauben, der jene nicht verwerfe, sondern nur ergänze. Im Jahre 1817 erschien seine »Psychologie« (die ganz auf dem Boden der Vermögenspsychologie steht), und zwar unterscheidet er die empirische Psychologie, die reine Psychologie und die angewandte oder praktische Psychologie. In der ersten sucht er eine möglichst eingehende Beschreibung der Tatsachen und Gesetze des Seelenlebens zu geben, vor allem aber die stetige Entwicklung desselben aufzuzeigen. Als eine Anwendung der empirischen Psychologie erscheint ihm die Pädagogik. Die reine Psychologie geht aus »von der Tatsache des Selbstbewußtseins als dem innersten Mittelpunkt und beschreibt von da aus ihre Radien an die Peripherie«. In unserem Ich liegt der Maßstab für Leben und Natur, und er überträgt seine »Gesetze, Gleichungen, Typen« auf die Natur. Aus der Ichheit sind durch die rationale Psychologie die Kategorien zu deduzieren. Die praktische Psychologie geht von der Tatsache aus, »daß die ganze Objektivität, außer

einem fremdartigen, der Seele entgegengesetzten Prinzip, was ihre Materialität bestimmt, nur ein Wiederschein der Subjektivität sei und daß allen Erscheinungen des Universums, das wir vor uns erblicken, subjektive Formen und Proportionen zugrunde liegen«. Später beschäftigte sich Eschenmayer hauptsächlich mit dem tierischen Magnetismus. Von seinen übrigen Werken ist noch besonders seine Naturphilosophie zu erwähnen.

Literatur über Eschenmayer: Erdmann, Grundriß der Geschichte der Philosophie, 2. Aufl., 1870, II. Bd. S. 502 f. — Dessoir, Abriß einer Geschichte der Philosophie, 1911, S. 175 f. — Eisler, Philosophen-Lexikon, 1912, S. 159. — Windelband, Lehrbuch der Geschichte der Philosophie, 7. Aufl., 1916, S. 518.

I.

Eschenmayer ist in seiner ganzen philosophischen Auffassung stark von Schelling beeinflußt, mit dem er die Allbeseelung der Natur annimmt, die in dem menschlichen Geist ihren Gipfelpunkt erreicht und sich zu diesem aufwärts entwickelt habe. Für die Entwicklung der menschlichen Psyche selbst stellt Eschenmayer eine Reihe von fünf aufeinander folgenden Stadien, »Grundverhältnissen«, auf, die jeder Mensch durchlaufen müsse, und zwar sind diese: 1. das sinnliche, 2. das intellektuelle, 3. das gemütliche, 4. das sittliche, 5. das religiöse Grundverhältnis. Dabei läßt sich die Lebenszeit im Wesentlichen in zwei Perioden einteilen, wobei die erste Kindheits- und Jünglingsalter, die zweite den übrigen Teil des Lebens umfaßt. In der ersten Zeit des Lebens herrsche das rein Sinnliche vor, wenn auch die anderen Funktionen nicht fehlen, sondern alle schon im Keime angelegt seien. Es bestände aber ein willenloser Zustand. In einem zweiten Abschnitt entwickelt sich die Fähigkeit, Vorstellungen zu bilden, die Intelligenz. Hier ist das Kind einem fremden Willen unterworfen, um sich erst in der darauffolgenden Zeit allmählich von diesem loszulösen. Für den Mann gibt es keine fremden Erzieher mehr außer den objektiven Mächten des Staates und des Rechtes, die regelnd in sein Verhalten eingreifen: in der Hauptsache gehorcht er niemandem als dem Sittengesetz in seiner Brust, es ist die Zeit der Selbständigkeit und der Freiheit. Schon hier fällt uns eine deutliche Übereinstimmung mit den Anschauungen von Pestalozzi auf, der auch den Menschen die drei Stadien durchlaufen und ihn sich von der Anomie über die Heteronomie zur Autonomie entwickeln läßt.

Schon Pestalozzi hatte betont, daß sich eine richtige Erziehungslehre aufbauen müsse auf einer Kenntnis des Seelenlebens und seiner

Entwicklung; alle Hilfe, die der Erzieher dem Zögling zuteil werden läßt, dürfe letzten Endes nichts anderes sein als »Hilfe zur Selbsthilfe«. Stets muß der Erzieher sich mit seinen Maßnahmen dieser natürlichen Entwicklung anpassen. Freilich fehlte Pestalozzi selbst wissenschaftlich-psychologische Einsicht, und seine Aufstellungen beruhen mehr auf einer genialen Intuition. Eschenmayer, der sich der Psychologie als seinem Lieblingsstudium zugewandt hat, sieht in der Pädagogik nur eine Anwendung seiner Psychologie und stellt an die Spitze seiner Untersuchungen den Satz, daß »jede Erziehungsmethode falsch sein müsse, welche sich nicht nach den Gesetzen der Entwicklung der menschlichen Natur bequeme«.

Als obersten Grundsatz der Pädagogik faßt daher Eschenmayer diesen auf: »Handle so auf den Menschen, daß immer diejenigen Funktionen und Produkte, welche zunächst in ihm zur Entwicklung und Übung gekommen sind, ihm als Objekt für seine Aufmerksamkeit dargeboten werden.« In diesem Grundsatz, so fügt er hinzu, komme die Stetigkeit der Erziehung klar zum Ausdruck, insbesondere aber auch, daß sie sich dem Standpunkt des Kindes anzupassen habe: »ein Kind, das seine Wahrnehmungen noch nicht verknüpft hat, kann man noch nicht zu besonderen Vorstellungen anleiten, weil ihm die Natur der Vorstellungen selbst noch fremd ist. Ebenso kann ich einen Knaben, der seine Vorstellungen noch nicht verknüpft hat, nicht zu besonderen Begriffen anleiten, weil ihm die Natur des Begriffes selbst noch fremd ist. Erst dann, wenn das Vorstellungs- und Begriffsvermögen auf natürliche Weise sich entwickelt haben, kann der Erzieher ihre Objekte dem Kind zu bewußter Aufmerksamkeit vorbringen.«

Soll so der Erzieher sich ganz der Entwicklung des Kindes anpassen, so soll er andererseits noch mehr: er soll der Natur freies Spiel lassen und ja nicht zu viel erziehen: »der Erzieher hat, um ein Kind zu leiten nicht nötig, jeden seiner Schritte zu belauschen, jede seiner Handlungen zu zensieren, es immer zu loben oder zu tadeln. Er lasse seinen Naturanlagen ein freies Spiel, und sehe zu, wie sie sich entwickeln«. Immer hat er auf den natürlichen Entwicklungsgang zu achten, ihn hat er zu unterstützen: »der Pädagoge muß immer das Entwicklungsgesetz in Ehren halten, welches im Fortschreiten vom Niederen gegen das Höhere sich ausdrückt«.

II.

Wer soll erziehen? In dem Säuglings- und ersten Kindesalter die Mutter, ihr kommt es zu, »die ersten aufstrebenden geistigen Kräfte

zu leiten«. Nicht geringe Anforderungen stellt Eschenmayer an die Mütter, denn die ersten Eindrücke sind bestimmend für das ganze Leben des Menschen, und so, wie die Mutter ihm entgegenkommt, so werden sich die edelen Gefühle im Kinde entwickeln; »denn die Liebe wirkt sympathetisch und fordert Gegenliebe«. Nicht jede Bitte soll die Mutter dem Kinde gewähren, nicht auf jeden Schrei und Ruf sofort hinzueilen, vielmehr soll sie das Kind schon frühzeitig lehren, Mangel zu fühlen, damit es um so empfänglicher für Wohltaten wird. Vor allem soll sie das Kind nicht verwöhnen, denn »verwöhnte und verzärtelte Kinder lernen keinen Dank und Gehorsam, und solchen bleibt das Gemüt in dieser Periode leer, ein Verlust, der in der Folge kaum mehr zu ersetzen ist«. Die Mutter soll sich ganz und mit aller Liebe ihrem Kinde widmen.

Mit dem Moment, wo das Kind »lernfähig« wird, geht die Erziehung in der Hauptsache an den Lehrer über, aber die häusliche Erziehung hört deshalb nicht auf, vielmehr soll sie »immer gleichen Schritt halten mit der Schulerziehung, damit die verschiedenen Seiten, welche das Familienleben und die Schule im Knaben bearbeiten, nie gegeneinander zurückstehen«. Im Vordergrund aber steht die Schulerziehung, und sie müssen die Eltern bestens unterstützen, ja »in Kollisionsfällen ihr eigenes Verhältnis« der Familie unterordnen.

Wie die Erziehung im Hause hohe Anforderungen an die Mutter stellt, so stellt nunmehr die Schulerziehung ebenso hohe Anforderungen an den Lehrer. Dieser muß sich seiner großen Aufgabe und der Verantwortung, die er trägt, voll und ganz bewußt sein, er muß es verstehen, die Kinder richtig zu behandeln und vor allem Achtung und Zutrauen in ihnen zu erwecken. Auf jedem Gebiete muß er dem Kinde mit gutem Beispiel vorangehen. Er muß vor allem selbst diszipliniert sein und Zucht üben, sonst kann er »nicht Disziplin und Zucht halten« unter den Kindern.

Ist nun der Knabe der Schule entwachsen, dann soll der Vater die Erziehung übernehmen, er soll den Jüngling »mit Warnung und Mäßigung« in die Welt begleiten, ihn »zur freien Überzeugung des Besseren« leiten, um ihn so vorzubereiten auf die Zeit der Freiheit, in der der Mann auf sich selbst steht.

Auch hier glaubt Eschenmayer ganz der Natur zu folgen, denn was wäre natürlicher, als daß die Mutter sich des noch der Pflege bedürftigen Kindes annimmt? Und die Schulzeit entspricht der Periode, in welcher sich vor allem die intellektuellen Fähigkeiten entwickeln, sie erfahren ihre beste Förderung durch den Lehrer, und der Vater

ist dann wieder am meisten dazu geeignet, um die ersten Schritte, die der Jüngling ins Leben tut, zu überwachen und zu leiten.

III.

Die Erziehung soll, so haben wir gehört, sich ganz der natürlichen Entwicklung anschließen und nur auf diese hinwirken. Verfolgen wir zunächst die intellektuelle Erziehung; sie ist zum großen Teil an äußere Eindrücke gebunden. Aufgabe der Mutter ist es nun, in der ersten Lebenszeit des Kindes, zu starke Eindrücke von dem Kinde fernzuhalten, da diese die natürliche Entwicklung stören, »für den Säugling ist das Dunkel und die geräuschlose Stille am angemessensten«. Erst allmählich lernt das Kind, sich »von der objektiven Welt abzusondern,« und damit zugleich entwickelt sich in ihm das Selbstbewußtsein, während »aus dem bloßen Instinktleben die Intelligenz hervorbricht«. Mit der Entfaltung des Selbstbewußtseins beginnt nun auch die Vorstellungs- und Einbildungskraft ihre Tätigkeit, und durch nichts werden diese so angeregt wie durch das Spiel, freilich nicht, wenn man dem Kinde die komplizierten und kostbaren Spiele, die man kaufen kann, vorsetzt; »man lasse die Kinder hier selbst wählen, sie wählen am sichersten das, was ihre Kräfte am meisten harmonisch übt. Überfluß und Üppigkeit dulde man nicht in den Spielwerken.« Nach Möglichkeit sollen die Kinder selbst ihre Spiele erfinden, dabei entwickelt sich Vorstellungs- und Einbildungskraft am besten.

Auch die Schulerziehung richte sich ganz nach oben zitierten Hauptgrundsatz der Pädagogik, und der Unterricht hat sich ganz genau dem natürlichen Entwicklungsgang anzupassen. Hier wandelt nun Eschenmayer ganz in den Bahnen Pestalozzis. Sinnliche Zeit- und Raumanschauung verhalten sich wie Zahl und Linie, und diese müssen daher die Elemente des Unterrichts sein. Eschenmayer verweist direkt auf die Einheitstabelle von Pestalozzi, die Zahl und Linie in Eins verbände und dadurch den Elementarunterricht in seiner wahren Mitte auffasse. »In ihr kann die Anschauung die Zahl und Maßverhältnisse begleiten, und dadurch wird die Natur des Kindes, das in seinen ersten Fundamenten gleichsam statisch und mechanisch wirkt, von der Erziehungsmethode aufs beste nachgeahmt.«

Die sinnliche Raum- und Zeitanschauung geht nun aber in die reproduktive der Einbildungskraft über, und damit beginnt die Zeit für Zeichen-, Schreib- und Gesangübungen. Man beginne hier mit den leichtesten Aufgaben, um langsam und stetig zu den schweren fortzuschreiten. Erst wenn das Kind diese Dinge beherrscht, gehe man über zu dem Unterricht der Sprache. Das, was das Kind be-

wußtlos, ohne Anleitung selbst macht, soll es nun in den grammatikalischen Übungen bewußt machen lernen. Und zwar soll, das betont Eschenmayer besonders, die Grammatik nicht an fremden, sondern an der Muttersprache gelehrt werden. Allmählich gehe man dann dazu über, freie Zeichnungen anfertigen zu lassen, übe die Kinder vor allem auch in der eleganten Handhabung der Sprache, bringe ihnen Algebra und Geometrie bei und unterrichte sie in der Geschichte, in erster Linie der vaterländischen Geschichte.

Bei allem Unterricht aber kommt es darauf an, mehr den Geist zu üben als auswendig lernen zu lassen. »Eine Hauptregel scheint mir zu sein, im Knaben das Gedächtnis und das Judicium immer zugleich zu üben, und nichts auswendig lernen zu lassen, wofür einerseits das Interesse fehlt und andererseits die Begriffe zu schwer sind. Das Gedächtnis bedarf keiner besonderen Last, am wenigsten der Last des Unverständlichen. Am Verständlichen übt es sich zugleich mit der Urteilskraft, und wie sich diese dabei stärkt, wird jenes beharrlich dafür. Der gröbste Fehler ist, das Gedächtnis mit Vielwissen zu üben, und dadurch dem Judicium die Kraft zu nehmen, über das Einzelne Meister zu werden.« Leider aber wird diese Regel nicht immer beobachtet, »ein oberflächliches Vielwissen wird dem Tiefwissen vorgezogen, und so kennt der Mensch zuletzt alles nur sich selber nicht«. Und das rächt sich im späteren Leben bitter, deshalb ist es die Pflicht aller derer, die teilhaben an der Erziehung des Kindes, diese Erziehungsregel zu beachten. Daneben versäume man nicht, durch gymnastische Übungen auch für die körperliche Entwicklung des Kindes zu sorgen; diese soll immer mit der intellektuellen gleichen Schritt halten.

IV.

Gemäß seinen philosophischen Grundanschauungen vom Primat des Sittlichen, der praktischen Vernunft, um mit Kant zu reden, erachtet Eschenmayer als weit wichtiger wie die intellektuelle Erziehung die Bildung des Gemütes und Willens im Kinde. Auch diese Erziehung beginne schon früh dadurch, daß die Mutter das Kind nicht verwöhne, nicht jeden Wunsch erfülle, stets nachgebe. Später ist vor allem das Spiel mit anderen Kindern ein vorzügliches Erziehungsmittel. Das Kind muß hier das Eigentum anderer achten und schätzen lernen, es muß verträglich sein, und jeder Unverträglichkeit muß die Strafe rasch folgen, andererseits aber »muß die Verträglichkeit durch den Wechseltausch der Spiele unterhalten« werden.

Während in dieser ersten Periode »kindlicher Dank und Gehorsam an die Mutter« im Vordergrunde des Gefühls- und Gemütslebens

stehen soll, sollen diese im Knabenalter in Achtung und Zutrauen an den Lehrer übergehen. Versteht der Lehrer nicht, diese Tugenden zu erwecken, sondern setzt er »Furcht und Angst durch Drohung und Schläge« an ihre Stelle, dann werden alle möglichen Laster in dem Kinde groß gezogen. »Furcht vor Schlägen ist die Quelle der Lügen, und die allzu harte Strenge macht das Gemüt entweder erbost oder legt den Grund zu Sklavenseelen, die für die ganze Lebenszeit verhunzt sind.«

Mutwille, Eigensinn, Trotz und Bösartigkeit müssen schon im Knaben unterdrückt, und Recht- und Pflichtgefühl großgezogen werden. Zu kleinen Aufopferungen muß er angehalten werden, er muß lernen, seine Zeit zwischen Arbeit und Spiel teilen und einsehen, daß das Wichtigere und Wesentlichere im Leben die Arbeit ist. Ein falscher Ehrgeiz muß vermieden werden; deshalb darf man nicht ständig loben und tadeln, oder gar Belohnungen auf besondere Leistungen aussetzen, zumal man damit meist nur die besseren Fähigkeiten, nicht aber Fleiß und Ausdauer belohnt. Die Liebe zum Wohltun, zur Aufrichtigkeit, zum Worthalten, der Sinn für Entgegenkommen und Höflichkeit muß in dem Kinde geweckt werden, es muß lernen, anderen Kindern Hilfe zu leisten. Auch zur Ordnung und Reinlichkeit muß der Knabe angehalten werden.

Im Jüngling suche man Tapferkeit, Freigebigkeit, Großmut zu entfalten, und vor allem unterstütze man jene beiden alles überragenden Gemütsbewegungen, die sich in dieser Zeit entfalten: Freundschaft und Liebe. »Liebe und Freundschaft sind die beiden Genien, welche die Leidenschaft mäßigen und in Schranken halten, damit sie nicht wie rebellische Vasallen im Unfrieden des Gemüts ihren Vorteil suchen und sich eine eigene Selbständigkeit ertrotzen.« Den Kampf mit den Leidenschaften kann keine Erziehung den Menschen ersparen, nur mildern kann sie ihn. Auch das Ehrgefühl muß in dem Jüngling geweckt werden, während der Ehrgeiz so viel wie möglich unterdrückt werden muß.

Wie ist nun diese sittliche Erziehung zu leiten? Welche Mittel stehen ihr zur Verfügung? Vor allem ist es das Beispiel der Erzieher, die außer Einsicht und Kenntnis auch Liebe, Geduld und Gewissenhaftigkeit besitzen müssen. »Wie diese Eigenschaften im Erzieher sind, so teilen sie sich unvermerkt auch dem Zögling mit. Sie lassen sich nicht lehren wie eine Arithmetik oder Grammatik, aber allmählich erzieht es der Mensch in sich selbst an dem Musterbilde der anderen. .... Was Sache des Gefühls und Gemüts ist, das muß vom Zögling selbst mit Freiheit nachgebildet und im Leben selbst aufgefaßt werden. Die Tat und das Beispiel muß hier predigen, die

Worte bleiben leer und sind im Grunde bloß Zuleiter. Was von Herzen kommt, geht auch wieder zu Herzen. .... Wer nicht mit jenen Eigenschaften die Erziehung besorgt, wird sie auch nie in seinem Zögling erwecken, und was er auch davon mit ihnen spricht und moralisiert, das wird leere Gedächtnis- und Verstandessache. Nur die Tat erweckt wieder die Tat, nur das Gefühl erweckt wieder Gefühl. .... Das Kind verlangt ein lebendiges Musterbild. Dies wird es nachahmen.«

Mit der Entwicklung des Gefühlslebens soll auch das künstlerische Fühlen erzogen werden, doch kommt dies, genau wie bei Pestalozzi nicht zu vollem Recht. Das Schöne ist für Eschenmayer das, was »dem kalten Begriff Wärme und Fülle gibt«.

V.

Besonderes Gewicht aber legt Eschenmayer auf die religiöse Erziehung, wie ja auch in seiner Philosophie die Religion an oberster Stelle steht. Auch diese hat schon frühzeitig zu beginnen, schon im Hause liegt es der Mutter ob, den Sinn des Kindes auf das Höhere zu lenken. Das Kind soll teilnehmen an den Andachten der Eltern, soll in der Kirche die Hände falten und Spott und Scherz hier vergessen. Es hört eine Rede, die sich an niemand Sichtbaren richtet, und es soll belehrt werden, daß es der Vater im Himmel ist, dem sie gilt.

Im Knaben bewahre man die heilige Scheu vor Gott und künstele nicht an religiösen Dingen, um sie dem kindlichen Verständnis näher zu bringen. Scheu empfindet der Mensch nicht vor dem Meß- und Wägbaren, sondern nur vor dem Unbegreiflichen. Die Frage des religiösen Unterrichts gehört zu den schwierigsten Fragen der Pädagogik überhaupt. Nur am Beispiel kann sich das religiöse Gefühl bilden, und als solches diene das Leben Jesu. »Verkehrt dagegen scheint die Methode, welche schon in der zartesten Jugend die Religion in ihren Sprüchen, Psalmen, Gesängen und Gebeten zum Gegenstand des Auswendiglernens machen will. Wie kann man den religiösen, frommen Sinn der Kinder mehr niederschlagen als dadurch, daß man die göttliche Liebe zur peinlichsten Gedächtnissache macht, und das, was dem Menschen heilig und teuer sein soll, mit Drohung, selbst mit Schlägen eintrichtert zu einer Zeit, wo alle diese Sprüche noch unverständlich sind. Man darf wohl behaupten, daß bei dieser Methode sich schon frühe ein Indifferentismus erzeuge.«

Aber auch im Jünglingsalter vernachlässige man die Pflege der Religion und des religiösen Gefühls nicht, immer erinnere man den Jüngling, daß es noch etwas Höheres als dieses Leben gäbe und stelle ihm als Beispiel das Leben Jesu vor Augen, gebe dadurch seinem

Leben einen Halt und eine Festigkeit, ohne die er leicht straucheln könnte. Die menschliche Natur erfordert diese Hinlenkung auf ein Höheres, die Zuwendung zu dem Reiche des Heiligen und Idealen.

VI.

Neben diesen allgemeinen Grundsätzen der Erziehung darf die Individualität des Zöglings nicht vernachlässigt werden, vielmehr kann man sagen, »es komme jedem Individuum seine Erziehungsmethode zu, weil ein jedes in seinem Temperament, in seinen Anlagen, überhaupt in seinen organischen und geistigen Kräften von anderen verschieden ist«. Jedes Kind erfordert eine andere Behandlung, die seinem Temperament, seiner Beanlagung, seinen intellektuellen und sittlichen Fähigkeiten entspricht. Die Erziehungsmethode muß sich ganz der Natur des Kindes anpassen. Besonders erfordert ein genial veranlagtes Kind alle Aufmerksamkeit, damit seine Gaben und Anlagen gefördert werden, sein Fleiß nicht nachläßt und es alles erreicht, was es kraft seiner Anlagen erreichen kann.

Vor allem aber hat die individuelle Erziehung darauf zu achten, daß nichts, was in dem Kinde liegt, unterdrückt werde, denn jedes Wesen hat ein Recht darauf, seine ganze Natur zu entfalten und ihr gemäß zu leben. »Wir sollen das Kind nicht nach unserer Weise modeln und unsere individuelle Richtung ihm aufdrängen. Das Kind trägt vielleicht die Anlage zu einer weit schöneren Zeichnung in sich als die unsere ist.« Selbst diejenigen Eigenschaften, die gesondert betrachtet, uns zu mißfallen scheinen, dürfen nicht ohne weiters unterdrückt werden, wissen wir doch nicht, ob sie nicht im Rahmen des Ganzen fördernd und ausgleichend wirken.

Andererseits hat aber die Erziehung darauf zu achten, daß sich nicht einzelne Fähigkeiten auf Kosten anderer entwickeln, und so ist jede Einseitigkeit zu vermeiden, »damit die Harmonie des Ganzen sich immer höher entwickele«. Wenn auch eine jede Persönlichkeit gewisse hervorstechende Züge zeigt, so darf diese doch nicht die Fühlung mit den anderen verlieren. »Das, was wir Genie nennen, ist kein Isolieren irgend einer Fähigkeit, sondern der Reflex des Ganzen in irgend einem besonderen Exponenten des höheren geistigen Organismus.«

Wenn der Erzieher sich gezwungen sieht, gegen schlechte Eigenschaften einzuschreiten, dann muß er nie vergessen, daß seine Arbeit mit dem Ausrotten des Schlechten noch nicht vollendet ist, daß vielmehr der Hauptteil seiner Tätigkeit nun erst beginnt: an die Stelle des Schlechten etwas Positives, Besseres zu setzen. Nur »wo das Gute als Muster hingestellt wird, da darf das Schlechte keck aus-

gerottet werden, und ohne Besorgnis, daß es in stärkerem Maße wiederkehrt«. Und so läßt sich alle Erziehungskunst in den Imperativ zusammenfassen: »Tilge das, wozu die Natur den Menschen stempelt, auf keine positive Weise, sondern suche die vorherrschende Richtung nur so zu lenken, daß sie dem Ganzen diene und harmonisch mit den übrigen Funktionen der Seele verschmelze, wobei sie dann ihren schädlichen Stachel von selbst verliert, das Gute aber, das in ihr liegt, dem Ganzen erhalten wird.«

Diese kurze Betrachtung der wesentlichen Bestandteile der Eschenmayerschen Pädagogik zeigt, wie stark unser Autor von Pestalozzi beeinflußt worden ist, mit dem er die wesentlichsten Anschauungen teilt. Auch bei Eschenmayer finden wir das starke Hervortreten der sittlichen Erziehung, wohl im Anschluß an Kant, der das Primat der praktischen Vernunft hervorhebt. Hier tritt auch die Freiheit des menschlichen Geistes, seine Spontaneität am deutlichsten in den Vordergrund, die Freiheit, zu der zu erziehen als höchste Aufgabe jeder Erziehungskunst gilt. Das, was auf dem besonderen Gebiet des Sittlichen die Freiheit ist, das ist in Ansehen des menschlichen Wesens überhaupt die Natur. Sie bildet einmal den Menschen, der zu ihr gehört, aber andererseits soll er doch erst zu ihr erzogen werden, das heißt er soll die in ihm liegenden Kräfte und Anlagen frei entfalten. Die Erziehung soll nichts als das Spiel der im Menschen liegenden Kräfte regeln, die freie Entwicklung fördern. Alles liegt so im Menschen selbst, »alle Vermögen entfalten sich, und zwar so, daß jedes sein Wachstum, seine Blüte, seine Reife, und seine Abnahme hat. Im Kinde sind sie alle im Keime, im Jüngling in der Blüte, im Greise im Verwelken«.

Wenn auch die Grundanschauungen, von denen Eschenmayer ausgeht, uns heute als durchaus irrige erscheinen müssen — steht er doch noch ganz auf dem Boden einer alten Vermögenspsychologie und sind seine Anschauungen vielfach von den wildesten Spekulationen durchsetzt: seine Folgerungen und Anwendungen auf die Pädagogik sind auch heute noch durchaus unseren Anschauungen entsprechend, ja seine Ausführungen enthalten manches, was verloren gegangen war und was unsere Zeit sich erst mühsam wieder erarbeiten mußte; so vor allem die Sinnlosigkeit aller reinen Gedächtnisbildung. Was geschult werden muß, ist der Geist, sind die geistigen Kräfte. Und über dem allen steht noch die sittliche Bildung. Aber auch hier kann uns Eschenmayer den richtigen Weg weisen: nicht durch

Moralunterricht, sondern durch das lebendige Beispiel erziehen wir die Kinder zur Sittlichkeit; und das gleiche gilt von der Religion; nur das Aufwachsen in einem frommen Kreise, das Hineinwachsen in die im Hause gepflegten religiösen Traditionen, und nicht das Auswendiglernen von Sprüchen und Bibelversen bringt den Menschen in jenes innere Verhältnis zum Religiösen, das allein als Lebensmacht sich bewähren kann. Die Anwendungen also seiner Psychologie auf die Pädagogik führen zu brauchbaren Ergebnissen trotz der Fehlerhaftigkeit des theoretischen Untergrundes: eine Erscheinung, die wir sehr häufig im geistigen Leben finden, daß sich auf unsicheren Fundamenten feste, gesicherte Ergebnisse aufbauen.

2. Die Bedeutung des Bildes im Unterrichte der Schwachen.

Ein Beitrag zur Methodik und ein Führer durch die Literatur und Kunstgaben für den Anschauungs- und Religionsunterricht.

Von

Arno Grundig, Königsberg (Ostpr.).

Verständnis für das Leben, das sich in der Familie abspielt, im Hause (in Stube und Küche, in der Werkstatt, auf dem Boden und im Keller) auf der Straße, im Garten und auf dem Felde in unsern Schwachen zu erwecken, gilt als eine der ersten Aufgaben unseres Anschauungsunterrichts. Soweit sichs dabei um Tätigkeiten handelt, bei denen sie selbst oft genug beteiligt sind: Hilfeleistungen für die Mutter bei der Pflege der jüngeren Geschwister, bei den Arbeiten im Haushalt, den Besorgungen, die beim Bäcker, Kaufmann, Fleischer u. a. zu machen sind, weiß jedes Kind doch wenigstens etwas von seiner Mithilfe zu erzählen. Hört es dann, was fortgeschrittenere Kinder zu berichten wissen, so werden auch bei den Schwächeren noch einige Erinnerungen geweckt, und schließlich ermöglicht sich doch ein kleiner Gedankenaustausch, aus dem man zusammenstellen kann, wievielerlei es auch im kleinsten Haushalt täglich zu tun gibt, und bei wievielen Tätigkeiten auch das Hilfsschulkind schon mithelfen, sich nützlich erweisen kann. — Zugleich sehen die Kinder, daß in den Familien, zu denen ihre Schulkameraden gehören, eine Anzahl andere Arbeiten, etwa in Garten und Hof und Stall hinzukommen. Mehrere Vergleiche lassen sich anstellen. Einzelne Kinder werden angeregt, ein Nachbarskind am Nachmittag im Kaninchen- oder Ziegenstall aufzusuchen, beim Füttern der Tiere mitzuhelfen, kleine Verrichtungen im Garten: graben, hacken, harken mitzumachen. Der Gesichtskreis wächst, neue

Eindrücke gewinnt das Kind, neue Vorstellungen entstehen in seinem Bewußtsein. —

Schwieriger schon gestaltet sich die Sache, wenn das Kind damit bekannt gemacht werden soll, woher unser Brot kommt, unsre Kleidung, unsre Tische, Stühle, Schränke. Die hiesige einklassige Hilfsschule, an der ich die meisten der hier niedergelegten Beobachtungen gemacht habe, hat den beneidenswerten Vorzug, daß sie in vollständig ländlicher Umgebung in einem großen Hause sich befindet, in dem die Kinder den Tischler, den Schlosser, den Feinschmied, den Riemer, Schneider, Schuhmacher, Weber, den Maler, den Modelleur, den Holzbildhauer fast täglich bei ihrer Arbeit sehen können und draußen hinter dem Hause sehr oft auch den Zimmermann, den Gärtner und Landwirt. Nicht selten kommen große Wagen zum Tor hereingefahren, die Bretter und Balken, Koks und Steinkohlen, Kartoffeln, Stroh, Gemüse, Milch bringen. Die Kinder sehen zu beim Abladen, und manchmal können sie sogar selber dabei mithelfen. Sie können beobachten, wie Kartoffeln und Kohlrüben in Mieten gebracht und später wieder herausgeholt werden. Die Heu- und Getreideernte können sie fast von den Fenstern des Schulzimmers aus sehen. Zur Regenzeit erleben sie, wie der Wassergraben dicht vor der Schule sich von Stunde zu Stunde mit immer größeren Wassermengen füllt, wie das Bächlein immer reißender wird und Wiesen und Wege überflutet, so daß mehrere von ihnen nur auf großen Umwegen nach Hause gelangen können. Im Winter beobachten sie täglich, wie Kälte, Wind, Schnee (Schneewehen) und Tauwetter das Bild am Wassergraben immerzu verändern, wie der Frost eine lange, starke Brücke baut. Sie können probieren, wie dick, wie haltbar sie ist, sie finden wasserfreie Stellen (Hohlräume) unter der dünnen Eisdecke, sie hören es knirschen und krachen beim drübergehen, sie fühlen des Eises Biegsamkeit beim schnellen Gleiten über die glatte Fläche und sehen, wie dabei das Wasser mit Wucht durch die eingestoßenen Löcher der Eisdecke herausgedrückt wird. Noch eine ganze Fülle ähnlicher wertvoller Naturbeobachtungen sind es, die alle Kinder in Gegenwart des Lehrers durch eigne Versuche fast alle bei spielender Betätigung machen können, ohne daß sie im einzelnen darauf hingewiesen werden müßten. Und eine Anzahl schöner Landschaftsbilder zaubert ihnen der Winter außerdem noch her.

Aber in welcher andern Hilfsschule bietet sich auch nur annähernd ein solcher Kreis lebendiger Anschauungen für alle Kinder zugleich! Wieviele haben überhaupt jemals Gelegenheit, den Handwerker bei seiner Arbeit zu sehen! Und selbst, wenn es der Lehrer

mit seiner Klasse unternimmt, vor das Tor der Schmiede zu treten, damit die Kinder wenigstens einmal die Haupteindrücke gewinnen können: das Feuer, das durch den Blasebalg zu heller Flamme geschürt, das glühende Eisen, das auf den Amboß gelegt und mit einem schweren Hammer bearbeitet wird — es wird leicht genug Unzuträglichkeiten geben. Jedenfalls bietet sich selten soviel ruhige Gelegenheit, daß der Lehrer auf die wichtigsten Dinge die Aufmerksamkeit der Kinder genügend lange lenken kann. Dann aber bleibt es eine mühsame Sache, überhaupt von der Tätigkeit der Handwerker im Klassenunterricht zu reden. Als Grundlage der Besprechung können nur die wenigen Einzelvorstellungen dienen, die einige Kinder zufällig mal gewonnen haben. Die andern kann man in den meisten Fällen nur auffordern, bei Gelegenheit mit ihren Kameraden etwa zum Schneider, Schuhmacher, Tischler oder Schmied zu gehen. Dann hat man wieder einige Kinder mehr vor sich, die einzelne der notwendigsten Vorstellungen mitbringen, aber unsicher, unkontrollierbar. Es bleibt nichts andres übrig, als zur Klärung der vorhandenen Vorstellungen und zur weiteren Anregung, wieder mal einen Handwerker in seiner Arbeitsstätte aufzusuchen: ein Bild vor den Augen der Kinder aufzuhängen, das einen deutlichen Blick in eine Werkstatt gewährt. Denn hierbei können wir den Kindern erst zeigen, was alles dort zu sehen ist, worauf sie also zu achten haben, wenn sie da hinkommen. Einige Tage später müßte dann dasselbe Bild dazu dienen, Erinnerungen in den Kindern wachzurufen, damit sie berichten können, ob sie das in der Werkstatt gesehen, was das Bild darstellte, oder ob etwas dort anders gewesen ist.

Wie können aber die Kinder ein solches Bild verstehen, wenn sie die dargestellten Gegenstände nie mit eignen Augen gesehen haben! Besteht doch jetzt noch bei manchen Pädagogen, die unter sehr ungünstigen Verhältnissen arbeiten, die Meinung, Anschauungsbilder sind unnütz in der Hilfsschule unsre Schwachen könnten Bilder überhaupt nicht verstehen. Dieses Urteil mag sehr viel Berechtigung haben, wo Kinder zu unterrichten sind, die in den dunkelsten Hofwohnungen der Großstadt zu Hause sind, und die selbst bei ihren Spielen kaum über Hof und Straße hinauskommen. Diesen Kindern fehlen natürlicherweise die einfachsten Vorstellungen, um überhaupt Bilder verstehen zu können, und es erwächst hier der Schule als eine der ersten und wichtigsten Aufgaben, die: eine planmäßige Schulung zum Verstehen von Bildern vorzunehmen. Gegenwärtig wird dieser Übung schon gut vorgearbeitet durch die überaus reich illustrierte Kriegsliteratur, von der manches Heft bis in die

kleinste Hütte sich Eingang zu verschaffen weiß. Aber was sehen die Kinder auf diesen Bildern? Nur die Gegenstände, die sie aus der täglichen Erfahrung kennen oder: Flieger, Zeppeline, Schiffe, U-Boote, Schützengräben, Feldlazarett. ... Manches davon halten sie vielleicht auch nur gedächtnismäßig fest, weil sie es von andern Kindern so haben benennen hören.

Jedenfalls müssen wir von diesen Einzeldingen ausgehen. Die Kinder sehen sie in verschiedenen Zeitschriften wieder, oft natürlicherweise in andrer Größe und Darstellung. Es wird ihnen Freude machen, wenn der Lehrer ähnliche Gegenstände vor ihnen auf die große Schultafel zeichnet, wenn sie sodann sehen, daß mehrere ihrer Mitschüler manches davon nachzuzeichnen verstehen, und wenn sie endlich gar versuchen können, selbst etwas ähnliches zu malen. Es käme nun weiter darauf an, Stoffe an die Kinder heranzubringen, die ihre Aufmerksamkeit so fesseln, daß sie gern länger dabei verweilen und Lust bekommen, die liebgewordenen Gegenstände im Bilde durch Zeichnen festzuhalten. Welches sind solche Stoffe? Wann sind unsre schwachen Schüler am empfänglichsten, am lebendigsten, wann gehen sie am meisten mit der Sprache aus sich heraus? Wenn sie etwas berichten können aus ihren Erlebnissen, vom Kino, von einem Menschenauflauf auf der Straße, oder wenn wir ihnen etwas erzählen aus dem Leben der Tiere, die sie alle Tage um sich sehen, von Katze, Maus, Hund oder Pferd.

Ich stelle eine Puppenstube vor den Augen der Kinder auf den Lehrertisch. Schrank, Tisch, Stuhl, alles ist an seinem Platz. Eine Tür führt in die nebenan liegende Küche. Dort sehen wir eine kleine Wanne auf einer Bank. Eine kleine Puppe, als die Mutter gekleidet, steht nach vorn gebeugt davor und wäscht. — Ich erzähle die Geschichte von der Maus aus O. Kampe, Ein Korb voll Kirschen S. 36. Zwei Püppchen oder auf Kartonpapier aufgezogne Zeichnungen mit farbiger Kreide stellen die beiden Kinder dar, die am Ofen sitzen und lesen. Ähnlich wird die kleine Schwester angedeutet, die vor Angst auf den Stuhl, dann auf den Tisch klettert und schließlich zur Tür hinausläuft. Ein kleines »Fellkätzchen« fasse ich mit der Hand und halte es so, daß die Kinder merken, das Kätzchen liegt auf der Lauer. Unwillkürlich nehme ich dabei die entsprechende gebeugte Stellung ein. Ein kleines Mäuschen (aus Plastilina geformt, aus Papier gefaltet oder aus Pappe geschnitten) macht, von meiner Hand gelenkt, die eigentümlichen zögernden, ängstlichen Bewegungen vor und zurück. Dabei erzähle und spiele ich mit dramatischer Lebendigkeit und Steigerung fast die ganze Erzählung von O. Kampe.

Jetzt haben die Kinder die Geschichte vor ihren Augen sich ab-

spielen sehen. — Jetzt können sie auch alle etwas wiedererzählen. Auch die Schwächsten, die für gewöhnlich stumm den Lehrer ansehen, werden einige Worte der Freude und der Anteilnahme finden. Die Kinder haben die Bewegungen der Katze, der Maus mit freudiger Erregung verfolgt, auch das ängstliche Davonlaufen des kleinen Mädchens.

Es ist ihnen zum Erlebnis geworden.

Noch weiter vertiefen können wir es nun, wenn wir in den Turnsaal gehen, und dort persönlich das Geschaute darstellen. Ein Kind ist jetzt die Katze, ein andres die Maus.

Was nun am stärksten das Interesse der Kinder gefesselt hat, das wird gezeichnet.

Zu solchen Vorführungen können die Kinder im Werkunterricht selbst die Einrichtungsgegenstände, die handelnden Personen oder Tiere herstellen. Auch dadurch wird ihre Teilnahme und ihre Lust zum Zeichnen bedeutend erhöht.

Im Anschluß an die vorgeführte Erzählung von Kampe wird der zeichnerisch begabte Lehrer eine Maus in den einfachsten Umrißlinien[1]) schnell anzeichnen können; auch eine Katze, einen Schrank, einen Tisch, die Küche mit dem Waschfaß, die Mutter, die Tür. Andre Lehrer werden sich eine Sammlung einfacher Bleistiftskizzen in kräftigen Linien selbst anfertigen (Zeichenblockformat genügt für kleine Klassen). Die Kinder versuchen das eine oder andre, je nach ihrer Fähigkeit nachzuzeichnen. Was wird aber mit den Schwächsten, die auch nicht die einfachsten Linien mit Griffel oder Bleistift scheinen nachmachen zu können? Sind sie nicht fähig, mit dem Auge die Form des Gegenstandes zu erfassen, festzuhalten und auf ihre Schiefertafel oder auf Papier zu übertragen, so sollen sie zunächst wenigstens die Muskelempfindung, die die Umrißzeichnung hervorruft, durch vielfache Übung kennen lernen. Und das ist möglich. Man braucht ihnen ja nur mal die Hand zu führen, damit sie die ganze Körperlinie einer geformten Maus oder wenigstens einer ausgeschnittenen mit ihren Fingern abtasten können. Läßt man sie dann nach Art der bekannten Ausnähearbeiten eine aufgezeichnete Maus mit einem Faden umgrenzen und abwechselnd mit mehreren und einem einzelnen Finger darüberstreichen, so wird man durch diese noch stärkeren Tasteindrücke, die außerdem noch lebhafter mit Gefühlstönen verbunden sind, immer

---

[1]) S. Schneebeli, Skizz. Zeichnen. Ravensburg, Maier. 8 Hefte je 0,50 M. — Markert u. Feist, Malendes Zeichnen. Nürnberg, Korn. 2 Hefte je 1,20 M. — Th. Grimme, Tafelzeichn. für die ersten 3 Schulj. Leipzig, A. Haase. 2 Hefte 1,70 u. 2,50 M. — Rösler, Der Schnellzeichner. Leipzig, Alfr. Hahn. 5 Bde je 1,40 M.

deutlichere Vorstellungen von der Körperform eines Mäuschens auch in der Seele der Schwachen hervorrufen. Schließlich können sie auch die Umrißzeichnung an der Wandtafel oder die eines Mitschülers mit einem Stäbchen oder Griffel umziehen. Noch größer aber wird die Freude sein, wenn sie selbst noch ein gemaltes Mäuschen zu Papier bringen können. Und das kann man ihnen auf einfache Weise dadurch ermöglichen, daß man sie anleitet, an der Fensterscheibe eine kleine Zeichnung durchzupausen. Das ist eine Beschäftigung, die fast alle Kinder gern machen, auch zu Hause, sogar von selber — ohne daß eine Aufforderung oder Anregung nötig wäre. In der Schule können an einem Fenster mindestens zwei Kinder zugleich auf diese Weise beschäftigt werden. Es empfiehlt sich, daß der Lehrer eine Anzahl solcher kleiner Bleistiftzeichnungen in einer Sammelmappe bereit hält, die er den Kindern zum Kopieren geben kann. Sie werden auch an diesen kleinen nachgemalten Bildchen ihre Freude haben, wenn sie sie immer wieder ansehen und andern Kindern zeigen können. Dadurch mit neuen Gefühlstönen verbunden und durch mehrfache Wiederholung verstärkt, werden jene Vorstellungen auch bei den Schwachen endlich so beherrschend, daß sie die gezeichneten Gegenstände der Kameraden, obwohl sie alle mehr oder weniger in Form und Größe voneinander abweichen, doch immer als die gleichen erkennen. Sodann werden sie auch in Zeitschriftenbildern oft von selber oder doch unter Anleitung die Dinge, Sachen leicht herausfinden, die ihren Zeichnungen entsprechen.

Es sind eine Menge Dinge seiner Umwelt, die das Kind auf diese Weise im Laufe eines Jahres erst durch eine vorgeführte Darstellung, dann durch eigenes Erleben, sodann durch angeschautes und schließlich durch selbstgezeichnetes Bild kennen lernt.

Andere Erzählungen, die sich für die Unter- und Mittelstufe zu einer dramatisierenden Darstellung eignen, wie sie oben geschildert wurde, finden sich noch in größerer Anzahl bei

O. Kampe, Ein Korb voll Kirschen. Halle, Marhold. 0,60 M.

ferner bei

Ettmayr, Mein Lesebuch. Leipzig, K. G. Th. Scheffer. 0,90 M.
Hennings, Klein Heini I u. II. Schaffstein, Bl. Bdch. je 0,40 M.
Scharrelmann, Berni I u. II. Hamburg, Janssen. Je 2 M.
Ernst Lorenzen, Kinderleben. Leipzig, Dürr. 1 M.
Ed. Schulze, Deutsches Lesebuch für Hilfsschulen. Halle, Schroedel.
Otto Kampe, Robinson. Halle, Marhold. 0,60 M.

und schließlich in den bekannten Märchen von Grimm.

Jedoch ist bei diesen letzten zu bedenken, daß sie mehr Phantasie voraussetzen, als bei den meisten unsrer Schwachen vorhanden ist. Unsre Schüler sind Wirklichkeitsmenschen. Sie können nur das verstehen, was sie genau so oder möglichst wenig abweichend einmal mit ihren Augen gesehen oder was sie ganz erlebt haben.

Fortschritte im Zeichnen sind bald bei allen Kindern zu finden. Es zeigt sich, daß alle gern zeichnen, auch die sehr Schwachen. Man muß ihnen nur viel Gelegenheiten geben zu zeichnen und die Entwicklung ihrer Fähigkeiten nicht in ein Schema zwängen wollen. Gewiß wird man die Kinder planmäßig von einfachen zu zusammengesetzten Formen, von bekannten ganz langsam zu fernliegenden führen, sie dabei aber oft genug ihren eignen Versuchen überlassen, so daß sie niemals das Gefühl haben, gegängelt zu werden. Je mehr sie selber ausprobieren müssen, desto mehr wächst ihre Freude am Gelingen. Sie werden allmählich etwas selbständiger und wagen sich schließlich auch an buntfarbige Darstellungen (und seien es auch nur Nachahmungen), die einen Schönheitssinn entwickeln, den man bei Hilfsschulkindern nicht so leicht glaubt annehmen zu dürfen. Man muß dies einmal gesehen haben, um nachfühlen zu können, welche Freude gerade den Kindern aus den Augen leuchtet, die in den übrigen Unterrichtsfächern und vor allem in denen, die von Eltern, Geschwistern und Bekannten immer als die wichtigsten bezeichnet werden: Lesen, Schreiben, Rechnen, Diktat andauernd große Hemmungen zu überwinden haben. Man könnte fast den Eindruck gewinnen, daß es nicht wenigen gelingen wird, sie auch insofern zu brauchbaren Gliedern der menschlichen Gesellschaft heranzubilden, als sie sich später einmal durch Zeichnen verständigen können, wenn die nötigen Worte fehlen. Sicher ist, daß sich in manchen Hilfsschulklassen einzelne Kinder finden, die einige Begabung für Zeichnen besitzen. Diese werden gewiß manches anders darstellen, als der Lehrer, denn sie möchten ihrem Talente gar zu gerne etwas Raum gewähren. Wenn der Lehrer solche Gelegenheit jedesmal benutzt, nun auch den übrigen zu zeigen, wie verschieden man den gleichen Gegenstand zeichnen kann, so werden sich auch Schwächere allmählich daran gewöhnen, die abweichenden Formen und Gestalten zu erkennen und richtig zu deuten. Ist dann erst mal auch nur ein Schüler auf den Gedanken gekommen, ab und zu eine Zeitschrift mit in die Schule zu bringen, um seinen Kameraden zu zeigen, daß er dort solche Gegenstände entdeckt hat, die in der Schule gezeichnet worden sind, so ist schon der natürliche Weg aufgezeigt, allen Kindern derselben Klasse durch Selbsttätigkeit und kamerad-

schaftliche Unterhaltung unter Führung des Lehrers das Verständnis für solche Bilder zu eröffnen, die den Kindern alltäglich zu Gesicht kommen können. Je mehr die Kinder zeichnen, desto ruhiger, sicherer wird ihre Hand. Und wie sie allmählich auch feinere Linien, kleine Striche, Punkte, Einzelheiten sehen und nachmalen lernen, die sie vorher gar nicht beachteten, so werden sie künftig auch die Zeichnungen Andrer sorgfältiger betrachten, auch in Bilderbüchern auf Anschauungsbildern jetzt viel mehr sehen, viel genauer.

Läßt man nun die von den Kindern besonders gezeichneten kleinen Bildchen noch in ein besonderes Heft übertragen, so wird sich das Kind damit ein Bilderbuch schaffen, das ihm gewiß das liebste ist, gehaltvoller, erinnerungsreicher als jedes gedruckte. Und es wird darin nicht bloß die einzelnen Bilder wieder erkennen, sondern sich auch der zugrunde liegenden Geschichte erinnern und durch diese neue Reproduktion deren Inhalt festigen. Es wird an der Hand dieser Bilder[1]) andern Kindern, auch seinen Geschwistern, die Geschichte wieder erzählen können, wenn auch anfangs nur in Begriffswörtern und unter Zuhilfenahme von Mienen und Gesten. Veranlaßt man die Kinder recht oft an der Hand solcher Zeichnungen oder fertiger Bilder deren Inhalt zu erzählen, so wird sich doch nach vieler Übung auch bei den Schwächsten, sofern sie nicht ganz unbildungsfähig sind, ein kleiner Fortschritt nach dem andern zeigen. Die meisten Kinder können schon nach wenig Wochen in recht erfreulicher Weise erzählen.

Hier liegt ein für die Hilfsschulpraxis äußerst wichtiges psychologisches Moment zugrunde, das noch gar nicht genug gewürdigt, noch gar nicht methodisch ausgenutzt wird. Es besteht darin, daß man einen fesselnden Stoff lediglich durchs Gehör oder sofern es möglich ist, durch Gesichts- und Gehörssinn auf die Zuhörer einwirken läßt, ohne daß man durch Fragen oder Unterbrechung andrer Art den Gesamteindruck zerstört. Man überläßt es einfach zunächst allein dem Unterbewußtsein, Verbindungsfäden zwischen einzelnen Vorstellungsgruppen herzustellen. In der gleichen oder jedesmal nur wenig erweiterten Form bietet man denselben Stoff noch ein 2., 3., 4. Mal oder noch öfter — je nach Bedürfnis. Auch dann störe man die Wirkung noch nicht durch Fragen, sondern lasse — sofern sichs um Schulunterricht handelt, lediglich das Dargebotene von seinen Schülern in ähnlicher Form wieder erzählen. Dabei wird sichs

---

[1]) Vergl. Th. Grimme, Einführung in das Illustrieren von Lesestücken. Leipzig, A. Haase. 6 Hefte je 1,30 M. oder Mappe 6,30 M.

erst zeigen, ob und welche Fragen sich noch als notwendig erweisen, und ob zur Unterstützung des Redeflusses Bilder noch erforderlich sind. Daß die Anwendung jenes Verfahrens auch für Hilfsschulen eine große Berechtigung hat, beweist schon die Tatsache, daß von vielen Müttern glückstrahlend dem Lehrer berichtet wird, auch von älteren befähigteren Geschwistern, daß gerade unsre anscheinend Schwächsten, die sehr zurückhaltend, fast etwas verschüchtert, wortkarg in der Schule sind, getreulich daheim und aus eignem Antrieb alle Geschichten wiedererzählen, die sie in der Klasse gehört haben. Und wirklich auch in der Schule macht man — sofern man nur den Kindern viel Gelegenheit zum Erzählen gibt, sehr häufig die Erfahrung, daß gerade diejenigen, die in den Hauptfächern weit hinter ihren Altersgenossen zurückbleiben, gewissermaßen aufleben, am schnellsten von ihren Mitschülern Fortschritte machen und in ihrer eignen Ausdrucksweise so natürlich erzählen, daß man die Gewißheit gewinnt, sie haben die betreffende Geschichte inhaltlich erfaßt, richtig verstanden, während verschiedene von den besseren Lesern und Rechnern sich noch viel zu häufig und viel zu lange an den Wortlaut des Lehrers oder einzelner fähigerer Mitschüler anklammern.

Wer die geistige Entwicklung eines Kindes in den ersten Lebensjahren aufmerksam beobachtet, dem wird es als eine interessante Tatsache auffallen, daß ein normales Kind von $2^1/_2$ Jahren an, von einem kleinen Erlebnis in der Familie, im Hause, auf der Straße, im Garten, im Laden oder auch von einem Ereignis, das in einem Bilderbuche dargestellt ist, sich immer und immer wieder erzählen läßt. Das Kind sagt kein Wort dazu, fragt nicht, hört nur aufmerksam zu bis zum Schluß, dann kommt sofort die Bitte: noch mal von dem kranken Pferdchen erzählen oder: noch mal von dem Bilde erzählen! Ein Weilchen später, wenn das Kind mit seinem Lieblingsspielzeug, etwa einem Hundchen allein spielt und sich unbeobachtet fühlt, kann man oft genug bemerken, wie es diesem die Geschichte vom kranken Pferdchen oder vom kleinen Heini, der auf der Straße hingefallen ist, wiedererzählt. Auf dieser Entwicklungsstufe mögen sich jene Schwächeren von unsern Hilfsschülern befinden, die zwar in der Schule noch nicht zum Erzählen zu bewegen sind, aber daheim von selber biblische Geschichten und andre kleine Erzählungen haarklein wiedergeben. Selbst Erwachsene, die durch ihre übrige Tätigkeit geistig sehr in Anspruch genommen sind, namentlich Studenten ziehen es — wenn Gelegenheit sich dazu bietet — gern mal vor, durch wiederholtes Anhören des gleichen Vortrages sich die Aneignung wissenswerter Tatsachen zu einem Genuß werden zu lassen, statt sie

daheim am Studiertisch mühsam an der Hand früher gemachter Notizen sich zu geistigem Eigentum zu machen. In ähnlicher Weise kann und soll durch wiederholtes Erzählen an der Hand eines Bildes dem redenden Kinde letzten Endes ein Genuß bereitet werden, indem es selber spürt, wie seine Erzählfertigkeit immer mehr zunimmt, je öfter es Gelegenheit findet, eine bekannte Geschichte wiederzugeben.

Vom psychologischen Standpunkt aus ist eine solche methodische Anleitung zur weiteren Übung des Erzählen-Könnens (wie sie hier geschildert ist) für den Lehrer noch insofern höchst interessant, als sie ihm zeigt, in welcher Weise sich die Auffassungs- und Sprechfertigkeit des Kindes allmählich entwickelt. Anfangs erzählen fast alle schwachen Schüler etwa so: Ich sehe ein Mädchen. Ich sehe einen Schlitten. Da ist ein Mann. Da sind Häuser. Ich sehe Schlittschuhe. Ich sehe einen Korb. Da ist ein Schirm. Da ist Winter.

Es werden also nur die Dinge, die die Kinder zufällig kennen, nacheinander aufgezählt, ohne jeden inneren Zusammenhang.

Auf der nächsten Entwicklungsstufe erkennt das Kind schon die Beziehungen, die zwischen den einzelnen Gegenständen bestehen und zwischen Personen und Dingen. Jetzt lauten die kleinen mit Inhalt gefüllten Sätze schon ungefähr so:

Ein Mädchen zieht den Schlitten; und da ist ein Mann, der hat blaue Hosen an. Und da sind Häuser, und da läuft einer mit Schlittschuhen. Und ein Mann, der hat einen Korb am Arme und einen Schirm. Und da fährt Einer mit dem Schlitten. Und da ist Winter. Und da sind Blumen.

Endlich sind die befähigteren Schüler imstande, das Bild als Ganzes aufzufassen, so daß sie beginnen können: Hier ist Winter, oder: Das ist ein Wald. Hier ist eine Wiese. Hier ist ein Dorf. Sodann können sie auch einzelne Gruppen in einem großen Bilde schon gesondert erkennen: Da hinten sind hohe Berge. Vorn ist ein Dorf. Daneben sehe ich einen großen Teich. Drüben ist ein Wald. — Nun ist es nicht mehr schwer, sie zu gewöhnen, bei ihrer Beschreibung des Bildes jede Gruppe für sich erschöpfend zu behandeln und immer die Hauptsachen herauszufinden. Nun klingt der Anfang der Erzählung schon folgendermaßen: Da steht ein Haus. Da kommt eine Frau heraus. Die hat einen Korb mit Blumen. Eine (andre) Frau kommt aus der Stadt, die hat ein Paket in der Hand und einen Schirm. Die hat einen Hut auf und hat eine Schürze und eine(n) Boa um und einen schwarzen Rock und einen blauen Mantel. Und vor ihr gehen zwei Kinder mit einem Schlitten. Und in dem Schlitten ist eine Decke. Da haben sie das kleine Kind eingewickelt, daß es



nicht friert. Und neben dem Schlitten geht noch ein Junge. Der hat einen braunen Mantel und eine grüne Mütze. Hinter dem Hause, da kommt ein Junge. Der hat die Hand vor den Kopf und die Bücher in der Hand. Da oben ist ein Berg, »da schneit es heute ordentlich,« sagt die Frau. Und da steht ein Haus, ein großes, da schneit es auch ran. (Nach dem Bild in Gertr. Caspari, Jahreszeiten IV. Der Winter, Seite 2: Auf der Straße. Leipzig, Alfr. Hahn.)

Werden die Kinder gleichzeitig von Anfang an angehalten und angeleitet, ihre kleinen Kunstwerke mit bunter Kreide auszumalen, so wird auch das Verständnis für farbige Bilder zugleich geweckt und allmählich weiter entwickelt.

Je weiter der Unterricht fortschreitet, desto mehr wird der Lehrer auch fertige Zeichnungen und Bilder von Berufszeichnern[1]) und Malern den Kindern vor oder nach ihren eignen Versuchen vorzeigen können, damit sie die Abweichungen in der Darstellung erkennen, aber auch das Bessere, Geschicktere, also überhaupt auch künstlerisch ausgeführte Bilder verstehen.

Nach solch planmäßiger Schulung der Kinder, Verständnis für Zeichnungen und Bilder zu gewinnen, wird das alte Vorurteil schwinden müssen, daß Anschauungsbilder für Hilfsschulen unnütz sind, weil unsre Schwachen sie nicht verstehen. Man gebe ihnen nur nun nach solcher Vorübung kleine Anschauungsbilder in Form und Aufmachung von Bilderbüchern in die Hand. Dann bleibt das Ungewöhnliche, das ein Schul-Anschauungs-Wandbild infolge seiner Größe für die Kinder hat, von vornherein ausgeschaltet. In Casparis Jahreszeiten = Bilderbüchern, 4 Bände je 1,50 M. oder 2 Bände je 3 M.) hat Alfred Hahns Verlag etwas so Ausgezeichnetes geschaffen, daß man sich gar nicht genug darüber freuen kann. Es ist, als ob diese Bilderbücher eigens für den Unterricht in den kleinen Klassen der Hilfsschule herausgegeben seien. Ich habe in der hiesigen einklassigen Hilfsschule die Erfahrung gemacht, daß alle Kinder, auch die Schwächsten, etwas von jedem Bilde erzählen können, und daß eine Vorbesprechung, eine Erklärung vorher sich ganz erübrigt. Würde sich ein Verlag entschließen können, ein Handwerkerbilderbuch herauszugeben oder ein Bilderbuch, das die hauptsächlichsten Erlebnisse

[1]) Schreibers Anleitung z. Vorzeichnen. Eßlingen, Verlag J. F. Schreiber. 9 Hefte je 0,80 M. v. Th. Göhl. — C. Hoffmann, Zeichenkunst: Kinderzeichnen. Ravensburg, Verlag Otto Maier. Jedes Heft 1 M. — Gertr. Caspari, Zeichen- und Malbuch. Leipzig, Alfr. Hahn. 2 Hefte je 1,25 M. — Weber, Technik des Tafelzeichnens. Leipzig, Teubner. 6 M. — Löffler, Schimpf, Lindemann, Mit Modellierholz usw. Leipzig, Alfred Hahn.

eines Stadtjungen schildert, ähnlich wie Berni von H. Scharrelmann, nur viel größer und die Bilder in ähnlicher einfacher Ausführung wie bei Caspari: es würde dem Anschauungsunterricht in der Hilfsschule ein großer Dienst geleistet zum geistigen Wohle unsrer Schwachen, zur Bereicherung ihres Vorstellungslebens, ihrer zeichnerischen und sprachlichen Ausdrucksfähigkeit. — Wenn es möglich ist, verschiedene Atlanten geographischer Charakterbilder für Schüler zu billigem Preise herauszugeben, so sollte man doch auch die Vervielfältigung preiswerter Anschauungsbilder für Hilfsschulen bewerkstelligen können.

Für ein Handwerkerbilderbuch wäre es erwünscht, in mehreren Einzelbilderfolgen die bekanntesten Handwerker bei verschiedenen Tätigkeiten zu zeigen, z. B. den Tischler vor seinem Holzvorrat, beim Einspannen eines Brettes, beim Sägen, Hobeln, Bohren, Glätten, beim Zusammensetzen einzelner Teile zu einem Schranke, beim Anstreichen, beim Aufladen, Fortbringen und Abliefern fertiger Möbel. Ein reiches Leben würde sich so im Bilde abspielen vor den Augen der Kinder. Und das ist für niemand notwendiger als für unsre vorstellungs- und wortarmen Hilfsschüler.

Erst wenn unsre Schwachen soweit gefördert sind, daß sie einfache Anschauungsbilder ohne eingehende Vorbereitung verstehen und davon erzählen können, scheint es mir ratsam, ihnen die Geschichten des heiligen Landes darzubieten. Denn selbst die wenigen, die für Hilfsschulen davon ausgewählt sind, erinnern kaum an Erlebnisse, die unsern Kindern aus ihrer Umwelt bekannt vorkommen könnten. Und sofern man sich noch nicht entschließen kann, jene Erzählungen nach der Auffassung der pädagogischen Schulreformer in Hamburg und Bremen und nach dem Beispiel Fritz v. Uhdes, Wilh. Steinhausens, Hans Thoma's, Ludw. Richters, Fritz Mackensens (Bergpredigt), Eduard v. Gebhards, Louis Feldmanns (Jüngling zu Nain) und Rudolf Schäfers (Bibl. Bilder, Teubner), ganz in unsre Zeit und unsre Heimat zu versetzen, wird den heiligen Geschichten noch so viel Fremdländisches anhaften in Landschaft, Wohnräumen, Kleidung, Gewohnheit, Sitten .... daß unsre Schwachen kaum jemals diese Geschichten nacherleben können. Sie nur durchs Vorerzählen aufzufassen, und geschähe es auch in noch so einfachem kindlichem Tone[1]) und in sehr kleinen Abschnitten, immer und immer

[1]) Wie bei Wiedemann, Wie ich meine Kleinen d. bibl. Gesch. erz. Dresden, Meinhold & Söhne. 2 M. — Max Paul, Für Herz und Gemüt der Kleinen. Leipzig, Wunderlich. 3 M. — Friedr. Meyer, 32 bibl. Gesch. Lipsius & Tischer. 0,60 M. — Zurhellen-Pfleiderer, Wie erzählen wir den Kindern die bibl. Gesch. 4,50 M.



wieder: es bleibt unmöglich. — Man hat sich vielfach dadurch zu helfen versucht, daß man die Anzahl der biblischen Geschichten für die Hilfsschulen sehr verringerte und den Text sehr zusammenzog. Ob man damit aber das Richtige getroffen hat? Empfindet das Kind nicht vielmehr ein Bedürfnis, bei seinen Erzählungen bis in die letzten Einzelheiten zu gehen? Und ist der Wortlaut der Bibel nicht schon ein sehr kurzgefaßter Bericht einer Begebenheit! Für das Volk haben die heiligen Männer Gottes die Heilstatsachen aufgeschrieben, also für Erwachsene, denen man — und das gilt vom Neuen Testamente noch viel mehr als vom Alten — die wichtigsten Momente eines gottwohlgefälligen Lebens ohne viel Umschweife, ohne Einleitung und lange Vorbereitung kurz, klar und bestimmt vor die Seele stellen wollte. Wenn wir aber Kindern dieselben Geschichten darbieten, dann ist es durchaus notwendig, daß wir ihnen zu den Hauptereignissen auch den Untergrund und den Hintergrund zeigen. Durch Andeutungen, Vergleiche und durch Herausfragen dessen, was der eigentlichen Geschichte vorausgegangen sein könnte, im Kinde das Verständnis für die ganze zusammenhängende Begebenheit vermitteln zu wollen, mag für befähigte Schüler eine teilweise Berechtigung haben, im Unterrichte der Schwachen wird man bei Darbietung religiöser Geschichten wenig Glück damit haben. Die Wirkung aufs Gemüt wird durch solche Vorbereitung in den meisten Fällen entschieden stark abgeschwächt. Das, was die Verfasser der heiligen Schriften weggelassen haben, das sind ja gerade die einfachen Geschehnisse, die mit den Erlebnissen der Kinder so große Ähnlichkeit haben. Darum müßte es aus psychologischen Gründen die erste Aufgabe sein, gerade das auszumalen, was der biblische Text nicht berichtet, was er bei den Erwachsenen, für die er erzählt, als bekannt voraussetzt:

»Sie kommen! Sie kommen!« so riefen die Kinder in einer schmalen Straße der kleinen Stadt Kana. Alles eilte nach den Fenstern. Bald schaute Kopf an Kopf hinaus. Vier liebliche rotwangige Mädchen in weißen Kleidern gingen voran. Ein leichter Wind bewegte ihr lockiges Haar. Die kleinen Körbchen in ihrer Linken waren leer. Hinter ihnen kam das Brautpaar. »O, wie schön ist die Braut! Wie stattlich der Bräutigam!« so gings von Mund zu Munde. »Und der lange Zug,« rief ein Knabe! — So läßt Max Paul[1]) seine Darbietung der Geschichte von der Hochzeit zu Kana beginnen. Und wenn die Kinder vorher einmal vielleicht im Anschauungsunterricht Ludwig Richters Brautzug genauer betrachtet haben, so werden sie sich nun

[1]) Für Herz und Gemüt der Kleinen.

gewiß ganz hübsch ausmalen können, wie nach vollzogener Trauung dort in dem kleinen Kirchlein hinter dem Walde die Hochzeitsleute auf dem Wege, der zwischen den Wiesen dahinführt und über ein Bächlein zu ihrem Häuschen am Rande des Städtleins zurückkehren.

Wenn also auch die Vorgeschichte, die in der Bibel oft nur ganz kurz angedeutet ist, vom Lehrer selbst in möglichst schöner lebendiger Form und »in lückenlosem Fortschritt gegeben ist, so daß er die Kinder zwingt, alles, auch das Kleinste innerlich zu beobachten, so ist der Weg gewiß ein längerer, aber doch führt er schneller zum Ziele«.[1]) Zunächst wird dabei ja schon die Phantasie unsrer Schwachen, die oft recht zerfahren und mitunter sogar grotesk ist, gezügelt und in geordnete Bahnen gelenkt. Durch Erinnerung an früher gesehene Bilder oder durch erneutes Vorführen solcher wird ermöglicht, daß neben den Gehörsempfindungen noch Gesichtseindrücke auf die Seele unsrer Schüler einwirken. Und es kommt dadurch zu um so klareren Anschauungen »Was aber klar angeschaut ist, das haftet im Gedächtnis,[1]) und was im Gedächtnis sitzt, kann reproduziert werden.«

Schon im Mittelalter erkannte die Geistlichkeit, daß die ungeschulte und ungebildete Menge des Volkes, von denen in geistiger Beziehung sehr viele auf dem Standpunkte unsrer heutigen Hilfsschüler gestanden haben mögen, ebensowenig wie heute unsre schwachen Pfleglinge imstande war, lediglich durch Zuhören, durch Auffassung mit dem Ohr sich den Inhalt biblischer Geschichten zu eigen zu machen; daß mindestens noch der Reiz durch einen andern Sinn verstärkend hinzukommen müßte, um genügend starke Empfindungen hervorzurufen. Darum sehen wir heute noch in vielen alten Kirchen — namentlich in der Mitte Deutschlands — alle Wände und Säulen, sogar die schmalen Felder zwischen den Rippen an der Decke mit farbigen Darstellungen aus der Heilsgeschichte ausgeschmückt.

Am stärksten würde freilich im Religionsunterricht der Hilfsschule ähnlich wie im Anschauungsunterricht der durch Darstellen, durch Dramatisieren in Tätigkeit gesetzte Tastsinn zur Erweckung starker Empfindungen, klarer Vorstellungen und deutlicher Anschauungen mithelfen können, aber selbst bei vorausgegangener längerer Schulung durch andre Unterrichtsfächer haftet unsern Schülern doch noch immer soviel Ungeschicklichkeit an, zu der noch weiter hemmend die leichte Ablenkbarkeit hinzukommt, daß die Hoheit, die Würde der heiligen Geschichte wohl oftmals vollständig zerstört werden würde.

So muß man sich schon damit bescheiden, den Gesichtssinn

[1]) Meyer, 32 biblische Geschichten. Leipzig, Lipsius & Tischer.

allein als Helfer bei den Gehörseindrücken auf die kindliche Seele mitwirken zu lassen, also den biblischen Unterricht durch Bilder zu beleben. Um so wichtiger wird die Frage nach biblischen Bildern, die imstande sind, durchaus klare, deutliche Anschauungen zu vermitteln und die dabei die Wirkung aufs Gemüt nicht fehlen lassen.

Wenn es irgendwo gilt: Für Kinder ist nur das Beste grade gut genug, so am meisten jedenfalls hier bei den biblischen Bildern, die doch kaum einen andern Zweck haben können, als in unsern Schülern eine gute starke christliche Gesinnung zu wecken, und zu pflegen. Das Fremdländische darf nicht so in den Vordergrund treten, daß die Kinder nicht vertraut werden können mit den einzelnen Darstellungen, daß sie irre werden, daß sie im eigentlichen Sinne des Wortes sich nicht heimisch fühlen, sich nicht mit ihrem Herzen erwärmen können. Nicht einzelne Personen wollen wir den Kindern vorführen, als wollten wir einen Personen-Anschauungsunterricht treiben, sondern wirkliche Erlebnisse, die Höhepunkte des jeweiligen Geschehens. Wenn schon im Mittelalter soviele Altarbilder eine Dreiteilung zeigen und unsre modernen Meister gerade bei den ergreifendsten Begebenheiten (Fritz v. Uhde, bei der Weihenacht, Schmauk, bei dem verlornen Sohn, Schumacher, bei denselben Geschichten, außerdem bei denen von der Anbetung der Weisen, der Flucht nach Ägypten, dem zwölfjährigen Jesusknaben und bei den Leidensgeschichten) in einem Hauptgemälde und 2 Seitenbildern Aufstieg, Höhepunkt und Abstieg uns recht deutlich zum Bewußtsein bringen wollen, so ist es für unsre Schwachen noch viel, viel mehr erwünscht, daß man ihnen auch das Entstehen und den Ausgang einer Handlung im Bilde vorführen kann. Sie brauchen für jeden größeren Einzelvorgang einen Anhalt, eine Reproduktionshilfe. Von einzelnen Geschichten, z. B. vom barmherzigen Samariter haben mehrere Künstler jeder eine andre Begebenheit dargestellt; und zuweilen trifft sichs, daß sie im wesentlichen der Darstellung nicht so sehr abweichen, daß man nicht ihre Bilder nebeneinander in der Hilfsschule benutzen könnte. So ergänzen sich

1. Reukauf-Schmauk, Der barmherzige Samariter findet den Verwundeten.
2. Verlag Bethel, Bielefeld, Der barmherzige Samariter führt den Verwundeten zur Herberge.
   Verlag Kaufmann, Lahr, Baden, Nelsonbilder: dieselbe Szene.
3. Schäfer, Der barmherzige Samariter kommt mit dem Verwundeten in der Herberge an.

Im übrigen aber fehlt es noch sehr an solchen Bildern, wie wir

sie für unsern Unterricht brauchen. — Mit den farblosen biblischen Bildern von Schnorr von Carolsfeld habe ich schon als Kind nicht viel anzufangen gewußt. Aber ich gebe zu, daß manche von diesen Bildern durch die farbige Ausführung, die sie neuerdings durch Wagner und Prof. W. Zimmer erfahren haben, einfacher, klarer und übersichtlicher wirken.[1]) Mit gutem Erfolg habe ich verwendet die drei Sammelmappen der Meisterwerke christlicher Kunst, je 3 M., Leipzig, J. J. Weber und die Bibl. Bilder von Rud. Schäfer, Leipzig, Teubner, Mappe 4 M. »Schäfers Jesusgestalten, wie seine Predigthörer und Beter,« so schreibt die »Wartburg«, »reden die Sprache des deutschen Gewissens und des deutschen Gemütes so eindringlich, daß auch der künstlerisch ungeschulte Mann sie sofort versteht. — Seine Kunst ist frei von allem Überschwang, dabei von tiefer Gläubigkeit und Innigkeit.« — Darum können auch unsre Schüler Schäfers Bilder ohne weiteres verstehen.

Bei meinen weiteren Bemühungen, wirklich gute, biblische Bilder kennen zu lernen, die für den Unterricht in der Hilfsschule ganz besonders geeignet sind, habe ich ganz hervorragend schöne Darstellungen aus dem Alten und Neuen Testament zu Gesicht bekommen. Ich nenne davon in erster Linie Nelsons große biblische Wandbilder in Dreifarbendruck ausgeführt: 12 aus dem Alten, 12 aus dem Neuen Testament, Lahr, Baden, Verlag Ernst Kaufmann (12 Bilder auf Holzrolle mit Kordel zum Aufhängen 10 M.). Der Verlag legt großen Wert auf die historisch getreue Wiedergabe der orientalischen Gewandungen, und doch drängen sich diese infolge der prächtigen und dabei durchaus natürlichen Farbenwirkung gar nicht als etwas Fremdes auf. Geradezu ergreifend ist die Darstellung von Jakobs Traum, von Ruth und Naemi, von dem Knaben Samuel, vom barmherzigen Samariter, von Jesus dem Kinderfreund.

In 2. Linie seien genannt Dr. Reukauf-Schmauk, Neue biblische Wandbilder in vielfachem Farbendruck ausgeführt. Zu jedem Testament 4 Serien zu 6 Blatt. Jede Serie 12 M., Stuttgart, Verlag K. Havlick. Sie fanden bei ihrem Erscheinen eine freudige ja teilweise sogar eine begeisterte Aufnahme. »Die Bilder wollen einen charakteristischen Moment aus der betreffenden biblischen Erzählung darstellen, der in künstlerischer Weise erfaßt, die seelischen Ereignisse veranschaulicht. Und das ist bei den packendsten Geschichten, namentlich aus dem Leben Jesu ganz trefflich gelungen. Die landschaftliche Eigenheit und die orientalische Kleidung tritt für unsre Schwachen allerdings

[1]) Verlag E. Kaufmann in Lahr i. Baden.

manchmal etwas zu stark vor die Augen. Trotzdem ist anzunehmen, daß diese Kunstblätter von Karl Schmauk leicht Eingang in Hilfsschulen finden werden, weil der Verlag sich das große Verdienst erworben hat, dieselben Bilder in fast gleicher Ausführung in kleinem Format 27 × 19 cm herauszugeben und zwar in kleinen Büchlein: Vom Heiland und vom Gottesreich 0,25 M. und Jesu Leidenszeit 0,45 M., Geschenkausgabe 0,85 M., die neuerdings auch in Einzelblättern, auf Karton gespannt zu 10 Pf. abgegeben werden. Somit ist es möglich, jedem einzelnen Hilfsschulkinde im Unterricht das betreffende Bild zum Erzählen in die Hand zu geben. Das Beste bleibt uns bis zuletzt vorbehalten. Es sind allerdings keine großen Wandbilder, die wir vor der Klasse aufhängen könnten. Es sind 2 Kunstwerke in Buchform, aber so groß die einzelnen Kunstblätter, daß wir sie in den kleinen Hilfsschulklassen sehr wohl beim Unterrichte vor den Kindern aufstellen können. Das erste dieser beiden Werke ist: Schönster Herr Jesus! Das Leben Jesu in 52 farbigen Bildern nach den Originalgemälden von R. Leinweber. Mit erläuterndem Text von Ernst Schreiner. In Prachteinband gebunden 6 M., mit Goldschnitt 8 M.; Chemnitz (Sa.), Verlag Gottlob Koezle. Davon sind Sonderdrucke erschienen in 25 kleinen Kärtchen in Vierfarbendruck (100 Kärtchen 2,50 M.) und in 42 Lehrmittelkarten[2]) mit vollständigem Bibeltext auf der Rückseite, in feinem Vierfarbendruck 3,50 M. Sie sind auf besondern Wunsch für die Schule hergestellt worden, und das wird von den Lehrenden an Hilfsschulen mit ganz besondrer Freude begrüßt werden. Können wir doch damit jedem einzelnen Kinde mindestens eine ebensolche Hilfe beim Erzählen in die Hand geben wie in den genannten 2 Büchlein und den Einzelbildern von Reukauf-Schmauk.

Aber »die Darstellungen von R. Leinweber sind ganz anders, als wir sie bis jetzt gewohnt sind; in leuchtenden Farben oder vom bleichen Mondlicht übergossen malt er die heiligen Gestalten in ganz neuer Auffassung vor unsern Augen«.[1]) »In diesem Werk leistet der von Gott inspirierte Künstler wohl das Höchste, was ihm gegeben wurde. Er wird zum Zeitgenossen Jesu und erlebt die geschichtlichen Vorgänge des Lebens Christi leibhaftig mit, durch und durch religiös, von brennender Liebe zu dem Träger der heiligen Tragik erfüllt,« vermag er es, uns einen Blick tun zu lassen in die Seelen der Menschen, die jemals mit dem Heiland in Berührung traten. Er-

[1]) P. Modersohn.
[2]) Ferner bei Hirsch, Konstanz 11 größere Wandbilder i. Form. 33 : 24, je 0,30 M.

greifend schildert er uns, in ihrem Antlitz und an ihrer Körperhaltung, was sie bewegte, seelisch packte und tief erschütterte. Freudig erstaunt war ich, als ich vor kurzem »Das Leben Jesu« kennen lernte von Phil. Schumacher und Joh. Keßler, Hofprediger und Garnisonpfarrer in Potsdam, 25 M., Berlin SW. 11, Verlag Neufeld & Henius. Dieses Werk übertrifft sowohl hinsichtlich der meisterhaft schönen Form der Sprache des begleitenden Textes, als auch in bezug auf die reiche Anzahl der Bilder, die künstlerische Art der Darstellung, die prächtige durchaus klare Farbenwirkung, die Anordnung der Haupt- und Seitenbilder, die innerliche Erfassung der dargestellten Begebenheiten, das seelische Ergriffensein der beteiligten Personen alles, was ich mir bisher über die Ausführung biblischer Bilder gedacht und erträumt hatte. Es ist ein in sich abgeschlossnes Werk, das nicht bloß eine Auswahl, sondern fast das ganze Leben Jesu uns vor Augen führt, und in so einfacher, klarer Darstellung, so packend, auch das Kindergemüt ergreifend, daß ohne Zweifel unsre Schwachen alle diese Bilder von Phil. Schumacher schneller und leichter verstehen werden als alle vorher genannten. Darum muß man auch wünschen, das ganze Werk möchte in Einzelblättern vervielfältigt werden, und der biblische Unterricht möchte bis zum Beginn der Konfirmandenstunden überhaupt nur an der Hand **dieser** Bilder gegeben werden, von denen zu geeigneter Zeit jedes Kind das gleiche Blatt vor sich haben sollte.

Dann brauchten wir unsre Schüler erst auf der Oberstufe mit Darstellungen andrer Künstler bekannt zu machen. Es wird nicht schwer sein, ihnen zum Verständnis zu bringen, daß dieser oder jener Maler, der natürlich die Geschichte nicht selbst erlebt, sich gedacht hat, sie könnte auch so sich zugetragen haben, in solcher Umgebung, unter Menschen, die so gekleidet waren, wie er es dargestellt hat. Daß nicht nur einmal, während der ganzen Zeit, in der Jesus auf Erden gewandelt hat, Mütter ihre Kindlein zu ihm gebracht haben, das werden die Kinder dann auch verstehen. Diese Erzählung wird sich ebenso wie die von den wunderbaren Krankenheilungen des Herrn durchs ganze Land verbreitet haben. Oft genug wird sich Jesus an verschiedenen Orten und jedesmal vielleicht in andrer Umgebung mitten unter Kindern befunden haben. Selbst wenn wir 100 Bilder hätten von Jesus dem Kinderfreund, so könnten sie alle genau der Wirklichkeit entsprechen. Und wenn Christus heute mal unvermutet zu uns kommen würde, in unserm Lande von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf wandern würde! Wer sich mal mit diesem Gedanken vertraut gemacht hat, der wird doch gewiß wenigstens im Traume sich auch ein Bild davon zurecht gedacht und ausgemalt

haben. Wie sah das aus? Wie Hans Thoma, E. v. Gebhardt und Fritz von Uhde sich das erträumt haben, das wollen wir im letzten Schuljahre den Kindern zeigen in den Kunstgaben, herausgegeben von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege je 1 M., Mainz, Jos. Scholz und in den 14 Künstler-Wandbildern des Kunstverlags K. Hirsch, Konstanz, je 0,30 M., Format 34 : 25 cm. In einer dieser Hefte betitelt: »Vom Heiland« sehen wir das Jesuskind ängstlich an seine Mutter sich anlehnend, die selber mit etwas Bangigkeit den drei Weisen aus dem Morgenlande entgegensieht, die in das armselige Stübchen hereintreten und mit kostbaren Gaben das Kind beschenken wollen. Es ist ein Bild Fritz von Uhdes, das unserm deutschen Empfinden sofort entgegenkommt, bei dem auch unsre Schwachen sich an die Stelle dieser ganz und gar deutsch empfundenen Mutter und ihres kleinen zarten Kindes denken und mit ihnen fühlen können. Diesem Bild gegenüber lassen die nach orientalischer Auffassung dargestellten Bilder von den drei Weisen unser Gemüt ganz kalt. »Und wie einfach sind die Mittel, durch die Steinhausen den handelnden Christus aus seiner zeitgeschichtlichen Umgebung herauslöst, daß er uns allen naht an Stätten, die uns vertraut, in Stunden, da er uns willkommen ist! Im groben, faltigen Leibrock steht der gewaltige Seeprediger vor uns, das Antlitz von herben Furchen durchzogen. Denn ihn jammert der Irregehenden, daß er sie nicht zu ihrer Seele Heimat leiten kann, obschon des Vaters Herrlichkeiten auch ihnen bereitet sind. Unter dem Eindruck der lichtspiegelnden Klarheit des Sees heilt er den Blinden. Auf den kahlen, zerrissenen Höhen der Erde durchkostet der Gekreuzigte die ganze Nacht einer licht- und lieblos gewordenen Welt; am strahlenden Frühlingsmorgen hat der Auferstandene die Macht der Hölle überwunden. — »Wie ein Hohlspiegel sammelt Steinhausens leidenschaftlich empfindende Seele alle Strahlen suchenden und anbetenden Glaubens auf diesen Jesus, wie er unter den Menschen ein und ausging.« So schildert Gerhard Krügel die religiöse Kunst Wilhelm Steinhausens. Aber noch ist keins von den hier erwähnten Bildern in einer billigen Kunstgabe ins Volk gedrungen.[1]) Möchte dieser Hinweis mithelfen, daß uns bald eine zweite Steinhausen-Mappe vielleicht von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege geschenkt werde.

[1]) Als bibl. Anschauungsbilder sind kürzlich 5 davon bei Rud. Schick & Co. in Leipzig (je 4 M.) erschienen: 1. Tochter des Jairus, 2. Jesus der Kinderfreund, 3. Gethsemane, 4. Maria und Martha, 5. Die Jünger von Emmaus, davon das erste und dritte ganz wundersam ergreifend.

B. Mitteilungen.

1. Die Intelligenz-Prüfung der kriminellen Jugend und deren Ergebnis.

Von Kriminalpädagoge Béla Tabajdi-Kun-Budapest.

In dem Momente, wo wir den Intellekt der kriminellen Jugend zum Gegenstand einer eingehenden Prüfung machten, um mit dem sich daraus ergebenden Resultate ernstlich zu rechnen, ist die Experimental-Pädagogik bei einem Abschnitte von einschneidender Wichtigkeit angelangt.

Dies bezeugen zwei bedeutende Neuerscheinungen auf dem Gebiete der Kinderfürsorge, und zwar das Sondergericht für Straftaten Jugendlicher (Jugendgerichthof) und die neue Strafgesetznovelle, in derem Sinne die Intelligenz- und Moralitätsentwicklung der strafrechtlich zur Verantwortung zu ziehenden Jugendlichen — unter Berücksichtigung ihres Lebensalters — einer Prüfung zu unterwerfen ist.

Da nun weder eine Verfügung noch eine Instruktion erfolgte, auf welche Art und Weise diese Prüfung vorgenommen werden soll, wurde es dem Berufs-Kriminalpädagogen zur Aufgabe, jene Mittel festzustellen und allmählich anzuwenden, welche zur gründlichen Lösung dieser Frage sich als unbedingt notwendig zeigen.

In Ungarn wurden, meines Wissens, von Berufs-Kriminalpädagogen bisher noch keine Intelligenzprüfungen an der kriminellen Jugend vorgenommen, wenigstens sind Resultate aus solchen bisher nicht bekannt geworden.

In dieser Hinsicht sind aber wir den westlichen Staaten gegenüber nicht weit zurück, da bisher weder die in Belgien und Frankreich, noch die in Deutschland erscheinende, den Besserungs- und Strafanstalten zur Verfügung stehende Fachpresse irgend eine Notiz brachte aus welcher hätte entnommen werden können, daß in diesen Ländern Intelligenzprüfungen an der kriminellen Jugend vorgenommen wurden.

Wir finden zwar in diesen Zeitschriften einzelne Abschnitte, in denen uns wertvolle kriminal-anthropologische Beobachtungen tabellarisch vor Augen geführt werden, doch figurieren in diesen Statistiken die Verbrecher im allgemeinen und nicht die kriminelle Jugend im besonderen, weshalb sie demjenigen Kriminalpädagogen, der sich ausschließlich mit den jugendlichen Kriminellen befaßt, keinerlei aufschlußgebendes Zahlenmaterial bieten.

Im Rahmen meines Aufsatzes bleibend, will ich mich nicht in weitere literarische Ausführungen einlassen und nur darauf die Aufmerksamkeit lenken, daß auch die diesbezügliche ungarische Literatur sich mit dieser Frage nicht besonders befaßt und wir ihr nur die Kenntnis verdanken, daß bei einem großen Prozentsatz der jugendlichen Kriminellen eine verminderte geistige Entwicklung einwandfrei festgestellt wurde.

Nachdem von allen Intelligenzprüfungs-Methoden die auf der ganzen Erdrunde erprobte Binet-Simonsche sich als die vollkommenste bewiesen hatte und demnach am besten bewährte, habe ich meine Untersuchungen nach diesem Systeme durchgeführt und, um ein richtiges Bild zu erhalten, auf eine größere Anzahl Jugendlicher ausgedehnt.

Die Binet-Simonsche Methode hat den Vorzug, daß sie die Verstandeskraft nicht einseitig, sondern verschiedenartig in Bewegung setzt und mit Hilfe der an das Lebensalter sich anschmiegenden Probe den intellektuellen Gehalt und den Intelligenzgrad genau feststellen läßt, so ein getreues Bild der geistigen Entwicklung des jugendlichen Kriminellen widerspiegelnd.

Vom Standpunkte der Kriminalpädagogik erblicke ich in der Intelligenzprüfung den ersten Schritt zum Aufbau der positiven Kriminalpädagogik und lege derselben einen solch hohen Wert bei, daß meiner festen Überzeugung nach eine wirksame, erfolgreiche kriminalpädagogische Arbeit vollkommen ausgeschlossen ist, solange die in Besserungs- resp. Strafanstalten untergebrachte kriminelle Jugend nicht einer systematischen Intelligenzprüfung unterworfen wird.

Die Hauptfrage ist nun: »Wann soll diese Prüfung stattfinden?«

An erster Stelle gebe ich der von mir fanatisch verfochtenen Auffassung Raum, daß schon der im vorläufigem Gewahrsam genommene Jugendliche (also ehe er vor den Richter tritt), der Intelligenzprüfung unterzogen werden sollte, wodurch nur geistig und moralisch vollkommen Entwickelte verurteilt, hingegen die geistig und moralisch zurückgebliebenen Angeschuldigten strafrechtlich nicht zur Verantwortung gezogen würden, was auch im Geiste des Gesetzes das allein Richtige wäre.[1])

Sollte ich aber mit der hier aufgestellten Forderung gleich zu weit gegangen sein, außer Acht lassend, daß die Berufskriminalpädagogik sich ja noch in den Kinderschuhen befindet, so komme ich zu der bescheideneren, aber um so entschiedeneren Forderung, daß der Fürsorgezögling oder jugendlich Kriminelle gleich in dem ersten Zeitraum seiner Unterbringung in der Besserungs-, resp. Strafanstalt, der Intelligenzprüfung unterzogen werden müßte, wozu sich vorzüglich jener Zeitabschnitt eignen würde, den jeder Zögling oder Häftling, der progressiven Strafdurchführung entsprechend, anfangs in Abgesondertheit zuzubringen hat.

Das Ergebnis der Intelligenzprüfung bietet den Grundstein, auf welchem sich die individuelle Erziehung und ebensolcher Unterricht aufbauen läßt. Ohne vorerwähnte Maßnahme erreichen wir weder das Eine noch das Andere, ist doch ohne Kenntnis des Individuums selbst eine individuelle Erziehung ausgeschlossen.

Wird nun der Kriminalpädagoge, erkennend die geistige Entwicklung des Jugendlichen, auch wissen, wo er mit der geistigen und wo er mit der moralischen Ausbildung zu beginnen hat? Wird er beurteilen können, um wieviele Grade die geistige und moralische Entwicklung zurückgeblieben ist und ob diese in mangelhafter Schulbildung, Verwahrlosung oder in geistigem Defekt ihren Ursprung hat? Wird er feststellen können ob und in welchem Maße Neigung zur Arbeitsausbildung vorhanden ist?

Hier verbündet sich nämlich die Kriminalpädagogik mit der heilpädagogischen Erziehungsfrage, deren Lösung aber auch klar ersichtlich ist, denn die Kriminalpädagogik wird einfach gleichzeitig Heil-

[1]) Wohin würde das führen, da ja die meisten jugendlichen Gesetzesbrecher geistig und moralisch »zurückgeblieben« oder ungenügend entwickelt sind? —

Die Schriftleitung. Trüper.

pädagogik, welche berufen ist dem geistig Minderwertigen, bis zu einem gewissen Grade, heilende Erziehung angedeihen zu lassen.

Hier will ich nun gleich einflechten, daß ich, nach dem Detailergebnis der von mir vorgenommenen Intelligenzprüfung, bei einem großen Prozentsatz der kriminellen Jugend Abnormitäten zahlreicher Art beobachtete und werden die gefundenen geistigen Defekte und Mängel, vom psychiatrischen Gesichtspunkte betrachtet, dem Kriminalpädagogen ein wichtiger Anhaltspunkt und ein wesentlicher Behelf zu erfolgreicher Arbeit sein. Der Irrenarzt stellt bekanntlich nur die Kategorie des Schwachsinns fest, d. h. ob wir einem Debilen (Schwachbegabten) resp. einem Imbezillen (intellektuellen Geistesschwachen) oder einem Idioten (Schwachsinnigen höheren Grades) gegenüberstehen, die Hauptaufgabe aber, eine eventuelle Besserung des Zustandes herbeizuführen, überläßt er dem Kriminalpädagogen. Die Bestimmung einer verläßlichen Diagnose wird leider noch sehr beeinflußt durch den Umstand, daß wir nicht wissen können, ob die verminderte Geisteskraft in schon eingetretenem Stillstand des Gehirnentwicklungs-Prozesses oder nur in äußerst langsamer Emancipation ihren Ursprung hat, da durch die heutigen Intelligenzprüfungs-Methoden man nur den Grad der geistigen Entwicklung bestimmen, aber nicht die Ursache der Abnormalität aufklären kann. Obzwar die Binetschen Feststellungen sich abermals als richtig erwiesen, da die Idioten nie das Intelligenzalter von 3—5 Jahren, die intellektuellen Geistesschwachen nie das von 5—7 und die andauernd Schwachbegabten nie das Intelligenzalter von 10 Jahren überragten,[1]) wird trotzdem die psychiatrische Beobachtung,[2]) und zwar aus vorerwähnten Gründen, unvermeidlich sein.

Ehe ich auf die von mir vorgenommene Intelligenprüfung an der kriminellen Jugend im speziellen eingehe, veröffentliche ich nachstehend das Resultat einer von Mathias Eltes, Direktor der städtischen Hilfsschule in Budapest, an ungarischen Kindern vorgenommenen Intelligenzprüfung, deren Detailergebnis uns einen festen Maßstab bietet, an Hand dessen wir nachher beide Prüfungsergebnisse zueinander in Beziehung bringen können.

Eltes nahm diese Prüfung zur Erprobung des Binet-Simonschen Systems vor. Als Material dienten ihm aus Budapester Kindergärten und hauptstädtischen Volks- und Bürgerschulen 342 normale Zöglinge im Alter von 3—16 Jahren und 170 abnormale Zöglinge der Hilfsschule, von welch letzteren bereits teils durch Volksschullehrer teils durch ärztliche Untersuchung festgestellt war, daß sie mit gleichaltrigen Schülern in der Ausbildung nicht Schritt halten konnten und aus diesem Grunde in die Hilfsschule gehören.

Bei den normalen Kindern kam Eltes zu folgendem Ergebnis:

(Siehe Tabelle S. 146 oben.)

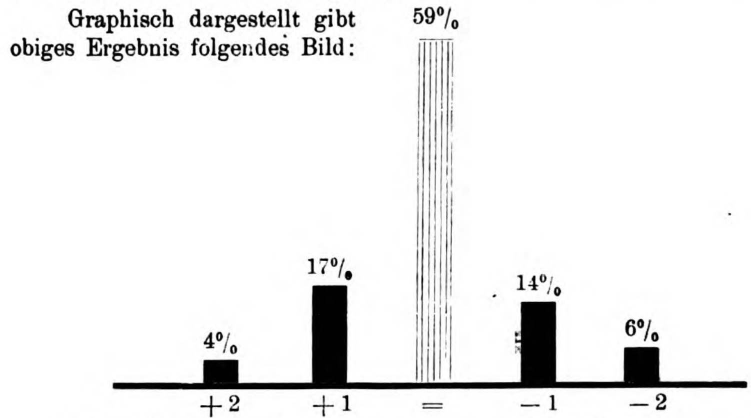
Bei den normalen Kindern stimmte demnach Intelligenz- mit Lebens-Alter bei dem hohen Satz von 59 % überein.[3]) Gleichzeitig sehen wir

[1]) Das ist Binets Ansicht, die in vieler Hinsicht einer kritischen Nachprüfung bedarf. Tr. — [2]) Warum soll denn der Kriminalpädagoge das nicht selbst beobachten und feststellen? Tr. — [3]) Stimmt denn bei normalen Kindern Intelligenz- und Lebensalter nicht immer überein? Jede Abweichung wäre doch abnorm. Tr.

Lebensalter von	Ergebnis der Intelligenzprüfung					Anzahl der geprüften Kinder
	+ 2 2 Jahre	+ 1 1 Jahr	= normal	— 1 1 Jahr	— 2 2 Jahre	
	im Vorteil waren		waren	Rückstand zeigten		
3—13 Jahren	**14**	**57**	**194**	**37**	**9**	**311**
14 Jahren		2	7	5	4	18
15 „			2	3	3	8
16 „				2	3	5
In Summa	14	59	203	47	19	342
In Prozenten	4	17	59	14	6	100

auch wo, und um wieviele Grade sich geistiger Vorteil oder Rückstand, im Verhältnis zum Lebensalter zeigte.

Graphisch dargestellt gibt obiges Ergebnis folgendes Bild:



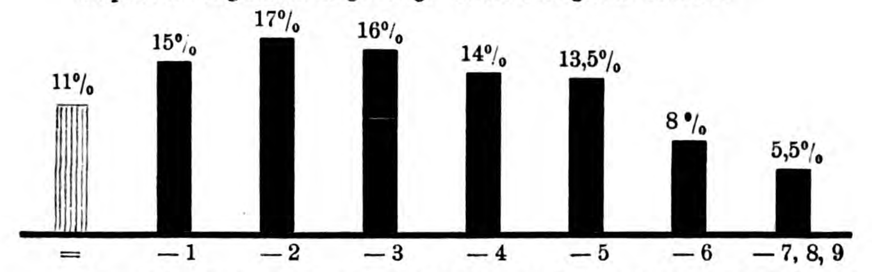
Die » ‖ « Säule demonstriert die normalen, die »+ 1« und »+ 2« resp. »— 1« und »— 2« Säulen die den Normalen gegenüber um 1 resp. 2 Jahre geistig im Vorteil »+«, resp. im Rückstand »—« befindlichen.

Eltessches Prüfungsergebnis an den abnormalen Kindern:

Im Alter von	Stimmten überein	0	— 1	— 2	— 3	— 4	— 5	— 6	— 7	— 8	— 9	Zusammen
		Jahre Rückstand zeigten										
7—13 Jahren	—	**18**	**25**	**29**	**20**	**22**	**13**	**3**	**1**	—	—	**131**
14 Jahren	--	—	—	1	5	1	4	3	1	—	—	15
15 „	—	—	—	1	1	—	4	2	1	1	—	10
16 „	—	—	—	—	1	—	1	4	1	1	—	8
17 „	—	—	—	--	—	1	1	1	1	—	1	5
18 „	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	1
Zusammen in abs. Zahlen	—	18	25	31	27	24	23	13	6	2	1	170
In Prozenten	0	11	15	17	16	14	13,5	8	3,5	1	1	100

Die beiden Tabellen zeigen klar die auffallenden Unterschiede zwischen den normalen und den abnormalen Kindern. Während bei den Normalen zwischen Lebensalter und Intelligenz-Entwicklung bei 59 % die Parallele gezogen werden konnte, stimmte Lebensalter mit Intelligenzalter bei den Abnormalen nur bei 11 % überein. Die sogenannten Supernormalen betrugen 21 %, von denen selbstverständlich unter Abnormalen[1]) keine Spur zu finden ist, dagegen erheben sich die Subnormalen, deren wir unter den Normalen nur 20 % haben, bei den Abnormalen auf 89 %.

Graphisch dargestellt zeigt obige Tabelle folgende Säulen:



Die von mir vorgenommene Intelligenzprüfung erstreckte sich auf 200 jugendliche Kriminelle und 44 mir zur heilpädagogischen Erziehung überwiesene Zöglinge. Von den ersteren hatten 62 % irgend welchen Schulunterricht genossen. Die letzteren waren zur Heilpädagogik direkt auserwählt, da die ärztliche Prüfung bei ihnen ergeben hatte, daß sie teils intellektuell geistesschwach (Imbezille), teils Schwachsinnige höheren Grades (Idioten) usw., sind.

Die jugendlichen Kriminellen waren zum größten Teile vom Budapester- und Pesterkreis-Jugendgerichtshöfen verurteilt. Die von ihnen begangenen Straftaten verteilten sich prozentual folgendermaßen: Diebstahl 85 %, Unterschlagung mit Diebstahl 5 %, Einbruchdiebstahl 6 %, Notzucht 2 %, Unzucht 1 % und vorsätzlicher Todschlagsversuch 1 %, wofür sie zu Freiheitsstrafen von 15 Tagen bis zu 4 Jahren, (letztere unter dem Prüfungsmaterial die Höchststrafe) verurteilt wurden.

Im Interesse der Einheitlichkeit und zuverlässigen Verwendungsfähigkeit der zu gewinnenden Angaben mich streng laut Anleitung an die Binet-Simonsche Methode haltend, kam ich zu folgendem Detail-Prüfungsergebnis:

(Siehe Tabelle auf S. 148.)

Lebensalter und Intelligenzalter stimmten bei 3 % überein. Die Supernormalen betrugen 2 %, die Subnormalen (wenn man auch 2 bis 3jährigen Geistesrückstand zeigende noch als solche betrachtet) figurieren mit 20 %. Nimmt man aber nur die 3 %, bei welchen Intelligenz mit Lebensalter übereinstimmte und rechnet hierzu die 2 % der Supernormalen, so kommt man zu dem Ergebnis, daß **95** % der kriminellen Jugend die Normalintelligenz nicht erreichte. Traurig, aber wahr!!!

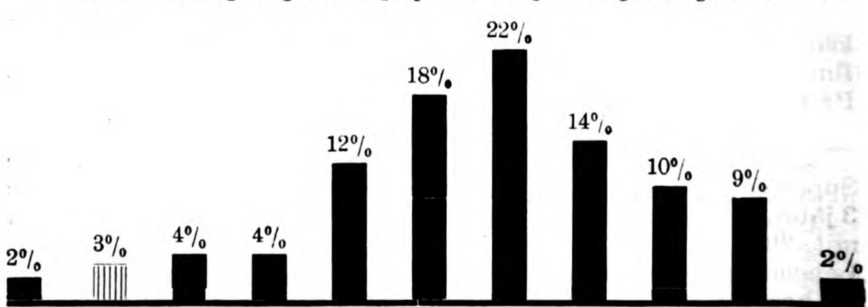
Die Objektivität meines Ergebnisses bestätigt der Leiter des königl.

[1]) Die »Supernormalen« sind doch auch abnorm. Tr.

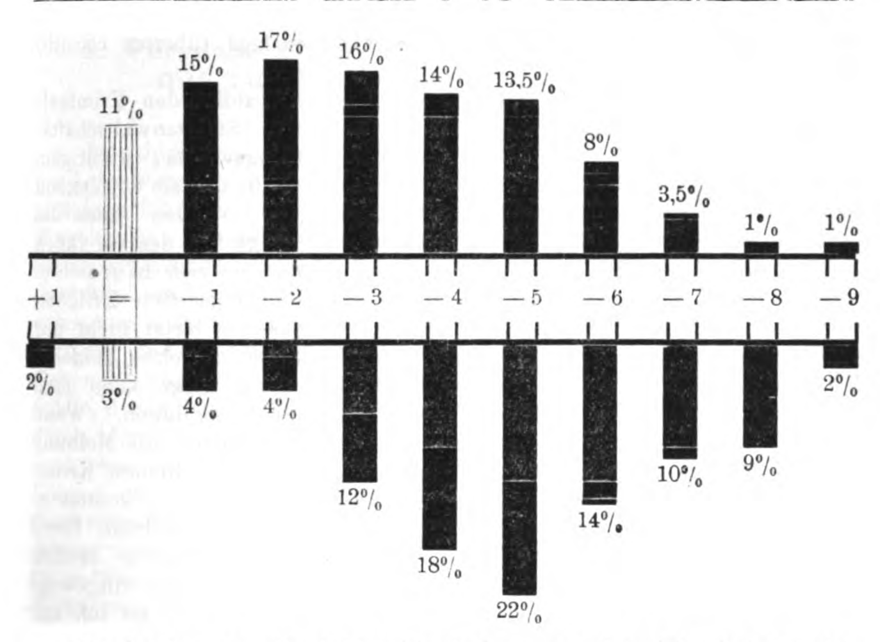
In Summa	Lebensalter	Im Vorteil waren um zum Lebensalter +2	+1	Überein stimmten	−1	−2	−3	−4	−5	−6	−7	−8	−9
					Jahre im Rückstand gegen Lebensalter								
4	14 Jahre	—	—	—	—	—	—	4	—	—	—	—	—
26	15 "	—	—	2	—	—	4	8	10	2	—	—	—
54	16 "	—	2	—	2	8	6	8	12	10	2	4	—
82	17 "	—	2	4	6	—	12	12	18	16	8	2	2
32	18 "	—	—	—	—	—	—	4	4	—	10	12	2
2	19 "	—	—	—	—	—	2	—	—	—	—	—	—
200	In Summa in absol. Zahlen	—	4	6	8	8	24	36	44	28	20	18	4
100	in Prozenten	0	2	3	4	4	12	18	22	14	10	9	2

Ung. Laboratoriums für psychologische Heilpädagogik, Privatdozent Dr. Paul Ranschburg. Anläßlich eines Fortbildungs-Lehrkurses, eingerichtet für Richter und Staatsanwälte der Jugend-Gerichtshöfe und Patronage-Beamte, kam in seinem 1. Vortrage Ranschburg zu der summarischen Schlußbemerkung, daß »von den verwahrlosten Kindern und Jugendlichen ungefähr die Hälfte normal ist, aber auch von diesen zeigt als Folge der Verwahrlosung ein ansehnlicher Teil Symptome körperlicher und seelischer Entartung. Die andere Hälfte der verwahrlosten Kinder und Jugendlichen weist unzweifelhafte Symptome der zahlreichen Abnormalitäten auf, die sich in die Gruppen der Psychopathen, Geistesschwachen und Geisteskranken verteilen«. In seinem 2. Vortrage erwähnt Ranschburg, daß »die sich anscheinend zeigende Erfolglosigkeit in der Behandlung der verwahrlosten geistig Normalen und Kriminellen, ohne jeden Zweifel zum Teil auf das Kerbholz solcher Abnormaler zu schreiben ist, welche man versuchte normalerweise zu erziehen«.

Mein Prüfungsergebnis graphisch dargestellt gibt folgende Säulen:



Stellen wir nun diesem das graphische Ergebnis der von Eltes an den abnormalen Kindern vorgenommenen Intelligenzprüfung gegenüber, so erhalten wir folgendes Bild:



Vergleicht man die beiden Ergebnisse, so zeigt sich, daß bei den abnormalen Kindern der Hilfsschule das Intelligenzalter mit dem Lebensalter bei 11 % übereinstimmte, während bei der kriminellen Jugend dies nur bei 3 % der Fall war. Mithin ist die Intelligenz der kriminellen Jugend noch geringer als die der ausgesprochen abnormalen Kinder!!.

Weiter forschend sehen wir, daß bei den abnormalen Zöglingen der Hilfsschule der sich über — 2 Intelligenzjahre hinaus erstreckende geistige Rückstand allmählich prozentual geringer wird, während bei den jugendlichen Kriminellen der Prozentsatz des geistigen Rückstandes bis zu einer 5jährigen Minderwertigkeit andauernd steigt und auch dann noch immer eine größere Rolle spielt als bei den abnormalen Kindern, denn dort figuriert der 6 bis 9jährige Geistesrückstand nur mit $13\frac{1}{2}$ %, während er bei den jugendlichen Kriminellen auf 35 % steigt!!.

Ferner sehen wir, daß unter den jugendlichen Kriminellen 2 % Supernormale hervorragten. Dies findet darin seine Erklärung, daß unter den jugendlichen Kriminellen wir auch solche finden, die sich nicht aus endogenen, sondern aus exogenen Gründen gegen die Paragraphen des Strafgesetzbuches vergangen hatten, und zwar zumeist durch sich zufällig bietende Gelegenheit, und so in die kleine Gruppe der Gelegenheitsverbrecher eingeteilt werden können. Es sind dies zum größten Teile Kinder besserer Familien, die eine sorgfältige Erziehung genossen, ja zum Teil schon höhere Klassen der Mittelschule besuchten und bei denen festgestellt werden konnte, daß sie das zur Bestrafung erforderliche Unterscheidungs-

vermögen (libertas judicii) und das Entschlußvermögen (libertas consilii) besaßen.

In den Intelligenprüfungs-Ergebnissen werden außer den Kriminalpädagogen u. a. die Richter der Jugendgerichtshöfe, Staatsanwaltschafts- und Patronage-Beamte usw. in ihrem verantwortungsvollem, wichtigem Berufe einen großen Vorteil sehen und besonders darin, daß sie der Jugend intellektuelle Individualität werden erkennen können. Werden ihnen die geistige und moralische Verfassung und sonstige Fähigkeiten des vor ihnen erscheinenden Jugendlichen bekannt sein, so werden sie sich hierauf in ihrem Urteil besonders stützen können. Die heute den Gerichtsverhandlungen als Fundament dienende »Umgebungslehre« bietet nicht nur bezüglich der Geistes- und Moralitätsentwicklung des Jugendlichen keinerlei Orientierung, sie ist sogar oft direkt wertlos. Diese Klage kann man selbst von den Richtern der Jugendgerichtshöfe oft genug hören. Wenn aber das Ergebnis der Intelligenzprüfung des Angeschuldigten, die Meinung des Psychiaters und eventuell die Schulzeugnisse des jugendlichen Kriminellen dem Richter vor der Verhandlung bekannt sein werden, kommt er nicht nur zu einer anderen Auffassung, sondern er wird in seinem Urteil eine der Zukunft des Jugendlichen entsprechende Verfügung treffen. Einzelne noch nötige Aushilfsangaben wird man auf dem Verwaltungswege leicht beschaffen können. In der hier geschilderten Weise denke ich mir im Prinzip die Verwirklichung der wahrhaften, vollendeten Individualität und dieser folgend eine individuelle Erziehung im strengsten Sinne des Wortes.

So wird man absondern resp. trennen können die verwahrlosten Normalen und die jugendlichen Kriminellen, die mit auffallender Begabung und Neigung gesegneten genialen Kinder. die vernachlässigten und verlassenen zur Zwangserziehung (Besserungserziehung) tauglichen, ferner die Normalen, die intellektuellen Geistesschwachen, die blöden und geisteskranken Jugendlichen usw. Mit nur ein wenig gutem Willen könnte man diese Selektion in den bereits bestehenden unter justizbehördlicher Aufsicht stehenden Besserungsanstalten und Strafhäusern für Jugendliche leicht vornehmen und wäre mit dieser gleichzeitig die Frage der theoretischen und praktischen Ausbildung der Berufskriminalpädagogen gelöst.

Meinem bescheidenen Können entsprechend, aber mit bestem Willen habe ich mich bemüht aus den Ergebnissen der von mir vorgenommenen Intelligenzprüfungen die nötigen Schlüsse zu ziehen und auf die Wichtigkeit der im Interesse der Angelegenheit sich als brauchbar erweisenden Beobachtungen und deren bestmöglichste Verwertungsart hinzuweisen. Mit Gegenwärtigem wollte ich auch nur hauptsächlich eine Skizze von jener Arbeit geben, deren Ausführung im Detail mich gegenwärtig beschäftigt.

Es wird sich aus diesem Grunde in dieser Skizze auch noch viel Mangelhaftes befinden, wofür ich um gütige Nachsicht bitte.

2. Versuche zur Lösung der Einheitsschulfrage und zur Förderung begabter Schüler.

Von E. Saupe in Halle.

In zahlreichen Städten sind die Schulverwaltungen den Anregungen der Lehrervereine zur Vereinheitlichung des Schulwesens und zur Förderung befähigter Schüler nachgegangen und haben versucht, einige Teilfragen der Einheitsschulfrage zu lösen. Zwar ist der Gedanke einer allgemeinen Volksschule als Grundschule für alle weiterführenden Bildungsanstalten, der jetzt theoretisch mehr und mehr anerkannt wird, noch wenig zur Durchführung gekommen. Man beschränkt sich darauf, befähigten Schülern den Besuch mittlerer und höherer Schulen zu ermöglichen und zu erleichtern. Solche Versuche sind zumeist nur in den Großstädten gemacht worden. Einige Städte, deren Schulwesen durch Umwandlung von Schulhäusern in Kasernen, durch Einberufung tüchtiger Lehrkräfte und infolge zahlreicher wenig erfahrener Lehrerinnen im Kriege besonders leidet, haben mit Recht die Lösung der Frage nach irgend einer Richtung vertagt, zumal auch die Schulverwaltungen der Bundesstaaten später auf dem Wege der Gesetzgebung oder der Verwaltung Anregungen und Richtlinien geben werden. Es sollen im folgenden einige Versuche gekennzeichnet werden; der zur Verfügung stehende Raum gestattet den Hinweis nur auf wenige.

Berlin hat eine bedeutsame Aufstiegsmöglichkeit für begabte Volksschüler geschaffen. Wir folgen in der Darstellung der Schrift von Dr. Moede und Piorkowsky, Die Berliner Begabtenschule,[1]) in der G. Wolff die Einrichtung der neuen Schulgattung treffend kennzeichnet. Die Anregung zur Einrichtung der Begabtenschule geht von dem Abgeordneten Geh. Justizrat Cassel (Fortschrittliche Volkspartei) aus. Er hatte im Jahre 1916 im preußischen Abgeordnetenhause einen Antrag eingebracht, in welchem die Staatsregierung ersucht werden sollte, in jeder Provinz Einrichtungen zu treffen derart, daß Schüler, die die Volksschule durchgemacht haben, in eine höhere Schule aufgenommen und dort nach fünf bis sechs Jahren das Reifezeugnis erhalten können. Diese auf der Volksschule aufgebauten höheren Lehranstalten haben nach Cassels Ansicht einen doppelten Vorteil: sie bilden nicht nur höhere Lehranstalten für die begabten Knaben armer Eltern, sie ermöglichen auch, daß wohlhabende Eltern auf dem Lande und in den kleinen Städten ihre Kinder wenigstens bis zum vierzehnten Lebensjahre im Elternhause und unter dem gesegneten Einfluß der Familie bleiben können. Cassels Anregung hat Stadtschulrat Dr. Reimann aufgenommen. Die Berliner Begabtenschulen beginnen mit der Untertertia und nehmen die Gemeindeschüler nach Vollendung des 7. Schuljahres auf. Sie führen solche hochbefähigten Knaben, die sich nach ihrer ganzen Anlage zum Studium eignen, in sechs Jahren auf gymnasialem oder realgymnasialem Wege zur Reife für die Universität. Die Scheidung in Gymnasium und Realgymnasium findet nicht vom ersten Tage an statt, sondern erst nach zwei Jahren in der

[1]) Verlag von Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann) in Langensalza.

Untersekunda. In diesem gemeinsamen Unterbau kann die besondere Begabungsrichtung der Schüler beobachtet werden, so daß an die Stelle einer willkürlichen Scheidung beim Eintritt in die Schule eine sorgfältige und begründete Trennung nach der verschiedenartigen Veranlagung vorgenommen wird. Die Schüler werden nach dem siebenten Schuljahr aufgenommen. Sie können also bis zur Vollendung ihrer gesetzlichen Schulpflicht ein ganzes Jahr auf ihren Fleiß, ihre Begabung und Lebenstüchtigkeit und Entwicklungsmöglichkeit sorgfältig beobachtet werden, ein etwa vorgekommener Irrtum bei der Auswahl kann durch Entlassung wieder gut gemacht werden, ohne daß der betroffene Schüler durch Zeitverlust geschädigt wird. Ferner gewähren die Schulen die Einjährigenberechtigung nicht, sie verführen also nicht zum vorzeitigen Abgang, was bei der Gewährung der genannten Berechtigung der Fall sein würde. Diese Anstalten stehen allen hochbegabten Knaben ohne Unterschied des Einkommens und des Vermögens der Eltern offen. Im Bedarfsfalle wird das Schulgeld erlassen, auch werden unentgeltlich Lehrmittel und bei Bedürftigkeit und Würdigkeit auch Unterhaltsbeihilfen von 300 M gewährt (Näheres über Einrichtung und Plan der Schule ist in dem sehr empfehlenswerten Buche von Dr. Moede nachzulesen). Bemerkt sei nur noch, daß die von der Volksschule zur Aufnahme vorgeschlagenen Schüler sich einer Aufnahmeprüfung unterziehen müssen. Die ersten Schüler sind im Herbste 1917 von den beiden Psychologen Dr. Moede und Piorkowsky nach experimentellen Methoden der Intelligenzprüfung geprüft worden.

Berlins Beispiel hat Leipzig nachgeahmt.

In Leipzig hat der Rat der Stadt zur Förderung hochbegabter Volksschüler ein jährliches Berechnungsgeld von 50000 M bewilligt und die Stadtverordneten hierzu um ihre Zustimmung ersucht. In der Ratsvorlage heißt es: »Um hervorragend begabten Knaben nach Abschluß der Volksschulbildung den Übergang in eine höhere Schule zu ermöglichen, wird mit der Nikolaischule (Reformschule) und der Oberrealschule je eine Untertertia verbunden, in die hervorragend begabte Schüler der Volksschule aufgenommen werden. In dieser Sonderklasse wird nach einem besonderen Lehrplan unterrichtet, der sich — soweit nicht neue Fächer auftreten — eng an der Volksschule anschließt, und in dem Deutsch und zunächst Französisch als Fremdsprache im Vordergrund stehen, letzteres mit mindestens zwölf Wochenstunden. Die Stunden in den übrigen Fächern sind so weit zu beschränken, daß sie nur als Wiederholung des in der Volksschule Gelernten dienen. Zu den Sprachen kommt Mathematik mit vier Stunden zur Erweiterung und Vertiefung der bereits gewonnenen Kenntnisse. Nach dreiviertel Jahren wird das Französisch auf sechs Stunden herabgesetzt, und die freigewordenen sechs Stunden werden auf die zweite Fremdsprache (Latein oder Englisch) verwendet. Diese Klasse wird als Obertertia als Sonderklasse fortgesetzt; nach zweijährigem Besuch der Sonderklasse tritt der Schüler in die Normalklasse seiner Schüler ein. Die Aufnahme in diese Sonderklasse erfolgt ohne Aufnahmeprüfung. Es sind Mittel bereitzustellen, damit den in die Sonderklasse Eintretenden auf Antrag der Erziehungspflichtigen im Bedürfnisfalle gewährt werden können

Schulgeldfreiheit und Freiheit der Lehrmittel, ein jährlicher Unterhaltsbeitrag. Für die Schüler sind im Schulgebäude Arbeitsstunden einzurichten, wo sie frei von allem Zwang unter Aufsicht eines Lehrers ihre Schularbeiten erledigen können.« Über die Aufnahme eines Schülers in die Begabtenklasse entscheidet die Konferenz der Volksschule. Auch dürfen von seiten des Schuljahres keine Bedenken bezüglich der Gesundheit der Schüler vorliegen. Da die Höchstzahl der Schüler 20 betragen soll, ist der Besuch nur den ganz hervorragend Begabten zu gestatten. Durch die geplante Einrichtung soll nicht ein Hineindrängen Begabter in die stark überfüllten akademischen Berufe gefördert werden, sondern die höhere allgemeine Bildung soll auch den anderen Berufen zuteil werden. Neben dem Gymnasium sollen auch Handelsschulen, Technische Lehranstalten, höhere Fachschulen, Akademien usw. bedürftigen Begabten offenstehen. Die Stadtverordneten haben den Antrag des Rates angenommen. Für Mädchen sollen auch Aufstiegsmöglichkeiten geschaffen werden.

Im Elsaß-Lothringischen Schulblatt (1917, Nr. 17)[1]) würdigt Seminardirektor König in Straßburg die Gründe, die für und gegen die auf den Volksschulen aufgebauten höheren Schulen geltend gemacht werden. Er kommt zu folgenden Leitsätzen:

Die Aufbauschule entspricht mehr den Interessen der Volksschule, der Begabten und der Allgemeinheit als die Zuführung der Tüchtigen in höheren Schulen in jüngeren Jahren oder im Alter von 12—14 Jahren mit Hilfe von Sonderkursen. Durch das Belassen der Begabten in der Volksschule wird das Ansehen der Volksschule wesentlich gehoben werden, weil ihre Leistungsfähigkeit in ein helleres Licht gerückt wird. Die Lehrfreudigkeit der Volksschullehrer wird einen schwerentbehrlichen, mächtigen Ansporn beibehalten; denn die Freude an dem Aufblühen eines herrlichen Menschenlebens setzt über viele Entbehrungen und Enttäuschungen hinweg und verleiht dem ermattenden Geiste immer neue Zugkraft. Das Durchlaufen der Volksschule liegt ferner im Interesse der Begabten selbst. Fehlgriffe sind fast ausgeschlossen.

Es ist unmöglich, bereits im 9. Lebensjahr ein endgültiges Urteil über die zukünftige Entwicklung der Geistes-, Gemüts- und Willeneigenschaften eines Menschen zu fällen. Der Lernwille ist im 9. Lebensjahr nur in seinen ersten Anfängen bemerkbar. Bleibt der Tüchtige in der Volksschule, so ist dem Lehrer reichlich Gelegenheit geboten, seine geistige und Willensentwicklung zu erforschen, seinen Lernwillen zu erproben und einen tiefen Blick in seine Lebensrichtung zu tun. Doch muß dem Tüchtigen bereits in der Volksschule eine entsprechende Geistesnahrung geboten und seine Leistungsfähigkeit ausgenutzt werden. Deshalb muß eine Differenzierung der Schulklassen nach der Geistes- und Willensbegabung eintreten. Das Verbleiben der Begabten in der Volksschule liegt auch im allgemeinen Interesse; denn wenn sie früh der Volksschule entfremdet werden, so lernen sie die Schichten, denen sie entwachsen sind und um deretwillen ihre Förderung in erster Linie geboten ist, zu wenig

[1]) Verlag der Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt in Straßburg i. E.

kennen. Die Aufbauschule kommt den Tüchtigen auf dem Lande zugute. König gibt auch einige Gründe gegen die Aufbauschule an. Der langerprobte Gang des Unterrichts in den höheren Schulen führt sicher zum Ziel. Langsames Vorgehen verbürgt sicheres, gründliches und allseitiges Er- und Verarbeiten des Unterrichtsstoffes. Von der Art des Wissenerwerbes hängt aber in hohem Maße der Wert und die Bedeutung der höheren Bildung ab. Die kostbare Aufnahmefähigkeit und Aufsaugekraft der ersten 6—8 Schuljahre wird nicht voll ausgenützt. Die Volksschule kann dem Bildungshunger der Tüchtigen nicht genügend Rechnung tragen und manche Kraft verkümmert infolge geistiger Unterernährung. Das Gedächtnis, das zur Aufnahme des fremden Sprachmaterials so wertvolle Dienste leisten könnte und in den 6—8 ersten Schuljahren die meiste Faßkraft besitzt, kann nicht genügend im Dienste des Wissenerwerbs verwertet werden. In den höheren Schulen können lebenswichtige Freundschaften geschlossen werden, die gerade für Kinder aus unteren Volksschichten von großer Tragweite sein können. Auch das Einleben in die Geistes- und Gemütsart, in die gesellschaftlichen Formen der höheren Schichten fällt dem jugendlichen Alter leichter, als dem reiferen. König erklärt sich für die Aufbauschulen nach dem Berliner Muster und stellt folgende Forderungen auf.

Die Organisation der Aufbauschule muß dem reiferen Alter und der Begabung der Schüler Rechnung tragen. Die Aufbauschule soll den Lehrplan eines Gymnasiums, einer Oberrealschule oder eines Reformrealgymnasiums zugrunde legen; das deutsche Geistesleben sollte eine stärkere Betonung erfahren. Nach zwei Jahren muß eine Abschlußmöglichkeit für Schüler, die sich nicht voll bewähren, gegeben sein, damit sie ohne Benachteiligung ihrer Zukunft abgeschoben werden können. Ein fünfjähriger Kursus dürfte wohl zur Erreichung eines vollwertigen Abiturs genügen. Nicht Wissen, sondern Bildung ist zu erstreben. Eiserne Willensfestigkeit, Gemeinsinn, frohe Lebensbejahung, Mehrung des Gottesglaubens müssen entwickelt werden. Dem Dünkel ist entgegenzutreten. Gesellschaftliche Schulung und körperliche Erziehung dürfen nicht außer acht gelassen werden. Die Aufbauschule soll mit einem in neuzeitlichem Geiste geleiteten Internat verbunden sein. Die Auslese für die Aufbauschule in Stadt und Land muß früh erfolgen; jahrelange Beobachtung durch geeignete Lehrer, Prüfung der Intelligenz durch die Methoden der Intelligenzprüfung werden Fehlgriffe vermeiden. Neben der Intelligenz müssen bei den ausgewählten Schülern ein fester Wille, Konsequenz, Kraft, Selbständigkeit vorhanden sein. Der Schularzt ist zu Rate zu ziehen.

König kommt zu dem Ergebnis: Staat und Stadt sollten sich an der Gründung von Aufbauschulen beteiligen. Die Opfer werden nicht gering sein, aber sie werden sich reich bezahlt machen und werden volle Kräfte für die Veredlung Verinnerlichung und Weltmachtstellung unseres Volkes hervorbringen.

Auch Hamburg hat in der Richtung der Einheitsschule einen bedeutenden Schritt vorwärts getan. Es bestand dort die Absicht, der Einheitsschulforderung in der Weise Rechnung zu tragen, daß, wie in anderen

Städten, durch Einrichtung von Vorbereitungs- und Übergangsklassen die Volksschule mit den weiterführenden Lehranstalten in Verbindung gebracht würde.

Gegen einen solchen Ausbau des Schulwesens wurden aus den Kreisen der Lehrerschaft schwere Bedenken geltend gemacht; es wurde die Einheitsschule im Sinne des Deutschen Lehrervereins, zumindest aber ein Ausbau der Volksschule zu einer eigenlebigen, den höheren Schulen gleichberechtigten Bildungsanstalt gefordert. Diese Forderung wurde von der Bürgerschaft aufgenommen, die sich dafür aussprach, daß einer Anzahl Volksschulen vom Ende der gegenwärtigen 3. Klasse ab je ein Zug von 4 Klassen mit zwei verbindlichen Fremdsprachen angegliedert wird. Der Lehrplan ist dem der höheren Schule nach Möglichkeit anzupassen und der neue Volksschulzug so auszugestalten, daß ihm die Berechtigungen der preußischen Mittelschule, insbesondere das Recht der Aufnahme in die höheren Fachschulen und zur Ablegung der Einjährigenprüfung zuerkannt werden können. Der Staat hat jetzt diesen Anträgen zugestimmt, so daß sie in vollem Umfange Gesetzkraft erhalten. Diese Tatsache ist, wie die »Pädagogische Reform« dazu bemerkt, aufs freudigste zu begrüßen. Hamburg ist allen Halbheiten und pädagogischen Wagnissen (Vorbereitungsklassen, Übergangsklassen) klug aus dem Wege gegangen und hat die drohende Gefahr, nach dem Beispiel der preußischen Mittelschule eine neue Standesschule seinem Schulwesen einzugliedern, für die künftige Zeit überwunden. In Zukunft kann jeder Hamburger Volksschüler Bildung und Vorrechte einer höheren Schule erwerben. Und er kann sie sich erwerben im geordneten einfachen Schulaufstieg, ohne Zeitverlust, ohne um Freistellen zu bitten, ohne die Geldaufwendungen seiner Eltern in einem höheren Maße als bisher in Anspruch zu nehmen — lediglich auf Grund seiner Fähigkeiten. Und umgekehrt kann jeder Hamburger, der sich der gesellschaftlichen und Bildungsvorteile begibt, künftig seine Kinder inmitten des Volkes zur höheren Bildung heranführen, über die Oberrealschule und bei Einrichtung von wahlfreien Klassen im Latein über das Realgymnasium bis zur Universität. Die Bürgerschaft in Hamburg hat am 30. Januar 1918 den Senatsantrag gutgeheißen, daß am 1. April 1918 an 22 Volksschulen fremdsprachliche Züge in der Weise eingerichtet werden sollen, daß nach dem vierstufigen gemeinsamen Unterbau die Schulen sich gabeln in einen vierstufigen Deutschen (D-) Zug und in einen fünfstufigen fremdsprachlichen (F-) Zug. Außerdem werden an zwei Realschulen Anschlußklassen eingerichtet, in die begabte Selektaner nach erledigter Schulpflicht eintreten können, um in einem Jahr auf die erste Klasse der Realschule vorbereitet werden zu können, so daß sie ein Jahr später das Einjährige machen können als diejenigen, die ohne Aufenthalt die Realschule durchlaufen haben. Gleichzeitig wurde die Einsetzung eines Ausschusses von 13 Personen beschlossen, der über die Gestaltung des F-Zuges noch beraten soll und über die Frage, in welcher Weise unbemittelte Schüler der Anschlußklassen aus Staatsmitteln zu unterstützen sind.

(Schluß folgt.)

3. Psychosexuelles aus einer Kindheit.

Erinnerungen von Expertus.

Die Darbietung folgender Kindheitserinnerungen will nichts anderes bezwecken, als dem Leser einen Einblick zu gewähren in die verwickelten, dunkeln Zusammenhänge, welche in einer jugendlichen Psyche Körperstrafen und sexuelle Regungen geschaffen haben. Es soll damit zu dem alten Streite: Für oder Wider die körperliche Züchtigung? in keiner Weise Stellung genommen werden. Mögen die Erzieher und Ärzte in dieser Frage einen Standpunkt vertreten, welchen sie wollen, der Verfasser gesteht gerne, daß es sich in dem geschilderten Falle, wo selbstgeschaute und selbsterlittene Züchtigung in einem Individuum psychosexuelle Perversionen erregten, um eine einseitige Veranlagung hierzu handelt. Einleitend möchte ich noch bemerken, daß ich unter dem Begriffe Kindheit das Alter bis zu etwa fünfzehn Jahren umfasse. Hinsichtlich der Entwicklung der Geschlechtstriebes unterscheidet Albert Moll (Das Sexualleben des Kindes. Leipzig, Vogel) drei Stadien: die früheste, neutrale Kindheit, das Stadium der Undifferenziertheit und das der Differenziertheit des Geschlechtstriebes. Äußerungen des Geschlechtstriebes in der ersten Kindheitsperiode faßt Moll unter den Verdacht krankhafter Veranlagung, mir selbst sind aus jener Zeit keine solche Erscheinungen erinnerlich. Im Stadium des indifferenzierten Geschlechtstriebes wendet sich nach ihm die Neigung des Kindes in buntem Wechsel den Objekten zu, von welchen es zufällig beeinflußt wird, Menschen oder Tieren. Perverse Empfindungen, masochistische, sadistische und fetischistische Erregungen sind möglich. Was nun meine Perversion in der zweiten Kindheitsperiode betrifft, daß ich durch Prügel sexuell erregt wurde, so mag diese Empfindung in der Übergangszeit, etwa bis zum zehnten Lebensjahre noch nicht sonderlich stark in mir aufgetreten sein. Vorhanden war sie wohl schon, sonst hätten sich nicht gewisse Prügelszenen, die ich in der Volksschule bis zu jener Zeit miterlebte, so unauslöschlich meinem Gedächtnisse eingeprägt, während andere Schulerinnerungen völlig verblaßten. Beispielsweise erwarb der Sohn meines Lehrers meine besondere Bewunderung, als er im Gegensatz zu uns anderen Jungen einen kräftigen »Hosenspanner« ohne Träne mit stiller Resignation entgegennahm. Vielleicht war er von zu Hause aus schon in dieser Hinsicht »abgebrüht«. Unter den Personen, mit welchen ich in diesem Alter Umgang pflegte, erfreuten sich zwei Geschlechtsgenossen meiner besonderen Sympathie. Zunächst ein Lehrerpräparand, der bei uns in Logis war. Ich hatte es sonderbarerweise auf seinen Hals abgesehen, der einen eigentümlichen Geruch besaß, wahrscheinlich, weil der Junge Gummiwäsche trug. Mit Vorliebe belästigte ich ihn, wenn er beim Klavierspielen saß, hing mich um seinen Hals und beschnüffelte ihn wie ein Hündchen. Ob diese buchstäbliche »Anhänglichkeit« mit sexuellen Trieben verbunden war, kann ich nicht bestimmt behaupten. Eher war dies bei meinem Treiben mit einem anderen Jungen der Fall, an dem ich meine Lust zu schlagen befriedigte. Er ging noch nicht in die Schule, war aus der Großstadt in unserem Hause bei seiner

Großmutter untergebracht. Ob seiner kugelrunden Gestalt bekam er von mir den Kosenamen »Fetter« und es spaßte mich sehr, ihn im Grase zu wälzen, zu quetschen und zu kneten. Eine tiefergehende, ausgesprochene Erregung war wohl auch bei diesen Tändeleien nicht vorhanden.

Anders wurde die Sache, als wir in eine größere Stadt übersiedelten, wo ich eine Mittelschule besuchen sollte. In unserem Hause, das mehrere Mietsparteien in sich faßte, waren meine Spielgenossen zwei Knaben, von denen der eine etwas älter war, der andere besuchte noch keine Schule. Auf dem flachen Dache des Hintergebäudes befand sich eine ummauerte Altane mit einem Sommerhäuschen, auf der wir uns am liebsten herumtrieben. Viele vergnügte Stunden verlebten wir dort, aber einigemal knüpfte sich daran ein meine Psyche stark beeinflussendes Ereignis. Mein Spielgenosse blieb manchmal länger aus, als ihm erlaubt war und der Vater rief ihn vergeblich vom rückseitigen Fenster aus in die Wohnung zurück. Schließlich holte er ihn mit dem Stock in der Hand. Mein Genosse verließ dann schleunig die Altane, von mir begleitet, ohne aber seinem Schicksal entrinnen zu können. Ich besinne mich noch genau der engen Gangecke, wo der Vater seinen Sprößling erwartete und regelrecht »überlegte«. Die Hiebe auf die dünnen, hochgezogenen Hosen patschten wie auf einen Maltersack. Ich stand daneben und im Anblick der Szene überschauerte mich eine unsägliche Erregung. Ohne zu wissen, wohin ich mich wenden sollte, verging ich vor Angst, weil ich fürchtete, auch ich bekäme meinen Teil, was aber nicht der Fall war. Um so nachhaltiger setzte sich das Bild des Vorganges in meiner Phantasie fest und gebar ein lebhaftes Interesse für die aktive und passive Seite der körperlichen Züchtigung. Man halte die Anknüpfung einer derartigen Ideenassoziation nicht für unmöglich; Moll sagt: »Die Kindheitserlebnisse, die noch einen sexuellen Charakter haben, sind trotzdem für den späteren Aufbau des Sexuallebens, besonders für das psychosexuelle Fühlen, von größter Bedeutung.«

Die nächste Folge war, daß der jüngere Bruder meines Hausgenossen es sich gefallen lassen mußte, beim Schule-Spielen im Sommerhaus auf der Altane von mir übergelegt und gefitzt zu werden, soweit er es ohne Tränen ertragen konnte. Ein merkwürdiger Hang zur Grausamkeit machte sich bei mir geltend; wir Knaben fanden nichts darin, große Raupen, die wir von Pflanzen auf der Altane wegnahmen, auf einer im Sonnenbrande glühend heiß gemachten Eisenplatte zu Tode zu quälen. Während mein Spielgenosse, etwa dreizehn Jahre alt, schon eine ausgesprochene Neigung zu weiblichen Wesen hatte, denn er äußerte sich über meine um etwas ältere Schwester: »Die H. würde mir auch gefallen, die möchte ich gleich heiraten« — war ich noch völlig harmlos in diesen Neigungen. Dagegen wandte sich mein Interesse meinen Geschlechtsgenossen zu und suchte unter ihnen nach geeigneten Objekten für meine flagellantischen Phantasien. Dabei nahm ich eine eigentümliche Scheidung vor: Jungen mit langen, verflickten, schlapp am Gesäß herabhängenden Hosen waren mir gleichgültig, dagegen fühlte ich mich zu solchen hingezogen, welche kurze, eng anliegende trugen. Ich schwelgte in dem Gedanken, solche Jungen durch-

prügeln zu dürfen nach dem Vorbilde, das ich an jenem Vater gesehen hatte, lief ihnen streckenweit nach, ohne mich aber in ein Gespräch mit ihnen einzulassen, vielmehr war ich sorgfältig bemüht, ihre Aufmerksamkeit nicht zu erregen. Dabei wurden meine Neigungen genährt durch Bücher und Bilder, die ich emsig aufstöberte. An den freien Schulnachmittagen hielt ich Streifen durch die verschiedenen Stadtviertel und suchte gewisse Papierhandlungen auf, in deren Auslagefenstern neben den bekannten Münchener Bilderbogen die buntillustrierten Umschläge der Indianerheftchen mit den gefesselten »Bleichgesichtern« mein besonderes Interesse erweckten. Natürlich horchte ich auch gespannt auf Äußerungen meiner Mitschüler über die Strafen, welche sie erhielten. Ein Internatszögling zeigte mir in der Klasse seinen gequetschten Daumen, auf den er einen Stockhieb erhalten hatte, ein anderer Junge erregte meine besondere Teilnahme, weil er von seinem Vater mit einer Rute stets nur auf die Schenkel geschlagen wurde, aus humanen Gründen, weil der Sohn über dem Gesäß eine tuberkulöse Wunde hatte. In jener Zeit erhielt ich auch selbst einmal Schläge auf den nackten Körper von ganz unerwarteter Seite. Ich war beim Baden. In der Nähe der Badeanstalt lief ein Industriegeleise der Eisenbahn vorbei. Eines Tages trat ich mit mehreren Jungen aus dem Badeplatz ins Freie und schaute mit ihnen dem Rangieren zu. Unbemerkt von uns schwang sich aus einem Fenster des Erdgeschosses der nebenstehenden Schwimmschule ein Aufseher heraus und eilte auf uns zu. Mit einem spanischen Rohre versetzte er mir als dem Nächststehenden ein paar kräftige Hiebe, wobei aber der Schrecken und die Scham tiefer auf mich wirkten als die Schmerzen. Daß dieses Erlebnis für meine Psyche nicht ohne Einfluß blieb, wird sich zeigen.

Im gleichen Sommer siedelte meine Mutter in ihr Heimatstädtchen über, um das großväterliche Anwesen zu beziehen, ich selbst wurde in einer Knabenerziehungsanstalt untergebracht. Damit begann für mich, den Dreizehnjährigen, ein neuer Lebensabschnitt. Es war die leiblich und geistig denkbar ungeeignetste Pflanzschule, in welche ich versetzt wurde. Nicht an der Anstalt lag die Schuld, sondern an mir selber, der ich nicht die notwendigen Qualitäten für ein solches Leben mitbrachte. Ich hatte zwar vor der Aufnahme ein ärztliches Zeugnis nach Vorschrift eingebracht, daß mir keine körperlichen Fehler anhafteten, welche das Zusammenleben mit anderen gefährden konnten, und damit waren Elternhaus und Anstalt zufriedengestellt. Allein meine leibliche und geistige Gesamtverfassung hätte dringend, was Arbeit und Ruhe, Hygiene und Ernährung betrifft, der ruhigen Weiterentwicklung im familiären Leben bedurft. Meine Konstitution zeigte einen noch ganz kindlichen Habitus und ich war so schwächlich, daß ich an der Kletterstange mich kaum ein paar Meter erheben konnte. Dagegen merkte ich sofort, wie die vollsaftigen Jungen meiner neuen Umgebung, meist ländlicher Herkunft, in der Entwicklung mich bei weitem übertrafen. So fehlte mir von vorneherein der nötige Ausweis, Kraft und Geschmeidigkeit, welcher in diesem Alter allein imponiert. Ich glich einem Stück Kork, welches in einen schäumenden Strudel geraten ist und ruhelos hin und hergeworfen wird.

Zunächst machte ich die unliebe Entdeckung, daß ich scheinbar in einen flagellantischen Zirkel englischen Musters geraten war. Denn für die ersten Monate bildete die Hauptbelustigung der »Alten« das »Scheiben« d. h. Verprügeln der Neulinge. Merkwürdigerweise blieb mir dieser offizielle »Empfang« erspart, anscheinend, weil ich nicht in die unterste Klasse eintrat, deren Angehörige als Parias galten und sich nicht muksen durften. Auch beeilte ich mich, auf die unwirsche Frage eines großen Jungen: »Bist schon g'scheibt?« schleunig zu bejahen. Gescheibt wurde mit den Händen, mit Linealen oder Ruten. Andere Strafformen waren das Taufen und das Kreuzigen. Die Angst, gescheibt zu werden, vergällte mir so manche abendliche Freizeit, ich wußte nicht, wohin ich mich verbergen sollte und suchte selbst den Abort als Asyl auf. Aber eines Abends erreichte mich doch das Schicksal. Ich hatte mir einen Feind erworben, der auf den probaten Einfall kam, auf dem Genossenschaftswege mich durchzuprügeln. Er lud daher förmlich durch ein Circulandum die Öffentlichkeit freundlichst ein, nach dem Abendessen meine »Scheibung« vorzunehmen, wie ein Wirt seine Gäste zur Schlachtschüssel einladet. Vernünftigerweise nahm die Mehrheit keine Notiz davon. Aber mein Gegner lauerte mir mit seinem engsten Anhang auf und zog mich in ein Zimmer, das im Erdgeschoß lag. Hier wurde ich über die Lehne eines Sofas gelegt, ein gutes halbes Dutzend Hände war bemüht, mir meine Hosen stramm zu ziehen und mich mit einem breiten Lineal, das von einer Hand zur andern wanderte, zu bearbeiten. Man kann sich denken, daß ich meinen Quälern blutige Rache schwor, als ich mit schmerzender Rückseite abends im Bette lag. Aber aus der Rache wurde es nichts, dazu fehlten mir die nervigen Fäuste. Dagegen suchte ich meinen Vergeltungstrieb auf die schon erwähnte doppelte Weise zu befriedigen, durch das Spiel und durch flagellantische Phantasien. Ich fand einen gutmütigen Jungen, den ich beredete, mit mir den Spaziergang zu »schwänzen«, d. h. demselben fernzubleiben. Wir bestellten uns auf ein wenig besuchtes Zimmer und tollten uns hier aus. Der Junge war am Nacken eigentümlich reizbar oder kitzlig, wie wir sagten, und so gelang es mir leicht, ihn zu veranlassen, sich über eine Kohlenkiste oder das Fenstergesims zu beugen, wobei ich ihm sanfte Hiebe applizierte, was er gern geschehen ließ. In meinen Phantasien, denen ich mich besonders vor dem Einschlafen hingab, verdichteten sich meine Pläne zu förmlichen Abenteurerromanen. Ich legte mir zurecht, mit welchen Schwierigkeiten ich zu rechnen habe, um unerkannt an die Schlafstelle meines Opfers zu gelangen, dann wollte ich behutsam anschleichen, meinen Gegner narkotisieren, in ein entlegenes Zimmer oder auf den Dachboden schleppen, nackt mit Ruten peitschen (anscheinend wirkte hier reflektorisch die Erinnerung an meine obenerwähnte Züchtigung aufs Nackte mit) und am andern Morgen mich an den Schmerzen des Verblüfften weiden. Um mich in diesen Phantasien noch wirksamer sexuell zu erregen, handelte ich folgendermaßen. An den Samstagen, wo die Wäsche gewechselt wurde, konnte ich unauffällig einen größeren Pack in den Schlafsaal tragen. Wenn ich im Bette lag, nahm ich eine Trikotunterhose und stopfte sie mit Wäsche-

stücken aus, bis sozusagen das täuschende Modell eines Knabenkörpers, vom Podex abwärts natürlich nur, erreicht war. Nun konnte ich in aller Muße diese Hosen spannen und meine Phantasie beschäftigen. Hätte da ein Präfekt meine Bettdecke weggezogen, er hätte wohl große Augen über meinen Bettgenossen gemacht. Doch war dieses Verfahren immerhin umständlich. Öfters begnügte ich mich damit, eine Badhose im Bette anzulegen, recht stramm anzuziehen und die aktive und passive Züchtigung in Gedanken auszuphantasieren. Gereizt wurde ich zu solchen Phantasien besonders noch durch die Behandlung, welche ich in einem damaligen Sommer erfahren habe. Ein mit unserer Familie befreundeter Philologe gab mir Nachhilfeunterricht. Er war sehr ungeduldig und leicht erregbar. Am Anfang der Stunde mußte ich, um der Strafe gewärtig zu sein, meine Waschanzugshose, der ich schon fast entwachsen war, mittels der Trägerschnallen so hoch als möglich aufziehen. In Handbereitschaft lagen einige Ruten, die ich nach alter Schulsitte selbst beschaffen mußte. Machte ich nun einen Fehler, wurde ich einfach über den Schoß gelegt und bekam ein paar Hiebe. Natürlich ließ die ständige Angst in mir kein ruhiges Nachdenken aufkommen. Ich wußte es durchzusetzen, daß dieser unsinnige Unterricht bald aufgegeben wurde. Die Art der Züchtigung mußte bei einem Fünfzehnjährigen verspätet und bedenklich erscheinen. Durch den Vergeltungstrieb, der in mir dabei entfacht wurde, entstanden jene Phantasien. Die sexuellen Erregungen, die sich dabei einstellten, blieben natürlich nicht ohne nachteilige Folgen für meine Gesundheit. Ich erwähnte bereits meine schwächliche Konstitution. Dabei litt ich an Unterernährung. Die zehn Monate des Studienjahres hindurch bekam ich keinen Tropfen Milch zu trinken, welche wegen ihres Kalkgehaltes gerade in der Periode der zweiten Streckung für meine Körperentwicklung notwendig gewesen wäre. Das Mißverhältnis in meinem Kräfteetat zwischen Einnahmen und Ausgaben wurde immer bedenklicher. Eine Begleiterscheinung meiner beginnenden Neurasthenie waren besonders die auftretenden Angstgefühle, welche mich besonders bei schriftlichen Probearbeiten belästigten. Sie äußerten sich in wühlenden Unterleibsschmerzen. Als ich während des Abiturientenexamens bei der Lösung einer Mathematikaufgabe viel Zeit versäumte, steigerte sich die Angst, in diesem Fache schlecht abzuschneiden, derart, daß heftige Pollution eintrat. Mit dieser Schwächeerscheinung quittierte ich am Abschluß des Mittelschullebens auf negative Weise die Richtigkeit des alten Satzes: Mens sana in corpore sano.

---

4. »Interkonfessionelle Beziehungen konfessioneller Pädagogen.«

In Nr. 11 und 12 des Jahrgangs des »Pharus« geht Herr F. Weigl in einem Aufsatze mit obiger Überschrift auch auf meine Betrachtungen ein, die ich in den Prof. Rein zu seinem 70. Geburtstag gewidmeten Nummern 10/11 unserer »Zeitschrift für Kinderforschung« über »Herbartianismus, Konfessionalismus und Liberalismus« anstellte. Eine Wendung

der im allgemeinen freundlichen und zustimmenden Ausführungen Weigls darf jedoch nicht ohne Berichtigung bleiben. Seine wie meine Erwägungen möchten sonst ihren Zweck verfehlen, nämlich den, ein gegenseitiges Verstehen und Dulden und Handinhandarbeiten unter den Konfessionen anzubahnen.

Herr Weigl schreibt Seite 343: »Tritt in diesen Ausführungen auch die ausgeprägt deutsch-evangelische. priesterfeindliche Gesinnung stark zutage, so ist doch das Verständnis für die Zweckmäßigkeit einer toleranten gegenseitigen Fühlungnahme beachtenswert. Würden diese Männer nun erst einmal eine große Anzahl der in unseren katholischen pädagogischen Vereinen tätigen Geistlichen kennen lernen, so würden auch die Vorurteile sich noch verringern, die sie dem schwarzen Rock am Pädagogen zunächst noch entgegenbringen.«

Ich bin erstaunt darüber, daß ich eine »priesterfeindliche« Gesinnung habe zutage treten lassen. Ich wüßte nicht, daß ich dieselbe in jenem Artikel wie überhaupt in meinem Leben irgendwie bekundet hätte. Selbstverständlich kann ich als evangelischer Christ in jedem Priester auch nur einen irrenden Menschen erblicken. Aber ich achte und schätze ihn als Fachmann in seinem Berufe wie jeden anderen Fachmann und Sachverständigen. Wenn er nach der Lehre irgend einer Kirche oder Religion mit irgend einer ganz außergewöhnlichen Frömmigkeit, Gesinnungstüchtigkeit, wozu auch rückhaltlose Wahrheitsliebe gehören sollte, oder mit einer außergewöhnlichen göttlichen Mission begabt und betraut sein sollte, so ist das für einen Andersgläubigen nichts irgendwie Erweisbares, sondern es bleibt lediglich Glaubenssache der betreffenden Gläubigen innerhalb ihrer Konfessionen. Interkonfessionelle Anerkennung kann dafür nicht verlangt werden. Ich will u. a. auch erinnern an das Unfehlbarkeitsdogma des Papstes. Der Priester jeder Konfession bleibt für mich als Pädagoge in allen Fragen nur der Ebenbürtige, und dafür bin ich eingetreten. Er ist für mich aber nicht der Mehrwertige oder Überwertige. Wenn ich das abweise, so liegt darin in keiner Weise irgend welche priesterfeindliche Gesinnung. Sollte sie aber geschlossen werden aus meiner Wendung, daß die »Herren des Glaubens stets das Trennende pflegten und auch während des Krieges vielfach nicht davon lassen konnten,« so wäre auch das sehr unberechtigt. Wer nicht mit einer stark gefärbten Brille in die Religions- und Konfessionsstreitigkeiten hineinschaut, der muß immer wieder finden, daß diejenigen Priester, welche, um mit dem Apostel noch einmal zu reden, sich als die Herren des Glaubens dünken, anstatt als Diener Gottes und der Gemeinde am Evangelium, immer wieder das Trennende, noch dazu mit sehr scharfen Übertreibungen, hervorkehren, anstatt in christlicher Bruderliebe das Gemeinsame zu suchen und zu betonen. Nicht selten geschieht es sogar unter Verfluchung und Verdammung des Andersgläubigen. Ich halte das für unchristlich und religionsschädlich, so entschieden auch jeder seine Glaubensmeinung betonen und verteidigen mag. Die 400jährige Reformationsfeier der evangelischen Kirche hat hüben wie drüben Beweise dafür noch genug erbracht. Aber auch mit dieser Auffassung bekunde ich keines-

wegs eine priesterfeindliche Gesinnung. Ich wende mich nicht damit gegen den Priester als solchen, sondern nur gegen die Auswüchse des Priestertums, womit doch wohl eigentlich auch der Priesterschaft als solcher ein Dienst erwiesen werden dürfte. Aber auch ohne diese Voreingenommenheit ist es zu natürlich, zu menschlich, daß die Theologen immer zunächst die Gegensätze hervorkehren. Das war wohl seit je so. Darum schlug ich vor, den von dem Heiland vorgeschriebenen Weg zu betreten und zu werden wie die Kinder, damit wir überhaupt ins Himmelreich gelangen: Das Einfache, Natürliche, Unmittelbare, Gemeinverständliche, was die einzelnen Konfessionen gemeinsam haben, aufzusuchen und festzustellen und zur Grundlage der Verständigungsversuche, insbesondere auch des Religionsunterrichtes, zu machen. Es dürfte darin eine ganze Lebensaufgabe stecken. Gemeinsam ist z. B. sogar Juden, Christen und Mohammedanern der wesentliche Inhalt der Bibel. Warum kehren alle Konfessionen das nicht stärker hervor, anstatt mit den eigenartigen Ausdeutungen zu beginnen, auf die nicht selten das Wort Goethes paßt: »Legt ihr nicht aus, dann legt ihr nicht unter«?

Ich bin gewiß, viele Priester aller Konfessionen werden mir hierin beistimmen, die Lehrer und Erzieher der Jugend aber wohl in ihrer großen Mehrzahl. Umgekehrt kann aber auch die Meinung Andersdenkender nicht bloß aus der Literatur, sondern auch aus der Erfahrung mit tieftraurigen, ja beschämenden Beispielen belegt werden. Ich denke, es wird nicht nötig sein.

Darum noch einmal: pflegen wir das Gemeinsame und vermehren wir es, und seien wir duldsam in allem Abweichenden und Zweifelhaften, nicht vergessend, daß Jesus das seinen Jüngern auch immer wieder einschärfte, indem er z. B. den andersgläubigen Samariter höher stellte in der Himmelreichsgesinnung und -betätigung, als den strenggläubigen, glaubenssicheren Priester mitsamt seinem Diener, dem Leviten.[1]

Trüper.

---

[1]) Nachschrift: Vorstehende Klarlegung meiner Auffassung hatte ich zunächst dem »Pharus« zugesandt. Er hat sie aber abgelehnt. Soeben geht mir aber die Nummer 3/4 des »Pharus« zu, wo ich auf Seite 191 folgende Notiz finde:

»Interkonfessionelle Beziehungen konfessioneller Pädagogen. Zu dem Rundschau-Artikel unter dieser Überschrift schreibt uns Herr Direktor Trüper in Jena ausführlicher begründete Darlegungen, nach denen ihm ‚priesterfeindliche Gesinnung‘ völlig ferne liegt. Wir nehmen gerne davon Notiz mit dem Wunsche, daß die im ‚Pharus‘ und in Trüpers ‚Zeitschrift für Kinderforschung‘ veröffentlichten Gedanken zur besseren Verständigung der Pädagogen verschiedener Bekenntnisse beitragen mögen.«

Wenn wir Verständigung erzielen wollen, dann muß man allerdings auch immer den Andersdenkenden hinreichend und unmißverständlich zu Worte kommen lassen. Ich habe darum die Antwort in vollem Umfange hier zum Abdruck bringen lassen, und es würde mich freuen, wenn sie die beiden großen Konfessionen auf pädagogischem Gebiete in gegenseitigem Verstehen etwas näher bringen würde.

5. Studienreferendare — Studienassessoren — Studienräte.

Der Zeitungsdienst des Deutschen Lehrervereins schreibt:

»Durch die Zeitungen ging die Mitteilung, daß die preußische Unterrichtsverwaltung nach dem Vorgange der hessischen den angehenden Oberlehrern die Bezeichnung Studienreferendare und Studienassessoren beigelegt hätte. Der »Vossischen Zeitung« wird dazu berichtigend mitgeteilt, daß die Verhandlungen hierüber noch nicht abgeschlossen seien. Wir wollen hoffen, daß in der Mitteilung überhaupt nur, wie schon so oft, ein törichtes und sinnwidriges Verlangen kleiner Kreise der Oberlehrer zum Ausdruck kommt. Aber die Angelegenheit ist nicht nur eine Sache dieser Gruppe des Lehrerstandes, sondern aller Lehrenden, die auf eine sachgemäße Bezeichnung ihrer Stellung im Staate und auf eine selbstwertige Geltung Gewicht legen. Ein Lehramtsanwärter ist kein »Referendar« und ein Hilfslehrer kein »Assessor«. Er hat weder zu »berichten« noch »beizusitzen«, sondern sich im Unterrichte zu üben und aushilfsweise zu lehren, und dementsprechend sollte man diese beiden Gruppen auch benennen, wie es in der Volksschule üblich ist. Den Anwärtern der Rechtspflege und des Verwaltungsdienstes einfachere, ihren Aufgaben und ihrer Stellung entsprechende deutsche Bezeichnungen zu geben, wäre ebenfalls am Platze. Aber das steht hier nicht zur Besprechung. Schule und Lehramt brauchen sich mit Titeln und Amtsbezeichnungen anderer Stände nicht zu schmücken. Die Amtsbezeichnung »Lehrer« mit den für die Unterscheidung notwendigen Beiwörtern ist den Titeln und Amtsbezeichnungen anderer Beamtengruppen gleichwertig, wie das Lehramt in seinem Werte nicht hinter andern öffentlichen Ämtern und Berufen zurücksteht. Das Hinüberschielen nach dem Firmenschilde der andern verrät einen auffallenden Mangel an beruflichem Selbstbewußtsein. Der Lehrende soll Lehrer und nicht anders heißen. Je einfacher und volkstümlicher die Amtsbezeichnungen sind, um so besser. Alle geschraubten, schwerfälligen und sinnwidrigen, insbesondere fremdwörtlich ausgedrückten Bezeichnungen haben auch im Volke keinen Boden. Es gehört mit zur »Neuorientierung«, daß die Beauftragten des Staates Titel und Amtsbezeichnungen tragen, die jedermann verstehen und richtig gebrauchen kann. Sie sollten insgesamt kurz, sachgemäß und deutsch sein, und wenn die preußische Unterrichtsverwaltung Änderungen der Titel und Amtsbezeichnungen in ihrem Bereiche in Aussicht genommen haben sollte, so wird sie gewiß in diesem Sinne vorgehen. Der Studienreferendar und Studienassessor wird am besten für immer in die Abteilung des Schulmuseums verwiesen, in der man die leider nicht ganz seltenen Zerr- und Spottbilder des Lehrerstandes aufbewahrt.«

Mit der Korrektur obiger, sehr beachtenswerten Betrachtungen geht mir der Rote »Tag« Nr. 40 zu mit einem Artikel »Der Studienrat« von Oberlehrer Prof. O. Barlen (Berlin-Schöneberg). Er bestätigt leider das vordem von manchem über Schule und Lehrerstand Ernstdenkenden für unmöglich gehaltene. Weil diese ganze Frage für die Schule und

ihre Lehrer von nicht zu unterschätzender volkserzieherischer Bedeutung ist, ja in gewisser Hinsicht auch unser volks- und standespsychologisches, ja psychopathologisches Interesse beansprucht, so mögen die Betrachtungen dieses Oberlehrers diejenigen des Deutschen Lehrervereins ergänzen und auch unverkürzt hier noch Platz finden.

Der Studienrat.

In dieser ernsten, schweren Zeit, in der all unsere Gedanken und Wünsche auf die Ereignisse der Gegenwart und darüber hinaus auf die für jeden Beruf, jeden einzelnen Staatsbürger so verantwortungsvolle Mitarbeit an der Gestaltung unserer Zukunft gerichtet sind, ist der preußischen Oberlehrerschaft eine Kaisergeburtstagsgabe zuteil geworden, die ihr trotz ihrer vorherigen Ankündigung höchst überraschend gekommen ist: neue Titel, den Kandidaten der Referendar bezw. Assessortitel, den Oberlehrern statt des seit Jahrhunderten eingebürgerten Professortitels der Charakter als Studienrat. Der Erlaß wird in der Öffentlichkeit wohl allgemein auf Bestrebungen der Oberlehrerschaft zurückgeführt worden sein. Wenngleich zugegeben werden soll, daß in den Jahren vor dem Kriege in den die Interessen des Oberlehrerstandes vertretenden Zeitschriften vielfach für die Kandidaten geeignetere Amtsbezeichnungen vorgeschlagen worden sind, so unterblieb seit Kriegsausbruch jede weitere Bemühung von seiten der Oberlehrerschaft in dieser Frage in der richtigen Erkenntnis, daß die Zeit wahrhaftig nicht angetan sei zur Fortsetzung solcher Bestrebungen, die schon in Friedenszeiten von einem großen Teil der Oberlehrerschaft als eine eines selbstbewußten und gleichberechtigten Berufes unwürdige Nachahmung juristischer Verhältnisse empfunden wurde. Zur Ehre des Philologenstandes darf nun heute behauptet werden, daß die jetzt getroffene Neuordnung nicht auf Betreiben der Oberlehrerschaft erfolgt ist; entspricht doch die Beseitigung des Professortitels keineswegs den Wünschen der Oberlehrer. Übrigens ist m. W. die Entziehung des Professortitels ein Verfahren, das sich in dieser Form als ein Novum darstellt und auch juristisch nicht einwandfrei ist insofern, als sich die Frage erhebt, ob der Staat ohne disziplinare Veranlassung einen einmal gewährten Titel entziehen kann. Jedenfalls bedeutet der Erlaß namentlich für die älteren Inhaber dieses Titels eine Härte, zumal sie gesellschaftlich dadurch in eine recht eigenartige Lage gebracht werden. Darum werden zahlreiche bisherige Professoren ruhig ihren bisherigen Titel außeramtlich weiterführen.

Der Erlaß hat vermutlich aber noch einen anderen Zweck: es soll der schon durch die vor mehreren Jahren eingeführte Dienstanweisung verstärkte Beamtencharakter der Oberlehrer noch schärfer betont werden. Sollte diese Vermutung zutreffen, dann würden weite Kreise des Oberlehrerstandes diese Tendenz für unnötig halten. Der Sprachgebrauch machte bisher immer noch einen Unterschied zwischen Beamten und Lehrern, und das mit gutem Recht. Denn, mag auch der Lehrer amtlich immer als Beamter gelten, so liegt doch in der zu starken Betonung unseres Beamtencharakters eine große Gefahr für unsern Beruf. Denn nicht als Beamte, mit Staatsautorität gewappnet, sondern als Lehrer und Erzieher, als Menschen sollen wir an unserer Jugend arbeiten; auch dem Elternhaus sollen wir nicht als Beamte gegenüberstehen. Unsere Schüler sollen uns nicht »Vorgänge« oder Journalnummern sein, sondern, wenn wir sie zu vollwertigen Menschen heranbilden sollen, dann geht das nur auf dem Wege der persönlichen Wirkung von Mensch zu Mensch, die leider schon sowieso viel zu

sehr durch den einstweilen nicht zu beseitigenden Massenbetrieb an unseren Schulen beeinträchtigt wird. Wir Oberlehrer haben unsern Beruf ergriffen, um uns aus innerstem Drang heraus ganz der hohen und schweren Aufgabe der Jugendbildung und -erziehung zu widmen, und nicht, um nach Ableistung der Referendar- und Assessorzeit uns zum Ratstitel durchzuarbeiten.

Oberlehrer Prof. O. Barlen (Berlin-Schöneberg).

Als ich noch ein Kind war, hieß auf den Dörfern an der Unterweser der erste Lehrer der Ober- oder Hauptlehrer und der zweite Unterlehrer. Die einfachen Bauern unterschieden also streng sachlich und logisch, ich glaube auch die Behörden. In den achtziger Jahren hießen im Landgebiet des Bremischen Staates die ersten Lehrer mehrklassiger Schulen schlechthin Oberlehrer, die andern »Lehrer«, auch in den behördlichen Akten. In der Stadt Bremen dagegen nannte man jene »Schulvorsteher«. Woher der Unterschied kam, ist mir nicht klar geworden. An den großen Schulen der Vororte hatte der Oberlehrer dieselben Rechte und Pflichten wie der Schulvorsteher in der Stadt selbst. Bei einigen »Oberlehrern« galt aber der »Schulvorsteher« mehr und sie trachteten darum nach dieser Titel-»Verbesserung«. Damals nannte man auch die ersten Lehrer der Übungsschule des Zillerschen Universitätsseminars in Leipzig ebenfalls Oberlehrer, gegenüber den Praktikanten, die für die Schüler ja auch Lehrer waren. Dasselbe geschah später an der gleichen Übungsschule von Prof. Rein in Jena. Jetzt führt hier allerdings nur noch der leitende Lehrer den Titel »Oberlehrer«. Auch diese Bezeichnungen hatten Sinn. Man unterschied damals als logisch und sachgemäß denkende Menschen außerdem zwischen Volksschullehrern, Gymnasiallehrern usw. Die Universitätslehrer nannte man schlechthin Professoren, d. h. Bekenner, wohl in Hinblick darauf, daß ihr Lehren vor allem ein Bekennen ihrer Forschungsergebnisse sein sollten. Aber bis heute habe ich gefunden, daß diese Professoren auch auf ihren Lehrerberuf stolz sind und sich gern Universitätslehrer oder auf gut Deutsch Hochschullehrer nennen und nennen lassen. Allmählich schienen sich manche akademisch gebildete Lehrer nun ihres Berufes und ihrer Schule zu schämen. Sie schrieben für die Schulberichte keine lehrwissenschaftliche, sondern gelehrte, abstraktwissenschaftliche, zu Schule und Erziehung kaum oder gar nicht in Beziehung stehende Abhandlungen und begehrten »Referendare« und »Assessoren« usw. zu werden. Deutsche Schulverwaltungen kamen ihnen insoweit entgegen, indem sie den älteren den Titel »Professor« verliehen und den andern die hier sinnlose Bezeichnung »Oberlehrer« gaben; sinnlos, weil doch nur der Direktor an der Schule ein wirklicher Oberlehrer, also übergeordnet, ist. Doch die Bezeichnung hat so noch einen andern Sinn bekommen und in diesem Sinne sich allmählich dem deutschen Sprachschatze einbürgert. Jene sich ihres Lehrerberufs Schämenden waren aber damit nicht zufrieden, sie begehrten weiter. Und nun hat dieselbe Bureaukratie, die den preußischen Staat politisch demokratisieren hilft durch das allgemeine und gleiche Wahlrecht, hier das Entgegengesetzte getan: Die Lehrer der Jugend des deutschen Volkes, werden der Bezeichnung nach zu Nichtdeutschen: zu Kandidaten, Praktikanten, Referendaren, Assessoren, Studien-

räten usw., und das inmitten des Weltkrieges, wo es um Sein oder Nichtsein des Deutschtums in der Welt geht! Und das läßt der auf der Hochschule gebildete Lehrerstand sich ohne Widerspruch von der Bureaukratie bieten! Da versteht man auch, warum dieselbe politische Bureaukratie im Bunde mit Halb-Deutschen — sei es nach Abstammung, sei es nach Weltanschauung und Machterstrebung — nichts wissen wollte von einem »deutschen« Frieden, geschweige denn von einem »alldeutschen«, der auch der Bluts- und Sprachgenossen jenseits der alten Reichsgrenze im Osten, Süden und Westen, diesseits wie jenseits der Meere, in irgend einer eines großen Volkes würdigen Weise gedenken soll. Ich gebrauche hier mit Absicht den Ausdruck »Bureaukratie« im Gegensatz zu dem preußisch-deutschen Schulbeamtentum, das sich bis dahin gegen diese Verwelschung sträubte und in den beiden letzten Jahrzehnten das preußische Schulwesen wieder so vorwärts gebracht hat, daß Preußen aufs Neue wieder als das erste Land »der Schulen (Nr. 1) und Kasernen« im Reiche wie in der Welt gelten konnte. —

Gegenüber dieser Schulverwelschung tritt in derselben Nr. des »Tag« ein früherer Referendar und Assessor und jetzt Oberlandesgerichtsrat und Geheimer Justizrat, Herr R. Deinhardt (Jena), in einer Betrachtung über »Gesetzesarbeit« in sehr beachtenswerter Weise ein für die Entwelschung der Juristenarbeit im neuen preußischen Verfassungsgesetz. Er will z. B. nichts mehr wissen von Wahllokal, Präsentation, Protokolle, Formulare, Wahlkommissare, Termine usw. Und was er dort von den Anforderungen einer guten Gesetzesfassung sagt, das sollte vor allem gelten für die Verfassung der Schulen des deutschen Volkes, wozu hoffentlich auch fortan Gymnasien, Realschulen usw. sich rechnen wollen, und für die Benennung der an ihnen wirkenden lebendigen Personen, die man zunächst nach Tüchtigkeit und Verdienst und nicht nur nach Dienstalter bewerten sollte. Deinhardt sagt:

»Die Anforderungen einer guten Gesetzesfassung müssen besonders auch bei den neuen preußischen Wahlgesetzen erfüllt werden, die den Geist unserer Zeit wiederspiegeln und ihn vorbildlich möglichst volkstümlich, bildkräftig, deutlich und wirksam künden sollen für lange Zeit. Wir müssen uns freimachen von der einseitig abstrakten, geradezu blutleeren Fassung. Ein künstlerischer Einschlag muß wirksam sein, ohne solchen kann man nicht auf die Menge wirken, für die das Gesetz bestimmt ist, sie ist seelisch gestimmt wie die Jugend, beide sind unempfänglich für bloße Rechenhaftigkeit, bloß Verstandesmäßiges. Ein Gesetz, mindestens ein Verfassungsgesetz wendet sich »an alle«, muß also besonders einprägsam, klar, wahr, einfach und verständlich ausdrücken, was ist und sein soll, muß auf die Gefühle, Empfindungen wirken, daß jeder zum Gehorsam angespornt, mit erhoben und erzogen wird; das Zusammenstimmen zwischen Inhalt, Kraft, Wesen und Form, Äußerem, Erscheinung, bewußter Zweckgestaltung in Schönheit und Würde gehört mit zur sittlichen Erneuerung unseres Volkes, ist ein Teil der staatlichen Neurichtung, Volkshaftigkeit, Demokratisierung in bestem Sinne.

Ebenso wird bei der Herrenhausvorlage die Übersicht dadurch erschwert, daß Abschnittüberschriften fehlen, es sind noch vermeidbare Fremdausdrücke, »Präsentation« usw. aus alten Vorlagen stehengeblieben, und die Sprache hat noch

nicht nach Kürze, Verständlichkeit und Anschaulichkeit gestrebt, sondern die gestopfte alte Papiersprache bevorzugt.

Die Zusammensetzung des Herrenhauses gründet sich fast nur auf »Präsentation«. Wir haben die schönen Wörter: Vorschlag, vorschlagen, Vorschlagsrecht, Vorschlagsberechtigte, die keinerlei Mißdeutung unterliegen. Vielleicht hat der Verfasser des Entwurfs im Banne der Überlieferung gestanden oder ist einer falschen Auffassung der »Neurichtung« gefolgt, die der Ausländerei wieder deutsches Gebiet überlassen zu müssen meint. Oder hat er geglaubt, es hieße der königlichen Weisheit und Würde zu nahe treten, wenn man ihr etwas »vorschlage«? Das Fremdwort »Präsentation« ist wahrhaftig nicht »fürnehmer«, und der Abstand und die Würde ist durch deutschen Ausdruck in ebenso guter Hut.«

Auch das verdient in diesem Zusammenhange noch erwähnt zu werden, daß die Zeitungen gleichzeitig berichten, das größte deutsche Werk, das Kruppsche in Essen, habe innerhalb des Betriebes alle Titulaturen der Angestellten fortfallen lassen. Ebenso war es seit je bei dem Zeißwerk in Jena.

Was Deinhardt wünscht, sollte überall geschehen, eingedenk der Mahnung, die Hoffmann von Fallersleben schon vor mehr als einem halben Jahrhundert den »Philologen«, »Literaten« und ähnlichen Welschbetitelten zurief:

Werft allen Plunder über Bord,
Braucht ein verständlich deutsches Wort!

Nur möchte ich noch hinzufügen: auch möglichst sach- und denkrichtige Bezeichnungen für Ämter und Würden! Und auch aller Titelsucht gegenüber wäre es gut, wenn man mehr dahin strebte, daß die Namen der Lehrpersonen wieder mehr Bedeutung gewönnen durch praktische wie theoretische Leistungen ihrer Träger zum Wohle der Jugend und des Volksganzen. Nicht den Referendaren, Assessoren, Superintendenten usw. gilt das Bibelwort im Kerndeutsch des Mannes, der uns im letzten Jahre wieder besonders groß und erhaben nahe gerückt ist, und zwar nicht durch seine Scheintitel, wie Magister, Baccalaureus, Doktor usw., sondern durch sein Werk als Volkslehrer, und als Martin Luther: »Die Lehrer (nicht die Assessoren usw.) werden leuchten wie des Himmelsglanz und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen (also die Erzieher, nicht: die stuben- und laboratoriumgelehrte Abhandlungen schreiben und volksfremd bleiben), wie die Sterne immer und ewiglich.«

Trüper.

---

6. Die Folgen der Kriegskost.

Prof. Dr. Rosenfeld (Breslau) veröffentlicht nach einer Mitteilung der Tgl. R. in der »Berliner klinischen Wochenschrift« interessante Ausführungen über die gesundheitlichen Folgen der Kriegskost. Die Verschlechterung des Aussehens bei einem großen Teil der Bevölkerung weckt bei Laien und Kundigen die Frage, ob nicht die Ernährung so dürftig sei, daß sie geradezu einem Zusammenbruch der Kräfte zutreibe. Im Gegensatz dazu lehrt die Statistik der Breslauer Krankenkassen während des Krieges, daß ein Rückgang der Krankheitsfälle um 25 % zu verzeichnen sei. Die Ortskrankenkasse umfaßt gerade die ärmsten Mitglieder, solche also,

die von jeder Ernährungsschwierigkeit mit voller Wucht getroffen werden. Dazu kommt noch das Fehlen des gesündesten Stammes der männlichen Mitglieder, die im Heeresdienst stehen. Der trotzdem zu verzeichnende Rückgang um mehr als ein Viertel der Fälle läßt sich in gleicher Weise bei allen Ortskrankenkassen und Betriebskrankenkassen in Dresden, Frankfurt a. M., Leipzig, München beobachten. Nun sind die Krankenkassen ja noch nicht die Gesamtbevölkerung. Nicht anders aber steht es mit den Säuglingen im Reich überhaupt. Deren Sterblichkeit betrug im Jahre 1913: 17 %, 1914: 18 %, 1915: 15 %, 1916: 17 %. Es ist also nicht nur keine Verschlechterung eingetreten, sondern eher eine Verbesserung. Auch das Geburtsgewicht der Kinder hat nach Posener Untersuchungen ein Übertreffen des Durchschnitts gezeigt: während der deutsche Säugling sonst 3250 g wiegt, wogen die Kriegssäuglinge 1915/16 3319 g.

Die Sterblichkeitsziffer der weiblichen Bevölkerung ist in Breslau eher zurückgegangen als gewachsen, trotzdem Tausende von Frauen in schweren männlichen Berufen beschäftigt sind. Auch bei den Sterblichkeitsziffern der Herz- und Gefäßkrankheiten zeigt sich nicht eine Tatsache, die im geringsten einen Vorwurf für die Kriegskost ausmache. Besonders erfreulich ist der starke Abfall der alkoholistischen Geistesstörungen: so ist in Breslau seit dem 1. April 1916 kein einziges Delirium tremens mehr in der Städtischen Heilanstalt und in der kgl. Nervenklinik vorgekommen. Nur die Lungentuberkulose hat erheblich zugenommen, freilich nicht über das schlimmste Jahr 1912 hinaus. Man darf nicht vergessen, daß viele Tuberkulöse sich nicht so schonen konnten wie sonst. Dagegen ist wieder die Sterblichkeit an Zuckerkrankheit ganz erheblich zurückgegangen.

Als eine große Hauptsache bezeichnet es Rosenfeld, daß für die richtige Beschaffenheit des Eiweißes unserer Ernährung Sorge getragen wird. Es war ein Segen, daß die Not uns zwang, statt des gewöhnlichen Feinbrotes ein Kleienbrot zu genießen, denn die Eiweißkörper des Feinmehles sind sehr unvollständige Eiweißbausteine, indem ihnen die Gliadine fehlen, die in der Kleie reichlich enthalten sind.

---

7. Die Sterblichkeit unter den Schwachsinnigen.

In den »Briefe und Bilder aus Alsterdorf« (Einundvierzigster Jahrgang 1917. Norden, Druck von Dietr. Soltau) macht Prof. Dr. Keller als Anstaltsarzt in Alsterdorf folgende Mitteilungen von allgemeinem Interesse:

»Vor einigen Jahren habe ich für einen Vortrag im hiesigen Ärztlichen Verein die Sterbestatistik von 10 Jahren für den Hamburger Staat berechnet und bin zu dem überraschenden Ergebnis gekommen, als ich diese Ziffern mit der in demselben Jahrzehnt in den Alsterdorfer Anstalten verstorbener Anzahl Schwachsinniger verglich, daß die durchschnittliche Sterblichkeit der Schwachsinnigen $6^1/_2$ mal größer ist als die der geistig normalen Menschen.

Sehr gering ist das Anpassungsvermögen des Idioten an Veränderungen, sowohl in geistiger wie in körperlicher Beziehung, und sein auf

einen gewissen Standpunkt eingestellter schwerfälliger Organismus leidet unter jeder Verrückung desselben.

Es wird nach dem Gesagten ohne weiteres sehr verständlich sein, daß die Einschränkungen und Änderungen in der Ernährung des letzten Jahres auf die Insassen einer Schwachsinnigenanstalt nicht ohne sehr bemerkbare Folgen bleiben konnten. Voraussichtlich werden diese Folgen in den laufenden Jahren noch mehr hervortreten, da ein Teil des vorigen Jahres noch nicht den Maßregeln in der Ernährung unterworfen war, wie sie nachher notwendig wurden. Bei Besichtigung der Tabelle der Erkrankungen fallen uns als Folgen der veränderten und verminderten Nahrung drei Punkte ins Auge:

1. die hohe Ziffer des Zellgewebs- und Hautleidens,
2. die Zunahme der Augenleiden,
3. die 27 Todesfälle an Tuberkulose.

Bei der Zunahme des Zellgewebs- und Hautleidens kommen zwei Faktoren in Frage, die Skrofulose und eine neue Hautkrankheit, die wissenschaftlich Pseudoscabies, d. h. Scheinkrätze, benannt ist. Die Skrofulose, mit der eine große Anzahl unserer Pfleglinge schon bei ihrem Eintritt in die Anstalt behaftet ist, äußert sich bekanntlich in erster Linie in Hautausschlägen, Drüsenvereiterungen und Augenleiden.

Als Hauptmittel gegen diese Leiden wurden angewandt fettreiche Nahrung (Milch), Lebertran und Salben. Und gerade auf diese Mittel, besonders die beiden letzteren, mußten wir in vielen Fällen verzichten, wie ja aus dem jedem bekannten Fettmangel sehr klar einzusehen ist.

Was die neu auftretende Krankheit, die Scheinkrätze, betrifft, so sieht dieselbe genau so aus, wie wirklich von Milben herrührende Krätze und hat auch zu vielen Verwechslungen Anlaß gegeben. Sie ist ebenfalls als eine unzweifelhafte Folge der mangelhaften Fetternährung erkannt und zeigt sich in allen Schichten der Bevölkerung, die ihr darum den Namen Marmeladenkrätze gegeben haben.

Glücklicherweise hat uns die chemische Wissenschaft ein sehr sicheres Mittel zur Heilung dieses lästigen Hautausschlages in dem Sagrotan gegeben, das auch zuerst von Herrn Professor Unna empfohlen, mit bestem Erfolg in unserer Anstalt verwandt wird.

Die Zunahme der Augenleiden hat dieselben Ursachen wie die der Hautleiden, wozu wohl noch in manchen Fällen direkte Übertragung von Eiter aus den entzündeten Hautstellen auf die Bindehäute des Auges kommt.

Die Lungen- und Unterleibstuberkulose fordert stets, auch in Friedenszeiten, zahlreiche Opfer in der Anstalt für Schwachsinnige, die den Keim dieser der Skrofulose nahe verwandten Krankheit oft von ihrer Geburt an in sich tragen.

Natürlich kommt dieser Keim unter einer knapp bemessenen, fettarmen Ernährung in vielen Fällen früher zur Entwicklung und führt früher das Ende des Befallenen herbei, als das unter günstigen Ernährungsbedingungen geschehen würde, und gerade in dieser Beziehung ist für das Jahr 1917 noch ein Anwachsen der Erkrankungszahl zu erwarten.

Im ganzen tritt uns auch bei den Pfleglingen unserer Anstalt dieselbe

Erscheinung entgegen, die auch in der übrigen Bevölkerung beobachtet wird, daß die Kinder sich der veränderten Lebensweise ganz gut anpassen, während die Erwachsenen sowohl in ihrem Körpergewicht wie in ihrem Kräftezustand zurückgehen.«

8. Rassentüchtigkeit und Volkszahl.

Die »D. K.« läßt folgende auch für uns sehr beachtenswerte Mahnung durch die Tagespresse gehen:

Den Sturz der Geburtenkurve aufzuhalten, heißt die Bevölkerungsfrage im Sinne der Lebensbejahung der Nation lösen. Es ist daher nationale Pflicht eines jeden, an dem Fortbestand und an der Gesundung der Nation nach Kräften mitzuarbeiten. Erreichen läßt sich das Ziel allerdings nur dann, wenn der Staat entsprechende Schritte tut, um die Lebensbejahung und den Fortbestand zu fördern.

Der Krieg mit allen seinen Folgen und Nebenwirkungen hat auf dem Gebiet der Volksvermehrung und -erhaltung breite Lücken gerissen. Es gilt nun aber nicht nur, dafür zu sorgen, diese wieder aufzufüllen, sondern, was noch viel wichtiger ist, für einen gesunden Bestand und Nachwuchs der Nation entsprechende Vorkehrungen zu treffen.

Millionen der kräftigsten Männer waren und sind noch gezwungen, allen Unbilden des Wetters zu trotzen und das rauhe Kriegshandwerk zu führen, um Heimat und Herd vor den anstürmenden Feinden zu schützen. Viele davon haben sich Krankheiten zugezogen, so daß nur entsprechende ärztliche Behandlung und Pflege sie vor dauerndem Siechtume bewahren können. So manch einer würde wohl der Lungenschwindsucht noch nachträglich zum Opfer fallen, wenn nicht angemessene ärztliche Fürsorge ihn davor bewahrte. Ausnahmslos erkennt auch das gesamte Volk an, daß hier vom Staat durchgreifende Maßregeln ergriffen werden, um schleichende Seuchen dieser Art nach Möglichkeit zu bekämpfen und Volk wie Nachkommenschaft vor Übertragung zu schützen.

Leider nimmt aber das Volk nicht allen schleichenden Seuchen gegenüber diesen Standpunkt ein, was um so bedauerlicher ist, als besonders alle Arten von Geschlechtskrankheiten ebenfalls unter die schleichenden Seuchen gezählt werden müssen. Vor der Ansteckung durch Tuberkulose versucht sich jeder nach Möglichkeit zu schützen, während man den Geschlechtskrankheiten gegenüber noch immer von geradezu sträflichem Leichtsinne und bedrohlicher Gleichgültigkeit ist.

Die Mehrzahl der Geschlechtskranken hindert eine durchaus unangebrachte und falsche Scham, sich dem Arzte anzuvertrauen, schleppt ihre Krankheit weiter und steckt durch Unverantwortlichkeit und Nachlässigkeit zumeist noch andere Personen an. Während des Krieges hat die Ausbreitung der verschiedenen Geschlechtskrankheiten ganz erheblich zugenommen! Es ist daher beruhigend, zu vernehmen, daß demnächst dem Reichstage ein Gesetzentwurf zugehen wird (was inzwischen geschehen ist) der sich eingehend mit der Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten befaßt.

Wie groß die Bedeutung einer sachgemäßen Behandlung und Be-

kämpfung der Geschlechtskrankheiten für den Fortbestand und die Gesundheit des deutschen Volkes ist, läßt sich daraus ersehen, daß nach dem Medizinalstatistiker Prinzing rund 300000 Ehen in Deutschland nur deshalb kinderlos blieben, weil ein oder der andere Teil der Eheleute an den Folgen schlecht geheilter Geschlechtskrankheiten litt.

Aufgabe des Staates kann es naturgemäß nur sein, durch geeignete Gesetze die Ansteckungsgefahr nach Möglichkeit zu verringern und durch geeignete Behandlung für Heilung der Kranken zu sorgen. Um dem Staate aber dies zu ermöglichen und zugleich zu erleichtern, ist eine Aufklärung des Volkes unbedingt notwendig, damit es sich vor der schleichenden Seuche der Geschlechtskrankheiten ebenso zu schützen und zu fürchten lernt, wie es das heute bei der Tuberkulose tut.

Daher fort mit der falschen Scham! Nur ein offenes freies Wort kann hier durchgreifende Wandlung in einer Gefahr schaffen, die Volk, Staat und Einzelmenschen verhängnisvoll zu werden droht.

---

9. Kino und Schuljugend.[1]

Eine bemerkenswerte Erhebung, durch welche die viel erörterte Frage der Beeinflussung der Jugend durch die Vorführungen der Lichtspieltheater in ein helles Licht gerückt sind, wurde im Jahre 1912 von der Lehrerschaft der Stadt Bern durchgeführt. Ihr zufolge besuchten von 3300 Kindern in 95 mittleren und oberen Klassen die Hälfte gelegentlich, ein Drittel oft oder regelmäßig das Kino, nur ein Sechstel war noch nie im Kino gewesen. Die Kinder hatten dort gesehen: Geographische Bilder 1656 mal, Bilder aus Industrie und Technik 1353 mal, Tierquälereien 988 mal, Prügeleien 1914 mal, Streit zwischen Mann und Frau 1286 mal, Betrunkene 1350 mal, Verstoßung eines Kindes 367 mal, Entführungen 1160 mal, Verkauf eines Kindes 163 mal, Ehebruch 1120 mal, Erschießung von Menschen 1224 mal, Vergiftung 625 mal; wie Menschen erwürgt werden 625 mal, geköpft werden 420 mal, zerschmettert werden 207 mal, erstickt werden 336 mal, erstochen werden 647 mal, ertränkt werden 704 mal, gefoltert werden 203 mal, verbrannt werden 23 mal, lebendig eingemauert werden 4 mal; Raub 1645 mal, Diebstahl 1179 mal, Brandstiftung und Mord 1171 mal, Selbstmord 765 mal, Detektivromane 1225 mal. In 250 geprüften kriminellen Schundfilmen kamen vor 97 Morde, 45 Selbstmorde, 51 Ehebrüche, 19 Entführungsszenen, 22 Entführungen, 176 Diebstähle, 25 Dirnen, 35 Trunkenbolde und ein Heer von Detektiven. Eine Bemerkung zu dieser Übersicht »bildender« Vorführung erübrigt sich.

(Aus der Zeitschrift für Kinderschutz und Jugendfürsorge Nr. 2, 1918.)

---

[1]) Vergl. Hellwig, Kind und Kino. Beiträge zur Kinderforschung und Heilerziehung Heft 119. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann), 1914. — Trüper, Der Weltkrieg und die Erziehungs- und Schulreform der Gegenwart. Zeitschrift für Kinderforschung. XXI. Jahrg. Heft 1/2.

10. Auslese der technisch Begabten.

Jüngst wiesen wir auf die Berliner Begabtenschule, ihre Vorteile und Nachteile hin. Jetzt beabsichtigt der Berliner Stadtschulrat Dr. Reimann eine Einrichtung zu treffen, die wir auf das herzlichste begrüßen. Es sollen diejenigen zeichnerisch oder handfertig besonders begabten Knaben und Mädchen im Alter von 13 oder 14 Jahren, die für ein Kunsthandwerk — Maler, Schlosser, Tischler, Juwelier, Gärtner, technischer Zeichner, Stickerin, Lithograph, Kunstgewerbe jeder Art — geeignet sind und sich einem der genannten Berufe widmen möchten, einer Prüfung unterzogen und dann in besonderen Kursen in den höheren Fachschulen, namentlich den Handwerkerschulen, ausgebildet werden. Hierbei ist beabsichtigt, Talente zu finden, die einer besseren Förderung würdig sind und zugleich auch Schüler höherer Lehranstalten, die vielleicht weniger Erfolg in den Denkfächern haben, in die ihrer Natur entsprechende Laufbahn zu bringen. Es ist zu hoffen, daß nunmehr auch diejenigen Schüler, die nicht in dem Besitz von besonderen intellektuellen Fähigkeiten sind und daher auf unseren höheren Lernschulen nicht vorwärts kommen, zu ihrem Rechte kommen. Unserem gewerblichen Leben aber werden neue Kräfte zugeführt, an denen es bisher sehr gefehlt hat.

Berlin-Wilmersdorf. Kraßmöller.

11. Theodor Elsenhans †.

Der o. Professor der Philosophie und Pädagogik an der Technischen Hochschule zu Dresden Dr. Theodor Elsenhans ist am 23. Jan. 1918 im 55. Lebensjahre verschieden. Mit dem Tode des Neukantianers hat auch die pädagogisch-psychologische Forschung einen großen Verlust erlitten. E. war 1862 zu Stuttgart geboren, erst Gymnasiallehrer, dann an der Universität Heidelberg, wurde er Fritz Schultzes Nachfolger in Dresden, wo er 1916/17 Rektor dei Hochschule war. Neben seiner akademischen Lehrtätigkeit trat er vielfach in die Öffentlichkeit in volkstümlichen Hochschulkursen, durch Vorträge in den Lehrervereinen und als Vorstandsmitglied im »Bund für Schulreform«. Seine Veröffentlichungen zeigen klare, verständige Darstellung, so sein »Lehrbuch der Psychologie« (Tübingen, Mohr), »Psychologie und Logik« (Leipzig, Göschen) und »Charakterbildung« Leipzig, Quelle & Meyer), überdies seine Schriften zum Kantstudium.

D. Literatur.

Dräseke, Dr. **J.,** Nervenarzt und Schularzt in Hamburg, und **Herms, O.,** Hilfsschulleiter in Hamburg, Die Hilfsschule im Dienste der Kopfschußverletzten. Sonderabdruck aus der Zeitschrift »Die Kriegsbeschädigtenfürsorge«. 1. Jahrg. 12. Heft. Berlin W. 62, Vossische Buchhandlung, Verlag, 1917.

Von neuem reichen sich Nervenarzt nnd Hilfsschullehrer die Hand, um in gemeinsamer Arbeit diesmal Kriegern zu helfen, die durch eine Kopfschußverletzung eine Einbuße ihrer geistigen Fähigkeiten erlitten haben. Die Verfasser stellen

folgenden Plan auf, »in ihren (der Kopfschußverletzten) Dienst sich zu stellen, muß für die kommende Zeit die dankbarste Aufgabe der Hilfsschule werden. In ihrer ganzen Eigenart ist gerade sie berufen, heilend und helfend mit dem Ausblick auf die spätere Fürsorge in den Kreis aller der Lazarette zu treten, welche sich bisher in den Dienst der Kopfschußverletzten gestellt haben«. Dieser Plan ist in einer geeigneten Hamburger Hilfsschule seit dem Sommer 1916 von dem Hamburgischen Landesausschuß für Kriegsbeschädigte in die Tat umgesetzt worden, und die Praxis hat gezeigt, daß diese Verbindung eine überaus glückliche und fruchtbringende ist, ja daß sie geradezu der Weg ist, auf dem die Kopfschußverletzten am besten zu ihrem Recht kommen und auf dem ihnen in der umfassendsten Weise geholfen werden kann.

Fast alle Kopfschußverletzte haben mehr oder weniger eine Herabsetzung ihrer geistigen Fähigkeiten erlitten, und es stellte sich bei der Einrichtung der Kopfschußstation als unbedingt erforderlich heraus, mit einem planmäßigen Unterricht einzusetzen. Für diesen Unterricht, der seiner Natur nach ein heilpädagogischer sein muß, kommen vor allem Hilfsschullehrer in Frage, da sie von vornherein mit der Eigenart eines solchen Unterrichtes mehr vertraut sind als andere Lehrer. Ihnen sind psychische Defekterscheinungen bekannt, sie kennen die einschlägigen Methoden, die zur Heilung oder Besserung führen, und sie sind auch meist im Handfertigkeitsunterrichte bewandert, dem in dem Heilplane eine bedeutsame Rolle zufällt. Gemeinsam erforschen Arzt und Pädagoge den geistigen Besitz, stellen die erlittene Einbuße fest und arbeiten einen Heilplan aus, der, von der Schädigung ausgehend, Beruf und Stellung im Leben berücksichtigt, gegebenenfalls einen notwendig erscheinenden Berufswechsel ins Auge faßt mit dem Ziele, den geschädigten Krieger der menschlichen Gesellschaft wieder als tätiges Glied zuzuführen. Die Natur der Sachlage bringt es natürlich mit sich, daß bei diesen Maßnahmen der Nervenarzt das entscheidende Wort hat.

Die segensreiche Arbeit wird an 20 Beispielen, die durch 18 Abbildungen vortrefflich illustriert werden, vorgeführt, und es wird überzeugend nachgewiesen, daß die Erfolge den eingeschlagenen Weg als den richtigsten erscheinen lassen.

Die Adresse, an die sich die Verfasser wiederholt wenden, sind die Hilfsschullehrer, »Zweck dieser Zeilen ist der, den Hilfsschulpädagogen ein neues Arbeitsfeld in kurzen Abrissen zu zeigen«. Es ist gewiß, daß sich jeder geeignete Hilfsschullehrer freudig in den Dienst dieser guten Sache stellen wird, und es darf darauf hingewiesen werden, daß gelegentlich einer Vertreterversammlung des deutschen Hilfsschulverbandes im März 1917 in Berlin die auf diese Tätigkeit zielenden Worte des Vorsitzenden, Stadtschulrat Dr. Wehrhahn, mit lebhaftestem Beifall aufgenommen wurden.

Aber es liegt nicht in der Macht der Hilfsschullehrer hier initiativ vorzugehen; das steht anderen Stellen zu, und man kann nur hoffen, daß die warmherzigen Ausführungen der beiden Hamburger Autoren auch dort Anklang finden und vor allem nach dem Vorbilde der Hamburger Einrichtung recht bald weiter verwirklicht werden. An der Mitwirkung der Hilfsschullehrer wird das dringend notwendige Werk nicht scheitern.

Hamburg. Fr. Rössel.

Schulze, Eduard, Die Berufsbildung des Hilfsschullehrers. Pädagogischer Verlag von Hermann Schroedel, 1917. 2,50 M.

Auch wenn dieses Buch nicht dem besonderen Zwecke dienen sollte, ein Wegweiser durch die Vorarbeiten zur preußischen Hilfsschullehrerprüfung zu sein, wäre es eine willkommene Bereicherung der Hilfsschulliteratur gewesen. Es hat bisher tatsächlich an einem kurzen zusammenfassenden Abriß der gesamten Hilfsschulfragen gefehlt, und diesen gibt Schulze in seinem vorliegenden Buche. Er geht auf alle Gebiete ein, die der Heilpädagogik dienen und sie berühren, und es zeigt sich dabei, welch umfassender Arbeit es bedarf, um sich einigermaßen das nötige Rüstzeug zu erwerben.

Das Buch beschäftigt sich zunächst mit der preußischen Hilfsschullehrerprüfung, die 1913 eingeführt worden ist. Sie wird in ihre einzelnen Teile gegliedert, und in ausführlicher Weise wird denen, die sich der Prüfung unterziehen wollen, der Weg zum Gelingen gezeigt. Der zweite Teil befaßt sich mit dem Studium der Psy-

chologie, der Psychopathologie, der Kinderpsychologie, des Baues und der Funktionen der Sinnesorgane, des Baues der Funktionen des gesunden und kranken Gehirns und Nervensystems, der Psycho-Physiologie der Sprachfunktionen, der wichtigsten Sprachstörungen, der Methodik der Unterrichtsgegenstände der Hilfsschule und anderer einschlägigen Hilfsschulfragen; am Schluß werden noch einige Prüfungsbilder gegeben.

Jedes Gebiet wird mit einer knappen, aber zutreffenden Darstellung eingeführt, daran schließen sich ein reichhaltiges Literaturverzeichnis und eine große Anzahl von Fragen und Aufgaben, die den sich Vorbereitenden zu selbständiger Arbeit anregen und anleiten sollen.

Damit könnten wir die Besprechung des Buches schließen, aber da sind doch noch ein paar Fragen, die sich durch das ganze Buch ziehen und die gerade im Hinblick auf die Prüfung ganz besonders unterstrichen werden müssen. Wir sehen, daß wir in ausgedehntem Maße fremde Wissenschaften heranziehen müssen, wenn wir unsere Arbeit recht verstehen und betreiben wollen. Jeder, der an die Prüfung herangeht, findet ein Arbeitsgebiet, das dem anderer Prüfungen nicht nur nicht nachsteht, sondern noch übertrifft, weil der zu bearbeitende Stoff viel fremdartiger ist als bei anderen Lehrerprüfungen. Sobald wir diese Hilfswissenschaften verlassen und uns unserem speziellen Gebiete, dem heilpädagogischen Teile, zuwenden, so treten wir meist auf den schwankenden Boden von Ansichten und Meinungen und selten treffen wir ein Kapitel, in dem Anfänge zu wissenschaftlicher systematischer Arbeit zu finden sind. Das trat schon in der »Enzyklopädie für Heilpädagogik« hervor und das zeigt Schulze jetzt wieder. S. 61, »Wie ich schon sagte, fehlen uns fast ganz die pädagogischen Schlußfolgerungen und Nutzanwendungen, die da zeigen, wie die Ergebnisse der psychopathologischen Untersuchungen heilpädagogisch zu verwerten sind. Hier stehen wir heute noch in den Anfängen. Es fehlt uns ferner noch eine sorgfältige und umfassende Sammlung der Tatsachen von pädagogischer Seite, eine Feststellung dessen, was in der Hilfsschule vorkommt, eine genaue Beschreibung des Wahrgenommenen.« S. 101, »Leider fehlt uns das Werk, das die methodischen Lehren systematisch zusammenfaßt und wissenschaftlich fundiert .... man operiert mit verworrenen, halbwahren, nebelhaften Mutmaßungen .... in unserer Fachpresse tritt der Mangel an methodischer Forschung deutlich zutage — kurz, wir befinden uns hier noch ganz in den Niederungen reiner Empirie und spekulativer Phantastik.« Es fehlt an einem brauchbaren Rechenheft, S. 162, »Auch im Bereiche der Hilfsschule finden sich derartige Machwerke (Rechenbücher), die jegliches Verständnis für den Zweck des Hilfsschulrechnens vermissen lassen;« es fehlt an Fibeln, die dem Hilfsschulkinde entsprechen, S. 150, »Die Hilfsschulfibel darf nicht — wie bisher — nach dem vielgebrauchten Rezept verfaßt sein, wonach man durch Verschiebungen und kleinere Änderungen im Wortschatz aus drei Fibeln eine vierte macht .... jedenfalls wartet die »Fibelliteratur der Hilfsschule noch auf den großen Wurf«. Wenn wir noch darauf hinweisen, daß auch die Lehr- und Stoffplanfragen wenig geklärt sind, so haben wir damit nur einige der Hauptprobleme gestreift, die gefördert und gelöst werden müssen. Nicht einmal von dem Gebiete des Werk- und Werkstättenunterrichtes haben wir eine brauchbare Darstellung, obwohl doch hierin am meisten gearbeitet wird. Zwar liegen eine große Reihe von Einzelarbeiten vor, aber sie sind fast durchweg zu wenig psychologisch orientiert. Meist wird von Stoffgebieten gesprochen, die gelegentlich mit dem Werkunterricht verbunden wurden, von Gelingen und Mißlingen, von Technik und Ausführungsmöglichkeiten; doch eine systematische Sammlung von Beobachtungen und Erfahrungen mit einer psychologischen Durcharbeitung steht noch aus. Es mag dem sich auf die Prüfung Vorbereitenden oft nicht leicht werden, sich durch die Ansichten, Meinungen und Erfahrungen der einzelnen Autoren durchzufinden und selbst einen sicheren Standpunkt zu erarbeiten. Deshalb ist der Vorschlag Schulzes (S. 27, 62), für angehende Hilfsschullehrer ein Anstaltspraktikum einzurichten, sehr zu beachten. Er weist dabei auf die Provinzialanstalten hin, die durch das Gesetz vom 11. Juli 1891 ins Leben getreten sind; er hätte dabei die großen Privatanstalten zu nennen nicht vergessen sollen, denn sie haben schon immer fördernd, zum Teil bahnbrechend für die Hilfsschularbeit mitgewirkt, und zahlreiche Hilfsschullehrer haben dort im Anstaltspraktikum Ausbildung, Förderung und Vertiefung ihres Berufes gefunden.

Ein Gutes hat jedenfalls die Hilfsschullehrerprüfung gezeigt, daß das Gebiet der eigentlichen Hilfsschulpädagogik noch recht wenig gründlich und wissenschaftlich durchforscht ist. Schulze zeigt das von neuem mit aller Deutlichkeit, und sein Buch ist deshalb auch denen, die keine Prüfung abzulegen brauchen, sehr zu empfehlen, denn es liegt zwischen den Zeilen mehr als eine Einladung zu ernster Weiterarbeit.

Hamburg. Fr. Rössel.

Weichardt, Prof. Dr. **Wolfgang,** und **Lindner, Hugo,** Arbeitshygienische Untersuchungen. Arch. f. Hygiene. Bd. 86. München 1916.

Den Verfassern standen für Messungen intelligente Schüler im Alter von 15 bis 19 Jahren zur Verfügung. Die Versuche wurden morgens vor dem fünfstündigen Unterrichte, mittags möglichst rasch danach und nachmittags gegen 4 bezw. 6 Uhr angestellt. Die Versuchsreihen umfaßten die letzten beiden Schul- und zwei Ferienwochen. Zwei Methoden fanden Anwendung: die Kraepelinsche Rechenmethode[1]) und die Plethysmographenmethode,[2]) und zwar fand, je nachdem es zweckmäßig erschien, entweder der (a. u. a. O. beschriebene) Kroneckersche Luftplethysmograph oder der von Lehmann verbesserte Wasser-Luft-Apparat Anwendung. Der Schüler sitzt in ungezwungener Haltung vor dem Apparat, wobei das linke Bein auf einem gepolsterten Gestell in der Kniekehle ruht, so daß ein kräftiges Auf- und Abschwellen des Fußes möglich ist, ohne daß in Pausen Zirkulationsstörungen eintreten.

Die Grundtatsache, auf die sich die Untersuchung des Ermüdungszustandes mit dem Plethysmographen stützt ist die: In den Muskeln zunächst, außerdem in allen andern Extremitäten, findet eine reichliche Blutzufuhr statt, die durch den vermehrten Sauerstoff und raschere Entfernung schädlicher Stoffwechselprodukte die Leistungen des Gebietes erheblich begünstigen. Im Zustande der Ermüdung findet eine Umkehrung statt. Ist ein einzelnes Glied ermüdet, dann verengern sich bei weiterer Anstrengung die Gefäße, die Blutzufuhr zu ihm, und auch zu den nicht ermüdeten Gebieten, wird vermindert; wird aber ein frisches Glied in Tätigkeit gesetzt, dann tritt für sämtliche Glieder eine bessere Blutversorgung ein. Bei Allgemeinermüdung ruft die Bewegung eines Gliedes in sämtlichen Gliedern Gefäßverengerungen hervor. — Diese letzte Tatsache ist für die vorliegenden Untersuchungen von besonderer Bedeutung. Der Plethysmograph schreibt die Volumveränderungen auf. Wenn man nun ein anderes Glied — den linken Fuß — kräftig sich bewegen läßt, kann man aus den Aufzeichnungen auf den Zustand der Frische oder Ermüdung einer Person schließen; die Volumzunahme äußert sich in Hebungen des Zeigers — positive —, die -Abnahme in Senkungen derselben — negative Kurve; jene sind Merkmal der Frische, diese der Ermüdung.

Die Resultate der Addier- und der Plethysmographenmethode bestätigen und ergänzen sich gegenseitig.

Ich hebe die wichtigsten Ergebnisse heraus! 1. Der fünfstündige Unterricht wirkt zweifellos ermüdend; das zeigt der Plethysmograph direkt auf und läßt die Addiermethode in der Differenz der Rechenleistungen erschließen. 2. Eine eingeschobene körperliche Anstrengung schädigt die nachfolgende geistige; im einzelnen wird der Typus der Kurven von den mannigfachsten körperlichen Einflüssen geändert. 3. Im schlechtventilierten Raume (sog. Kastenversuche in der verschlossenen Fernsprechzelle bei längerem Aufenthalt) bedingen die physikalischen und chemischen Schädlichkeiten in ihrer Gesamtheit zunächst negative Kurven.

Kiel. Marx Lobsien.

Weichardt, Prof. Dr., und **Lindner,** cand. rer. nat. **Hugo,** Ernährung und Leistung. Öffentliche Gesundheitspflege. Braunschweig, Vieweg & Sohn, 1916.

Die Versuche wurden ebenfalls mit der Weberschen Plethysmographentechnik angestellt, und zwar an einer alten, für ihre Verhältnisse nicht genügend ernährten

---

[1]) Lobsien, Die experimentelle Ermüdungsforschung S. 40 u. 113. Beiträge zur Kinderforschung und Heilerziehung. Heft 108. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann).

[2]) Ebenda S. 22.

Person. Sie schrieb Ermüdungskurven. Bei sehr reichlicher Ernährung näherte sich der Typus dem normalen. Auch bei der gewöhnlichen geringen Ernährung gelang es, den Kurventypus durch Anwendung eines Retordins, des Succinimids, das in Schokoladetafeln verabreicht wird, zu verbessern. Die Verfasser heben hervor, daß exakte Leistungsmessungen bei der Beurteilung von Ernährungsfragen wichtig sind; sie zeigen, »daß diejenigen im Unrecht sind, welche eine bestimmte, unter allen Umständen ‚einfache' Kost auf die Allgemeinheit ausgedehnt wissen wollen und hierin eine durchgehend befriedigende Lösung gefunden zu haben glauben«. — Von großem Werte dürften solche Untersuchungen sein für die Beurteilung der »Kriegsernährung«.

Kiel. Marx Lobsien.

Maennel, B., Von der Schule des Mittelstandes (Mittelschule) in Preußen. Eine sozialpädagogische Monographie. Heft 120 der »Beiträge zur Kinderforschung und Heilerziehung«. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann), 1914. 83 S. Preis geh. 1,35 M.

Verfasser setzt sich zunächst mit dem Begriff »Mittelstand« auseinander und weist die Bedeutung des Mittelstandes für den Staat nach. Aus den Bildungsbedürfnissen des Mittelstandes, auf die Verfasser des näheren eingeht, leitet er die Notwendigkeit der Mittelschule ab, die er im Sinne der in Preußen bestehenden Mittelschule aufgefaßt wissen will. Dann zeigt M. die geschichtliche Entwicklung der Mittelschule und ihre Organisation. Eine nationale, volkswirtschaftliche und pädagogische Würdigung der neuen Mittelschulbestimmungen läßt die Bedeutung der Mittelschule nach der Neuordnung vom 3. Februar 1910 erkennen. Ihre Bedeutung geht auch aus den Berechtigungen hervor, die den Mittelschulen zuerkannt worden sind. Nachdem Verfasser sich mit der Vor- und Fortbildung des Mittelschullehrers, den Kosten, der Leitung, Beaufsichtigung und Verwaltung der Mittelschule beschäftigt hat, bietet er in einem Rück- und Ausblick Wünsche, die für die weitere Ausgestaltung des Mittelschulwesens von Bedeutung sind. Wer sich über die Mittelschule und über die mit ihr in Beziehung stehenden Fragen orientieren will, der greife zu dieser Schrift.

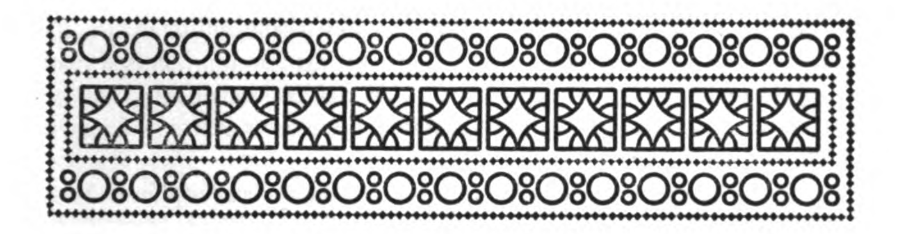
Danzig-Langfuhr. Franz Matschkewitz.

Kasten, Hermann, Deutsches Lesebuch. I. Teil, 2. und 3. Schuljahr. Auf Grund der preuß. Bestimmungen für das Mittelschulwesen vom 3. Februar 1910. Leipzig 1913. 332 S.

Die Kastensche Bearbeitung des Lesebuchs von Lüben und Nacke für die Unterstufe gehört unseres Erachtens zum Besten, was an neuen Lesebüchern in den letzten Jahren erschienen ist. Es sind hier nahezu alle Forderungen erfüllt, die von namhaften Pädagogen an das Lesebuch gestellt worden sind, und die in dem preußischen Ministerialerlaß vom 28. Februar 1902 und in den Bestimmungen über die Neuordnung des Mittelschulwesens vom 3. Februar 1910 einen bestimmten Ausdruck gefunden haben. Die mit gutem Verständnis für die Eigenart des Kindes ausgewählten Lesestoffe berücksichtigen vor allem den engen Lebenskreis unserer Kleinen und führen sie durch die Welt ihrer Anschauungen: durch Haus und Straße, Stadt und Dorf, zu Spiel und Scherz und ins sonnige Märchenland. Mag es aus rein praktischen Gründen immerhin schwierig sein, einem Lesebuch, zumal einem solchen, das für einen größeren Bezirk geschrieben ist, einen spezifisch heimatlichen Charakter zu geben, so sind die hier gebotenen Stoffe doch leicht auf die besonderen Verhältnisse des Ortes und der engeren Heimat des Kindes zu übertragen. Ein besonderer Vorzug des Buches ist die reiche Darbietung des »Volkstümlichen«, die geschickte Zusammenstellung von Erzeugnissen neuerer und neuster Erzähler und Dichter mit dem bewährten Alten und nicht zuletzt der künstlerische Bildschmuck, der besondere Beachtung verdient.

Jena-Sophienhöhe. Hollewede.

Druck von Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann) in Langensalza.



A. Abhandlungen.

(Aus dem Psychologischen Laboratorium des Staatl. Institutes für nervöse Kinder. — Leiter: Dr. **Josef O. Vértes**-Budapest.)

Begriffsbestimmung der Heilpädagogik auf psychologischer Grundlage.

Von

Dr. phil. **Josef O. Vértes**-Budapest,
Pädagogischer Leiter der staatl. Mittelschule für nervöse Kinder.

Die moderne Heilpädagogik hat sich an den Berührungspunkten der Heilwissenschaft und der Pädagogik, aus dem Ineinanderfließen ihrer Grenzlinien, entwickelt. Noch bis in die Mitte des XIX. Jahrhunderts befaßte sich die Pädagogik wie auch die Medizin jede für sich allein mit den körperlichen und seelischen Beschaffenheiten des abnormen Kindes und waren somit ihre Forschungsergebnisse und Feststellungen vom Gesichtspunkte der Heilpädagogik selbstredend einseitig, denn sie betrachteten die seelischen Abnormitäten entweder lediglich unter pädagogischem (Comenius, Felbiger[1]) usw.) oder unter medizinischem Gesichtswinkel (Paracelsus, Plater im XVI. Jahrh.). Darin findet der Umstand seine Erklärung, daß der Begriff der Heilpädagogie auch heute noch so verschiedenartige Bestimmungen hat. Die Verwirrung wird durch Nichtbeachtung der wesentlichen Merkmale dieses Begriffes noch erhöht.

Man begegnet am häufigsten zwei Begriffsbestimmungen. Nach

---

[1]) Vértes, J. O., Ein unbekannter Heilpädagog. Zeitschrift für Kinderforschung. Bd. 19. S. 34. 1914.

der einen Auffassung gehören nur die Geistesabnormitäten in das Gebiet der Heilpädagogie. Die deutsche Auffassung beschränkte früher diese Wissenschaft auf einen noch viel engeren Kreis und befaßte sich nur mit den Schwachsinnigen (Schwachsinnigenpädagogik).

Die Anhänger der anderen Auffassung zählen außer den Geistesabnormen auch die mit Sinnesdefekten behafteten (Blinde und Taubstumme) hierher. An der Entstehung dieser Auffassung mag aller Wahrscheinlichkeit nach eine irrtümliche Etymologie Anteil haben.[1]) Die Geistesabnormen nämlich wurden auch unter die mit Sinnesdefekten Behafteten eingereiht, weil sie von schwachen Sinnen waren (schwachsinnig), wo doch die richtige Erklärung: schwach im Sinnen, d. h. Denken ist.[2]) Das Sinnen hat hier nichts mit den Sinnen, sondern mit dem Denken zu schaffen.

Sie glaubten bei beiden Gruppen die gemeinsame Einteilungsbasis in der Mangelhaftigkeit der Sinnesorgane gefunden zu haben.

Wir müssen demgegenüber darauf verweisen, daß die Unterbringung der mit Sinnesdefekten Behafteten und der Geistesabnormen in derselben Gruppe grade durch die falsche Einteilungsbasis verursacht wurde.

Die Blinden und Taubstummen leiden an dem völligen Mangel eines Sinnes, während die Sinnesorgane des Geistesabnormen nur weniger entwickelt sind, aber auch dies nicht in allen Fällen. Aber die geistige Abnormität löst nicht die mangelhafte Entwicklung der Sinnesorgane aus. Die Mangelhaftigkeit der Sinnesorgane ist höchstens nur eine Folgeerscheinung der geistigen Abnormität. Wir wissen ja wohl, daß der schwerhörige, kurzsichtige Schüler nicht unbedingt auch schwachbefähigt sein muß.[3])

---

[1]) Th. Heller, Grundriß der Heilpädagogik. 2. Aufl. Leipzig, Engelmann, 1912. S. 2.

[2]) J. Trüper, Die Anfänge der abnormen Erscheinungen im kindlichen Seelenleben. Altenburg, O. Bonde, 1902. S. 5.

[3]) Der Kalender für heilpädagogische Schulen und Anstalten (Hilfsschulkalender) [sic!] herausgegeben von Fr. Frenzel und J. Schwenk. Leipzig, K. G. Th. Scheffer, 1909 und folgende Jahrgänge nimmt den Begriff der Heilpädagogie völlig für die Schwachsinnigen in Beschlag. — Das Dannemann-Schober-Schulzesche Enzyklopädische Handbuch der Heilpädagogik (Halle a. S., C. Marhold, 1911), geht schon einen Schritt weiter und gliedert alle geistigen Abnormitäten dem Gebiete der Heilpädagogie an. Das sonst ausgezeichnete Werk ließ das Titelwort »Heilpädagogie« vorsichtig oder vielleicht unabsichtlich weg.

Auf dem weitesten Gebiet bewegt sich die in Wien erscheinende heilpädagogische Zeitschrift Eos, die sich nebst den Geistesabnormitäten auch mit Taubstummen, Blinden, an Sprachstörungen Leidenden, sogar mit Krüppeln befaßt.

Die Zusammengehörigkeit dieser zwei Gruppen muß also mittels eines anderen fundamentum divisionis gesucht werden. Wir müssen aber dabei auch die Frage erörtern, ob die Heilpädagogie durch diese zwei Gruppen (der Sinnes- und Geistesabnormitäten) voll erschöpft wird.

Der Begriff der Heilpädagogie und der der Abnormität verknüpfen sich miteinander. Wir müssen also den Begriff der Normalität feststellen, um zum Abnormen zu gelangen.

Normal heißt all das, was sich mit den gewohnten, alltäglichen Begriffen, den oft wiederkehrenden Durchschnittswerten, den allgemeinen menschlichen Zielen (Selbsterhaltung, Anpassung an die Gesellschaft) deckt. Die Normalität ist folglich kein Punkt, sondern ein Weg, eine Strecke mit zahlreichen Möglichkeiten der Abstufungen.[1] Jeder Grad dieser Strecke weist nicht nur quantitative, sondern auch qualitative Abstufungen auf. Z. B. wenn wir vom schwachen Schüler über den mittelmäßigen stufenweise fortschreitend zum begabten gelangen, so werden wir nicht nur quantitative, sondern auch qualitative Veränderungen antreffen. Die quantitative Veränderung bezeichnet die Abstufungen, die qualitative die Typen.

Die Normalität denken wir — in graphischer Darstellung — als einen breiten, zweigeteilten Weg. Diese zwei Teile stellen die körperliche und seelische (Nervensystem) Normalität dar.

In den skandinavischen Ländern hat wie auch bei uns zu Lande in Ungarn die Heilpädagogie ehedem ihre Wirksamkeit nur auf die Taubstummen, Blinden und geistig Abnormen (Epileptiker) erstreckt, aber im Anfange des XX. Jahrhunderts (in Skandinavien im XIX. Jahrh.) wendet man sich auch den Krüppeln zu.

Die Franzosen stehen ebenfalls auf der Basis einer weitgehenderen Festlegung des Gebietes der Heilpädagogie. Nach ihnen gehören der an Sprachstörungen Leidende, der Taubstumme, der Blinde, der schwachsinnige Taubstumme, der schwachbefähigte Blinde und der idiotische Taubstummblinde in das Gebiet der Heilpädagogie.

Der ungarischen Auffassung nach, die auch das Ministerium sich zu eigen macht, gibt es Sinnes- (Blinde und Taubstumme) und Geistesabnorme. Diese Rahmen erfahren aber immer mehr Erweiterungen. Vereinzelt gewährt man schon den Taubstummblinden Unterricht. Nach der ungarischen Auffassung bedeutet die Geistesabnormität eigentlich eine seelische Abnormität. Aus dieser Auffassung ist die staatliche Anstalt für nervöse Kinder hervorgegangen. Das Ministerium hat schon seit Längerem den Plan der Errichtung einer Anstalt für Epileptiker ins Auge gefaßt, auch wurde — auf meinen Vorschlag — durch das Ministerium die Einreihung der Krüppel in die Heilpädagogie anerkannt, ja man befaßt sich sogar mit dem Gedanken, die Fürsorgezöglinge durch Heilpädagogen zu erziehen und zu unterrichten.

[1]) W. Stern, Die differentielle Psychologie. Leipzig. J. A. Barth, 1911. S. 155–157.





ABNORMITÄT · NORMALITÄT · HYPERNORM.

Abb. 1.

Diesseits der Grenze der Normalität — auf der Minusseite — befindet sich die Abnormalität. Die breite Zone der Normalität engt sich zusammen; die Quantität wie auch die Qualität nehmen ab und die immer schmäler werdende schrumpft in einen Punkt zusammen. Dieser Punkt stellt den graphischen Platz der traurigsten Gestalten der körperlichen und seelischen Abnormen dar.

Den körperlich Normalen entsprechen auf der Seite der Abnormalität die Krüppel.

In dem Gebiete des Seelenlebens unterscheiden wir, wenn wir die übliche psychologische Einteilung vor Augen halten, drei Hauptteile. (Wir dürfen selbstverständlich nicht an selbständig hervortretende, abstrakte Empfindungen oder Vorstellungen denken, sondern immer nur an die Komplexe dieser Elemente.) Der eine ist die Empfindung, der zweite die Vorstellung, der dritte ist die Gruppe des Gefühls und des Willens. Dieser Einteilung liegen die Faktoren der Empfindung, der Vorstellung, des Gefühles und des Willens zugrunde. Sie drückt eigentlich die Tatsache aus, daß die Abnormität, die Abweichung von den Verhältnissen des normalen Lebens, in einem der genannten Gebiete zu suchen ist. So sehen wir der Harmonie des Seelenlebens die Disharmonie desselben gegenüber gestellt. Diese Disharmonie wird durch das Mißverhältnis der Empfindung, der Vorstellung, des Gedankens oder des Willens- und Gefühlslebens zu den übrigen Faktoren des Seelenlebens hervorgerufen.

Prüfen wir das Gebiet des Seelenlebens auf der Minusseite, so sehen wir, daß die

Abnormität der Sinne sich darstellt als die Taubstummheit, die Blindheit, Taubstummblindheit, Kurzsichtigkeit, Schwerhörigkeit usw.

Die Abnormitäten der Vorstellungswelt (Gedanken) sind die Abnormitäten des Geistes.

Die Abnormitäten des Gefühls- und Willenslebens sind die Anomalien des Charakters (Moral insanity usw.).

Das charakteristische Merkmal aller dieser Gruppen ist die Abnormität des Nervensystems minderen oder höheren Grades und die Disharmonie der psychischen Eigentümlichkeiten.

Jenseits der Normalität — auf der Plusseite — befindet sich die graphische Stelle der Hypernormalität. Die Strecke verbreitert sich über die Grenzlinie der Zone, d. i. sie weist fortschreitend nicht nur eine quantitative, sondern auch eine bedeutende qualitative Besserung auf. Jenseits der Zone der Normalität begegnen wir den ungewöhnlichen, von dem großen Durchschnitt abweichenden Erscheinungen. Indem diese sich an der Plusseite befinden, erscheinen sie als der großen Allgemeinheit übergeordnet. Hierher gehören die Talente und Genies: die Führer der Gesellschaft.[1]) Im Gebiete der Hypernormalität sind die Herkulese. Auf den Staffeln der seelischen Normalität emporsteigend gelangen wir — in bezug auf die geistigen Eigenschaften — zu den Genies, den hervorragendsten Trägern der Geschichte und Kulturgeschichte: den Columbus, Macchiavellis, Galilei, Bólyais und Liszts. Betrachten wir die Gefühlsmomente, so tauchen vor unseren Augen auf: die Propheten, Heiligen und die Heroen der Moral: die Savanarolas und ihre Genossen.

Der Weg also von der Abnormalität durch die Normalität hindurch bis zur Hypernormalität ist ziemlich lang und zeigt uns Tausende von Arten der Typen und Abstufungen.

An den beiden letzten Grenzen der Normalitätszone lassen sich die Scheidewände noch immer nicht aufbauen, aber wir haben schon einzelne Beiträge zur Lösung der Frage gewonnen. Zum Kanon der körperlichen Normalität hat die medizinische Wissenschaft schon viele Beiträge geliefert, während den Kanon der geistigen Normalität festzustellen die Psychologen erst in der letzten Zeit am Werke sind.

---

[1]) Das Genie bedeutet die Schöpfungskraft. Es produziert Neues, indes das Talent nur reproduziert. — (L. Scholz, Anormale Kinder. Berlin, S. Karger, 1912. S. 26.) Seine schaffende Phantasie wird durch seine Urteilskraft gezügelt. Ohne diese Beschränkung wäre mancher Geisteskranke ein Genie. Es ist interessant, daß viele bedeutende Geistesgrößen in Wahnsinn verfielen oder eine kurze Zeit geistesgestört waren wie z. B. Tasso, Swift, Rousseau, Schumann, Széchenyi, Nietzsche. Diesen stehen jedoch die hervorragenden Geister in bedeutender Anzahl gegenüber, die geistig vollkommen gesund waren, wie z. B. Dante, Macchiavelli, Spinoza, Kossuth usw. Es gibt nämlich wie in der großen Menge, so auch unter den Genies gesunde und kranke Individuen. Aristoteles findet im Genie in allen Fällen einen gewissen Grad des Wahnsinns. Davon weicht Lombrosos Anschauung nur wenig ab.

Ranschburg lenkte zuerst die Aufmerksamkeit auf die scharfen Unterschiede zwischen der physiologischen und pathologischen Beschränktheit, die sich dem Beobachter bisher völlig verwischt und ineinander geschmolzen darstellen.[1]) Die psychopathischen Konstitutionen (Ziehen) sind auch an der Grenzlinie der Normalität und seelischen Krankheit. Sie sind keine ausgereiften pathologischen Formen, sondern sie decken sich mit dem Begriffe, den wir mit dem Namen der Nervosität bezeichnen.[2])

In Anbetracht der körperlichen Normalität sind solche Übergangsformen: die Körperschwäche, die schiefe Körperhaltung; in bezug auf die Sinnesorgane: die Kurzsichtigkeit und Schwerhörigkeit; im Gebiete des Gefühlslebens: die durch Umgebung bewirkte Moral insanity minderen Grades usw.

Zum Problem der Abgrenzung der Normalität und Abnormalität gesellt sich die Aufgabe, die Grenze zwischen der Normalität und Hypernormalität abzustecken. Wo berühren sich und wo trennen sich die Besten der Normalen — die Talente — und die Hypernormalen: die Genies?

Möbius[3]) gibt den Weg genau an, der zur Lösung des Problems führt. Wir müssen nicht den Menschen, sondern die konkreten Menschen, die zu einem bestimmten Geschlechte, Alter, Volk und zu einer bestimmten gesellschaftlichen Klasse gehören, kennen lernen. Auf diese Weise werden wir dann nicht den Typus, sondern die Typen, nicht den Kanon, sondern die Kanone erhalten.[4])

Aus der Lösung dieser Fragen wird der Kanon der Normalität mit unbestrittener Bestimmtheit gewonnen und somit sämtliche der Heilpädagogie harrende Aufgaben mittelbar in den Vordergrund geschoben werden. Wir werden um ein Negativum reicher, und das führt zur Feststellung der Tatsache, daß alles, was nicht normal ist, vom Gebiete der Normalpädagogie auszuschließen ist. Auf Grund unserer bisherigen, der Lösung der Normalität förderlichen Kenntnisse stellt sich uns das Bereich der Heilpädagogie um ein Beträchtliches größer dar.

Nach dem Gesagten also befaßt sich die Heilpädagogie mit

[1]) P. Ranschburg, Zur physiologischen und pathologischen Psychologie der elementaren Rechnungsarten. Zeitschrift für exp. Pädagogik. Bd. VII u. IX.

[2]) Vor Ranschburg und Ziehen erschienen Strümpells Pädagogische Pathologie und die hier bahnbrechende Arbeit von Koch über Psychopathische Minderwertigkeiten. Die Schriftleitung.

[3]) P. J. Möbius, Stachyologie. Über Entartung. Leipzig, J. A. Barth, 1910.

[4]) Josef O. Vértes, Das Wortgedächtnis im Schulkindesalter. Zeitschrift für Psychologie. Bd. 63. 1912.

der — in den Schulen für Normale nicht erreichbaren — speziellen Erziehung und Heilung der den Normalen gegenüber untergeordneten und von dem Normalen körperlich und psychisch abweichenden Kinder und Jugendlichen.

Die eine Wurzel sämtlicher Zweige der Heilpädagogik — sagt Ranschburg[1]) — liegt dort, wo die Pädagogik mit ihrem Verfahren nicht auskommt, denn ihr liegt nicht nur die Aufgabe der Weiterentwicklung ob, sondern auch die einer heilend fortschreitenden Entwicklung. Die andere Wurzel aller Zweige liegt in dem Boden, wo die Heilkunde mit ihrem Verfahren keinen Erfolg erzielen kann, da sie, sei es die in ihrer Wirksamkeit gehemmten oder im allgemeinen schwach entwickelten und fehlerhaft verbundenen Bahnen des Nervensystems nicht in Fähigkeit zu setzen vermag. Dies vermögen heute nur allein der Unterricht und die Erziehung, welche die Heilung zum Ziele haben.

Kleinere körperliche Fehler und Sprachstörungen, vorübergehende Ermüdungszustände, geringgradige Kurzsichtigkeit, Lügen des Kinderalters usw. können in den Schulen für Normale entweder durch den Schul-, Fach- oder Hausarzt oder den Pädagogen behandelt werden. In diesen Fällen, obwohl sie einen gewissen Grad von Abnormität bedeuten, können wir gegenüber der Allgemeinheit, weder in körperlicher, noch in seelischer, noch in gesellschaftlicher Hinsicht eine Untergeordnetheit oder Inferiorität feststellen.

Dort, wo die Untergeordnetheit gegenüber dem anerkannten oder besser gesagt heute nur noch instinktmäßig geahnten normalen Typ sowohl in körperlicher, wie auch in seelischer Hinsicht offen zutage liegt, dort setzt die Arbeit des Heilpädagogen ein.

Auf Grund dieser meiner Definition reihe ich in den Kreis der Heilpädagogie ein:

I. Die Abnormitäten des Körpers.
II. „ „ der Seele.
1. Die Abnormitäten der Sinnesorgane.
2. „ „ des (im engeren Sinne des Wortes) Geistes.
3. „ „ des Charakters.

Dieser Standpunkt bedarf einer Begründung, weil die Heilpädagogik sich mit den körperlich Abnormen (Krüppel usw.) bis in die Gegenwart nur wenig, oder nur unsystematisch befaßte. Viele wollen

---

[1]) P. Ranschburg, Elmélkedés a gyógypedagógia jelenéröl ès jövöjéröl. (Betrachtung über die Gegenwart und Zukunft der Heilpädagogik.) Magyar Gyógypedagógia, 1909. Jahrg. I. S. 45.

auch den Unterricht der mit Sinnesdefekten Behafteten von der Heilpädagogik abgesondert wissen. Die Abnormen der Charakters (moral insanity) stehen noch immer außerhalb der Schranken der Heilpädagogik, und diese Unglücklichen werden noch immer mehr gestraft als geheilt.

In den Abnormitäten des Geistes (Schwachsinn, Nervosität usw.) stimmen die Vertreter aller Richtungen überein. Nach wie vor gelten die Abnormitäten des Seelenlebens auch heute als angestammtes Gebiet der Heilpädagogik.

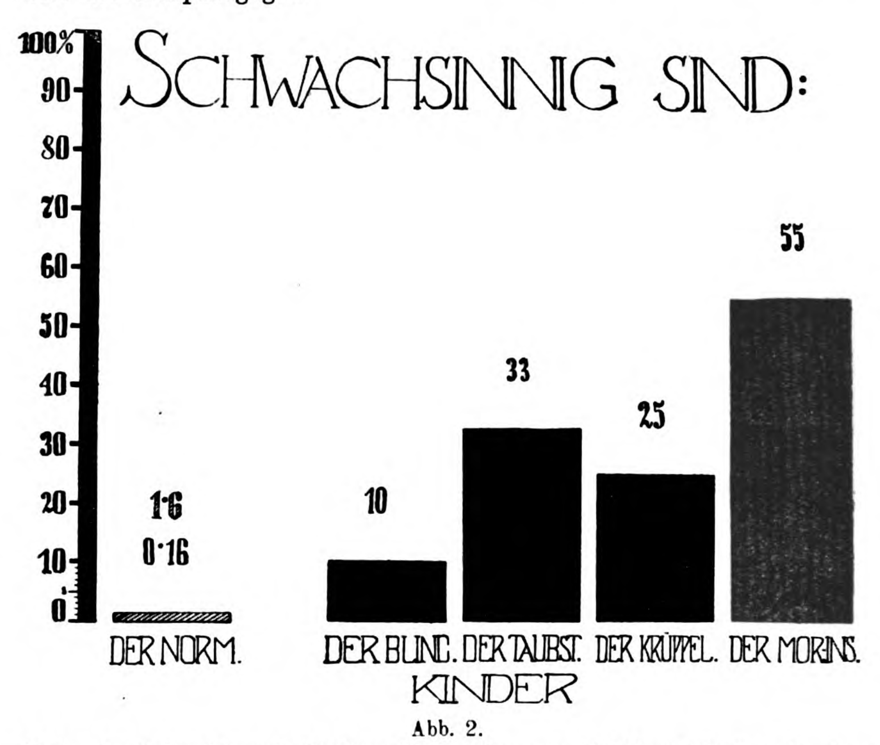


Abb. 2.

Unter den heilerziehungsbedürftigen Kindern kommen die Schwachsinnigen in einer viel höheren Anzahl vor, als unter den körperlich und geistig Normalen. Laut dem ungarischen statistischen Jahrbuch (1906) gehören 0,16 % sämtlicher Normalen zu den Schwachsinnigen;[1]) da aber die Datensammlung nicht von Fachmännern angestellt wurde, dürfen wir diese Zahl ungescheut verzehnfachen, und somit erhalten wir den viel wahrscheinlicheren Prozentsatz von 1,6, der aber im Verhältnisse zu dem der Blinden (10 %), Taubstummen (33 %), Krüppel (25 %) und an Moral insanity Leidenden (55 %) noch immer verschwindend klein ist. Die Prozentzahlen entsprechen dem mittlerem Werte der hierauf bezüglichen Forschungen. (Vergl. mit dem hierhergehörigen Abschnitt der Arbeit.)

---

[1]) Schwachsinn ist doch schon eine Anomalie, eine Abweichung von der Gesundheitsbreite. Die Schriftleitung.

Die körperlichen und seelischen Abnormitäten (die Sinnes-, Geistes- und Charakterabnormitäten) werden durch vier Faktoren eng miteinander verbunden:

1. Die Minderwertigkeit gegenüber den Normalen.
2. Abweichung des Seelenlebens von dem der Normalen.
3. Die große Anzahl der Geistesdefekte in jeder der aufgezählten Gruppen. In den zwei bezw. vier Gruppen ist die Zahl der Schwachbefähigten bedeutend höher als unter den Normalschülern. (Vergl. Abb. 2.)
4. Schließlich muß die in pädagogischer Hinsicht wichtige Tatsache betont werden, daß keiner der aufgezählten Typen in den vorhandenen für Normale eingerichteten Schulen unterrichtet, erzogen und geheilt werden kann.

Durch diese Tatsachen werden die körperlichen und seelischen Abnormalen (Sinnes-, Geistes- und Charakterabnorme) ganz der Heilpädagogie zugewiesen.

I.

Mit den körperlich Abnormen befaßt sich — ausgenommen Decroly und einige Pädagogen — die Heilpädagogik bislang kaum.

Was ist der Maßstab der körperlichen Abnormität? Körperlich abnorm ist das Individuum, das sich gegenüber dem normalen Maßstab als minderwertig und untergeordnet erweist. Und weil das normale Kind nur als Ideal besteht, darum weisen wir nicht gleich jede geringfügige Abnormität dem Gebiet der Heilpädagogik zu.

Die Krüppel, die Mißgeborenen, Monströsen, körperlich abnormen Kinder können nicht in die Schulen für Normale geschickt werden. Sie erheischen eine spezielle medizinische (orthopädische), heilpädagogische Erziehung, und wenn sie dieser nicht teilhaftig werden, so werden sie leicht ihrer Krankheit zum Opfer fallen. Die Beschäftigung der abnormen Kinder in den Schulen: das Erlernen des Schreibens, Lesens und anderer elementarer Dinge, die tausendfältigen Schwierigkeiten des Arbeitsunterrichtes erfordern fachmäßiges Können und Wissen.

Die Abnormitäten des Körpers wirken in der Regel auch auf den Seelenzustand des Individuums ein und zwar in sehr vielen Fällen ungünstig. Ein interessantes Bild der Seele des Krüppels lieferte jüngst H. Würtz,[1]) der als den charakteristischesten Zug die seelische Dissonanz bezeichnet. Ein großer Prozentsatz der körperlich Abnormen, der Mißgeborenen usw. ist der Träger einer gewissen seelischen Abnormität. Die Ursache, die die körperlichen Abnormitäten hervorruft,

[1]) Zeitschrift für Krüppelfürsorge. Bd. VII. S. 42. 1914.

kann ihrerseits auch die geistigen Abnormitäten gebären. Also der Satz mens sana in corpore sano ist auch umgekehrt gültig.

Reichard,[1]) der Oberarzt an der Fürsorgeanstalt für Krüppel zu Cracau-Magdeburg, fand zwischen 340 körperlich abnormen Kindern 20 bis 30 %, die an Intelligenz hinter den gleichalterigen, körperlich normalen zurückgeblieben waren. Er wirft die Frage auf, in welchem Verhältnis das Seelenleben der Kinder zu ihrer körperlichen Abnormität steht.

Es gibt gewisse körperliche Abnormitäten, die sehr häufig eine geistige Zurückgebliebenheit nach sich ziehen. Als solche kann, um nur die wichtigste zu erwähnen, die zerebrale Kinderlähmung angesehen werden. Diese ist eine Art von den Erkrankungen des Hirnes und kann bleibende oder nur in sehr geringem Maße sich bessernde anatomische Veränderungen herbeiführen. Die zerebrale Lähmung ist also nicht selbst eine Krankheit, sondern nur eine abschließende Station derselben.[2]) Jenachdem das Gehirn von der Krankheit in höherem oder geringerem Maße angegriffen wird, hat auch die damit verbundene geistige Abnormität einen höheren oder geringeren Grad. Dies hängt von der Lokalisation, vom pathologisch-anatomischen Prozesse und zuletzt vom Alter des Kindes ab. Der Entwicklung des Gehirnes droht eine um so größere Gefahr, in je jüngerem Alter die Krankheit auftritt. Nach dem Hemmungsgrade der allgemeinen Entwicklung der Großhirnrinde können wir von Debilität, Imbezillität und Idiotismus reden. Nach der Angabe Huhners[3]) kann nur in 47,5 % der Fälle eine geistige Veränderung nachgewiesen werden. Dem gegenüber behauptet Ziehen,[4]) daß es nur selten der Fall ist, daß eine Abnormität der Intelligenz nicht festgestellt werden könne. In den meisten Fällen haben wir es mit einer psychopathischen Konstitution zu tun.

Eine ähnliche Krankheit ist die Erstarrung der Gliedmaßen und der Füße von Jugend an (Littlesche Krankheit). Der kindliche Geist wird aber von dieser Krankheit nicht so stark und in so vielen Fällen berührt, wie von der zerebralen Lähmung.

Die körperliche und seelische Abnormität erscheint in gleichem

[1]) Enzyklopädisches Handbuch der Heilpädagogik; herausg. von Dannemann, Schober und Schulze. Halle, Marhold, 1911. S. 965.

[2]) Pfaundler-Schloßmann, Handbuch der Kinderheilkunde. 2. Aufl. Bd. IV. — J. Zapperts Artikel: Organische Erkrankungen des Nervensystems. Leipzig, F. C. W. Vogel, 1910.

[3]) Philadelph. med. Journal. 1902. Zit. bei Ziehen, »Die Krankheiten des Gehirns und der Hirnhäute«. S. 651; erschienen im Bruns-Cramer-Ziehen, Handbuch der Nervenkrankheiten im Kindesalter. Berlin, S. Karger, 1912.

[4]) Bruns-Cramer-Ziehen l. c. S. 635.

Maße in der Krankheitsform, die aus der Erkrankung der Schilddrüse entsteht, im Kretinismus usw. Auf das Wachstum des Körpers üben außer der Funktion der Schilddrüse auch andere Drüsen ihren Einfluß aus. So z. B. verursacht die krankhafte Veränderung der im Hirngrunde befindlichen Hypophysis die riesenhafte Vergrößerung des unteren Kinnbacken, der Hände und der Füße (Akromegalie). Im Anschluß daran tritt nicht selten Blöd- und Schwachsinn auf.

Aus dem bisher Gesagten geht hervor, daß die körperliche Abnormität völlig abgesondert, alleinstehend, nur selten vorkommt. Die körperliche Abnormität ist also primärer Faktor, die Ursache; die seelische Abnormität, als sekundäre Erscheinung, ist die Wirkung. Mit anderen Worten: die normale Entwicklung und Funktion des kindlichen Geistes bezw. seine Fehler und seine Mangelhaftigkeiten können nicht nur auf die richtige, fehlerhafte oder mangelhafte Entwicklung der Gehirnelemente, sondern in bestimmten Fällen in erster Linie auf das Gleichgewicht und die Erkrankung des in der chemischen Werkstatt des Organismus sich abspielenden Vorganges zurückgeführt werden.[1])

Diese Unglücklichen also bedürfen nicht nur wegen ihrer körperlichen Mängel, sondern in erster Reihe wegen ihrer geistigen Abnormität einer heilpädagogischen Pflege. Deshalb besitzen schon einige Krüppelheime Hilfsschulen oder Hilfsklassen.

Die körperlich Abnormen können aber schon aus dem Grunde in den Schulen für Normale nicht untergebracht werden, weil ihre Gegenwart auf die körperlich und seelisch Normalen einen entschieden üblen Einfluß hat. Schon der Schutz der Seele des normalen Kindes fordert vor allem, die krüppelhaften Schüler von der Schule fernzuhalten und für sie besondere Erziehungsanstalten zu errichten.

Aber nicht nur der Schutz der normalen Kinder schwebt uns vor. Zöglinge mit lebhafterem Temperament und solche, die nur wenig Zartgefühl vom Hause mitbringen, sehen in ihren unglücklichen Genossen keine traurige, bemitleidenswerte Geschöpfe, sondern groteske Karikaturen des Lebens (Kalbskopf, Kahlkopf, Zwergwuchs, Riesenwuchs usw.).

Decroly,[2]) der die Krüppel ebenfalls zu den abnormen Kindern zählt, schreibt, daß aus einem Brüsseler Kinderspital 33 solche Kinder hervorgegangen sind, welche wegen der Mangelhaftigkeit der vegetativen Funktionen (nicht Zurückhalten des Stuhlganges und des Urins

[1]) P. Ranschburg, A gyermeki elme (Der Geist des Kindes). 2. Aufl. Budapest, Athenaeum-Verlag, 1908. S. 31.

[2]) VI. Congrés internat. des Psychologie. Genéve. 1910.

usw.) den öffentlichen Schulen nicht zurückgegeben werden sollten. Aber leider wird für die körperlich Abnormen nur wenig gesorgt. Und was an Vorsorge für Sicherung ihrer Zukunft vorhanden ist, dies liegt noch immer nicht in den Händen der Heilpädagogie.

Die Heilerziehung der Krüppel hat dreifache Aufgaben zu lösen. Erstens müssen die Zöglinge einer Schul- und gewerblichen Ausbildung teilhaftig werden; dies geschah auch in den wenigen Anstalten, die krüppelhafte Kinder aufnahmen. Die zweite Aufgabe besteht in der Heilung der Krüppel, die dritte in der Versorgung und Beschäftigung der Krüppel.[1])

II.

In die erste Gruppe der in dem Gebiete des Seelenlebens herrschenden Abnormitäten gehören:

1. die Sinnesabnormen. Die Empfindungen sind mit der Ausbildung der Sinnesorgane eng verknüpft. Der Taube, der Blinde kennt eine große Menge der Empfindungen und Erinnerungsbilder nicht. Die Heilpädagogik befaßt sich natürlich vor allem mit denjenigen Arten der im Bereiche der Hauptsinnesorgane (Gesicht, Gehör) obwaltenden Abnormitäten, die gegenüber den Normalen scharf ausgeprägte Formen der Minderwertigkeit darstellen. Dergleichen sind die Blindheit, Taubstummheit, Hörstummheit, hochgradige Kurzsichtigkeit, Schwerhörigkeit usw. Nicht hierher werden gezählt die Kurzsichtigkeit minderen Grades, die durch gute Augengläser leicht behoben werden kann, wie auch das Schielen. Den Empfindungsstörungen werden angereiht die Sinnestäuschungen, die Halluzination und Illusion.

a) Der Blinde.

Der Blinde verfügt über einen ganz andersartigen Vorstellungsvorrat als der Sehende.

Kunz wies mittels der Griesbachschen Methode nach, daß der Ausfall des Gesichtssinnes die noch übrig gebliebenen vier Sinne nicht nur nicht verstärkt hat, wie man es allgemein bisher annahm, sondern auf ihre Entwicklung entschieden hemmend wirkte. Selbst eine durch die zwingende Not geschaffene unausgesetzte Übung war nicht imstande, die gesund gebliebenen Sinne auf einer dem normalen

---

[1]) Kurs für Heil-Pädagogik und Schul-Hygiene. Offizieller Bericht im Auftrag der süddeutschen Gruppe des Vereins für christliche Erziehungswissenschaft von Franz Weigl. Donauwörth 1908. — G. Hohmanns Artikel: »Was sollen Lehrer und Schulinspektoren von der Krüppelfürsorge wissen?« in dem erwähnten Werke S. 303—306. — Vergl. E. Dickhoff, Das Problem des Krüppels. Zeitschrift für Kinderforschung. Bd. 22. S. 203. 1917.

Menschen gleichen Höhe zu erhalten.[1]) Die Lichtempfindung ist wohl in vielen Fällen vorhanden, aber mehr als eine halbe Million von Farbenempfindungen existiert nicht für Blinde. Für die Gehörsempfindungen sind sie außerordentlich empfänglich, aber das ist noch immer kein Beweis dafür, daß der Blinde ein besseres Gehör hat als der Sehende. Aus Grazzis[2]) und Griesbachs Untersuchungen wissen wir sogar, daß das Gehör des Sehenden feiner ist und die Schallrichtung genauer anzugeben weiß. Der Geruchssinn des Blinden ist feiner und schärfer als der des sehenden Menschen.

Die Not gestaltete die Töne, die unwesentlichen Begriffe, zu wesentlichen Merkmalen. Diese Zeichen genügen für die Erkennung der Gegenstände. Während die Seele des Menschen mit normalem Sinne stets von den für ihn wichtigsten Gesichtsbildern beherrscht wird, richtet sich die Aufmerksamkeit immer auf die Schall- und Geruchsempfindungen.[3]) Hier haben wir es also nicht mit einer physiologischen (Vervollkommnung des Ohres oder der Nase), sondern lediglich mit einer psychologischen Erscheinung zu tun. Der Tastsinn der Sehenden ist bedeutend besser entwickelt und feiner als der der Blinden. In bezug auf die Geschmacksempfindungen finden wir keine Abweichungen.

Der sechste, sogenannte Fern-, Raum- oder X-Sinn der Blinden ist bekannt. Die meisten Blinden haben bekanntlich die Fähigkeit, Widerstände schon von einer bestimmten Entfernung, ohne sie zu berühren, wahrzunehmen. Diese Wahrnehmung tritt ein, wenn der Blinde den betreffenden Dingen nahekommt oder von ihnen sich entfernt. Dabei handelt es sich um Sinneseindrücke.[4]) Von den vielen darüber herrschenden Anschauungen gründet die eine das Ferngefühl der Blinden auf Gehörsempfindungen,[5]) die andere auf Druckempfindungen,[6]) die dritte auf Temperaturempfindungen.[7])

[1]) Griesbach, Kunz M., Professor, Del »tatto a distanze«. Eos. 1910. S. 246. — F. Kirschenheuter, Magyar Gyògypedagógia. 1902. Jahrg. I. S. 60.

[2]) Eos. 1905. S. 56. (Ansaldi.)

[3]) Griesbach l. c. S. 246.

[4]) H. Ebbinghaus, Grundzüge der Psychologie. Leipzig, Veit & Comp., 1913. II. Bd. S. 198.

[5]) L. Truschel, Der sechste Sinn der Blinden. Zeitschrift für exp. Pädagogik. Bd. 3, 4, 5, 7 u. 14.

[6]) M. Kunz, Nochmals der (von Laien und Dilettanten) sogenannte »sechste Sinn« der Blinden. Ebenda. Bd. 7.

[7]) A. Krogius, Zur Frage vom sechsten Sinn der Blinden. Ebenda. Bd. 5. 7. — Ders., Kritische Bemerkungen zu Herrn Professor Griesbachs Rezension des von Herrn Professor Kunz gehaltenen Kongreßvortrages: »Del tatto a distanze.« Eos. 1910. S. 249. — Ders., Weiteres zur Frage vom sechsten Sinne der Blinden. Zeitschrift f. exp. Päd. Bd. 7.

Die Sinneswahrnehmung entwickelt sich also in eigenartiger Weise, und infolgedessen erfahren auch die Vorstellungen Veränderungen, und sie entstehen im Gegensatze zu den normalen ohne Mithilfe des Sehens.

Auch das Gefühlsleben der Blinden unterscheidet sich von dem der Sehenden. Ihre unglückliche Lage erklärt vieles. Sie sind unbescheiden, starrsinnig, gegen ihre Wohltäter undankbar. Sie sind leichtgläubig, wenn man aber ihre Leichtgläubigkeit mißbraucht, verfallen sie ins andere Extrem und werden verschlossen und argwöhnisch. Ihre Empfindlichkeit und Eitelkeit kennt keine Grenzen. Häufig findet man unter ihnen moralisch Abnorme. Diesen schlechten Eigenschaften hält eine hübsche Anzahl von guten die Wage.

Bezüglich der ästhetischen Gefühle sei bemerkt, daß die Töne für den Blinden einen höheren ästhetischen Wert besitzen als für den Sehenden. Nicht nur die Musik, das Gedicht, sondern auch die bedeutungsloseren Geräusche verschaffen dem Blinden einen ästhetischen Genuß.[1]

Ihre Gefühle werden selbst bei den heftigsten Wallungen von keinem Mienenspiel begleitet. Das blinde Kind hat Neigung für Apathie. Seine Bewegungen sind viel begrenzter als die der Normalen und mithin treten auch die diese Bewegungen auslösenden heftigen Reize seltener auf.[2]

Seine Aufmerksamkeit konzentriert sich besser auf die Gehörseindrücke als die der Normalen, da die Gesichtsbilder auf den Verlauf der Auffassung nicht hemmend einwirken.

Es hat auch eine andere Auffassung als die Sehenden. Es muß alles ohne das Sehorgan auffassen. Sein Begriffs- und Wortschatz ist ärmer als der der Normalen. Das blinde Kind erkennt die sinnlich wahrnehmbaren Gegenstände mit Ausnahme einiger wenigen; aber die Feststellung ihrer Eigenschaften macht ihm größere Schwierigkeiten.[3] Sein unmittelbares und mittelbares Gedächtnis hat einen größeren Umfang, die Reproduktionszeit ist viel kürzer als die seiner gleichaltrigen normalen Genossen.[4] Auch sein Lernverfahren ist ein anderes wie das der Sehenden.

---

[1]) Ansaldi l. c.

[2]) J. Kleitsch, Renyheségre való hajlam a vakoknál. (Hang zur Trägheit bei Blinden.) Magyar Gyógypedagógia. 1910. Bd. II. S. 52.

[3]) K. Herodek, A vak gyermek fogalomkincse. (Der Begriffsvorrat des blinden Kindes.) Magyar Gyógypedagógia. 1909. Bd. 1. S. 231.

[4]) Kurzgefaßtes Ergebnis meiner an blinden Kindern angestellten Experimente. (Erscheint demnächst in deutscher Sprache.) Vortrag, gehalten in der Ung. Gesellschaft für Philosophie. 1915. Athenaeum, Bd. II. S. 223. 1916 und A Gyermek, Bd. 298. 1916.

Seine Phantasie ist lebhaft und wird nur zu oft auf falsche Bahnen gedrängt. Die Entwicklung seines Interesses weist Abweichungen von der der Normalen auf. Seine Willensvorgänge zeigen die schärfsten Gegensätze. Entweder kämpft es mit dem Aufgebote seiner ganzen Kraft für das zu erreichende Ziel, oder sein körperliches und seelisches Leben ist schon von Geburt her ein dermaßen träges, daß es fast als willenlos zu bezeichnen ist.[1])

Schon aus dieser gedrängten Darstellung der Psychologie der blinden Kinder läßt sich auf die große Anzahl der Abweichungen von der Seele der normalen Kinder schließen. Und wieviel Momente weisen uns auf ihren der Gesellschaft gegenüber untergeordneten Zustand hin!

Die schwachbegabten Blinden werden außer durch ihre gesellschaftliche Untergeordnetheit durch ihre Geistesabnormität noch enger an die Heilpädagogik geknüpft. Die Blindheit wird in sehr vielen Fällen durch die Erkrankung des Gehirnes verursacht, die wieder ihrerseits die geistige Minderwertigkeit zur Folge hat. Aber auch das Fehlen der Beschäftigung mit dem Kinde vermag die geistige Entwicklung hintanzuhalten und die Blindheit kann, wenn der Ausfall des Gesichtssinnes nicht durch eine Spezialerziehung wettgemacht wird, einen dem Idiotismus verwandten Zustand schaffen (Stern).

Nach der Statistik des Jahres 1906 von Lötzsch[2]) beträgt die Zahl der Schwachsinnigen unter den Blinden 10 % (von 2600 blinden Kindern in Deutschland waren 256 schwachbegabt); die belgischen Daten[3]) ergeben eine viel höhere Zahl, nämlich 32 %. Wir wollen lieber den Angaben von Lötzsch zustimmen, weil seine Sammelbogen von Fachleuten, d. i. Heilpädagogen, ausgefüllt wurden, während das Zustandekommen der belgischen Statistik uns völlig unbekannt ist; und die später vorkommenden, auf die schwachbegabten Taubstummen bezughabenden Angaben sind solcher Art, daß sie der Kritik nicht entbehren können.

b) Der Taubstumme.

Wie ist das Seelenleben der Taubstummen beschaffen?

Selbst diejenigen, die die Heilpädagogik bloß auf die Geistesabnormitäten beschränkt wissen wollen, können nicht umhin, zu bekennen, daß »der Geisteszustand in mehrfacher Hinsicht von dem gesunder, vollsinniger Menschen abweicht«.[4])

---

[1]) Mell, Enzyklopädisches Handbuch des Blindenwesens. 1899.

[2]) Enzyklopädisches Handbuch der Heilpädagogik. 1911. S. 344.

[3]) Annuaire de statistique de la Belgique. 1905.

[4]) Heller, Grundriß der Heilpädagogik. 2. Aufl. S. 2. Leipzig 1912.

Die Taubstummen leiden am Mangel des Gehörsinnes. Wenn wir bedenken, daß der Weg zur Sprache durch das Gehör führt, die Sprache aber die schnellste und wichtigste Vermittlerin des intellektuellen Lebens ist und die Musik das Gefühlsleben des Individuums aufs bedeutendste fördert: so müssen wir einsehen, daß das Seelenleben des taubstummen Kindes gerade infolge des Mangels des Gehörsinnes nicht so mannigfaltig und vollkommen sein kann wie das der Normalen.[1])

Das taubstumme Kind entwickelt sich langsamer als das normale, gesunde Kind, und mancher achtjährige Taubstumme steht auf einer dem fünfjährigen Normalen gleichen Stufe.

Das Seelenleben des kleinen Taubstummen ist sehr primitiv. Außer dem Mangel des Gehörs trägt auch die Abnormität des Sehorgans hierzu bei. Unter den Taubstummen sind sehr viel Kurzsichtige. Das beständige Hinlenken der Aufmerksamkeit auf den Mund des Sprechenden ermüdet die Augen. Aber nicht allein diese Tatsache, sondern auch durch die Taubheit verursachte Krankheit kann auf die Augen eine schädliche Wirkung ausüben. Das, was Griesbach nachgewiesen hat, daß nämlich der Ausfall des einen Sinnes die übrigen nicht verstärkt, kann auch auf das Sehen und Tasten der Taubstummen angewendet werden. Verreri[2]) und andere Fachmänner lieferten den Nachweis, daß der Gesichtssinn der Taubstummen physiologisch nicht besonders vollkommen entwickelt ist. Ihr Sehen und Tasten ist geübter als das der Normalen, aber nicht schärfer. Ihre Schmerzempfindung ist eine minimale.

Das Denken des Taubstummen, solange es außerhalb der Lautsprache vor sich geht, fällt in den Kreis des anschauenden Denkens, das aber weit hinter der Entwicklung des abstrakten, in Worten vor sich gehenden Denkens von gleichalterigen, normalen Kindern zurücksteht.[3])

Auch seine moralische Auffassung weicht in vieler Hinsicht von der der normalen Kinder ab. Sie ist nicht so mannigfaltig wie diejenige der normalen Kinder und läßt manches zu wünschen übrig. Mit seinen einfachen, aber derben Gefühlen steht sein Gewissen und Handeln in Einklang.[4]) Es besitzt in der Regel eine allzuschwache Willenskraft.

[1]) Walther l. c., S. 89.

[2]) Eos. 1905. S. 56. (Ansaldi.)

[3]) I. Szobolovszky, A siketnéma gondolkodása. (Das Denken des Taubstummen) Magyar Gyópypedagógia. Jahrg. 4. 1912. S. 272.

[4]) R. Lindner, Moralpsychologische Auswertung freier Kinderzeichnungen von taubstummen Schülern. Zeitschrift f. päd. Psychologie. Jahrg. 15. 1914. S. 177.



Folglich haben wir es mit einem von dem Normalen abweichenden, völlig andersgearteten Typus zu tun.

Eine besonders enge Verbindung scheint zwischen dem Schwachsinn und der Taubstummheit zu bestehen. Der Mangel der Sprachfähigkeit der Taubstummen macht ihr Seelenleben arm. Ihr Geistesleben ist — wegen des Ausfalls des Gehörsinnes — an der Denktätigkeit fördernden Arbeit in geringerem Maße beteiligt als das des normalen Kindes. Sehr viele von ihnen sind sogar auch geistig abnormal.[1]) Die Taubstummheit ist nur zu oft die Folge der Gehirnentzündung, in anderen Fällen wird sie durch Trunksucht, Blutkrankheiten oder Blutverwandtschaft der Eltern verursacht. Das sind alles Krankheiten, die das geistige Leben des Individuums schädlich beeinflussen. In diesen Fällen also ist die zurückgebliebene Abnormität primären, die Taubstummheit sekundären Ursprungs. Wir kennen tatsächlich Gehirnentzündungsvorgänge, die keinesfalls Taubheit nach sich ziehen; mit viel höherer Wahrscheinlichkeit, tritt eine geistige Abnormität ein.

Die Psychologie der Taubstummen wurde bislang keiner eingehenden Untersuchung teilhaftig. Wenn die Versuche von den normalen abweichende Resultate aufweisen, so müssen wir die Unterschiede mit vorsichtiger Kritik prüfen. Die Frage ist, ob diese Versuche ihre absolute Minderwertigkeit erweisen, oder ob ihre geistige Rückständigkeit durch ihre Stummheit bewirkt worden ist. Nur die Antwort auf diese Frage kann dieses Problem beleuchten.[2])

Was beweist die Statistik in bezug auf die schwachsinnigen Taubstummen? Nach G. Kull[3]) sind von sämtlichen Taubstummen der Schweiz — 6600 an der Zahl — mindestens 2200 schwachsinnig. Dasselbe Verhältnis ergab die Untersuchung 900 schulpflichtiger Taubstummen durch denselben; von diesen sind mindestens 300 schwachsinnig oder vielleicht noch mehr. Diese 33 % übersteigen die Angaben des Dänen Jörgensen und des Deutschen Rössler, die die Zahl der Schwachsinnigen mit 40—50 % angeben.

Demgegenüber muß ich auf die Ziffern verweisen, welche nur

[1]) Die schweizer Heilpädagogen fordern schon im Jahre 1849 für die schwachsinnigen Taubstummen Sonderschulen.

[2]) J. O. Vértes, Gyógypedagógia ès közèpiskola (= Heilpädagogik und Mittelschule.) Pedagógiai Pszichológia Könyotàr 2. szàm. (Pädagogisch-Psychologische Bibliothek Heft 2). Budapest, Verlag Franz Stark, 1912. S. 4.

[3]) G. Kull, Über die Trennung der taubstummen Schüler nach ihren geistigen Fähigkeiten. Eos. Jahrg. 1. 1905. S. 230.

7—10 % zeigen. Die belgische Statistik vom Jahre 1904 weist nur 7,11 % auf.[1])

Heute wird es kaum mehr bestritten, daß ungefähr 20—25 % sämtlicher Taubstummen schwachsinnig sind. (Kopenhagen: 20, Manilla-Stockholm: 32, Wenesborg: 29,2 %)[2]).

a) Die Inferiorität gegenüber der Allgemeinheit, b) der vom normalen abweichende Seelenzustand, c) die verhältnismäßig zahlreichen Fälle des Schwachsinns, d) die Unmöglichkeit ihrer Unterbringung in der Normalschule weisen die mit Sinnesdefekten Behafteten dem Gebiete der Heilpädagogik zu.

2. Zu den Abnormen im Gebiete der Vorstellungs- oder Geisteswelt zählt die Heilpädagogik die sogenannten intellektuell oder geistig Abnormen.

Es wäre überflüssig, dies ausführlicher zu begründen, weil diese Gruppe wie in der Vergangenheit, so auch in der Gegenwart als Stammbesitz der Heilpädagogik galt, und ein Teil der Fachmänner identifizierte die Lehre über die Geistesabnormitäten des Kindes- und Jugendalters mit dieser Wissenschaft.

Mit der Systematisierung der zahllosen Abarten der Abnormitäten der Seele, des Geistes des Jugendalters befassen sich Heilpädagogen, Ärzte und Psychologen.

So entstehen die auf pädagogischer (Demoor, Trüper, Kölle, Fuchs), medizinischer (Koch, Emminghaus, Ziehen, Decroly, Esquirol) oder auf psychologischer Grundlage (Sengelmann, Sollier, Georgens, Kräpelin, Gründel) durchgeführten Gruppierungen. Die Besprechung und Kritik dieser Systeme gehören schon in das Bereich der Lehre der geistigen Abnormitäten.

3. Einer eingehenden Begründung aber bedarf die Einreihung der aus den Abnormitäten des Willens- und Gefühlslebens erwachsenden Störungen und der mit Charakteranomalien behafteten Jugendlichen in das Gebiet der Heilpädagogik. Ist ihre Zahl wirklich so groß, daß sie einer separaten Fürsorge bedürfen? Unter den einer Fürsorge- oder Besserungsanstalt Zugewiesenen findet man so viel seelisch Abnorme, daß diese Frage unbestritten ist.

---

[1]) Annuaire de statistique de la Belgique. 1905. S. 174. Zit. aus der Zeitschrift Eos. Jahrg. III. 1907. S. 38.

[2]) Encykl. Handbuch d. Heilpäd. S. 1733. — Es ist interessant, daß Condillac (Essai sur l'origine des connaissances humaines), Kant (Anthropologie, Königsberg 1798), Huxley (Über unsere Kenntnisse von den Ursachen), Beneke (Lehrbuch der Psychologie), Itard (Die Krankheiten des Ohres und des Gehörs), Jodl (Lehrbuch der Psychologie) die Taubstummen nicht zu den normalen Menschen zählen.

a) Hierher gehören die pathologischen Störungen der willkürlichen Bewegungen wie: die Lähmungen, Tics, Krämpfe und Zwangshandlungen.[1]) Zu den Krankheiten des Krampfes zählen wir die Epilepsie und die Chorea.

b) Für Störungen der willkürlichen Bewegungen halten wir auch die Sprachstörungen.[2])

c) Der hervorstechendste Typ der Gruppe der mit Charakteranomalien Behafteten ist das an Moral insanity leidende Kind.

Der Charakter des Menschen wird von seinen Handlungen und Gefühlen bestimmt. Die Handlungen des normalen Menschen charakterisieren im allgemeinen das motivierte Reagieren und die mit diesen Reaktionen parallel laufende Gefühlsäußerung. Die mit Anomalien des Charakters Behafteten reagieren aber auf diese Reize nur unregelmäßig; ihre Handlungen tragen alle charakteristische Merkmale der Unmotiviertheit an sich. Statt des Willens herrschen ihre Triebe und ungezügelten Gefühle vor.

Im Streite um die Moral insanity taucht die Frage auf, ob wir es mit der Abnormität des Geistes oder des Gefühls, namentlich des sittlichen Lebens, zu tun haben.

Wie die neueren Forschungen beweisen, spielen beide Faktoren eine Rolle. Aber das auslösende Moment berührt den Gefühlsfaktor der Degeneration und tritt je nach dem Individuum in größerem oder geringerem Maße auf.

Die Anomalien des Charakters im weiteren Sinne sind mit den gesellschaftlichen Abnormitäten identisch (Kleptomanie, Pyromanie, Neigung zur Vagabondage, unsittliche Handlungen). Hier ist wichtig die Entscheidung darüber, ob wir es mit der seelischen Abnormität des Individuums oder mit der Einwirkung der Umgebung zu tun haben. Nach Beantwortung dieser Frage können wir erst von einer Heil- oder Korrektions- (Fürsorge)erziehung sprechen.

Die Moral insanity bedeutet keine bestimmbare, genau umschriebene Veränderung, sondern erscheint in der Form einer solchen Abnormität, deren Symptome in sehr weiten Grenzen sich bewegen und sehr viele Nuancen und Modalitäten besitzen. Diese Individuen weisen ständige seelische Veränderungen auf, die sie ihrer freien Entschlußfähigkeit selbst im schlimmsten Falle nicht völlig berauben; hingegen sind sie auch im besten Falle nicht Herren über ihren Willen.

---

[1]) Ranschburg, Enzyklop. Handbuch d. Heilpäd. 1904.
[2]) Ders., A gyermeki elme (Der Geist des Kindes). 2. Aufl. S. 131.

Ihre Handlungen haben stets pathologische Schattierungen. Sie sind fähig, Kenntnisse zu erwerben, und sind in den oberflächlichen Formen und der Sprache des gesellschaftlichen Umganges bewandert, aber sie sind unfähig, den gesellschaftlichen Forderungen nachzukommen und ihren Platz im Rahmen des heutigen Rechtsstaates zu finden.

Der Laie erblickt in einem solchen Kinde einen Landstreicher, Einbrecher, der Fachkundige aber entdeckt in ihm die Abnormität der höheren geistigen Funktionen.

Ihren Handlungen fehlt die genauere Anpassung an die Außenwelt. Es besteht kein entsprechendes Verhältnis zwischen dem auslösenden Vorfall und der im Individuum auftretenden Reaktion. Also nicht der Inhalt der Handlung weicht vom Normalen ab, sondern ihre Motivierung erfolgt unter abnormen Umständen. In ihrem Seelenleben sieht man nicht die Spuren der hemmenden Wirkung der ethischen Momente, und ihre Triebe entfalten sich ungehindert. Ihre Abnormität offenbart sich also in den Anomalien der höheren Gefühle, hauptsächlich des Charakters. In gesellschaftlicher Beziehung verleiht den Individuen gerade der Umstand Bedeutung, daß ihre Anomalien nicht so hochgradig sind, daß sie außerhalb der Grenzen der Gesellschaft stehen müßten. Sie sind nicht in dem Maße minderwertig, daß sie den gesellschaftlichen Forderungen nicht bewußt werden und ihnen genügen könnten; trotzdem bringen sie ihr Ich gegenüber der Gesellschaft zur Geltung. Sie halten sich für Übermenschen, sie sind aber eher Unmenschen.

W. v. Bechterew[1]) wies schon im Jahre 1903 auf die große Bedeutung der experimentell-psychologischen Untersuchung der Verbrecher hin, und auf seine Anregung hin wurden von Schtscheglow[2]) an den jugendlichen Verbrechern der Besserungskolonie zu St. Petersburg genaue psychologische Versuche vorgenommen. Diese Versuche galten der Erforschung der Schnelligkeit der geistigen Vorgänge, der Ermüdbarkeit und der Reproduktions- und Konzentrationsfähigkeit. Die intellektuellen Prozesse sind langsamer, die Reproduktions- und Konzentrationsfähigkeit ist geringer, der Ermüdbarkeitskoëffizient ist bei den jugendlichen Verbrechern größer, als bei den gesellschaftlich

[1]) W. v. Bechterew, Über experimentell-psychologische Untersuchungen der Verbrecher. — Journal f. Psychol. u. Neurol. Bd. 2. 1903.

[2]) Schtscheglow, Über die intellektuelle Arbeitsfähigkeit der minderjährigen Verbrecher. St. Petersburg 1903 (Russ.). Zitiert in W. v. Bechterews Abhandlung: Das Verbrechertum im Lichte der objektiven Psychologie; ins Deutsche übertragen von Dr. T. Rosenthal. Wiesbaden, J. F. Bergmann, 1914. S. 40.

und seelisch normalen Kindern und Jugendlichen. Ihre Übungsfähigkeit aber ist sehr bedeutend, und dieses psychologische Moment scheidet sie zu ihren Gunsten von den Schwachsinnigen.

Die ungarischen Untersuchungen [1]) stellen unabhängig von Schtscheglow im Jahre 1911 ebenfalls die geringere Geistesfähigkeiten der moralisch Verkommenen gegen die Normalen fest, aber sie verweisen noch mit größerer Entschiedenheit auf die Übergänge, die Überbrückungen zu den Schwachsinnigen. Im Gebiete einfacherer Operationen (Elementarrechnung) weisen sie mit den Fähigkeiten der normalen »schwachen«, »schlechten« Schüler eine Analogie auf, während in bezug auf die komplizierteren Vorgänge ihre geringeren Fähigkeiten bedeutend abstechen, und nähern sich den Werten der pathologischen Schwachsinnigen. Kurz: die Kinder mit Moral insanity nehmen eine mittlere Stelle zwischen den pathologisch und physiologisch Schwachsinnigen ein. Der Rhythmus ihrer geistigen Entwicklung ist langsamer, die einzelnen Phasen treten später in Erscheinung als bei den Normalen, aber früher als bei den Schwachsinnigen. Sie sind zu einem gewissen Grade lernfähig, aber ihr Fortschritt ist nicht gleichmäßig, sondern läuft in schiefer Richtung dahin. Keine ihrer Fähigkeiten zeigt mit den andern eine Parallele, eine Harmonie, und somit lassen sich ihre vielfachen Verirrungen begreifen.

Wir sahen also 1. die Untergeordnetheit der mit Moral insanity Behafteten gegenüber den Normalen und 2. die Verschiedenheit ihres Seelenlebens von dem des Normalen. Sie können in den Schulen für Normale nicht Platz haben, weil — wie es die psychologischen Untersuchungen nachwiesen — ihr geistiger Fortschritt langsamer ist, und sie später zu den einzelnen Intelligenzstufen gelangen, als der Normale. Ihre moralische Minderwertigkeit fordert uns gerade zum Schutze der normalen Schulen auf. Welchen Schaden die mit Moral insanity behafteten Kinder in den Schulen für Normale anrichten, braucht dem Pädagogen, Psychologen nicht weiter auseinander gelegt zu werden. [2])

Aber nicht bloß der langsamere geistige Fortschritt schließt die moralisch Verkommenen von den normalen Schulen aus, sondern auch die unter ihnen befindlichen vielen Schwachsinnigen.

---

[1]) Dósai-Révész, M., Experimenteller Beitrag zur Psychologie der moralisch verkommenen Kinder. Zeitschrift f. angew. Psychol. Bd. 5. S. 272—330. 1911.

[2]) J. O. Vértes, Psychopathiás közèpiskolai tanulók (Psychopathische Mittelschüler). Wissenschaftliche Mitteilungen der Budapester Medizinischen Zeitung. 1912. S. 21—24.

H. W. Gruhle[1]) untersuchte 105 Zöglinge der Fürsorgeanstalt Flehingen (Großherzogtum Baden) und fand, daß von ihnen 26 % psychisch auffallend, 29 % wieder pathologisch waren, d. h. insgesamt 55 %, Mönkemöllers[2]) Untersuchungen an Jugendlichen in Berlin ergaben 58 % psychisch Abnorme und 34 % Schwachsinnige. Cramer,[3]) Rizor[4]) erhielten etwas größere Prozentsätze (63 %: unter diesen 26 % Imbezille; und 69 %). Dósai-Révész[5]) qualifizierte von den 40 Zöglingen der Zwangserziehungsanstalt der Kinderschutzliga in Rákoskeresztúr (jetzt Rákoshegy) 44 % als schwachsinnig.

Tatsache ist es, daß heute in den Besserungs- und Zwangserziehungsanstalten — nicht nur hierzulande, sondern auch im Auslande — sehr viel solche abnorme Jugendliche untergebracht sind, die besser den heilpädagogischen Anstalten zugewiesen werden müßten.[6])

In diese Anstalten zieht die Heilerziehung allmählich ein.[7])

Wird einmal die Heilpädagogik den Weg der Spezialisierung beschreiten und für jeden abnormen Typ seine eigene Anstalt errichten, so wird sie damit mittelbar auch der Normalpädagogik unberechenbare Dienste erweisen, indem sie die Schulen, besonders die höheren Schulen gerade von jenen Elementen befreien wird, die heute das größte Hemmnis für jeden Fortschritt darstellen.

---

[1]) H. W. Gruhle, Die Ursachen der jugendlichen Vorwahrlosung und Kriminalität. (Abh. aus dem Gesamtgebiete der Kriminalpsychologie. Heidelberger Abhandlungen.) Berlin, J. Springer, 1912. S. 180.

[2]) Mönkemöller, Psychiatrisches aus der Zwangserziehungsanstalt. Allgem. Zeitschrift f. Psychiatrie. Bd. 56. 1899. S. 14.

[3]) Cramer, Bericht an das Landesdirektorium in Hannover über die Ergebnisse der psychiatrisch-neurologischen Untersuchungen der Fürsorgezöglinge. Klin. Jahrb. Jena 1907. S. 18.

[4]) Rizor, Ergebnisse der psychiatrisch-neurologischen Untersuchungen der in den Anstalten befindlichen über 14 Jahre alten Fürsorgezöglinge. Zeitschrift f. d. Erforschung des jugendl. Schwachsinns. Bd. 3. 1910. S. 109.

[5]) A. a. O. S. 275.

[6]) Auch die Normalpädagogie muß die Verbindung mit der Heilpädagogik anbahnen, sind ja doch unter den in die Normalschulen eintretenden Kindern nur zu oft als normal erscheinende abnorme Zöglinge, die nur das kundige Auge des Heilpädagogen zu erkennen vermag. Solange nicht alle Schulen einen heilpädagogischen Fachmann haben, könnte das Problem am leichtesten und ohne besondere Unkosten derart gelöst werden, daß auf den Seminaren aller Kindergarten-, Volksschul- und Bürgerschullehrerpräparandien und an den Seminarien für Lehrer und Professoren der höheren Schulen (Gymnasien, Realschulen, Realgymnasien usw.) die Heilpädagogik als obligatorischer Gegenstand vorgetragen werden müßte.

[7]) Das ungarische Ministerium für Unterrichtswesen machte meine Auffassung, die ich in einer Eingabe begründete, sich zu eigen und gab — vorläufig nur prinzipiell — zur Erweiterung des Kreises der Heilpädagogik seine Bewilligung.

B. Mitteilungen.

1. Die Priorität in der Begriffsbildung »Wortblindheit«.

Von M. Kirmsse, Anstaltslehrer in Idstein i. T.

Vor mehreren Jahren veröffentlichte Dr. med. Warburg-Köln einen Vortrag: »Über die angeborene Wortblindheit und die Bedeutung ihrer Kenntnis für den Unterricht.«[1]) Da in dieser Arbeit einige bedeutsame Publikationen aus früherer Zeit, die zur Kenntnis des Gegenstandes wichtig sind, leider übergangen wurden, so nahm ich mir damals vor, diese notwendigen historischen Bemerkungen als Ergänzung mitzuteilen. Noch ehe ich meine Mitteilungen niedergeschrieben hatte, erschien bald darauf ein neuer Aufsatz über das gleiche Thema,[2]) und zwar von G. Büttner-Worms, der sich fast ausnahmslos auf die Ausführungen Dr. Warburgs stützt. Da ich ferner wußte, daß Dr. Berkhan, der sich in besonderer Weise mit Vorkommen, Wesen und Erforschung des nicht eben häufig beobachteten Übels beschäftigte, ebenfalls eine Veröffentlichung[3]) hierüber plante, so teilte ich ihm den Sachverhalt mit. Andere Pläne kamen dann dazwischen, desgleichen die gegenwärtigen Zeitereignisse. Nun ist Dr. Berkhan gestorben, und Hilfsschulleiter Staats-Braunschweig ist bei Gelegenheit seines Berkhan-Nachrufes[4]) von neuem auf die Prioritätsfrage in der Begriffsbildung »Wortblindheit«, die er zugunsten Berkhans als gelöst betrachtet, eingegangen. Er vertritt folgenden Standpunkt: »Der erste, der die jetzt ‚Wortblindheit' getaufte Störung der Schriftsprache feststellte und darauf hinwies, war ein echt deutscher Gelehrter, war Berkhan.« Diese Behauptung trifft jedoch in dem Sinne ebensowenig zu wie die Meinung Warburgs bezw. Büttners. Obgleich Warburg in seiner Arbeit das Thema einengt, indem er sich nur über die »angeborene Wortblindheit« verbreitet, also das Vorkommen bei Kindern bespricht, hätte er auch die vor Jahrzehnten gemachten Beobachtungen der Wortblindheit an Erwachsenen, insbesondere die Ergebnisse, wie sie Kussmaul feststellte,

---

[1]) Zeitschrift für Kinderforschung. 16. Jahrg. 1911. S. 97—113. Außerdem: Beiträge zur Kinderforschung und Heilerziehung. Heft 79. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann), 1911.

[2]) Über wortblinde Kinder. Neue Bahnen. 23. Jahrg. 1912. S. 457—462. — Ein zweiter Artikel Büttners mit dem gleichen Titel und Inhalt wie der erste, nur die Arbeit von Dr. E. Plate-Hamburg, »Über Wortblindheit«, enthalten in der Beilage zur Zeitschrift für Schulgesundheitspflege, Der Schularzt, 8. Jahrg., 1910, Nr. 1, S. 1—4 (S. 65—68) ausgiebig benutzend, befindet sich in der Vogt-Weygandtschen Zeitschrift 7. Bd., 1913, S. 350—358. Und noch ein drittes Mal hat der Verfasser dieses Thema behandelt unter der Überschrift »Wortblinde Kinder« in der Heilpädagogischen Schul- und Elternzeitung. 4. Jahrg. 1913. S. 213—218.

[3]) Die Arbeit befindet sich noch im Druck und wird nun nach Berkhans Tode noch erscheinen.

[4]) Die Hilfsschule. X. Jahrg. 1917. S. 49—52.

nicht übersehen sollen, zumal sich die Störung bei Kindern von der bei Erwachsenen faktisch kaum unterscheidet, beide also, wie auch Warburg annimmt, miteinander in Parallele zu setzen sind.

Unter Wortblindheit wird jene Unfähigkeit verstanden, die das damit behaftete Individuum verhindert, Buchstaben regelrecht zu Worten verbinden zu können, und zwar sowohl beim Lesen wie beim Schreiben. Die Ursache des Übels liegt in einem bestimmten Defekt des Gehirns begründet. Es handelt sich dabei um eine Schädigung des visuellen Perzeptionszentrums. Für die Nachkommenschaft eines an Wortblindheit Leidenden kann sie insofern gefährlich werden, als die Möglichkeit der Weitervererbung besteht. Kinder mit angeborener Wortblindheit sind der Gefahr ausgesetzt, für minderbegabt oder gar für geistesschwach zu gelten. Es ist darum unbedingt notwendig, daß, nachdem der Arzt die Störung klar erkannt hat, eine entsprechende, ausdauernd unterrichtliche Behandlung einsetzt, wodurch das Unvermögen erheblich gebessert werden kann.

Was nun die früheste Beobachtung der Wortblindheit betrifft, so ist es irreführend, wenn Warburg behauptet: »In Deutschland ist das Leiden zuerst 1908 und zwar von dem Professor der Augenheilkunde in Rostock, Peters, bewußt beobachtet und beschrieben worden,« und Büttner schreibt: »daß das Bekanntsein der Wortblindheit erst noch jüngeren Datums ist«. Wenn auch nicht bestritten werden soll, daß den Erzieher in erster Linie die Wortblindheit des Kindes interessiert und den von Warburg genannten Forschern — einerlei ob deutsche oder nicht — unbedingt Anerkennung für ihre wertvollen Beobachtungen und Resultate an Jugendlichen zu zollen ist, so ist aber doch zu fordern, daß der gewissenhafte Pädagog das Studium der Wortblindheit — wie auf allen Gebieten — im allgemeinen, und damit auch an Erwachsenen, nicht verschmäht. Er wird dann finden, daß das Bekanntsein der Wortblindheit nicht jüngeren, sondern sehr alten Datums ist.

Allem Anscheine nach, beobachtete als erster — soweit die ältere Literatur bisher erkennen läßt — eine der Wortblindheit verwandte Störung der Oberkonsistorialrat J. J. Spalding in Berlin an sich selbst, und zwar im Januar 1772. Bei vollständig klarem Denkvermögen war er nicht in der Lage eine kurze Quittung richtig niederzuschreiben. In einem Briefe an seinen Freund Sulzer,[1]) Philosoph in Berlin, berichtet er über die plötzlich eingetretene Verwirrung folgendermaßen: »Ich hatte heute Vormittag in geschwinde abwechselnder Folge viele Leute sprechen, vielerlei Kleinigkeiten schreiben müssen, wobei die Gegenstände fast durchgehends von sehr unähnlicher Art waren, und also die Aufmerksamkeit ohne Unterlaß auf etwas ganz anderes gestoßen ward. Zuletzt war eine Quittung wegen Zinsen für Kirchenarme zu schreiben. Ich setzte mich nieder, schrieb die beiden ersten dazu erforderlichen Wörter; aber in dem Augenblicke war ich nicht weiter vermögend, weder die übrigen Wörter

[1]) C. Ph. Moritz, Magazin zur Erfahrungsseelenkunde als ein Lesebuch für Gelehrte und Ungelehrte. Ersten Bandes zweites Stück. Berlin 1783. S. 38—43.

in meiner Vorstellungskraft zu finden, noch die dazu gehörigen Züge zu treffen. Ich strengte aufs äußerste meine Aufmerksamkeit an, suchte langsam einen Buchstaben nach dem andern hinzumalen, mit beständigem Rückblick auf den vorhergehenden, um sicher zu sein, ob er auch zu demselben passe, merkte aber doch und sagte es mir selbst, daß es nicht diejenigen Züge wurden, die ich haben wollte, ohne mir indessen im geringsten vorstellen zu können, was ihnen fehlete. Ich brach also ab. ...« Bald steigerte sich die Störung, denn, fährt er fort: »... meine Seele war jetzt ebensowenig Herr über die innerlichen Werkzeuge des Sprechens, als vorhin des Schreibens. ... Hier dachte ich an meine angefangene, aber für irrig erkannte Quittung, und sahe, daß, anstatt: = funfzig Thaler halbjährige Zinsen =, wie es heißen sollte, mit so reinen und geraden Zügen, als ich je in meinem Leben mochte gemacht haben, geschrieben da stand: = funfzig Thaler durch Heiligung des Bra = mit einem Abbrechungszeichen, weil die Zeile zu Ende war.« In dem beigefügten Nachwort bemerkt Spalding, daß Sulzer eine Reihe ähnlicher Fälle bekannt seien. Über die Ursache des Übels urteilt er verständig: »... wenn die ganze Denkkraft von dem jedesmaligen Zustande des Gehirnes abhängt, oder eigentlich darin liegt, so muß, in meinem Fall der eine Teil meines Gehirns gesund, in gehöriger Lage und Ordnung, der andere in unordentlicher, verwirrter Bewegung gewesen sein.« Im nächsten Stück des Magazins[1]) ergreift der bekannte Aufklärungsphilosoph Moses Mendelssohn[2]) das Wort zu Spaldings Selbstbeobachtung, um diese eingehend zu beleuchten, wobei er allerdings zur Sache selbst keine neuen stichhaltigen Erklärungen beibringt, die in seinen Kommentar eingeflochtenen Bemerkungen über das Stottern[3]) dagegen volle Beachtung verdienen. Der Fall Spalding, den Dr. A. Kussmaul[4]) in seinem bekannten Versuch einer Pathologie der Sprache nebenbei auch erwähnt, hat in neuerer Zeit in Dr. P. Schumann-Leipzig[5]) einen kundigen Beurteiler gefunden. Dieser setzt bei Spalding einen abnormen Gehirnzustand voraus und charakterisiert die Störung als Paraphasie verbunden mit Paragraphie. Letztere stellt eine unvollständige Form von Agraphie dar, diese hinwiederum bildet in Gemeinschaft mit der Alexie die reine Wortblindheit.

Die nächsten Bände[6]) des Magazins bringen nun mit Bezug auf den Artikel Spaldings nicht nur Mitteilungen über verschiedene mehr oder minder ähnliche Sprachstörungen, sondern auch eine ganze Reihe von

---

[1]) Drittes Stück. S. 46—75.

[2]) Dr. P. Schumann bezeichnet diesen Aufsatz (s. w. u.) als eine von Ms. reifsten psychologischen Arbeiten.

[3]) Mendelssohn war selbst Stotterer.

[4]) Die Störungen der Sprache. Leipzig 1877. S. 21.

[5]) Das Magazin zur Erfahrungsseelenkunde. Medizin.-pädag. Monatsschrift f. d. gesamte Sprachheilkunde. 12. Jahrg. 1902. Heft 8—9. Sonderabdr. S. 2—16.

[6]) Es sind insgesamt 10 Bände erschienen.

Reflexionen über den ersten Fall, auf die hier aber nicht eingegangen werden kann.[1])

Eine weitere Gruppe von diesbezüglichen Fällen enthält die von Dr. Friedrich Nasse herausgegebene Zeitschrift für psychische Ärzte.[2]) Im ersten Vierteljahrshefte des 4. Bandes finden sich hintereinander mehrere Beobachtungen, die sämtlich aus französischen Zeitschriften entnommen sind. Die am ausführlichsten wiedergegebenen Fälle betreffen den Verlust des Gedächtnisses für Hauptwörter. Für unseren Gegenstand kommt in Betracht der Aufsatz von Dr. Chailly,[3]) der die Störung eines 70jährigen Greises aus dem Jahre 1812 zum Gegenstande hat. Das Übel stellte sich nach einer sehr ruhig verbrachten Nacht ein und äußerte sich zunächst in einer großen Unruhe des ganzen Körpers, verbunden mit heftigem Kopfschmerz, wobei auch die Funktionen des Gedächtnisses in Mitleidenschaft gezogen wurden. Er erkannte die ihn umgebenden Personen, vermochte jedoch deren Eigennamen nicht auszusprechen, sondern bezeichnete die Betreffenden mit beliebigen Ausdrücken. Auch Zeitwörter ersetzte er durch »seltsame Worte«. Nach mehreren Tagen stellte sich bei dem Kranken völlige Ruhe ein. Das Gedächtnis war noch ungetreu, besserte sich aber zusehends; jedoch die Begriffe von Personen und Sachen gingen ihm noch immer ab. Zu dieser amnestischen Aphasie trat nun noch verbale Agraphie. Der Beobachter meldet hierüber: »Um einen wirklichen Fehler des Gedächtnisses nicht etwa mit einer bloßen Schwierigkeit der Aussprache zu verwechseln, ließ ich ihn etwas niederschreiben. Er tat dies augenblicklich, und brachte dabei einen Satz zu Papier, worin sich mehrere unverständliche und andere fehlerhaft geschriebene Worte fanden, wie er sie zu einer anderen Zeit nicht geschrieben haben würde.« Nach neun Tagen war die Störung — ob die verabreichten medizinischen Mittel reinigender Art den Umschwung herbeigeführt hatten, ist nicht erwiesen — behoben; sie stellte sich später nicht wieder ein. Interessant ist an diesem Fall, daß der Arzt Dr. Chailly, als ursächliches Moment »eine auf eine kleine Stelle des Gehirns beschränkte Entzündung« annimmt. Diese unserer gegenwärtigen Auffassung von der Kausalität des Übels sich nähernde Ansicht, wurde seinerzeit von einem anderen Arzte, J. B. J. Bousquet[4]) als möglich angenommen, wenn auch nicht als erwiesen. Soweit war damals die Forschung noch nicht vorgeschritten. Daß man trotzdem auf dem rechten Wege war, Störungen des Sprach- und Lese-

[1]) Hingewiesen sei hier nur auf eine Anmerkung des Philologen R. M. van Goens in Utrecht, der in Bd. VIII, Stck. 3, S. 79 ff. ausführt, daß die Sprache und die Niederschriften von Geisteskranken ähnliche Züge aufweisen wie die Sprachprodukte der mit Sprachstörungen Behafteten, und daß auch die im Traum erlebten Sprachäußerungen immer unzusammenhängende Worte waren.

[2]) Von 1818—1826 in 8 Bänden erschienen.

[3]) Ein zweiter Fall von beträchtlicher Abnahme des Gedächtnisses mit Vergessen der Hauptwörter. (Aus dem Journal général de Médecine. Tom. 73 p. 308) S. 200–210.

[4]) Zeitschrift für psychische Ärzte. 1821. 1. Vierteljahrsheft. S. 208—209.

zentrums auf bestimmte Einflüsse zurückzuführen, beweisen folgende Ausführungen des letztgenannten Autoren: »Wohl gewiß befinden sich unter denjenigen Fällen, die man als Beispiele von einer teilweisen Aufhebung des Gedächtnisses angeführt hat, mehrere, in denen das Gedächtnis völlig unverletzt war, und die man bloß unter ihrem wahren Gesichtspunkte zu betrachten braucht, um alles Wunderbare, was ihnen anzuhängen scheint, verschwinden zu sehen. Bekanntlich verknüpfen sich die Muskelbewegungen vermittelst der Gewohnheit dergestalt, daß ohne Dazwischenkunft des Willens die eine dieser Bewegungen die andere hervorruft. Diese Verknüpfungen bilden nach Lordats Ausdruck eine Art körperliches Gedächtnis, das zuweilen mit dem geistigen Gedächtnisse, obgleich beide sehr verschieden sind, verwechselt wird. Es kann nun jemand, ohne Verlust des geistigen Gedächtnisses das körperliche verlieren; d. h. er kann das Vermögen einbüßen, Handlungen, die ihm gewohnt waren, so daß er hierdurch auf den Punkt zurücksinkt, worauf er sich befand, zu verknüpfen, bevor seine Muskeln es gelernt hatten, diese Bewegungen zustande zu bringen. In der Tat tritt nach einer Gehirnkrankheit ziemlich oft der Fall ein, daß das Vermögen der Wortbildung ohne irgend eine Störung der Verstandestätigkeit ganz oder zum Teil verloren geht.«

Daß Störungen der in Rede stehenden Art auch vor 100 Jahren bereits in einer Menge beobachtet wurden, die bestimmte Schlüsse, wie die vorstehend wiedergegebenen, zuließen, belegt Bousquet dadurch, daß er die Resultate seiner Landsleute Louyer-Villermay, Larrey, Chamberet, Broussonet und des auch später von Kussmaul[1]) mehrfach zitierten Lordat anführt. Ein, dem von Chailly geschilderten Falle, ähnliches Beispiel einer Patientin bietet Egenberger in seiner beachtenswerten Schrift »Psychische Fehlleistungen«.[2])

Von dem auch weiterhin in den einschlägigen Zeitschriften veröffentlichten Material zur Geschichte der Wortblindheit wollen wir nur noch folgende Fakta erwähnen, um dann zu Kussmaul überzugehen. 1871 bringt Dr. J. R. Schmidt[3]) einen lehrreichen Fall einer 25jährigen Frau, die mit einer amnestischen Sprachstörung tiefgreifender Art behaftet war. Dr. Wernicke[4]) beschrieb 1874 eine andere bejahrte Frau mit der fast gleichen Belastung. Beide Fälle sind von Kussmaul als Musterbeispiele angezogen worden.

Kussmauls berühmtes Werk »Die Störungen der Sprache« erschien 1877.[5]) Im 27. Kapitel behandelt er auch die Wortblindheit

---

[1]) a. a. O. S. 20, 24, 171, 175.

[2]) Beiträge zur Kinderforschung und Heilerziehung. Heft 110. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann), 1913. S. 33—34.

[3]) Gehörs- und Sprachstörung in Folge von Apoplexie. Allg. Zeitschrift für Psychiatrie. Bd. 27. 1871. S. 304. — Kussmaul a. a. O. S. 176.

[4]) Der aphatische Symptomencomplex. Breslau 1874. Fall 1. — Kussmaul a. a. O. S. 177.

[5]) Die vierte, mit einem Kommentar versehene Auflage wurde von Prof. Dr. H. Gutzmann herausgegeben. Leipzig 1910.

und die mit ihr verwandten Erkrankungen. Gleich zu Anfang läßt er sich so vernehmen: »Man findet in der Literatur Fälle als Aphasie verzeichnet, die man insofern nicht mit diesem Namen bezeichnen kann, als die Kranken sich durch Rede und Schrift ausdrücken konnten. Sie waren weder wortlos noch schriftlos, sie vermochten aber nicht mehr trotz guten Gehörs die gehörten Worte zu verstehen oder trotz guten Gesichts die gesehenen Schriftworte nicht mehr zu lesen. Dieses krankhafte Unvermögen wollen wir, um möglichst kurze Namen zur Verfügung zu haben, Worttaubheit und Wortblindheit nennen (caecitas et surditas verbalis).«[1])

Nach diesen Sätzen steht fest, daß Kussmaul den Begriff »Wortblindheit« geprägt hat. Sollten Schmidt und Wernicke bereits vor Kussmaul die gleiche Bezeichnung[2]) gebraucht haben, so würde letzterer dies gewiß vermerkt haben. Wenn nun aber Büttner in seinem oben genannten Aufsatze[3]) schlankweg behauptet: »Von ihm — dem englischen Augenarzt Pringle Morgan — stammt auch — angeblich aus dem Jahre 1896 — die Bezeichnung ‚Wortblindheit',«[4]) so ist das eine Irreführung, denn Büttners Gewährsmann, Warburg, sagt nur: »... das Krankheitsbild der angeborenen — wohlverstanden der angeborenen, nicht der allgemeinen — Wortblindheit, wie Morgan sie nannte. ...«[5]) Demnach liegt also die Sache so: die Bezeichnung »Wortblindheit« stammt nicht von dem Engländer Morgan, sondern zweifellos von dem Deutschen Kussmaul; daß dagegen jener den Begriff »angeborene Wortblindheit« erstmalig gebraucht haben kann, ist vielleicht nicht undenkbar.

Was nun aber die bewußte Beobachtung der angeborenen Wortblindheit betrifft, so ist hier die Priorität dem, unlängst verstorbenen, Dr. Berkhan in Braunschweig zu sichern und nicht dem englischen Schularzt Kerr, noch dem englischen Augenarzt Morgan, wie Warburg, und mit ihm Büttner, als ausgemacht annehmen; mithin kann die bewußte Beobachtung der Störung in Deutschland nicht erst 1908 erfolgt sein, sondern sie geschah hier durch Berkhan ein Vierteljahrhundert früher als in England.

Berkhan, der sich, nachdem er 1881 die Braunschweiger Hilfsschule hatte mitbegründen helfen, eingehend mit den Sprachstörungen des normalen wie des abnormen Kindes beschäftigte, trat auch bald mit einer Veröffentlichung[6]) über wortblinde Kinder hervor. Er wies in dieser Studie nach, »daß Schwachbefähigte oder Halbidioten oft ein Schreibgebrechen zeigen, welches darin besteht, daß sie bei Diktaten in den

---

[1]) Kussmaul a. a. O. S. 174.

[2]) Die Originalarbeiten Schmidts und Wernickes sind mir leider nicht zur Hand.

[3]) Neue Bahnen. 23. Jahrg. S. 458.

[4]) [5]) Der Sperrdruck ist von mir veranlaßt worden. Kirmsse.

[6]) Über die Störung der Schriftsprache bei Halbidioten und ihre Ähnlichkeit mit den Sprachgebrechen, Stammeln und Stottern. Archiv für Psychiatrie. Bd. 16. 1885. Heft 3 und Bd. 17. 1886. Heft 3.

niedergeschriebenen Worten einzelne Buchstaben weglassen oder durch andere Buchstaben ersetzen oder die Buchstaben verstellen, auch wohl neue hinzufügen, gerade so wie es Stammelnde beim Sprechen tun«.[1]) Auf der Grundlage einer reichhaltigen Kasuistik gelangte Berkhan zu dem Schlusse: die Störung zeigt sich mehrfach auch bei Stotterern und Stammlern, wobei sich jedoch keine Anhaltspunkte dafür erbringen ließen, daß die beim Sprechen gestammelten oder gestotterten Worte gerade die wären, die beim Schreiben fehlerhaft wiedergegeben werden. Er glaubte darum annehmen zu dürfen, daß die Sprachgebrechen zu der mit ihnen gleichzeitig sich vorfindenden gestörten Schriftsprache keine Beziehung zueinander haben, sondern daß diese als nebeneinander bestehende Erscheinungen aufzufassen sind, eine Ansicht, die die spätere Forschung bestätigt hat. Die meisten der beobachteten Schüler befanden sich im Alter von 8—12 Jahren und waren Besucher der Hilfsschule; doch kamen auch einige ältere Absolventen der Volksschule, die sie allerdings mit nur geringem Nutzen durchgemacht hatten, vor. Weiter kamen auch Fälle zur Beobachtung, wo Kinder beim Lesen die gleichen Fehler begingen, indem sie ebenfalls Buchstaben oder Silben ausließen, umstellten und anhingen. Hinsichtlich einer zutreffenden Benennung dieser Übel führt Berkhan folgendes aus: »Für diese ... Gebrechen im Sprechen, Schreiben und Lesen habe ich bei ihrer Ähnlichkeit untereinander in meinen früheren Veröffentlichungen zur Unterscheidung die Namen Sprachstammeln, Schreibstammeln, Lesestammeln vorgeschlagen, welche Benennung[2]) sich seitdem eingebürgert hat. Den höchsten Grad dieser Gebrechen kann man nach dem Vorgange von Amman,[3]) der von einem Hottentottismus im Sprechen redet, auch als Hottentottismus im Schreiben und im Lesen, des allgemeinen Verständnisses wegen, bezeichnen.«[4]) Allgemein gebräuchlich ist die von Berkhan eingeführte Begriffsbildung: Schreib- und Lesestammeln für Wortblindheit nicht geworden, und man begegnet ihr darum sehr selten; ja, Warburg[5]) erkennt nach einer Ansicht Hellers, die besagt, wenn das Kind Mängel seiner Aussprache auch auf die Schriftsprache überträgt, Berkhans Schreibstammeln als Wortblindheit nicht an. Um ein Übertragen im Sinne Hellers handelt es sich aber hier nicht, sondern beide Vorgänge vollziehen sich, wie ja auch Berkhan selbst dargetan hat, nicht hinter-,

---

[1]) Archiv für Psychiatrie. Bd. 17. Heft 3. Sonderabdr. S. 1.

[2]) H. Gutzmann, Vorlesungen über die Störungen der Sprache und ihre Heilung. Berlin 1893. S. 125. — Th. Heller, Grundriß der Heilpädagogik. Leipzig 1904. S. 117. — 2. Aufl. 1912. S. 147.

[3]) Dr. J. K. Amman, 1669—1724, Verfasser einer bedeutenden Schrift über Taubstummenbildung und Sprachstörungen. Vergl. Wollermann, Quellenbuch zur Geschichte und Methodik des Taubstummenunterrichts. 1. Bd. Stettin 1911. u. a. S. 47.

[4]) Berkhan, Über den angeborenen und früherworbenen Schwachsinn. Braunschweig. 2. Aufl. 1904. S. 32. (1. Aufl. 1899.)

[5]) a. a. O. S. 20.

sondern nebeneinander, als zwei Störungen, deren Ursachen durch verschiedene im Gehirn vorhandene Defekte hervorgerufen werden. Daß daneben auch Fälle auftauchen, wo dennoch ein Übertragen nach der Anschauung Hellers stattfindet, braucht nicht bestritten zu werden.

Da die Wortblindheit, wenn sie nicht rechtzeitig erkannt wird, die ganze geistige Existenz des Kindes in Frage stellen kann, wie alle Beobachter dieser Störung ohne weiteres zugeben, so sei auch auf die Behandlungsvorschläge von Berkhan, die, wie wir gleich im voraus bemerken, den gegenwärtigen Methoden entsprechen, hier eingegangen. Er bezeichnet die Prognose als eine günstige, und empfiehlt einen sachgemäßen Unterricht,[1]) dessen Übungen zwar viel Geduld erfordern, aber dafür auch sicher zum Ziele führen.

Übrigens erinnert[2]) Berkhan auch daran, daß mehrere der von ihm beobachteten »Schreibstammler«, dadurch, daß ihr Gebrechen einwandfrei erkannt worden war, vor Gericht und bei der Stellung zum Militär des entsprechenden Nutzens teilhaftig wurden.

Daß die Wortblindheit auch sonst bereits vor 30 Jahren schon eingehend diskutiert wurde, beweist eine Schrift von Prof. Dr. Berlin-Stuttgart,[3]) in der der Verfasser ein neues Krankheitsbild, das er, von der Alexie Kussmauls als nur gradweise unterschieden, erkannt hatte, beschrieb, und in Anlehnung an die gebräuchlichen Bezeichnungen »Alexie« und »Paralexie« nun »Dyslexie«, Lesescheu, Leseunfähigkeit, nannte, unter welchem Begriff es geblieben ist. Der Ausdruck »Lesescheu« an sich stammt allerdings von Hirschberg,[4]) und wird ebenfalls verwendet. Übrigens geht Berlin auch eingehend auf die etymologische Seite des Ausdrucks Wortblindheit ein.

Nach den vorstehenden Ausführungen darf als sicher gelten, daß sowohl die bewußte Beobachtung der Wortblindheit, wie auch der angeborenen Wortblindheit — soweit die Kenntnis der Literatur reicht — nicht zuerst den englischen Ärzten Kerr und Morgan zugeschrieben werden kann, da deutsche Forscher vor jenen das Übel kannten. Dagegen dürfte Morgan die Bezeichnung »angeborene Wortblindheit« wohl zuerst verwendet haben, sofern Warburg recht hat, was indessen nicht zu bezweifeln ist, da er die Quellen zitiert,[5]) während Büttner nur wenige Quellenarbeiten eingesehen hat.

Hieraus folgt, daß es ein Ding der Unmöglichkeit und nicht zu billigen ist, wenn ein Autor, der über wenig bekannte Themen schreibt,

---

[1]) Berkhan, Über Störungen der Sprache und der Schriftsprache. Berlin 1889. S. 85—86.

[2]) Die Schreibstörungen bei Schwachbefähigten in gerichtlicher Beziehung. Enthalten im Jahrg. 1894 der Vierteljahrsschrift für gerichtliche Medizin.

[3]) Eine besondere Art der Wortblindheit (Dyslexie). Wiesbaden 1887.

[4]) Centralblatt für praktische Augenheilkunde. 1886. S. 277. Siehe Berlin, a. a. O. S. 72.

[5]) Allerdings gibt Warburg bei der angezogenen ausländischen Zeitschriftenliteratur nur selten die Seitenzahl an.

das Studium der Geschichte unterläßt. Wird irgend ein Stoff behandelt, so verlangt die Gerechtigkeit, daß auch die vorangegangenen Bearbeiter des gleichen Themas berücksichtigt oder doch wenigstens kurz erwähnt werden. Daß das notwendig ist, beweist wiederum die Unsicherheit der Kenntnis über die Priorität in der Begriffsbildung »Wortblindheit«.

Vorliegende Erörterungen waren bereits geschrieben, als mir Dr. P. Ranschburgs Studie: »Leseschwäche (Legasthenie) und Rechenschwäche (Arithmasthenie) der Schulkinder im Lichte des Experiments,«[1]) in die Hände gelangte. Diese Schrift, die ein größeres Gebiet, als es die Wortblindheit an sich darstellt, umfaßt, ist sehr geeignet, auch diese um einige erläuternde Züge zu bereichern. Mißbilligend bemerkt der Verfasser im Vorwort, daß bisher »bloß die höchsten Grade der Unfähigkeit, verbal zu lesen ... als kongenitale oder familiäre Alexie in den letzten Jahren die Aufmerksamkeit der Schulärzte, der Neurologen und Pädagogen auf sich zu lenken vermocht(en). Von dem normalen lesefertigen Kinde aber führen zu diesen, nicht allzuseltenen Fällen der sogenannten Wortblindheit der normalen Schulkinder die verschiedensten Grade der Leseschwäche hinüber.«[2]) Als Äußerungen der Leseschwäche führt Ranschburg folgende Störungen an: auffällig langsames Lesen, Neigung zum Falschlesen, Auslassen von Akzenten, Buchstaben, Silben, Worten, Hinüberlesen aus einer Zeile in die andere, mangelhafte Fähigkeit, sich das Schriftbild eines gedachten Wortes innerlich im ganzen oder in seine Bestandteile zerlegt vorzustellen.

Über den Begriff selbst gibt er folgende Erklärung: »Leseschwäche oder Legasthenie nenne ich in vorliegender Arbeit diejenige Minderwertigkeit des geistigen Apparates, der zufolge Kinder im schulpflichtigen Alter sich das verbale Lesen innerhalb der ersten Schuljahre trotz normaler Sinnesorgane nicht entsprechend anzueignen vermögen.«

Auf Grund seiner experimentellen Ergebnisse kommt Ranschburg zu folgenden Resultaten: Lesefähigkeit und Lesefertigkeit nebst ihrer Abhängigkeit vom Lebensalter des Kindes sind Auswirkung einer speziellen Anlage. Kinder des gleichen Alters und Milieus bieten oft größere Unterschiede in ihrer Lesefertigkeit. Diese Anlage, die vielleicht auf der Grundlage einer ungestörten Entwicklung beruht, erhält im allgemeinen ihre Reife mit dem schulpflichtigen Alter des Kindes. Von da an erfolgt bei der Mehrzahl der Schüler mit Hilfe stetiger Übung die weitere Entwicklung der Lesefähigkeit zur vollen Lesefertigkeit, die aber im zweiten Schuljahr nur bei einem Drittel der Schüler erreicht wird. Innerhalb der Grenzen der normalen Begabung lassen sich verschiedene Fähigkeitsgruppen der Lesefertigkeit unterscheiden, die gewöhnlich mit der allgemeinen Be-

---

[1]) Zwanglose Abhandlungen a. d. Grenzgebieten der Pädagogik und Medizin. Herausgegeben von Th. Heller und †G. Leubuscher. Berlin, J. Springer, 1916. Heft 7.

[2]) Sperrung rührt von mir her. Kirmsse.

gabung gleichen Schritt hält. Schwachbefähigte Schüler zeigen ausnahmslos eine auffällig verlangsamte und fehlerhafte Entwicklung der Lesefertigkeit. Diese unterscheidet sich bei den Geistesschwachen von der der normalen Leseschwachen gleichen Alters durch ganz bedeutende quantitative Unterschiede in der Langsamkeit des zeitlichen Verlaufes, des Erkennens und Verbindens der Buchstaben und Worte. Jedoch auch die Schwachbefähigten lassen eine individuelle Gruppierung der Lesebegabung zu. Die Folgerungen für den praktischen Erzieher faßt Ranschburg in folgende Sätze zusammen: »Die enormen Unterschiede der Lesefertigkeit bei gleichem Alter der Schulkinder schon im Rahmen der Normalität zeigen die Größe der Schwierigkeiten, die dem erfolgreichen Wirken des Pädagogen im Wege stehen. . . . Auch die Bedeutung derartiger Grade des Mangels an Lesefertigkeit für den Unterricht in den übrigen Fächern, sowie für die häusliche Arbeit und Selbstbildung solcher Schüler ist einleuchtend, und erfordert rechtzeitiges Erkennen dieser alexieartigen Zustände, Gruppieren und spezielle heilpädagogische Unterstützung derselben von allem Anfang an.«

Wenn auch die Ergebnisse Ranschburgs im allgemeinen zutreffen, so erscheint die Zahl von einigen hundert Kindern, die ihm bei seinen experimentellen Untersuchungen als Prüfungsobjekte dienten, noch zu gering, um ausschlaggebende Folgerungen daraus zu ziehen. Darum kann man ihm nur beistimmen, wenn er im Interesse der Sache um eingehende Mitarbeit und Nachprüfung des Problems bittet, um so der Weiterentwicklung der wichtigen Frage die Wege zu ebnen. In diesem Sinne ist seiner Studie der Wert höherer Bedeutung unbedingt zuzuerkennen. —

Da die Arbeit Berkhans: »Über die Wortblindheit, ein Stammeln im Sprechen und Schreiben, ein Fehl im Lesen«[1]) inzwischen auch erschienen ist, so trage ich daraus noch einiges nach, soweit es die vorliegende Studie weiter zu ergänzen imstande ist.

Berkhan schreibt einleitend: »In den letzten Jahren ist der sogen. Wortblindheit eine erhöhte Aufmerksamkeit zuteil geworden. Aber die von ihr handelnde Literatur ist noch eine mäßige, die in derselben mitgeteilten Fälle sind im Verhältnis an Zahl gering, die übergroße Mehrzahl der Ärzte und Lehrer steht der Kenntnis von Wortblindheit fern. Und doch ist das Vorkommen dieser eigentümlichen Erscheinung im Verhältnis fast reichlich zu nennen in Volksschulen und Idiotenanstalten, mehr noch in Hilfsschulen. Ob die Benennung Wortblindheit eine richtige ist, darüber läßt sich streiten, ich habe dieselbe in früheren Veröffentlichungen[2]) Stammeln der Schriftsprache = Schreib- und Lesestammeln genannt, und wegen ihrer Gleichheit oder auch Ähnlichkeit mit dem Stammeln beim Sprechen = Sprachstammeln. Dieses Stammeln der Schriftsprache ist in der Mehrzahl der Fälle ein Symptom des Schwachsinns geringsten bis hohen Grades (von schwacher Befähigung bis zur Idiotie), ihre Kenntnis kann

---

[1]) Neurologisches Centralblatt. 1917. Nr. 22. — Die Abhandlung liegt mir als Sonderabdruck vor.

[2]) Siehe w. oben.

verwertet werden bei Intelligenzprüfungen, in gerichtlichen Fällen, bei Einstellung Dienstpflichtiger ins Heer, wie ich es in meiner ärztlichen Tätigkeit getan habe. Unter solchen wenig bekannten Umständen halte ich mich für berechtigt, über das Stammeln in der Schriftsprache, genannt Wortblindheit, hier zu schreiben.«

Berkhan erörtert dann zunächst das Stammeln beim Sprechen, und zwar in Anlehnung an seine früheren Aufsätze gleichen Inhalts unter Heranziehung von Beispielen, um weiter in ähnlicher Weise und mit Zuhilfenahme erläuternder Abbildungen [1]) die Wortblindheit eingehend zu besprechen.

Über die zeitliche Entdeckung und Beobachtung des Übels lesen wir noch folgendes: »Aufmerksam wurde ich auf dies eigentümliche Fehl im Sprechen, Schreiben und Lesen, als ich für die 1881 ins Leben gerufene Hilfsklasse, alsbald Hilfsschule, im Auftrage der Stadtbehörde die Schüler der Volksschulen zu prüfen hatte, und noch mehr, als auf meinen Antrag im Jahre 1883 Sprachheilkurse in den Volksschulen eingeführt wurden, und ich auch für diese die stammelnden und stotternden Schulkinder zu untersuchen hatte. Ich lenkte die Aufmerksamkeit der Lehrer auf die Störung der Schriftsprache und konnte mit ihrer Hilfe schon im Jahre 1885 über 23 Fälle berichten, von denen die Mehrzahl der Hilfsschule angehörten. Dann hielt ich über das nicht seltene Vorkommen Vorträge in Vereinen und Naturforscherversammlungen und schickte endlich 13 Tafeln gestörter Schriftsprache zu der in Leipzig 1914 stattfindenden Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik. [2]) Aber dieses Vorgehen fand wenig Beachtung, und so ist es erklärlich, daß, als 1896 in England der Schularzt Kerr einen Fall von Störung der Schriftsprache und Lesefehl als Wortblindheit bekannt machte und dann noch weitere derartige Fälle gefunden wurden, dies als eine Entdeckung angesehen und mit dem Howardpreise bedacht wurde. So ist es ferner erklärlich, daß der Augenarzt Professor Peters[3]) 1908 schreiben konnte: ‚Merkwürdigerweise ist bisher in Deutschland ein einschlägiger Fall nicht zur Beobachtung gelangt,‘ und außerdem die Behauptung aufstellte, daß ‚diese wortblinden Kinder, deren Intelligenz im übrigen nicht beeinträchtigt sei, auch nicht in die Schulen für geistig minderwertige Individuen, wie sie neuerdings eingerichtet werden, gehören‘. Und ferner erklärlich, daß der Schularzt G. Büttner[4]) im Jahre 1913 schreibt: ‚Erst im Jahre 1908 wurden in Deutschland Fälle von Wortblindheit bewußt beobachtet und von Peters, Professor der Augenheilkunde, eingehender beschrieben.‘ Die Wortblindheit läßt Dr. Büttner[5]) im Gegensatze zu meinen Beobachtungen ‚bei

[1]) Die Tafeln der Urschrift befinden sich im Braunschweiger Schulmuseum, Abt. Hilfsschule.

[2]) Vergl. Grünkorn, Die Braunschweiger Hilfsschule auf der Bugra. Zeitschr. f. d. Behandlung Schwachsinniger. 34. Jahrg. 1914. Nr. 6. — Anmerk. v. Kirmsse.

[3]) Über kongenitale Wortblindheit. Münch. med. Wochenschrift. 1908. Nr. 6. — Anmerk. von Berkhan.

[4]) [5]) Der von Berkhan hier als Schularzt und Dr. angesprochene B. ist der oben erwähnte Wormser Hilfsschullehrer G. Büttner. — Anmerk. von Kirmsse.

meistenteils normaler, ja mitunter sogar guter und sehr guter Begabung' vorkommen. Ich kann nicht an solche Fälle glauben, mögen hier psychiatrisch gebildete Hilfsschulärzte im Verein mit erfahrenen Hilfsschullehrern der Wissenschaft wegen nachprüfen und entscheiden. Das Stammeln in der Schriftsprache und das Fehl im Lesen kommt ferner, wenn auch weit weniger häufig wie in dem schulpflichtigen Alter, bei Erwachsenen, selbst im hohen Alter[1]) vor. Geschwülste und Erweichungsherde im Gehirn sind es besonders, die da zugrunde liegen, Scheitelläppchen, Keil und Insel die gefährdeten Hirngebiete, Kopfschmerzen, Reizbarkeit, wechselnde Stimmung, Gedächtnisschwäche die Zeichen der Krankheit.«

Aus den vorstehenden Sätzen ist zur Genüge zu entnehmen, wie Berkhan selbst über die Priorität der Frage dachte. Was den Widerspruch hinsichtlich des Vorkommens bei anscheinend normalen einerseits und schwachsinnigen Kindern anderseits betrifft, so scheint Berkhan intellektuell höher stehende Schüler mit Wortblindheit nur selten zu Gesicht bekommen zu haben. Im übrigen bedürfen die bisherigen Resultate, wie das ja auch Berkhan selbst wünscht, sehr der Ergänzung und Erweiterung, und Ranschburg ist, wie ich ebenfalls bemerkte, der gleichen Ansicht.

Über die Wortblindheit der Gegenwart infolge Hirnverletzungen, die durch Kopf- und Halsschüsse in diesem gewaltigen Kriege verursacht werden, worauf Berkhan auch gebührend hinweist, sagt er: »Untersuchen und beobachten wir die Hirn- und Halsverletzten genauer, so finden wir bei ihnen häufig dieselben Formen von Stammeln im Sprechen und Schreiben auf Geheiß, dieselbe Art von Fehl beim Lesen, wie ich sie bei schwachsinnigen Kindern im schulpflichtigen Alter beschrieben habe.« Zweifellos dürfte eine genaue Beobachtung der Kriegs-Wortblinden die ganze Frage des Gebrechens klären helfen und so auch die angeborene Wortblindheit in diesen Fortschritt mit einschließen.[2])

Zum Schluß seines Aufsatzes verbreitet sich Berkhan dann noch über die Heilbarkeit dieser Störung der Schriftsprache. Auf Grund seiner langjährigen Erfahrungen tritt er entschieden für methodische Übungen ein, die in der Hauptsache dahinzielen, die von den wortblinden Schülern entstellt geschriebenen Worte richtig wiedergeben zu lassen. Und er urteilt dementsprechend: »Es kostet freilich dieser Erfolg, ein solches Wort zuletzt richtig geschrieben zu sehen, lange Zeit, eine Viertel- bis halbe Stunde und darüber, aber es wurde damit nicht nur die Möglichkeit einer Besserung, sondern auch die der Heilbarkeit oder vielleicht, besser ausgedrückt, Beseitigung des Schreib- und Lesestammelns entschieden. ...

[1]) Die von mir gebrachten Fälle aus älterer Zeit, Spaldings usw. bestätigen also diese Ausführungen Bs. — Anmerk. von Kirmsse.

[2]) Hier ist in erster Linie auf die gediegene Schrift Dr. Walther Moedes hinzuweisen, deren Ergebnisse mit in der Richtung obigen Wunsches liegen: Die Untersuchung und Übung des Gehirngeschädigten nach experimentellen Methoden. Beiträge zur Kinderforschung und Heilerziehung. Heft 135. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann), 1917.



In gleicher, aber nur langsam vorgehender Weise wird seitdem die Störung der Schriftsprache und das Fehl im Lesen in der Hilfsschule behandelt, und von Jahr zu Jahr machten wir die Beobachtung, daß geradeso, wie die Sprachgebrechen in Sprachheilkursen durch sachverständigen Unterricht gebessert und beseitigt werden können, die meisten Fälle dieser Schreibstörung in einer Hilfsschule frei werden, hochgradige Fälle ausgenommen, die nur zu bessern sind.«

Damit sei der Überblick auch über Berkhans Anschauungen über die Wortblindheit geschlossen. Wohl war er nicht der erste Forscher, der über diese Gruppe von Störungen berichtete; aber wie der früheste Bericht von dem Deutschen Spalding stammt, so der über die angeborene Wortblindheit, wenn auch unter anderem Namen, von dem Deutschen Berkhan, der das Übel Jahrzehnte früher als die Ausländer erkannt, bewußt beobachtet und in gleicher Weise bekämpft hatte.

---

2. Versuche zur Lösung der Einheitsschulfrage und zur Förderung begabter Schüler.

Von E. Saupe in Halle.

(Schluß.)

In Charlottenburg gibt es innerhalb des Volksschulwesens A-Klassen N-Klassen, B-Klassen, Hilfsschulen und Förderklassen. Die 34 Schulen sind Volksschulen mit N (Normal)-Klassen. Kinder, die in den N-Klassen nicht weiter kommen, kommen in die B-Klassen, die einigen Schulen angegliedert sind (Sammelklassen). In den B-Klassen wird derselbe Stoff behandelt, der in den N-Klassen vorgeschrieben ist, die Schülerzahl ist kleiner, und der Stoff, der in den N-Klassen in einem Jahre durchgearbeitet wird, wird hier in $1^1/_2$ Jahren verarbeitet. Die Kinder kehren dann in die N-Klassen zurück, wenn sie entsprechend gefördert sind. Aus den N-Klassen werden die 2—4 besten Kinder der 4. Klasse, die nach der 3. Klasse versetzt worden wären, herausgenommen und in A-Klassen vereinigt. Die A-Klassen umfassen 5 aufeinander folgende Klassen. Die A-Schule ist also eine Art Mittelschule, die auf den 4 unteren Klassen der Volksschule aufgebaut ist. Sie wird von den tüchtigsten Volksschülern besucht, Schulgeld wird nicht erhoben, es wird Unterricht in einer fremden Sprache erteilt. Die Hilfsschulen besuchen die Schwachbefähigten und gänzlich unbegabten Schüler, die in der Volksschule nicht vorwärts kamen. Außerdem gibt es noch seit Oktober 1917 Förderklassen. Es werden die 2 bis 3 besten Kinder der 6. Klassen (2. Schuljahr), die nach der 5. Klasse versetzt worden wären, wieder aus den N-Klassen herausgenommen und in Förderklassen vereinigt. Diese Kinder sollen in einem Jahre so gefördert werden, daß sie in die Sexta einer höheren Schule aufgenommen werden können. Diese Förderklassen waren mit den 1. Klassen einer Vorschule zu vergleichen. Der Zweck ist der, auch befähigte Volksschüler in 3 Jahren nach Sexta zu bringen, während sie

früher vier Jahre in der Volksschule blieben und erst dann nach der höheren Schule übergingen.

Über die Einrichtung, die Breslau zur Förderung begabter Schüler getroffen hat, berichtet eine Vorlage der dortigen Schulverwaltung, die einstimmig von den Stadtverordneten angenommen wurde. »Um den hervorragend begabten Schülern und Schülerinnen unserer Volksschulen die Möglichkeit zu geben, sich eine ihrer Befähigung entsprechende höhere Bildung anzueignen, wollen wir für solche Kinder, die die Volksschule 6 Jahre hindurch besucht haben, also etwa das 12. Lebensjahr vollendet haben, und die sowohl nach Begabung als nach ihrem Betragen, ihrem Fleiß und ihren Leistungen durchaus würdig sind, einen besonderen Lehrgang errichten, der sie in drei Jahren an das Ziel der Mittelschule führen soll. Die Kinder würden dann in derselben Zeit das Ziel erreichen, wie diejenigen Kinder, welche von vornherein oder nach dreijährigem Besuch der Volksschule in die Mittelschule eingetreten sind. Die Frage, ob nicht ein zweijähriger Lehrgang für 13jährige Volksschulkinder ausreichen würde, wurde in einer Versammlung der Volks- und Mittelschulrektoren fast einstimmig verneint. Dagegen glauben alle Volks- und Mittelschulrektoren, daß es sehr wohl möglich sein wird, in einem dreijährigen Lehrgang das Ziel zu erreichen. Es würden sich also an die im Jahre 1918 zu errichtenden beiden Klassen in den beiden nächsten Jahren noch je zwei weitere Klassen anschließen. Die Frage, ob es möglich sein wird, die Kinder in zwei Jahren so weit zu fördern, daß sie im dritten Jahre zusammen mit den übrigen Mittelschülern unterrichtet werden können, soll geprüft werden. Es läßt sich darüber jetzt noch nichts sagen, und nur die Erfahrung kann darüber entscheiden, Aber auch, wenn diese Frage in bejahendem Sinne beantwortet werden sollte, wird sich wahrscheinlich keine von den zu errichtenden Klassen ersparen lassen, da es wohl kaum möglich sein wird, die Kinder in den bereits jetzt vorhandenen Klassen unterzubringen.« Diese befähigten Schüler, die den Mittelschulkursen überwiesen werden, genießen Schulgeld- und Lernmittelfreiheit.

Ähnlich ist der Kursus in Königsberg eingerichtet. In einer Stadtgegend ohne Mittelschule hat man zu Beginn des laufenden Schuljahres 26 begabte Knaben aus 5 Volksschulen zu einem Kursus vereinigt, der sie in einem Jahre für die 3. Mittelschulklasse reif machen soll. Die Begabtenklasse ist in einer Volksschule untergebracht und wird vom Rektor, einigen Lehrerinnen und Mittelschullehrern unterrichtet. Die Knaben haben fünf Volksschuljahre hinter sich und sollen, um keine Zeit zu verlieren, den Stoff zweier Mittelschuljahre (5. und 6. Schuljahr) in einem Jahre bewältigen. Dieses trifft in bezug auf die Fremdsprache (Englisch) ganz zu, annähernd auch auf Rechnen, Raumlehre und Deutsch, da in diesen Fächern viel nachzuholen ist.

In Stettin sollen begabte Volksschüler des 6. Schuljahres in Sonderklassen vereinigt werden und neben dem lehrplanmäßigen Unterricht den Stoff der 5. Mittelschulklassen, der ersten Fremdsprachklasse der Mittelschulen, erledigen. Nach erfolgreichem Besuch der Sonderklassen treten die Kinder in die Mittelschule über und werden

hier wiederum zu Sonderklassen vereinigt, in denen in 2 Jahren der Stoff der 4., 3. und 2. Mittelschulklasse behandelt wird. Nach Ablauf dieser zwei Jahre treten die Kinder in die erste Mittelschulklasse über.

In Erfurt ist der Mittelschule eine Übergangsklasse angegliedert. Sie hat einen einjährigen Lehrgang und nimmt hochbefähigte Volksschüler und Volksschülerinnen, die 5 Jahre die Volksschule besucht haben, auf. Nach erfolgreichem Besuch der Übergangsklasse treten die Schüler in die Oberstufe der Mittelschule ein. Hier haben sie Schulgeldfreiheit, und ihre Eltern erhalten eine Erziehungsbeihilfe von jährlich 200 M. Die Einrichtung erfordert bei völliger Durchführung rund 16000 M. an Erziehungsbeihilfen.

Gegen derartige Kurse wendet sich der »Zeitungsdienst des deutschen Lehrervereins«. Er vermißt bei den neueren Maßnahmen zur Förderung der Begabten die unaufschiebbare Hebung der Leistungsfähigkeit der Volksschule.

Er schreibt in Nr. 287 (8. 11. 1917): »Die Förderung begabter Volksschüler ist durch die Einheitsschulbewegung ein gutes Stück vorwärtsgekommen. In zahlreichen deutschen Großstädten sind Einrichtungen zu diesem Zwecke ins Leben gerufen worden oder doch in der Bildung begriffen. Was noch vor gar nicht allzu langer Zeit im allgemeinen für eine glatte Unmöglichkeit gehalten wurde, daß Volksschüler auch in späteren Schuljahren, schließlich sogar nach dem Durchlaufen der Volksschule noch rechtzeitig oder doch nur mit geringer Verspätung Anschluß in der höheren Schule finden können, das ist schon heute vielfach Wirklichkeit geworden, und wird es, wenn sich die neuen Einrichtungen eingelebt haben werden, in Zukunft noch weit mehr werden. So erfreulich diese Erfolge der Einheitsschulbewegung auch sind, so verfehlt wäre es, wenn man es damit genug sein lassen und annehmen wollte, nun den berechtigten Forderungen der Vertreter des Einheitsschulgedankens im wesentlichen nachgekommen zu sein. Alle diese Einrichtungen — ganz gleich, ob sie auf die Volksschule nach 8 Schuljahren aufbauen oder bereits früher, nach 4, 5 oder 6 Volksschuljahren einsetzen — sind doch im besten Falle nur als Versuche zu bewerten, einem der Ziele der Einheitsschulbewegung, der Weiterbildung der unbemittelten Begabten aus den unteren Volksschichten, ohne Veränderungen im gesamten Aufbau unseres Schulwesens zu dienen. Es soll möglichst schnell wenigstens etwas für die Tüchtigen geschehen; das ist wohl in der Hauptsache der Sinn all dieser vielgestaltigen Maßnahmen, von denen jetzt in der Öffentlichkeit so viel die Rede ist. Mit der Verwirklichung der Einheitsschule im ganzen haben sie in Wirklichkeit aber nichts zu tun. Die Forderung der Einheitsschule will das Vielerlei der deutschen Bildungsanstalten, die zurzeit meist ohne rechten Zusammenhang nebeneinander bestehen, zusammengefaßt wissen zu einem innerlich festgefügten, einheitlich gestalteten Bau des deutschen Bildungswesens, in dem jede Begabung, je nach Art und Richtung, aber ohne Rücksicht auf den väterlichen Besitz, zu ihrem Rechte kommen kann; und sie will diesen Bau gründen

auf die gemeinsame Grundschule, die auf eine Reihe von Jahren für alle Kinder im volksschulpflichtigen Alter die Stätte der Bildung sein soll. Von einer solchen Umgestaltung des deutschen Bildungswesens haben alle Gewinn, nicht bloß die, die durch ihre Begabung irgendwie über den Durchschnitt hinausragen. Die Einführung der gemeinsamen Grundschule wird zweifellos zu einer allgemeinen Hebung der heutigen Volksschule führen, und so werden Hunderttausende deutscher Knaben und Mädchen, gerade die Masse, die sich mit dem Durchlaufen der Volks- und Fortbildungsschule begnügen muß, in Zukunft eine bessere Schule haben. Mit einigen der Volksschule angesetzten Einrichtungen zur Weiterführung hervorragender, viel versprechender Begabungen aus den unbemittelten Volksschichten ist es also wirklich nicht getan, und es wäre bedauerlich, wenn diese Einrichtungen dazu dienen oder benutzt werden sollen, die Arbeit nach dem eigentlichen Ziele zu unterbinden oder auch nur zu verzögern.«

Am großzügigsten ist bisher der Gedanke einer einheitlichen Schulorganisation und die Förderung begabter Schüler in Mannheim durchgeführt worden. Der rührige Leiter des dortigen Schulwesens Professor Dr. Sickinger hat mit Weitblick, mit sozialem Verständnis und unter Berücksichtigung der verschiedenen Begabungen ein Schulwesen geschaffen, das weit über die Grenzen unseres Vaterlandes Beachtung gefunden und Anregungen gegeben hat.

Wir folgen in der folgenden Skizze der Darstellung Sickingers in dem empfehlenswerten Buche von Petersen, Der Aufstieg der Begabten. Herausgegeben vom deutschen Ausschuß für Erziehung und Unterricht. [1]) Damit die Gesamtheit der Schüler trotz der überaus großen Differenz in der Bildungsfähigkeit der gleichalterigen Individuen auch im Massenunterricht zur richtig bemessenen Unterrichtsarbeit herangezogen werden kann, wird die neben der Höhengliederung vorhandene Breitengliederung (Parallelabteilungen) zur Individualisierung des Klassenunterrichts benutzt. Die Kinder werden nach dem Grade ihrer Lern- und Arbeitsbefähigung in drei Hauptgruppen gesondert, und die Unterrichtsbedingungen werden jeweils dem Leistungsvermögen der genannten Gruppen angepaßt, so daß das Volksschulwesen folgende drei Klassenzüge zeigt:

1. Das achtstufige Hauptklassensystem, dieses ist ein Klassenaufbau für die regelmäßig versetzungsfähigen Schüler.
2. Das sieben- bezw. sechsstufige Förderklassensystem, es ist ein Klassenaufbau für die unregelmäßig fortschreitenden Schüler.
3. Das vierstufige Hilfsklassensystem, dieser Klassenaufbau ist für die im gewöhnlichen Unterricht völlig versagenden Schüler. Zwischen den einzelnen Klassenzügen führen Verbindungswege hinüber und herüber, damit der einzelne Schüler, je nachdem er sich günstig oder minder günstig entwickelt, in die seinem individuellen Kräftemaß entsprechenden Unterrichtsgemeinschaft abgeführt werden kann.

---

[1]) Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

Sickinger hat auch für die über das Durchschnittsmaß hinausragenden Schüler besonders gesorgt und zwar in Vorbereitungsklassen für die höheren Schulen und in fremdsprachlichen Klassen. In den Vorbereitungsklassen erhalten die befähigten Schüler des dritten und vierten Schuljahres, die nach dem Willen der Eltern in eine höhere Schule übergehen wollen, innerhalb der Volksschule eine zweckmäßige Vorbereitung zum Eintritt in die untere Klasse der höheren Lehranstalten, so daß Vorschulen überflüssig werden. Die fremdsprachlichen Klassen vermitteln den besserbeanlagten Schülern, die in der Volksschule bleiben sollen, eine Bildung, wie sie etwa die preußische Mittelschule gibt. Doch ist diese Mittelschule keine Standesschule sondern ein Klassenzug der Volksschule. Sickinger will damit dem künftigen Mittelstande, dem Handwerk, der Technik, der Industrie, dem Handel und der Beamtenschaft, einen Zugang von jungen Leuten mit gesteigerter Volksschulbildung sichern, ohne daß die Eltern Schulgeld zu zahlen haben. Sickinger sagt: »Dieser weitergehende Lehrgang muß ein Vorrecht der tüchtigsten Volksschüler werden, gleichgültig, aus welcher sozialen Schicht diese stammen.« Neuerdings sind an die obersten Klassen dieser fremdsprachlichen Klassen Übergangsklassen zur Obertertia der Oberrealschule oder zur vorletzten Klasse der höheren Mädchenschule angeschlossen worden. Dieser Ergänzungsunterricht wird ohne jedes Entgelt erteilt. Auf die mannigfachen sozialen Maßnahmen und die Fürsorge für Spezialbegabungen können wir hier nicht eingehen, wir verweisen auf die eingehende Darstellung der Sickingerschen Arbeiten in Heineckers Schrift.[1]) Auch im höheren Schulwesen in Mannheim ist der Einheitsgedanke in der Schulorganisation durchgeführt. Damit die Entscheidung der Eltern über die Wahl der endgültigen Schullaufbahn bis zum 12. Lebensjahr der Schüler, in dem sich Art und Grad der Begabung genauer erkennen läßt, verschoben werden kann, stimmen in Mannheim die Lehrpläne von je zwei höheren Knabenschulen in den drei untersten Klassen überein. Das Gymnasium und ein Realgymnasium haben im Lehrplan von Sexta Latein und von Quarta Französisch gemeinsam, im Gymnasium tritt von Untertertia Griechisch hinzu, beim Realgymnasium I Englisch. Ebenso stimmen die Lehrpläne der 3 unteren Klassen des Realgymnasiums II und der Oberrealschule überein, erste Fremdsprache ist Französisch, später tritt im Realgymnasium Latein, in der Oberrealschule Englisch hinzu. Das Schulgeld ist nicht hoch, Schulgelderlaß tritt in weitem Umfange ein. Ein reichgegliedertes Fortbildungs-Fachschulwesen krönt das Schulsystem. Mannheim hat mit seinem Schulsystem ein Muster für viele Städte gegeben; sein Schulsystem enthält die Hauptgedanken der Einheitsschulforderungen durchgeführt, und zwar schon ehe der deutsche Lehrerverein seine rege und erfolgreiche Werbearbeit begonnen hat. Neuerdings ist zu den bestehenden Einrichtungen eine weitere getreten. Gut begabte Schüler und Schülerinnen werden nach Ende des siebenten Schul-

[1]) Heinecker, Dr. W., Das Problem der Schulorganisation auf Grund der Begabung der Kinder. Beiträge zur Kinderforschung und Heilerziehung Heft 113. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann), 1913.

jahres in besonderen Klassen vereinigt. Diese erhalten dann $1^1/_4$ Jahr erweiterten Unterricht, besonders in Französisch, Englisch und Mathematik. Sie machen dann eine Aufnahmeprüfung für die Obertertia der Oberrealschule bezw. der Höheren Mädchenschule. Die Stundenzahl in den Übergangsklassen ist freilich ziemlich hoch; es wird auch recht gründlich gearbeitet. Es werden aber nur gesunde und kräftige Schüler aufgenommen. Mannheim gedenkt auch weitere Maßnahmen zur Durchführung der Einheitsschule zu treffen.

Zum Schluß sei noch kurz das Schulwesen in Kiel gekennzeichnet. Stadtschulrat Poppe in Kiel, jetzt Oberlyzealdirektor in Charlottenburg, hat die Einrichtung dieses Schulwesens in seiner Denkschrift »Zur Frage der allgemeinen Volksschule« dargestellt. Die Volksschule ist in Schleswig-Holstein überhaupt neunstufig. Die höheren Schulen (Gymnasium, Reformrealgymnasium und Oberrealschulen) haben Vorschulen; daneben sind neunklassige Mittelschulen vorhanden. Englisch ist die verbindliche Fremdsprache, die in der 5. Klasse, also mit dem fünften Schuljahre beginnt; auf der Oberstufe ist Französisch wahlfreies Fach. Seit 1914 ist an einer Schule Französisch Pflichtfach, um den Übertritt in die Oberrealschule zu erleichtern. Von Ostern 1911 an sind die guten Schüler der Oberstufe, beginnend ab Klasse 3, zu besonderen Kursen zusammengezogen, in welcher sie Ergänzungsunterricht in den fremden Sprachen erhalten, um den Sprung in Untersekunda der Oberrealschule tun zu können. Da die Schüler oft vorher drei Jahre die Volksschule besuchen und dann in die Mittelschule eintreten, um später in die höhern Schulen einzutreten, ist zwischen der Volks-, der Mittel- und höheren Schule eine organische Verbindung hergestellt.

Eine ähnliche Verbindung der Schulgattungen besteht in Frankfurt a. M. und in Halle. Beide Städte haben den Ausbau ihres Schulwesens aus triftigen Gründen bis nach Friedensschluß verschoben. In Frankfurt a. M. sind zur Erleichterung des Überganges von Volksschulen auf höhere Schulen Förderkurse eingerichtet worden, die im sechsten Halbjahre des Volksschulbesuchs den für eine höhere Schulart angemeldeten Kindern einen auf den völligen Ausgleich der Lehraufgaben der drei Unterklassen der höheren, Mittel- und Volksschulen abzielenden Ergänzungsunterricht gewähren. Die Einrichtung hat sich bewährt und soll zur Bildung besonderer Klassen für die zum Übergang in höheren Schulen befähigten Schüler führen. Es ist der städtischen Schulverwaltung auch unbedenklich erschienen, die in Förderkursen vorbereiteten Kinder ohne Prüfung versuchsweise in die viertunterste Klasse der Mittelschule übertreten zu lassen, um die mancherlei Zufälligkeiten einer Aufnahmeprüfung auszuschalten. Nach den günstigsten Erfahrungen mit dem prüfungslosen Übergang in die Mittelschulen glaubt nun die Schulverwaltung die Ausdehnung des Fortfalls der Aufnahmeprüfung auch auf die höheren Schulen eintreten lassen zu sollen. Weitere Maßnahmen zur Vereinheitlichung des Schulwesens sollen nach dem Kriege getroffen werden. In Halle werden seit 1902 befähigte Volksschüler nach dreijährigem Schulbesuch als Freischüler der Mittelschule überwiesen; jetzt sind es jährlich 40 Volksschüler.

Sie sollen neuerdings auch unentgeltlich Lernmittel und im neunten Schuljahre Erziehungsbeihilfen erhalten.

Aber schon für das Schuljahr 1918 ist die Verwirklichung einiger Vorschläge in Aussicht genommen. Die Lehrerzeitungen berichten darüber folgendes: Der Magistrat in Frankfurt a. M. hat in einer kürzlich stattgehabten Sitzung den von Bürgermeister Dr. Luppe ausgearbeiteten Vorschlägen zur Ausgestaltung des Frankfurter Schulwesens zugestimmt und beantragt danach bei der Stadtverordnetenversammlung, daß a) von Ostern 1918 ab die Höchstziffer der Aufnahmeklassen für Volks- und Mittelschulen auf 46 festgesetzt wird; für die Fortbildung der Lehrer höhere Mittel in den Haushaltungsplan eingestellt werden; Schulkindergärten für noch nicht schulpflichtige Kinder errichtet werden; für Beihilfen von 150 bis 300 M. an unbemittelte begabte Schüler Mittel in den Haushaltungsplan eingestellt werden; b) von Ostern 1919 ab die Schuleinrichtungen der Volksschule umgeändert und ausgebaut werden, um die Einführung des Handfertigkeitsunterrichts und stärkere Selbstbetätigung der Schüler zu ermöglichen; der Haushaltungsunterricht für Mädchen in den Volks- und Mittelschulen allgemein durchgeführt wird; die Schulzahnpflege als städtische Einrichtung weiter ausgebaut wird; Unterrichtseinrichtungen für dauernd schulunfähige Kinder geschaffen werden und Übergangsklassen nach dem zweiten und sechsten Schuljahr geschaffen werden.

So finden wir zahlreiche Ansätze zur Lösung der einen Teilfrage der Einheitsschule: Auslese der Tüchtigen. Doch macht sich bereits gegen diese einseitige Behandlung der Frage ein Widerspruch bemerkbar. Professor Rein sagt: Niemand soll glauben, durch Herumflicken an Einzelheiten unseres Bildungswesens tiefergreifende Reformen umgehen zu können. Und ein viel beachteter Aufsatz in der Preußischen Lehrerzeitung vom 25. Sept. 1917 weist darauf hin, daß Voraussetzung jeder Neugestaltung des Schulwesens Hebung der Leistungsfähigkeit der Volksschule durch Herabsetzung der Schülerzahlen in den Klassen und völlige Lernmittelfreiheit und die innere Ausgestaltung der Volksschule ist. Er warnt vor der Bevorzugung einer Schulgattung, tritt mit warmen Worten für die Erweiterung der Ziele der Volksschule ein, um unser Volk zu einem Volke mit starker Elementarbildung, zu einem wirtschaftlich und intellektuell starken Volke zu machen.

Die ganze Bewegung ist noch im Fluß. Erst, wenn die verschiedenen Versuche in ihren Ergebnissen mehrere Jahre beobachtet worden sind, wird sich ein endgültiges Urteil fällen lassen. Deshalb muß auch jeder Versuch reiflich überlegt werden, und im Sinne Reins muß bei einer Neugestaltung unseres Schulwesens überall mit der Hebung der Volksschule zur Förderung der Volksbildung begonnen werden.

---

3. »Freie« Schulgemeinde.

Vor mir liegt ein Buch: Bernhard Uffrecht, »Dr. Gustav Wyneken, eine Abwehr und Abrechnung. Entgegnung der Freien Schulgemeinde

Wickersdorf auf Dr. Wynekens Schrift ‚Wickersdorf, ein Querschnitt‘«. Jena, Diederichs, 1917. 35 Seiten. — Die Streitfrage, die neben dem in der Schrift bloßgestellten Verhalten von Dr. Wyneken die Ausweisung zweier Schüler von Wickersdorf betrifft, ist für Außenstehende belanglos: zwei Schüler haben, scheinbar beeinflußt von Dr. Wyneken, durch eine offene Erklärung für Wyneken, gegen den (in Kriegsgefangenschaft befindlichen) Leiter Luserke Stellung genommen und so die Feier des Stiftungsfestes, damit auch den Frieden der Schulgemeinde gestört; sie sind nach einigen Verhandlungen dann ausgewiesen worden. — Nicht gleichgültig aber für weitere Kreise ist der Geist dieser Jugenderziehung, der aus dem Buche spricht. Dafür hier eine Probe. Seite 21 steht, als Quintessenz des Ganzen, ein Absatz in hervorgehobenem Druck: »Grund für die Aufrechterhaltung der Ausweisung der beiden war ihre tatsächliche und vorsätzliche Unbeeinflußbarkeit durch die Schulgemeinde, war ein Maß von Taubheit und Verständnislosigkeit für deren Gründe und Empfindungen, das ein fruchtbares Zusammenarbeiten mit der Schulgemeinde nach deren Urteil ausschloß. Geraubt worden aber war ihnen ihr Gehör, ihre Fähigkeit des Miterlebens und Mitschwingens mit der Gemeinschaft, ihre Kraft zu sittlicher Selbstentscheidung, die die Gründe für und wider unvoreingenommen in sich zum eigenen Ausgleich zu bringen sucht, durch ihren Führer und Berater, Herrn Dr. Wyneken, auf den somit die eigentliche Schuld fällt.« — Und kurz vorher noch der schöne Satz: »Zu einer Erziehungsgemeinschaft gehört nur, wer sich durch sie beeinflussen lassen will, so gewiß Erziehung nicht ohne Beeinflussung möglich ist.«

Ganz abgesehen von dem eigenartigen Zustande, daß zwei Erzieher miteinander um die Seele eines Zöglings kämpfen — ist das Ganze nicht ein Todesurteil für die Erziehung überhaupt? Erzogen wird, wer sich erziehen lassen will. Wem das unbequem ist, der darf sich einer planmäßigen Erziehung entziehen, dessen Emporbildung bleibt dem blinden Zufall überlassen. Und wozu sich einer erziehen lassen will, das bleibt auch in sein Belieben gestellt. Er weiß ja, welche Kräfte in ihm liegen, er fühlt ja, welche Saiten in ihm mitschwingen, wenn er das Brausen der Umwelt in sein Inneres hineinklingen läßt. Darum muß er entscheiden, der Junge, das Mädchen, so jung wie sie sind. Der Wille zum Guten? Der ist selbstverständlich. Der Wille zur Tat? Der wird vorausgesetzt. Die Fähigkeit? Nur das Gefühl entscheidet hier und reißt auf sicherer Bahn zum Ziele fort. Nicht unmündig im Geiste sind sie ja, die Jungen; unser Zeitalter hat sie mündig gemacht.

Noch ein paar Proben aus der — übrigens im Geiste gerechter Entrüstung verfaßten — Schrift:

S. 18/19: »Denn wenn irgend etwas von einem nach Selbstverantwortung trachtenden Menschen als seine ureigenste Angelegenheit empfunden wird, so ist es die Ausbildung seines eigenen Führerideals und die Wahl seines Führers. — Dieser Anschauung widerstreitet eine andere (siehe Blüher, Führer und Volk in der Jugendbewegung, Jena 1917), nach der es die eigentliche Bestimmung der Jugend ist, sich von einem dazu berufenen Führer zu seinem Volk erwählen zu lassen und nach der

die Wahl des Führers durch ein Volk eine Umkehrung des natürlichen Wahlverhältnisses bedeutet. — Diese Anschauung ist zwar gültig für ein Volk, das nicht wahlfähig ist, weil ihm das Mittel der Wahl, die Erkenntnis, fehlt. Eine geistig ringende Jugend aber läßt sich nicht mehr als wahlunfähig erklären, und man muß ihr daher schon das Recht auf freie Wahl des Führers zugestehen und selbst dafür ein Verständnis haben, wenn sie persönliche Führerschaft gar nicht sucht. Denn was die zur Freiheit erwachte Jugend sucht, ist ja nicht ein Führer, sondern ihr innerstes und eigenstes Wesen oder die Fähigkeit zur Selbstverantwortung.«

Mir scheint, über dem Problem, wer gewählt werden soll, Führer oder Volk, wird das andere vergessen, ob überhaupt gewählt werden soll oder ob nicht vielmehr die Frage, welchen Weg der Zögling einzuschlagen hat, mit Notwendigkeit erledigt wird durch das, was die Natur in ihn gelegt hat, nach dem Urteil eines erfahrenen Erziehers. Aber das ist es ja gerade: mehr Freiheit will man der Jugend lassen, mehr, als sie seit Urvätertagen zugebilligt bekommen hat. Demgegenüber darf wohl ganz bescheiden ein anderer Standpunkt vertreten werden: Freiheit darf für die Jugend nur sein eine Idee, nach der sie strebt, die für sie immer höhere, reinere Formen annimmt, zu der sie sich durchringt mit harten Schwierigkeiten, bis sie sie im reifen Alter erreicht — anders, als sie es sich einst geträumt. Äußere Freiheit als Tatsache für die Jugend aber haben unsere Väter nicht gekannt; sind wir soviel anders als sie? Nur hartes Ringen hat unsere Kräfte gestählt, so daß wir jetzt dem feindlichen Ansturm standhalten konnten. Nur der Geist der Unterordnung kann uns weiterbringen. Für Ungebundenheit der Jugend ist auch im neuen Deutschland kein Platz.

Ist das Mitgeteilte nicht ein Todesurteil für die Erziehung, wenigstens — für diese Erziehung? Höper.

D. Literatur.

Scharr, Julius, Fünfundzwanzig Jahre Magdeburger Sprachheilkurse (1891—1915). Als Denkschrift zusammengestellt. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt O. Goedel, 1916. 21 Seiten.

Scharr gibt einen Bericht über seine jahrelange, fleißige Arbeit an den Stotterern und Sprachgebrechlern Magdeburgs. Nachahmenswert ist, daß er die Heilversuche täglich vornimmt, Einzelunterricht erteilt und auch später die Schüler nach Entlassung aus den Lehrgängen überwacht. Das Unterrichtsverfahren erfolgt hauptsächlich nach dem bekannten Arzte Gutzmann. Eine Behauptung von Scharr, die sich auf Seite 8 findet, wollen wir einschränken, was er schließlich unbewußt im folgenden selbst tut: »Da das neugeborene Kind doch völlig ohne Sprache ist, so kann das Stottern auch kein angeborenes, sondern muß ein erworbenes Leiden sein.« (?) An der Tatsache, daß das Stottern eine Erkrankung im Zentralnervensystem ist, hält er dann aber durchgängig mit Recht fest.

Meißen i. Sa. Kurt Walther Dix.

Riemann, G., Taubstumm und blind zugleich. Pädagogische und psychologische Darbietungen. Zweite sehr veränderte und erweiterte Auflage. Berlin, Schriftenvertriebsanstalt, G. m. b. H., 1916. 106 Seiten. Preis 2 M.

Der Verfasser ist der verdienstvolle Unterrichtsleiter des deutschen Taubstummenblindenheims in Nowawes; er ist in der wissenschaftlichen Welt nicht unbekannt und hat in fachwissenschaftlichen Gesellschaften wiederholt Vorträge über seine reichen Erfahrungen und pädagogisch-psychologischen Wertungen erfolgreich geboten. Für seine Fachleute wurde er wiederholt zum Lehrer. Jetzt bringt er die wesentliche Bereicherung einer früheren Arbeit, wobei sich sein Wunsch, sowohl der Erziehung der Unglücklichen zu nützen, als auch Material zu wissenschaftlichen Folgerungen zu bieten, sicher erfüllen wird.

Im allgemeinen Teil bietet er zunächst eine Statistik, aus der man ersieht, daß sich im deutschen Reich fast 500 Taubstummenblinde finden werden. Ihre Ausbildung ist möglich, muß aber rechtzeitig einsetzen. Neben völliger Bildungsunfähigkeit finden sich auch Begabungen, die zu einer sehr erfreulichen Ausbildung gebracht werden können.

Der zweite Teil macht den Leser kurz mit den Unterrichtshilfen bekannt, um ein Verständnis der methodischen Ausführungen anzubahnen.

Die Unterrichtsmethode bei Taubstummblinden (3. Teil) wird hauptsächlich in einem individuellen Einzelunterricht zu suchen sein. R. nimmt Stellung zur Methode, nach der Helen Keller unterrichtet wurde, deren glänzende Ausbildung infolge ihrer guten Begabung nicht nur Unterrichtserfolg, sondern auch das Ergebnis eines Gemeinschaftslebens ist, was natürlich in einer Anstaltserziehung niemals durchzuführen sei. Darum muß dort, wo die Lehrkräfte wechseln, wo stundenweiser Unterricht erfolgt, eine unbedingt systematisch-grammatische Methode zugrunde liegen. Daß natürlich der wesentliche Erfolg des Unterrichts von der Lehrperson — ihrer Begabung und Hingabe — abhängt, gilt bei diesem schwersten Erzieherberuf viel mehr, als bei der Erziehung normaler Kinder. Auch die Anstaltserziehung muß soviel als möglich auf den Einzelunterricht — vier Schüler für eine Lehrkraft — zukommen.

Im vierten Teil beschreibt Riemann das von ihm gegründete Heim für Taubstummblinde in Nowawes. »Zurzeit sind 38 Zöglinge in der Anstalt. Bisher befanden sich 46 Zöglinge dort, von denen 19 völlig taub und blind, 14 taub und schwachsichtig, 3 blind und schwerhörig, 5 schwachsichtig und schwerhörig und 5 schwachsinnig und blind waren.«

Von dieser seiner Lebensarbeit, die von allen Hilfsarbeitern große Geduld und Liebe, fleißige Selbstfortbildung und geistige Beweglichkeit fordert, bekommen wir ein rechtes Bild im 5. Teil, wo er uns die Lebensgeschichte der Nowaweser Schüler beschreibt, und durch die er, wie er einleitend sagt, Material zur psychologischen Wertung und Verarbeitung bietet.

Im 6. Teil werden andere Fälle und Anstalten beschrieben.

Der letzte Abschnitt enthält psychologisch-pädagogische Betrachtungen. Sie enthalten, als aus der Praxis gewonnen, viel Interessantes. Ohne Riemanns empfehlenswertes Buch herabsetzen zu wollen, wäre uns hier, in diesem wissenschaftlichen 7. Abschnitt seiner Ausführungen, eine schärfere Scheidung der Wissenschaft von vulgärpsychologischen Äußerungen und Urteilen lieber gewesen. Wir vermissen dabei den streng psychologischen Gedankengang, scharf umrissene psychologische Begriffe und sicheren Gebrauch von Fachausdrücken. Ebenso wäre für eine Neuauflage zu wünschen, daß Riemann zur vorhandenen Literatur Stellung nähme, ein Literaturverzeichnis anfügte und Fremdwörter vermiede.

Meißen i. Sa. Kurt Walther Dix.

Pädagogischer Jahresbericht, vereinigt mit Pädagogischer Jahresschau für 1914—15. Des Pädagogischen Jahresberichtes 67. Jahrgang. Der Pädagogischen Jahresschau 9. Jahrgang. Herausgegeben von E. Clausnitzer und P. Schlager. I Padagogik und ihre Hilfswissenschaften. 70 Seiten. Preis geheftet 1,20 M. Leipzig, F. Brandstetter und B. G. Teubner, 1916.

Das 1. Heft will die wichtigsten Bücher und Aufsätze aus dem Gebiete der pädagogischen Wissenschaft zur Besprechung bringen und die pädagogischen Strö-

mungen erwähnen, die im Laufe der Jahre 1914 und 1915 veröffentlicht oder sonst hervorgetreten sind. Fünf Berichterstatter bemühen sich, das pädagogische Arbeitsgebiet — Allgemeine Erziehungs- und Unterrichtslehre — Geschichte der Erziehung und des Unterrichts — die pädagogischen Grundwissenschaften — die Lehrer- und Lehrerinnenbildung — die Hochschulpädagogik — zu würdigen. Um die Masse zu meistern, wird der Berichterstatter verschiedentlich zu dem Bekenntnisse gezwungen: »Verfasser behandelt schwerwiegende Fragen; leider war das Buch selbst dem Ref. nicht zugänglich« (S. 31). An Stellen jedoch, z. B. bei der Stellungnahme zu Herbart (S. 6) — Bedeutung W. Reins (S. 23) — Schätzung E. Meumanns (S. 25) — erhebt sich die Darstellung über den Lexikon-Stil zu einer zusammenhängenden. Auch die Abschnitte über den Stand der Berufsvorbildung und der Hochschulpädagogik können dem wissenseifrigen Pädagogen eine geeignete Führung bieten.

Halle a. S. Dr. B. Maennel.

Schweizerisches Jahrbuch für Jugendfürsorge über das Jahr 1915. V. Jahrgang. Herausgegeben von der Schweizerischen Vereinigung für Kinder- und Frauenschutz (Pfarrer Wild). 121 S. Zürich 1916. Kommissionsverlag von Beer & Co. Zürich 1. 3 Fr.

Während die seit 1. Januar 1916 erscheinende Zeitschrift »Jugendwohlfahrt« Einzelberichte, Erfahrungen und Versuche über Schweizer Jugend- und Frauenschutz bieten soll, will das Jahrbuch dem Leser Zusammenstellungen aus diesem Gebiete geben, um ein zuverlässiger, umfassender Berater und Anreger sein zu können. Wohl kaum ein Zweig der staatlichen, kommunalen und privaten Jugendfürsorge, ist in diesem Jahrbuche unerwähnt geblieben. Der Weltkrieg hat eben bislang einen hemmenden Einfluß auf die rührige systematische Betätigung in der Schweiz nicht ausgeübt. Im Gegenteil, der Krieg hat die Augen zur Wahrnehmung weiterer Jugendnöte geöffnet. (Vergl. Jugendfürsorge infolge des Krieges — Berufsberatung, Berufswahl und Fürsorgefür die beschäftigungslose Jugend — Verordnung, betreffend den Verkauf von Schießwerkzeugen und Munition.)

Von den vielfachen Fürsorge-Bestrebungen seien hervorgehoben die in diesem Leserkreise besonders interessierenden Bestimmungen der Jugendgerichtsbarkeit, des Kinematographenunwesens und der »schlechten Literatur« — Bestimmungen, die da lehren, daß der freie Schweizer auch als Diener der Volkswohlfahrt nur durch strengen Gehorsam zur wahren Freiheit geführt wird.

Halle a. S. Dr. B. Maennel.

Börner, Wilhelm, Charakterbildung der Kinder. Beck 1914. 314 Seiten. Gebunden 4,50 M.

Fern von metaphysischem und religiösem Beiwerk, sowie ohne Rücksichtnahme auf ein pädagogisches System behandelt Verfasser auf empirisch-psychologischem Wege das gerade in unserer Zeit außerordentlich wichtige Problem der Charakterbildung. Es liegt nicht in seiner Absicht, eine systematische, vollständige Darstellung zu bieten. Er möchte nur einige, ihm besonders wichtig erscheinende Gedanken aneinander reihen. Deshalb braucht der Leser aber nicht einen Mangel zu befürchten. In der Tat, es ist kaum ein bedeutenderes Problem ganz übersehen oder ganz beiseite gelassen. Und zwar bringt das Buch unter Abwägung von früheren und jetzigen Ansichten flott geschriebene, mit literarischen Hinweisen und Anführungen reich versehene Belehrungen über alle die Erziehungsmomente und -faktoren, die vorbeugend, pflegend, leitend und belehrend auf dem Wege der Innenkultur den kindlichen Charakter zu einem neuen »Lebensstile« heranbilden. Es werden dabei nicht allein auch die psychopathischen Kinder in Betracht gezogen und Maßnahmen der Heilpädagogik kurz charakterisiert, sondern auch die verschiedensten Pflegestätten der Charakterbildung gewürdigt (Landerziehungsheime, Horte u. a. m.).

In einem Schlußworte will Verfasser noch einmal dem Leser ans Herz legen: Wer die Charakterbildung hat, der hat die Zukunft — der darf hoffen, dem Volke einen neuen Seelenadel aufzubauen, einen Adel, der im Sinne Zillers die »beseelte Gesellschaft« zu zieren hat.

Das Buch ist allen Erziehern zu empfehlen.

Halle a. S. Dr. B. Maennel.

Kankeleit, A., Niederschriften und Aufsatzblätter für die Hand der Schüler. Gumbinnen, Sterzels Buchhandlung, 1917. 31 Seiten. 0,25 M.

Ein kleines Heft, das in der Schülerarbeit entstanden ist. Es will den so oft mit Krücken und Stelzen bislang versehenen Schul-Aufsätzen eine natürliche Unterlage geben. Und zwar soll der »freie Schüleraufsatz« aus dem Schüler, aus dem eigenen Inhalte der Schülerseele, herausgelockt werden, damit er »die persönliche Note« erhält (R. Hildebrand).

Der Schüler findet in dem Heftchen eine Art analytischen Aufsatz-Stoff, der seinen Wortschatz ordnet und vermehrt und damit zugleich die Formbildung erleichtert. Kankeleits Arbeit könnte während der ersten Schuljahre manche »blutleere« Grammatik ersetzen.

Halle a. S. Dr. B. Maennel.

Tews, J., Familie und Familienerziehung. Pädagogisches Magazin, Heft 475. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann). 90 Pf.

Im Mittelpunkt der Vorfriedensbesprechungen steht ganz allgemein die Frage der Volksvermehrung. Wer den Kampf um das Volksbestehen siegreich durchführen will, muß daher nachsinnen, wie die ungeheuren Verluste, die jeder Krieg und dieser insbesondere verursacht, am besten wieder wettgemacht werden können. Unter den in Betracht kommenden Maßnahmen spielt ohne Zweifel die Kräftigung der Familie gegenüber den Einzelpersonen eine große Rolle, wie sie durch eine entsprechende Aenderung des Lohn- und Besoldungswesens herbeigeführt werden könnte. Tews hat das in der vorliegenden kleinen Schrift bereits 1912 eingehend dargelegt. Bei der Bedeutung der Frage grade jetzt sei nachdrücklich darauf hingewiesen.

Deutscher Ausschuß für Kleinkinderfürsorge. Kleine Schriften. Leipzig, B. G. Teubner, 1917.

Heft 2. **Droescher, Lili,** Die Erziehungsaufgaben der Volkskindergärten im Kriege. 25 S. 50 Pf.

In warmheriger Weise legt die Verfasserin die Notwendigkeit der Kindergärten dar, zeigt uns, was die Kinder von ihnen haben können, und gibt Fingerzeige über das Zusammenarbeiten mit den Müttern grade in der Kriegszeit. Wie die Veranstaltung von Mütterabenden in glücklicher Weise zu gestalten ist, das erscheint hier so verblüffend einfach gezeigt, daß man jeder Kindergärtnerin dieses Kapitel mit auf den Weg in die praktische Arbeit geben möchte.

Heft 3. **Gottstein, A.,** Die gesundheitliche Kleinkinderfürsorge und der Krieg. 35 S. 50 Pf.

Das Kleinkind ist in unserem Eifer, für den Säugling zu sorgen, oft fast etwas zu kurz gekommen. Dabei ist es aber eigentlich durch den Krieg am stärksten betroffen, bedarf also auch einer ganz besonderen Aufmerksamkeit. Gesundheitliche Gefahren erwachsen grade ihm in besonderem Maße. Welcher Art sie sind, stellt G. anschaulich klar. Er weist dabei nachdrücklich immer wieder darauf hin, daß eine nach rein sozialen Gesichtspunkten vorgenommene Auslese Hilfsbedürftiger zugleich eine Auslese körperlicher Minderwertigkeiten geworden ist — auf Zusammenhänge, die heute noch viel zu wenig beachtet werden. Der Einfluß des Krieges auf die Gesundheit des Kleinkindes ist übrigens durchaus nicht so ungünstig, wie viele Menschen anzunehmen geneigt sind. In mancher Hinsicht sind — das darf man auch nicht unterschätzen — sogar durch den Krieg erfreuliche Maßnahmen gezeitigt worden. Die Forderungen der Gesundheitspflege an die sozialen Maßnahmen zum Schutze des Kleinkindes werden eingehend besprochen und Wege werden gewiesen, auf denen auch im Frieden erfolgreich weitergegangen werden kann.

Heft 4. **Boeder, Margarete,** Vorschläge für die Einrichtung von Kriegstagesheimen für Kleinkinder. 20 S. 4 Bildertafeln. 50 Pf.

Das kleine Heftchen erörtert die Frage knapp und doch von allen Seiten. Ich glaube nicht, daß irgend etwas Wichtiges außer acht gelassen ist. Jeder Kommune, die die Einrichtung von Kriegstagesheimen für Kinder überhaupt in Erwägung ziehen will, wird das Heft wertvolle Dienste leisten.

Berlin-Lichtenberg. Karl Wilker.

Schneidemühl, Georg, Verbrecherhandschriften. Mit 13 Abbildungen. Sonderabdruck aus dem Archiv für Kriminologie, Bd. 69, Heft 1. Leipzig, F. W. C. Vogel, 1917. 23 Seiten.

Wir verdanken dem Verfasser bereits verschiedenen Beiträge zum Studium von Handschrift und Charakter. Diese neue Schrift bringt nicht nur reichhaltiges neues Material, sondern auch Anregungen für die Weiterarbeit, die vor allem in Straf- und Fürsorgeanstalten mit genauen Feststellungen über das Vorkommen von Mischhandschriften sowie von Arkaden- und Mischhandschriften einzusetzen hätte. Wer Schneidemühls Schrift mit Aufmerksamkeit studiert, der wird sicherlich mit ihm zu der Überzeugung kommen, daß das Handschriftenstudium wertvolle Klarstellungen von Charaktereigenschaften zu bieten vermag.

Maetschke, Wilhelm, Rechenbildfibel für Schulanfänger im Sinne der Arbeitsschule. Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn, 1917. Preis 30 Pf.

Die kleine Fibel will den Lehrern und ihren Schülern den Rechenunterricht interessant, leicht und erfolgreich machen. Daß sie es vermag, habe ich in der Praxis erprobt. Wer einmal dieses Büchlein angewandt hat, der wird es gern weiter empfehlen für jeden Lehrer der Rechenanfänger.

Abreißkalender »Für Mutter und Kind«, herausgegeben im Auftrage des Badischen Landesausschusses für Säuglingsfürsorge. Lahr, Moritz Schauenburg, 1918. Preis 50 Pf.

Dieser Kalender erscheint jetzt zum dritten Male. Er kann sicher in mancher Kleinkinderstube, vor allem bei vielen jungen Müttern Gutes stiften. Praktische Ratschläge, erzieherische Anleitungen, Verse aus dem Kleinkinderleben, dazu dann und wann eine einfache Zeichnung — so stellt sich dieser eigenartige Abreißkalender als viel wertvoller denn so mancher anderer mit den unmöglichsten Kochrezepten dar.

Rothe, Karl Cornelius, Über pneumographische Untersuchungen Sprachkranker. Sonderabdruck aus der »Österreichischen Monatsschrift für den grundlegenden naturwissenschaftlichen Unterricht«. Heft 3/5, 6/8. 12 Seiten.

Behandelt werden die Technik der Pneumographie und die Deutung der pneumographischen Aufnahme. Aus der kleinen Studie geht unzweifelhaft der große Wert pneumographischer Studien insbesondere auch für das Gebiet der Stottertherapie hervor.

Berlin-Lichtenberg. Karl Wilker.

Stadelmann, Dr. med. **Heinrich,** Was können Eltern zur Verhütung schlechter Schulfortschritte ihrer Kinder beitragen? Dresden, Alwin Huhle, 1914. 20 S. Preis 0,50 M.

Verfasser geht zunächst auf die Aufgabe der Schule und auf Wert und Bedeutung der Schulfortschritte ein. Viele Kinder vermögen aber dem Unterrichte nicht zu folgen. Hierfür können verschiedene Ursachen in Betracht kommen. Von ihnen behandelt der Verfasser die mangelnde geistige Begabung, die Interesselosigkeit für die Schulfächer, die Ermüdung, die Pubertät, die körperlichen Mängel, die unzweckmäßige Ernährung und die Nervosität der Kinder. In der Abhandlung »Beseitigung der Ursachen« gibt der Verfasser den Eltern Fingerzeige, wie sie sich im einzelnen Falle zu verhalten haben.

Danzig-Langfuhr. Franz Matschkewitz.

Pabst, Dr. **A.,** Moderne Erziehungsfragen. 25 Aufsätze. Vorträge und Studien über deutsche und ausländische Schulen. Osterwieck im Harz und Leipzig, Verlag von A. W. Zickfeldt, 1911. 206 Seiten. Preis geb. 4 M und

Aus der Praxis der Arbeitsschule. Mit zahlreichen Abbildungen im Texte und 29 Bildertafeln. Ebenda 1912. 436 Seiten. Preis 5,50 M, geb. 6,30 M.

In der Neuorientierung, die nach dem Kriege auch auf dem Gebiete des Schulwesens kommen wird und kommen muß, wird auch die Arbeitsschulfrage eine bedeutende Rolle spielen. Dabei werden weniger die theoretischen Fragen erörtert werden, denn wir besitzen schon in dieser Hinsicht ein überreiches Material, und wer durch den Krieg über die Notwendigkeit der Arbeitsschule noch nicht belehrt

wurde, der ist dann auch mit den schönsten Worten nicht mehr zu überzeugen. In der kommenden Neuorientierung wird der Schwerpunkt auf die praktische Ausgestaltung der Arbeitsschule gelegt werden müssen. Hierbei wie überhaupt bei dem Neubau der deutschen Schule werden die beiden Werke von Dr. A. Pabst wertvolle Hilfsmittel sein. Dr. A. Pabst besitzt selbst nicht nur eine umfassende Kenntnis der Arbeitsschulpraxis, sondern hat es auch stets verstanden, hervorragende Arbeitsschulmänner zur Mitarbeit heranzuziehen. Seine Werke, die bereits schon vor einigen Jahren entstanden sind, atmen den Geist unsrer Tage. Sie wollen ein starkes, entschlußfähiges, tatkräftiges deutsches Volk, das imstande ist, auch im wirtschaftlichen Wettkampfe mit andern Nationen seinen Platz an der Sonne zu behaupten. Wenn es auch unsern Gegnern nicht gelingen wird, uns nach einer glücklichen Beendigung des Krieges vom Weltmarkt auszuschließen, so wird doch dieser Kampf die schärfsten Formen annehmen. Wir müssen uns zu diesem Wettbewerb beizeiten mit allen Mitteln rüsten und dürfen dabei auch nicht versäumen, zu diesem Zwecke die feindlichen Rekrutendepots, die Schulen der feindlichen Mächte zu studieren, damit wir die Instrumente kennen lernen, deren sich unsre Gegner im Wirtschaftskriege bedienen. Von diesem Standpunkte aus betrachtet, bieten die »Moderne Erziehungsfragen« von Dr. Pabst ein äußerst wertvolles und anregendes Material. Während er sich in dem ersten Teil des Buches mit den verschiedenen Problemen der Arbeitsschulpraxis beschäftigt und hier gleichsam seinen deutschen Standpunkt begründet, gibt er im zweiten Teil eine anschauliche Darstellung der Reformen, wie sie in englischen und amerikanischen Schulen ihre Verwirklichung gefunden haben.

Zu dem zweiten Werke hat Dr. Pabst die »theoretische Grundlegung« geliefert, während die verschiedenen Zweige der Arbeitsschulpraxis von hervorragenden Praktikern behandelt werden. Karl Rößger in Leipzig hat den Elementarunterricht nach den Grundsätzen der Arbeitsschule bearbeitet, K. O. Beetz in Gotha das Rechnen, Max J. Langguth in Leipzig Naturlehre und Raumlehre, Georg Stiehler in Leipzig Zeichnen, Hans Stübler in Bautzen Erdkunde, Max Kästner in Frankenberg i. S. Biologie und M. Mittag und H. Schäfer in Cöthen Chemie und Mineralogie. Es ist nicht möglich, im Rahmen dieser kurzen Besprechung auf die einzelnen Beiträge, die für sich wieder selbständige Abhandlungen darstellen, näher einzugehen. Sie alle zeigen nicht nur Geist und Ziel der Arbeitsschule, sondern bieten eine Fülle von Anregungen und können, richtig verstanden und benützt, wertvolle Vorbilder bei der praktischen Verwirklichung der Arbeitsschule sein. Auf die Werke aus der Praxis und für die Praxis wird man nach dem Krieg, in dem fast allerorts die praktischen Reformversuche aufhören mußten, in erster Linie zurückgreifen.

Denzer.

Zur Besprechung eingegangen:

Chamberlain, Houston Stewart, Demokratie und Freiheit. München, Bruckmann, 1917.

Bastgen, Prof. Dr. Hubert, Dalbergs und Napoleons Kirchenpolitik in Deutschland. Paderborn, Ferdinand Schöningh, 1917.

Brinkmann, W., Königl. Seminarlehrer, Das Experiment in der Pädagogik. Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Stratz, Prof. C. H., Der Körper des Kindes und seine Pflege. 4. Aufl. Stuttgart, Ferdinand Enke.

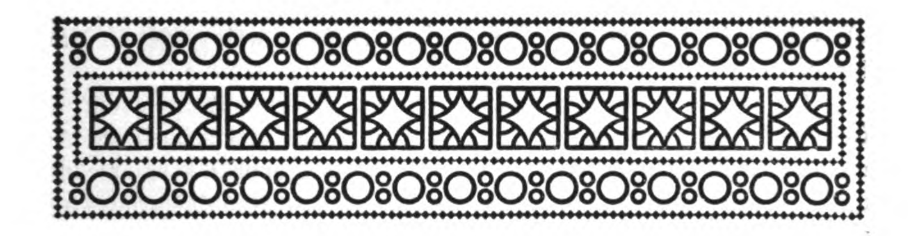
Nagy, Ladislaus, Ergebnisse einer Umfrage über die Auffassung des Kindes vom Kriege, übersetzt von K. G. Szidon, Leipzig, Ambros. Barth, 1916.

Haase, Dr. Karl, Der weibliche Typus als Problem der wissenschaftlichen Pädagogik. Leipzig, Teubner, 1915.

Landmann, Dr. med. F., Grundfragen der Lebensreform. 1. Band: Die Reform des menschlichen Geschlechtslebens. 1. Teil. Oranienburg (Mark), Eden-Verlag, 1916. 214 S.

Kegel, Dr., Die Erziehung der Jugend im Volke Israel. Zeitfragen Evangelischer Pädagogik. 2. Reihe. 5. Heft. Berlin C. 19, Zillessen, 1917.

Druck von Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann) in Langensalza.



A. Abhandlungen.

1. Ernst Christian Trapp, erster und letzter o. Prof. der Pädagogik in Preußen.

Zu seinem 100. Todestage — am 18. April 1918.

Von

Johannes Meyer, Bautzen (Sa.).

Da der Philanthropismus[1]) auch für uns seine nicht zu unterschätzende Bedeutung hat, die ihn über das Dasein einer geschichtlichen Größe wesentlich erhebt, erscheint es berechtigt, beim 100. Todestage eines seiner namhaftesten Vertreter dessen Lebensbild in der Erinnerung wachzurufen und seine Lehre in Beziehung zu setzen zu den mannigfachen Fragen der Gegenwartspädagogik. Was von der pädagogischen Parallelströmung des Pietismus, dem aus der deutschen Aufklärung erwachsenen Philanthropismus, im allgemeinen noch für uns Geltung hat, das bietet uns wiederum im besonderen die Betrachtung von Ernst Christian Trapp. Uns sind die Philanthropisten Propheten auf pädagogischem Gebiete, so z. B. Bahnbrecher einer verallgemeinerten Volksbildung durch die »Laienschule«, überzeugte Kämpfer für die Vorherrschaft des muttersprachlichen Unterrichts, ernstlich bemühte Kinderforscher, Schöpfer eines vertraulichen Lehrtons, Vorläufer der körperlichen Ertüchtigung. Wir halten die

[1]) Wir wählen mit A. Heubaum und Th. Fritzsch die Bezeichnung »Philanthropisten« und »Philanthropismus«. Philanthropen sind Menschenfreunde schlechthin, Philanthropinisten die Schüler der Philanthropine, Philanthropisten dann die Anhänger Basedows.

»Basedowschen und Trappschen Grillen« doch in weit größerem Maße für beachtlich als viele Zeitgenossen ihrer Urheber.

Es ist eines der Verdienste von Dr. Theodor Fritzsch um die Geschichte der deutschen Pädagogik, daß seine tief schürfende Art, die ihn als Herbart-Zillerforscher schätzen läßt, auch der Erforschung des Philanthropismus und nicht zuletzt unserer Kenntnis von Trapp zugute kommt. Weil wir in ihm den gründlichsten Trappkenner unserer Tage sehen, gründen wir unsere Ausführungen auf ihn.[1])

A. Aus Trapps Leben und Wirken.

Ernst Christian Trapp, ein Jahr vor Pestalozzi und Campe, am 8. November 1745 als Gutsverwalterssohn in Holstein, unweit Itzehoe, geboren, fing erst mit 15 Jahren in der Schule zu Segeberg an, »deutsche Rechtschreibung und mensa« zu erlernen bei Rektor Martin Ehlers,[2]) der seinem reichbegabten Schüler auch das Studium an der Georgia Augusta zu Göttingen ermöglichte. Über sein pädagogisches Studium ist Genaueres nicht bekannt. Der 23jährige Trapp wurde Ehlers' Nachfolger als Rektor in Segeberg. Im Sommer 1772 siedelte er in gleicher Eigenschaft nach Itzehoe über. In seine praktische Schularbeit gewähren seine sehr günstig aufgenommenen »Unterredungen mit der Jugend« Einblick. Nachdem er sich mit einer Landsmännin verheiratet hatte, ging er 1776 — im Geburtsjahre Herbarts, dessen Vorläufer er in mehr als einer Beziehung ist, — zunächst als Subrektor, dann als Konrektor an das Altonaer Gymnasium. Zur selben Zeit schlug ihn, wie so viele andere, J. B. Basedow vollkommen in seinen Bann, einmal durch seine »Vorstellung an Menschenfreunde und vermögende Männer über Schulen, Studien und ihren Einfluß auf die öffentliche Wohlfahrt«[3]) von 1768 und durch sein »Elementarwerk«[4]) von 1774, zum andern durch sein im gleichen Jahre begründetes Philanthropin zu Dessau, diese Stätte der Menschen-

[1]) Vergl. von Dr. Th. Fritzsch, Ernst Christian Trapp. Sein Leben und seine Lehre. Dresden, Bleyl & Kaemmerer, 1910, jetzt Leipzig, A. Lorentz. — Philanthropismus und Gegenwart. Leipzig, E. Wiegandt, 1910. — E. Chr. Trapps Versuch einer Pädagogik. Mit Einleitung und Anmerkungen. Dem Deutschen Lehrervereine gewidmet. Leipzig, K. F. Koehler, 1913. — Die Schule zur Zeit des Pietismus und Philanthropismus in »Das Kind und die Schule«. Leipzig, Dürr, 1914.

[2]) Gestorben 1800 als Professor der Philosophie in Kiel.

[3]) Ausgabe von Th. Fritzsch in Ph. Reclams Univ.-Bibliothek 4663.

[4]) J. B. Basedows Elementarwerk mit den Kupfertafeln Chodowieckis u. a. Kritische Bearbeitung in 3 Bänden mit Einleitungen, Anmerkungen und Anhängen mit ungedruckten Briefen, Porträts, Faksimiles und verschiedenen Registern herausgegeben von Th. Fritzsch. Leipzig, Ernst Wiegandt, 1909.

freundlichkeit. Trapp, für den die philanthropistischen Gedanken nichts vollkommen Neues waren, weil Basedow viele von Ehlers übernommen hat, trat mit Begeisterung, leider anfangs nicht immer mit der wünschenswerten Sachlichkeit, für die neue pädagogische Strömung ein, die im Zustand der »Glückseligkeit« oder »angenehmer Empfindungen« (Trapp) den Zweck der Erziehung erblickte und in der Rousseaus Schrei »Zurück zur Natur« begeisterten Widerhall fand, wenn auch nicht im rein individualistischen Sinne des französischen Erziehungstheoretikers, sondern mehr im sozialen der deutschen Männer der Erziehungspraxis. 1777 finden wir Trapp am erwähnten ersten Landerziehungsheime zu Dessau als Lehrer für Deutsch, Religion und Moral, Geschichte, englische und französische Sprache, wo er der Nachfolger J. H. Campes und der treue Mitarbeiter Chr. H. Wolkes wurde. Auseinandersetzungen mit Basedow ließen ihn einen Weggang von Dessau wünschen. So folgte er gern dem Rufe des großen friederizianischen Ministers von Zedlitz, des schulisch stark interessierten Mannes, als o. Prof. der Pädagogik und Inspektor über das Seminarium und Erziehungsinstitut an der Universität Halle. Vorher erhielt er durch Vermittlung dieses Gönners von Halle die Doktorwürde.

Fortgesetzte Anfeindungen durch den rationalistischen Theologen D. Joh. Salomo Semler (1725—1791) bewegten ihn, der nun scharf in Wort und Schrift gegen diesen polemisierte, 1782 um Entlassung aus seinem Lehramt zu bitten und dem Philologen Fr. Aug. Wolf das Feld zu räumen. Halle verlor in ihm einen geistvollen Hochschullehrer, dem sich u. a. Gutsmuths dankbar verbunden fühlte, und dessen Schwärmerei nur edlen Beweggründen entstammte, und der gar manchen für die Pädagogik zu erwärmen verstand.

Zur Ostermesse 1780 erschien — 6 Jahre nach Basedows Elementarwerk — bei Friederich Nicolai in Berlin »mit K. Preuß. Churbrand. und Chursächs. allergn. Freiheiten« Trapps »Versuch einer Pädagogik«.[1]) Er vertritt mit seinen reichlich 100 Abschnitten die Stelle einer Systematik des Philanthropismus, wenn dem auch die äußere Anlage nicht entspricht. Die Aufnahme war günstig. Trapp, ein äußerst fruchtbarer pädagogischer Schriftsteller, gab auch das »Wochenblatt für die Schulen 1780/82« und den »Erzieher«, eine Schrift für Lehrer und Eltern 1780/81, heraus — rechte Geisteskinder des Philanthropismus.

Nach der Wirksamkeit zu Halle übernahm er die Leitung von Campes Erziehungsanstalt auf dem Hammerdeiche unweit Hamburg.

---

[1]) Vergl. Ausgabe von Th. Fritzsch. Leipzig, K. F. Koehler.

Nach 4 Jahren lockte den Einundvierzigjährigen die Aussicht, seine schulreformatorischen Pläne, zu denen die Säkularisation des Schulwesens gehörte, verwirklichen zu können, nach Braunschweig. Hier waren Herzog Karl Wilhelm Ferdinand (gefallen 1806), dem Basedow seine Schrift »Die ganze natürliche Weisheit im Privatstande der gesitteten Bürger« zugeeignet hatte, und Hardenberg, in großer Zeit Preußens führender Staatsmann, den neuen Gedanken zugänglich. Der Anregung des »Hochfürstl. Braunschw.-Lüneb. und Anhalt-Dessauischen Schul- und Erziehungsrats« Campe zufolge, kam Trapp dorthin als Professor und ordentl. Beisitzer bei dem neu anzuordnenden Schuldirektorium, das dem Konsistorium das Schulwesen abnahm.[1]) Ihm gehörten außer den beiden genannten Schulmännern noch J. Stuve und C. Heusinger als Fachleute an. Da dieses erste selbständige deutsche Unterrichtsministerium nur ein kurzes Dasein führte, finden wir Trapp bald als Ruheständler im nahen Wolfenbüttel eifrig schriftstellerisch tätig am »Revisionswerk« und mit seinen ehemaligen Mitarbeitern, sowie dem edlen Freiherrn von Rochow und Gutsmuths zusammen, an dem dazu in enger Beziehung stehenden »Braunschweigischen Journal philosophischen, philologischen und pädagogischen Inhalts«. Überdies lieferte Trapp die »Auszüge aus den französischen Klassikern« für die reifere Jugend, so La Fontaine und Boileau, Racine und Corneille, Fénelon, Fontenelle, Molière und Voltaire, zu der »dem Lichte und den Bedürfnissen der Zeit angemessenen Sammlung neuer Schulbücher,« zur Campeschen »Allgemeinen Schulencyklopädie«. Er war aber auch stark beschäftigt am kritischen Organ des deutschen Rationalismus, an Friederich Nicolais »Allgemeiner Deutschen Bibliothek«. Zu ihr trug er u. a. bei eine Würdigung von Pestalozzis Lehrsystem, der Schrift Herbarts, den er als einer der ersten als bedeutend erkannte, über des Schweizers Idee eines ABC der Anschauung und eine Kritik der Philosophie, Pädagogik und Sprache Kants.

In Wolfenbüttel wurde Trapp, dessen Haus einen Mittelpunkt des dortigen gesellschaftlichen Lebens bildete, wieder zum praktischen Schulmanne. 1794 rief er eine Pensionsanstalt für Mädchen ins Leben, in der er selbst den Elementarunterricht erteilte. Die erschütternden Ereignisse von 1806 machten ihn zum französischen Untertan, da Braunschweig nach seines Herzogs, Trapps fürstlichen Gönners, Heldentod zu Jerômes Königreich Westfalen hinzukam. Der treue Freund Campe fiel in geistige Umnachtung, ihn selbst plagte

---

[1]) Vergl. Stech, Das Braunschweigische Schuldirektorium (Dissertation). Langensalza, Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann), 1909.

Schwermut. Den Tod seiner feingebildeten Lebensgefährtin überlebte der Einsamgewordene nur zwei Monate. Vor hundert Jahren, am 18. April 1818, starb er, und der Staat war des kinderlosen Menschenfreundes Erbe.

Eine tiefe Tragik beherrscht das unstete Leben dieses bedeutenden Pädagogen des 18. Jahrhunderts. Wenige Monate vor seinem Tode war im nahen Meininger Ländchen ein Mann geboren worden, der in mehr als einer Beziehung wertvolle Gedanken des Heimgegangenen aufnahm, ausprägte und so im besonderen Sinne das Erbe Trapps hütete und bewahrte, — das war Tuiskon Ziller (geb. 23. Dez. 1817).[1])

B. Aus Trapps Pädagogik.

Es gibt fast keine Frage der Pädagogik unserer Tage, zu der nicht schon Trapp irgend welche Stellung eingenommen hat. Es ist demzufolge für den, der ihn auf beschränktem Raume im Lichte der Gegenwart darzustellen versucht, nicht leicht, die wesentlichsten Probleme auszuwählen. Wir weisen hin auf Trapps Anschauungen über die Selbständigmachung der Pädagogik, über Kinderforschung und Mädchenerziehung und stützen uns dabei auf seinen »Versuch einer Pädagogik«.[2])

I. Trapp und die Selbständigmachung der Pädagogik.

Was J. Fr. Herbart vor mehr als hundert Jahren empfand, — »Die arme Pädagogik kann nicht zu Worte kommen,« — das merkte auch der dreißig Jahre ältere Trapp, und das ist heute noch unser schmerzliches Empfinden. Es muß verwundern, daß immer wieder die Frage nach dem wissenschaftlichen Charakter aufgeworfen wird, und noch mehr muß es befremden, daß es Universitäten und Staatsregierungen gab und gibt, die tatsächlich die Pädagogik als Wissenschaft ablehnen und ihr an der Hochschule deshalb einen mehr als bescheidenen Platz einräumen. Heute noch haben nur Jena (W. Rein) und neuerdings Frankfurt (Ziehen) Ordinariate für Pädagogik, hier und da sind Extraordinariate so z. B. in München (A. Fischer), in Tübingen (G. Deuchler) vorhanden, an den meisten Universitäten aber

[1]) Vergl. vom Verfasser, Tuiskon Zillers Leben und Wirken in Pädag. Stud. 1918, Ziller-Heft. — Ziller und Dörpfeld in der Zeitschrift für Kinderforschung 1918, Heft 2/3. — Die Erziehung in der Pädagogik Zillers in der »Lehrerfortbildung« (Herget) 1918, Januar-Heft.

[2]) Ausgabe von Dr. Th. Fritzsch. Leipzig, K. F. Koehler.

ist der Lehrauftrag für Pädagogik mit dem für Philosophie verbunden.[1])

Gegen diese Vorurteile erwuchs schon vor 150 Jahren ein mannhafter Kämpfer im Philanthropisten Trapp, der die Sonderstellung des ersten (1779—1782) und bis heute einzigen preußischen Ordinarius für Pädagogik innehatte. Sein Antrittsprogramm kennzeichnet in der Überschrift seine Stellungnahme zur Pädagogik als selbständiges Studium: Von der Notwendigkeit, das Erziehen und Unterrichten als eigene Kunst zu studieren (Halle, Chr. Hendel, 1779). Wir stehen persönlich dem Ausdruck »Kunst« ablehnend gegenüber, uns ist auch Erziehen und Unterrichten zuerst und zumeist wissenschaftlich begründetes Tun, ganz abgesehen von den unbestreitbar ausschließlich wissenschaftlichen Gebieten der Pädagogik, wie z. B. der Teleologie. Zu Trapps Zeiten allerdings konnte man von einer pädagogischen Wissenschaft im heutigen Sinne nicht sprechen. Das bedeutungsvolle Neue liegt bei ihm in der Anempfehlung des selbständigen Pädagogikstudiums, hebt er doch die Wichtigkeit der »Erziehungskunst« mit den Worten hervor: »Kurz, kein Geschäft kann wichtiger sein als das, was die Erde zum Paradiese (vergl. philanthropistisches Erziehungsziel!) machen müßte, wenn es überall auf die rechte Art getrieben würde und werden könnte« (Versuch a. a. O. § 5). Die Notwendigkeit des selbständigen Studiums begründen folgende Ausführungen: »Was man mit Sorgfalt treiben muß, dazu muß man sich gehörig vorbereitet haben; man muß der Grundsätze desselben kundig sein und ihre Anwendung sowohl theoretisch als praktisch erlernt haben. Das heißt mit anderen Worten: Die Erziehung muß als eine eigene Kunst von ihren eigenen Leuten getrieben werden. Geschieht das nicht, so erfolgt, was wir bisher sehen, und worüber so viel laute Klagen geführt werden, man erzieht so, daß der Hauptzweck der Erziehung ganz verfehlt wird« (§ 5), und »man muß weiter nichts, als die Erziehungskunst treiben, wenn man sich einmal auf diese legt. Man wird genug dabei zu tun finden« (§ 6).

Kraftvoll vertritt Trapp in enger Verbindung damit die Selbständigmachung der Pädagogik überhaupt und empfiehlt »eine Erziehungs-

[1]) Vergl. W. Rein, Zur Aufgabe und Stellung der Pädagogik an unseren Universitäten. Pädag. Magazin Nr. 364. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann). — Ders., Aus dem Pädag. Universitäts-Seminar Heft XIII. Ebenda. — D. v. Trott zu Solz, Rede am 8. 6. 1916 im preußischen Herrenhause. — Meine Einleitung zur W. Rein-Auswahl, Erziehung und Leben. Reclams Univ.-Bibliothek 5932/33.

fakultät«.[1]) Mit Recht verwundert er sich, daß »bei der ersten Verteilung der Wissenschaften in gewisse Fächer die wichtigste unter allen vergessen« worden ist. Aus der klaren Erkenntnis heraus, daß Theorie und Praxis nebeneinander bestehen müssen,[2]) finden wir unter Trapp in Halle eine Erziehungsanstalt mit der Universität vereinigt. Damit war eine Forderung des Göttinger Philosophen Joh. Matthias Gesner († 1761) verwirklicht, die leider wieder überall in Vergessenheit geraten ist — Jena ausgenommen. So gebührt Halle der Ruhm, die erste deutsche Universitätsübungsschule besessen zu haben, die aber nach Trapps Weggang einging, da sich sein Nachfolger Wolf weigerte, sie zu leiten. Im Jahre 1780, in dem der »Versuch« erschien, wurde aus dem Hallenser pädagogischen Seminar, das die Stellung einer »Filiale« des theologischen hatte, nach Überwindung mannigfacher Hindernisse, ein selbständiges »Institutum paedagogicum«.

Bahnte Ziller eine Verständigung der Pädagogik mit der Theologie an, seiner Pädagogik mit Chr. Palmers »Evangelischer Pädagogik«, so forderte Trapp, auch in den religiösen Anschauungen ein Kind der Aufklärung, nachdrücklich die Trennung von Theologie und Pädagogik, folgerichtig dann die ihrer Institute, Kirche und Schule, wie die Befreiung der Lehrer von den Kirchenämtern. Wie sehr mag seinem Empfinden demzufolge die Errichtung eines selbständigen Schuldirektoriums gelegen und die Mitarbeit darin ihn befriedigt haben, wie schmerzlich hat er sicher dessen kurze Lebensdauer empfunden!

Seiner Zeit vorauseilend befürwortete er die innigere Verbindung der Pädagogik mit der Medizin,[3]) die ihm »Schwestern« dünkten. Fast 140 Jahre nach seiner Wirksamkeit erhält gerade Halle in Theodor Ziehen einen ausgezeichneten Mediziner als Vertreter der Philosophie (vergl. auch Wundt!) und soweit wir ihn von Jena (Universität, Trüpers Sophienhöhe), Utrecht und Berlin her kennen, einen, der auch allen psychologisch-pädagogischen Fragen große Beachtung schenken wird.[4])

---

[1]) Vergl. auch Dr. Herm. Tögel, Die Notwendigkeit einer pädag. Fakultät an unsern Hochschulen. Dresden, Bleyl & Kaemmerer (Heft 31 Zur Pädagogik der Gegenwart).

[2]) Vergl. Dr. J. Prüfer, Theorie und Praxis in der Erziehung (bes. Abschnitt: Pädag. Kultur). Leipzig, J. Klinkhardt, 1917.

[3]) Vergl. W. Rein, Pädagogik in systematischer Darstellung. Band I. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann) und Ders., Encykloäpdisches Handbuch der Pädagogik. VI. Band, S. 494 u. 517. Ebenda.

[4]) Vergl. J. Trüper, Dem Philosophen Theod. Ziehen in Zeitschrift f. Kinderforschung 1917, 10/11.

Daß seine Zeit Trapp nicht verstand, ist bedauerlich aber zu verstehen. Daß er heute noch so starken Mißdeutungen und vielfacher Geringschätzung ausgesetzt ist, kann nur auf Vorurteil oder mangelnder Kenntnis beruhen.

II. Trapp und die Kinderforschung.

Daß wir den »konsequentesten und klarsten Schriftsteller der Philanthropisten« (Niemeyer) an dieser Stelle als einen Bahnbrecher der heute in ihrer Bedeutung erkannten und stetig fortschreitenden Kinderforschung kurz würdigen, bedarf keiner besonderen Begründung.

Trapp war von Anfang an an ihr interessiert und ernstlich bemüht, sie zu fördern, wie überhaupt den Philanthropisten das Verdienst gebührt, bereits vor Karl Philipp Moritz und Dietrich Tiedemann Kinderforschung und Kinderbeobachtung betrieben zu haben,[1]) wie z. B. durch den folgenden Aufsatz Campes in den »Pädagogischen Unterhandlungen« bezeugt wird: »Versuch über die früheste Bildung junger Kinderseelen im ersten und zweiten Jahre der Kindheit.« Der Bildschmuck des »Elementarwerks« von Basedow, das in seiner neuen Ausgabe eine dem Interesse des Pädagogen, Kunstgeschichtlers und Kunstfreundes in gleichem Maße begegnende Leistung ist,[2]) beweist deutlich die lebendige Anteilnahme der philanthropischen Pädagogen am Leben des Kindes. Kinder beim Soldaten-, Ball- und Kegelspiel, beim Tanz und auf der Schaukel, mit Puppen und Wagen, mit Reifen, Kreisel oder Drachen sind in Chodowieckis Kupfern — der Anregung des genannten Verfassers und Wolkes zufolge — dargestellt worden.

Die Kinderforschung Trapps ist, wie auch die Campes, nicht nur Schülerkunde, sondern Jugendkunde, in die auch die Beobachtung und Untersuchung des vorschulpflichtigen Kindes eingeschlossen ist. Die hohe Bewertung von Beschäftigung und Spiel in der ersten Kindheit ist kennzeichnend für die Pädagogik der Philanthropisten.[3]) Des Ineinandergreifens von Spiel und Arbeit ist sich Trapp voll bewußt, und in der Ausgestaltung des Spielwesens im Internat und in der körperlichen Ertüchtigung, auf Rousseau zurückgreifend, erblickt er wichtige Probleme einer natürlichen Erziehung. So sind auch die Pädagogen des 18. Jahrhunderts mit ihrer klaren Erkenntnis von der Bedeutung eines gestählten Körpers Bahnbrecher unserer erst in der Gegenwart planmäßig betriebenen Jugendpflege.

[1]) Vergl. Dr. Th. Fritzsch in Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik. August-Heft S. 497—506. Langensalza 1911.

[2]) Vergl. die Ausgabe von Th. Fritzsch (3 Bände). Leipzig, E. Wiegandt, 1909.

[3]) Vergl. Dr. J. Prüfer, Kleinkinderpädagogik. S. 35—41. Leipzig, O. Nemnich, 1913.

Die kinderpsychologischen Erfahrungen lassen Trapp im »Versuch« (S: 76) schreiben: »Man muß also zuvörderst darauf bedacht sein, in der allerersten Kindheit die Dispositionen gut anzulegen. Man ist sich alsdann der Neigungen am wenigsten bewußt, und da ist es am leichtesten, ihnen eine gewisse Richtung zu geben. ... Das Kind läßt sich wie ein junger Baum nach einer verlangten Figur ziehen. In der Folge geht es je länger je schwerer an, weil durch erhaltene mehrere Bestimmungen und mehrere Festigkeit auch mehrere Widerstände und schwerer zu überwinden sind.«

Trapp hat durch seine »Merkwürdigen Reisebeschreibungen« nicht den gleichen Ruf eines Jugendschriftstellers wie sein Freund Campe erlangt, der als Begründer der Neuen Kinderbibliothek und der Reisebeschreibungen für die Jugend wie als Bearbeiter von Defoes Robinson stets rühmlich zu nennen ist. Es muß aber dankbar anerkannt werden, daß er dem Lesestoff der Jugend besondere Aufmerksamkeit zuwandte. Seine Besprechungen der damals erscheinenden Kinderbücher in Nicolais »Allgemeiner Deutschen Bibliothek« beweisen diese Richtung seines pädagogischen Interesses. Zu einer guten Auswahl in einer Kinderbibliothek hat er angeregt und einen reinen, kunstlosen, faßlichen Stil für die Bücher der Jugend gefordert. »In manchen der jetzt so zahlreich erscheinenden Kinderbücher ist man entweder zu flau und zu tändelnd, aus Furcht, den Kindern unverständlich und zu ernsthaft zu sein; oder man mischt zu schwere Sachen und Wörter unter die Kinderspeise, zu schwer nämlich, wenn dergleichen Bücher von den Kindern allein ohne Beihilfe eines Lehrers sollen gelesen werden« (Versuch S. 195). Seine Erkenntnis ist auch die unsere: »Es ist schwer, für Kinder gut zu schreiben.«

»Die Neigung zum Wunderbaren ist wie die Neigung zum Spiel so innig mit der menschlichen Natur verwebt, daß es auf immer unmöglich sein wird, sie ganz zu unterdrücken,« äußert Basedow. Darum räumt er wie auch Trapp dem Märchen einen bevorzugten Platz in der Jugendunterweisung an; er wurde ihm später durch Ziller und wird ihm jetzt durch Wilh. Rein gesichert.

Mag man an der unterrichtstechnischen Art in der sexuellen Jugendaufklärung der Philanthropisten mancherlei mit Recht beanstanden, im Prinzip waren sie auch hier unsere Herolde.[1]) Trapp spricht z. B. gelegentlich die vollkommen richtige Anschauung aus, daß, wenn mit ihr gefehlt würde, es daran liege, »daß sie den Kindern

[1]) Vergl. Fr. H. Thalhofer, Die sexuelle Pädagogik bei den Philanthropen. Kempten 1907.

diese Kenntnis aufdringen und nicht warten, bis sie darnach fragen« (Versuch S. 196).

III. Trapp und die Mädchenerziehung.

Der Mädchenerziehung und -bildung wird erst im letzten Vierteljahrhundert gebührende Aufmerksamkeit zugewendet, und so begrüßt es derjenige, der hierin sein Hauptarbeitsfeld hat, stets mit besonderer Freude, wenn er beim Gange durch die Geschichte des Erziehungs- und Unterrichtswesens wenigstens hier und da Ansätze zu besonderen pädagogischen Maßnahmen für die weibliche Jugend findet. Auch in dieser Hinsicht verdient Trapp Erwähnung.

Die Philanthropisten traten für eine Trennung der Geschlechter in der Schule ein, weil nach ihrer Anschauung die Sittlichkeit »zu sehr gefährdet wird«, wenn Knaben und Mädchen vereinigt sind. »Aus der soeben angeführten Ursache« wünscht Trapp auch für die Mädchenschule weibliche und wenn männliche, dann keinesfalls junge Lehrkräfte. Uns bewegen andere Gründe heute gegen die gemeinsame Erziehung einzutreten, wo sie nicht durch die örtlichen Verhältnisse zur Notwendigkeit wird.[1])

Trapp will Frauen günstige Aussichten für berufliche Betätigung eröffnen durch ihre Empfehlung als Lehrkräfte. »Man wird einwenden,« äußerte er im XVI. Bande des Revisionswerkes, dessen weitaus größter Teil von ihm stammt, »der Unterricht könne nur von Männern gründlich gegeben werden, aber dies beruht teils auf dem mißverstandenen Begriffe der Gründlichkeit, wie so mancher anderer Einwurf wider Verbesserungen, der von ihr hergenommen wird; teils auf einer irrigen Vorstellung von den Geisteskräften des andern Geschlechts. Da man aber annimmt, daß Mädchen bei Männern etwas Gründliches lernen können — so folgt ja daraus, daß der weibliche Geist der Gründlichkeit — diese mag nun bestehen, worin sie will — nicht unfähig sei. Können die Weiber nun aber gründlich lernen: so ist nicht abzusehen, warum sie nicht auch sollen gründlich lehren können.«

Der mütterlichen Erziehung, besonders für die Mädchen, mißt er große Bedeutung bei. »Die Mädchen müssen ihre eigentliche und beste Erziehung zu Hause von den Müttern genießen. Sie sollen jedesmal das wieder werden, was ihre Mütter sind: Vorsteherinnen des Hauswesens, und das können sie in keiner Schule lernen« (Ver-

[1]) Vergl. vom Verfasser, Die Fortbildung der volksschulentlassenen Mädchen. Päd. Magazin 410. Langensalza 1910.

such S. 220). Wir begrüßen in Trapp einen Vorläufer einer gründlichen praktischen Ausbildung zum natürlichen Beruf der Frau als Hausfrau und Mutter, auf die uns die sozialen Nöte unserer Zeit gebieterisch hinweisen.[1])

Für Anstaltserziehung tritt er mit Wort und Tat ein, denn er schreibt: »Wenn auch die Schulen so gut wären, als sie sein könnten und müßten: so scheint es doch, daß man der Pensionsanstalten nie ganz werde entraten können, sondern daß ihrer in jedem Lande nach Verhältnis seiner Größe eine oder mehrere sein müssen« (Versuch S. 235). Trapp hat Internate ohne besondere Berufsausbildung mit etwa 60 Zöglingen zwischen 6 und 16 Jahren im Auge. Diesem Ideale mag auch seine Wolfenbüttler Pensionsanstalt für Mädchen entsprochen haben, in der er »seine vortrefflichen Erziehungstalente mit erwünschtem Erfolge in Ausübung« brachte — nach dem Urteile eines seiner Schüler, Fr. Matthisson. Hier erteilte er auch den Elementarunterricht, und es würde einer umfangreichen Darstellung bedürfen, wollte man Trapp voll und ganz als Lehrer der Kleinen würdigen. Betrat er doch im ersten Leseunterrichte schon Bahnen, die erst wieder im 20. Jahrhundert beschritten wurden, und die noch immer einer besonderen Würdigung warten. In der Geschichte der Methodik der Anfängerklasse gebührt ihm ebenso sicher ein Platz wie in der des muttersprachlichen Unterrichts. Unsere Schulreformer sollten ihm auch nicht vergessen, daß er solange vor ihnen einen gemeinsamen Unterbau für alle Schulen — im Gegensatz zu Herbart — mit realistischem und muttersprachlichem Unterrichte als Kernpunkte forderte. Daß er, »der zum Lehrer im eigentlichsten Sinne geboren« war, durch seine wohlwollende und humane Art sich besonders zum Mädchenlehrer eignete, ist anzunehmen.

Wer aus Anlaß von E. Ch. Trapps 100. Todestage sich wenigstens in die seiner zahlreichen Veröffentlichungen vertieft, die ihm den Ehrennamen des Theoretikers und Systematikers des Philanthropismus einbrachte, in seinen »Versuch einer Pädagogik«, der dürfte den Wolfenbüttler Juristen Fr. K. von Strombeck, seinen Schüler, verstehen, wenn er urteilt:

»Gibt es hienieden wahre Weise, so war Trapp einer derselben.«

---

[1]) Vergl. vom Verfasser, Säuglingspflege, in der Deutschen Schulpraxis 1918, Nr. 26.

2. Wohnungsnot und Volkserhaltung.

Von
Johannes Delitsch.

Als ich von der »Zentrale für Jugendfürsorge zu Dresden« mit einer Erwägung der Wohnungsfrage betraut wurde, ergriff mich begründetes Bangen. Das Thema ist so weit; das gesamte leibliche und seelische Leben des Menschen steht doch in engster Beziehung zu seiner Wohnung. Die Aufgabe ist so groß; Staat, Gemeinde und Wohlfahrtsvereine bemühen sich um die Lösung des Wohnungsproblemes und haben die Einigung noch nicht gefunden, die ihr Wirken zu einem gemeinsamen macht, ihre Erfolge sichert. Es gibt soviel Berufe, die zur Mitarbeit hindrängen. Staats- und Gemeindebeamte, Volkswirtschaftler und Statistiker, Hygieniker und Ärzte, Bauverständige und Gärtner, Seelsorger und Lehrer, Jugendfürsorger und Eltern möchten gehört werden, sollten mit Hand ans Werk legen. —

Der Redner, der das Arbeitsfeld zu betreten wagt, kann unmöglich die Erfahrungen und Grundsätze aller der genannten Berufe in sich tragen und verweben. Dazu erwachsen ihm bei seinem Unterfangen noch zwei andere Schwierigkeiten. Er kann der Wohnungsstatistik nicht entbehren, die noch sehr im argen liegt; zudem lähmt Zahlenreichtum in einem Vortrage die Aufmerksamkeit der Zuhörer. Er bedarf ferner Anschauungsmittel, die ihm kaum in geeigneter Form zur Hand sind.

Trotzdem durfte ich nicht zaudern, der heutigen Versammlung mit meinem Worte zu dienen. Die Stellvertretung besserer Kräfte durch geringere ist ja von der Zeit geboten. Jeder Deutsche ist verpflichtet, sich dem grimmen Vernichtungsplane unsrer Feinde mit gutem Willen und ganzer Kraft entgegenzustellen. In dem Sinne beschränke ich mein Thema und fasse es in die Worte:

Wohnungsnot der Großstadt und Volkserhaltung.

Ich betrachte und bespreche es nur vom wirtschaftlichen, gesundheitlichen und sittlichen Standpunkte aus.

Woher uns die Wohnungsnot kam? — — —

Sie hat eine erfreuliche Ursache: den Aufstieg des deutschen Reiches, und eine unerfreuliche: selbstsüchtige Bodenspekulation.

Unser Aufstieg. — Die Freiheitskriege hatten deutsches Wesen von fremdem Drucke und eigner Schwäche und Schuld entlastet. Die Einigungskriege ließen das deutsche Volk zu einer Weltmacht werden, gaben ihm wieder einen Kaiser und eine Verfassung. Es fielen kleinstaatliche Schranken. Dazu kam der unbedingte Sieg über unsern

wirtschaftlichen Nebenbuhler: Frankreich, und die plötzliche Erhöhung des vordem mühevoll und sparsam errungenen Volksvermögens durch hohe Kriegsentschädigung. Das alles schuf Lebensmut und Lebenskraft. Es wuchs die Jahresanzahl der Ehen; es entstanden zahllose kleine und große wirtschaftliche Unternehmungen. Mit den größeren Arbeitserfolgen kam eine bessere Lebenshaltung, kräftigere Entfaltung des Nachwuchses und vorteilhaftere Schulung. Deutschlands Bevölkerung stieg in den Jahren 1871—1910 von 41 Millionen auf 65. Zu so glücklichen Voraussetzungen wirtschaftlicher Blüte gesellten sich Ausgestaltung des Eisenbahnwesens und der Dampfschiffahrt, Verwendung mannigfaltiger Maschinen mit ihren Riesenkräften und peinlich genauen Verrichtungen auf dem Gebiete der Landwirtschaft und vor allem auf dem der Industrie, überhaupt wirtschaftliche Ausbeute aller Forschungs- und Entdeckungserfolge. Fernschrift und Fernspruch liehen jeder Nachricht, jeder wirtschaftlichen Anordnung Flügel. — Alle Befürchtungen, die Maschinen könnten den Arbeitern das Brot entziehen, erwiesen sich als unbegründet. Gerade der Maschinenbau für uns und das Ausland und dann die vermehrte Erzeugung und Herbeischaffung der Rohstoffe für die schier unersättlichen, unermüdlichen eisernen Gesellen, das Fertigstellen und In-den-Handel-bringen der Fabrikate verlangten zahllose Hände.

Die Löhne der Fabrikarbeiter stiegen, nicht so die der Feldarbeiter; denn das Auslandgetreide, das mächtige Schiffe herbeischleppten, war billiger als die dem rauheren Boden der Heimat mühsam abgewonnene Brotfrucht. So verließ der Knecht den Pflug und zog zur Stadt. Es begann die neuzeitliche Volkswanderung, die Flucht vom Acker zur Fabrik.

Wohl konnten sich die ungemessenen Hoffnungen der Zuwanderer nicht erfüllen. Sie erlebten Enttäuschungen. Auf dem Lande waren ihnen die Feldfrüchte zugewachsen: in der Stadt mußte jedes Nahrungsmittel teuer bezahlt werden. Dazu lockten und verführten allerlei Leckerbissen in den schönen Schauläden zu unnötigem Kaufe. Auf dem Lande begnügten sich alle mit einfacher Kleidung; in der Stadt gefiel sich gar manche Arbeiterfamilie in der Nachahmung der Tracht wohlhabender Bürger. Einfach war auch die Landwohnung ausgestattet gewesen; städtische Prunkmöbel und allerhand Kram und Tand reizten zu törichten Anschaffungen, ja zur Einrichtung einer guten Stube. Das einsame Dörfchen kannte nur die Kirchweih und das Erntedankfest als öffentliche Vergnügungen mit Schmaus und Tanz, und die Stadt — — —?

Die Vermehrung der Bedürfnisse des Arbeiterstandes hatte ihr

Liebes und Leides. Jedenfalls vereitelte sie vielfach mögliche Ersparnisse. So konnte sich die Zahl der Kleinwohnungssucher nicht vermindern, sie mußte sich im Gegenteil bei der starken Bevölkerungszunahme und dem verhältnismäßig noch stärkeren Zudrange nach Industrieorten sehr vermehren. In der Tat strebt heute $^3/_4$ der Bevölkerung in Deutschland nach Kleinwohnungen, und in den großen Industriestädten ist dieser Anteil des Volkes noch weit höher.

Wieviel Familienhäupter aus den untersten Steuerklassen auf je hundert im Reiche kommen, konnte ich nicht ermitteln. Man dürfte auf diese gewiß erschreckend hohe Zahl kein voreiliges Urteil über den Tiefstand des Erwerbes unsrer unteren Volksklassen gründen. Wuttke weist mit Nachdruck darauf hin, daß der Erwerb einer armen Familie nicht etwa bloß aus dem Arbeitslohne ihres Hauptes, sondern vielmehr aus der Summe der Einkünfte aller Familienglieder bestehe. Wer möchte dem nicht beipflichten. Wer hätte sich nicht schon im stillen darüber gewundert, wieviel Geld kleine Steuerzahler für Karpfenschmäuse, Preiskegeln, Reisen, Gelegenheitsgeschenke übrig haben, und wie kostspielig selbst die Kinderfeste der kleinen Sparvereine verlaufen — seltsamer innerer Widerspruch! — Die Gesamteinnahmen der kleinen Leute sind eben oft recht ansehnlich und entziehen sich zu nicht geringem Teile der Besteuerung und der öffentlichen Kenntnis.

Trotz alledem zahlt der Arme für seine Wohnräume verhältnismäßig mehr wie der Reiche. Er ist ja auch oft ein unsicherer Zahler und Mieter; seine tagüber unbeaufsichtigten Kinder sind keine Wohnungspfleger, sondern Wohnungsschädiger; seine Untermieter tragen zu schnellem Abwohnen neuvorgerichteter Räume ganz wesentlich bei. Dadurch gestaltet sich der Verkehr des Wirtes mit ihm recht unerquicklich. Der Besitzer eines Hauses für Armeleutewohnungen muß also viel Unangenehmes ertragen, für das er entschädigt sein möchte.

Das alles aber bietet noch keine genügende Erklärung für die ganz auffallende Erhöhung der Mieten kleiner Wohnungen. Diese Erklärung ergibt sich erst aus den selbstsüchtigen, ja gewissenlosen Preissteigerungen der Baugelände. Die Terrainspekulation ist die unerfreuliche Hauptursache der deutschen Wohnungsnot. Wir gehen ihrer Entstehung nach.

Zu dem Zwecke haben wir die Großstadtbildung ins Auge zu fassen. Die neuzeitliche Volkswanderung wandte sich zunächst nach der Reichshauptstadt Berlin. Ihr Zuwachs betrug in abgerundeten Zahlen und fünfjährigen Zeiträumen

von	1870—1875	190 000	Einwohner
„	1875—1880	160 000	„
„	1880—1885	190 000	„
„	1885—1890	260 000	„
„	1890—1895	100 000	„
„	1895—1900	200 000	„
„	1900—1905	150 000	„
„	1905—1910	30 000	„

Diese Vergrößerung der Reichshauptstadt fällt zusammen mit der Entwicklung der Mietskaserne, dem Fluche unsrer Zeit, dem Denkmale und Schandmale unsrer Wohnungsnot.

Als man sich in Berlin vor die Aufgabe gestellt sah, schnell und in Menge Kleinwohnungen zu bauen, erschienen wohl monumentale Gebäude der neuen Reichshauptstadt würdiger als winzige und ärmliche Einfamilienhäuser. Auch in der Provinz lachte man über die kleinen alten Buden, die sich gar armselig neben großen Neubauten ausnahmen. Die große Zeit verlangte nach neuen Gebäuden. Sie stimmten auch besser zu dem neuen Bebauungsplane mit seinen breiten und wohlgepflasterten Verkehrsstraßen und ihrer geräumigen Kanalisation. Die kostspieligen Straßen fielen mehr und mehr den Anliegern zur Last; und diese forderten aus Sparsamkeitsrücksichten weniger Straßen, also große Baublocks. Die Stadt gewährte sie unter der hygienischen Bedingung, daß nur die Blockränder bebaut werden dürften, nicht aber das Innenland des Blockes. Dafür verlangten die Grundeigentümer das Recht, fünf Stockwerke aufeinander zu türmen. — Die Stadt erlaubte das, schrieb aber vor, jede Wohnung müsse einen direkten Zugang zum Treppenhause haben. — Die Erbauer ergaben sich darein, ordneten aber für jeden Stock fünf und mehr Kleinwohnungen an. — Die Stadt verlangte dafür breitere und feuersichere Treppenhäuser. — Aber die Verwaltung der großen Häuser mit 100, ja 200, 300 und mehr Einwohnern erwies sich als recht beschwerlich; mancher Besitzer war auch der Aufgabe nicht gewachsen, den eignen Vorteil gegen fremde Not hart zu vertreten. Das Haus ward verkauft, immerhin möglichst lohnend. Der Käufer konnte sich ja durch Mietserhöhungen entschädigen, denn die Nachfrage nach Kleinwohnungen stieg immer noch. Die Arbeiter wohnten lieber in bequemer Nähe ihres Werkplatzes als außerhalb der Stadt. Zwar zahlten sie draußen geringere Miete, mußten aber Fahrpreis für Omnibus oder Bahn, gelegentlich auch Strafgelder für Verspätung bei der Arbeit, überdies teures Wirtshausessen und andere Unkosten mit in Anrechnung bringen. Nun suchten sich die Mieter, durch Aufnahme von Unter-

mietern in die engen Stadtwohnungen zu helfen. — Es kamen aber auch für den neuen Besitzer des Hauses Zeiten schlechten Geschäftsganges; arbeitslose Mieter unterließen die Zahlung, zogen weg und ihre Wohnungen blieben leer. Da drängte der Besitzer auf Bauerlaubnis zur Errichtung von Hintergebäuden. Das Innere des großen Baublocks lag ja brach; etwaige Gartenbestellung ließ zu wünschen übrig, war nicht der Rede wert, und die ja zur Reife gelangenden Früchte wurden meist von fremden Kindern geerntet oder verdorben. — Die Stadt gab nach; gehörten doch jene Hausbesitzer zu den Zahlern hoher Steuern, saßen doch Interessenten der Blockausnützung in der Stadtvertretung. Neue Baublocks wurden nun gleich mit der Berechtigung der Errichtung von Seiten- und Hintergebäuden aufgeteilt. Jetzt stiegen die Grundstückspreise ins Ungemessene. Große Summen wurden binnen wenig Monaten am Verkaufe eines Bauplatzes ohne jede Arbeitsleistung des Besitzers gewonnen. Der Zufall erhob Leute zu Reichtum, die ihm weder sittlich, noch wirtschaftlich gewachsen waren. Es entstand eine wilde Jagd ums Gold. Anstelle von Baumeisterarbeit trat Bauunternehmertum. Der Kleinwohnungsbau geriet in unerfahrene und schlechte Hände. Man benutzte möglichst billiges Baumaterial; Häuser stürzten ein, ehe sie fertig waren. Selbstverständlich wurde jedes Baugelände zum Gegenstande wüster Spekulation, mochte es nun für Villen und Paläste oder Armeleutewohnungen bestimmt sein. Doch warfen die Straßen des Stadtbauplanes mit geschlossener Bauweise mehr ab wie die mit offner.

Die allgemeine Steigerung des Bodenpreises erhöhte auch die Mieten für Werkstatt und Schreibstube, für Warenlager und Laden; sie verteuerte alle Nahrungsmittel und Kleidungsstücke, überhaupt jeden Gegenstand des Lebensbedarfes. Ohne Zweifel erhöht sie fortgesetzt die Arbeitslöhne und die Warenpreise, verdirbt sie uns schließlich auch das Auslandsgeschäft, den Wettbewerb Deutschlands auf dem Weltmarkte. Das ist der schwärzeste Schatten, der auf der Teuerung der Wohnungen in Deutschland ruht, wenn wir sie vom volkswirtschaftlichen Standpunkte aus betrachten. Sie bedroht das Emporkommen des einzelnen Arbeiters wie den deutschen Erfolg auf dem Weltmarkte. Ohne Einhalt würde sie nach dem Kriege vielleicht ins Ungemessene steigen. Ich weiß nicht, ob ich den Ernst der Sachlage damit eindringlich genug zu Gehör gebracht habe.

Bevor wir die Rückbewegung zu einwandfreieren Bauverhältnissen verfolgen, haben wir noch der gesundheitlichen und sittlichen Nöte in Mietskasernen zu gedenken. Auch diese Schäden lassen sich an den gröbsten Auswüchsen des Bauwesens am deutlichsten nachweisen.

Meine Achtung vor bauverständigen Zuhörern und Bauinteressenten, die meine Ausführungen wohl später lesen, wie meine nicht in den künstlichen Felsengebirgen Berlins, sondern hauptsächlich in der Provinz geschöpften üblen Erfahrungen bewahren mich vor Übertreibungen, die ja auch der Sache, die man vertritt, immer schaden.

Darüber befriedigt werden mir vielleicht Freunde des städtischen Mietshochbaues gleich zu Beginn unsres Zwiegespräches das Eine entgegenhalten: Mit den breiten, aus harten Steinen gefügten und deshalb dauerhaften, fast staublosen Straßen, die sich so vorzüglich reinigen und keinerlei Unrat in den Boden versickern lassen, sind Sie doch jedenfalls zufrieden. — Ich schäme mich, daß ich auch gegen die Steinstraßen, deren besonders sauberes Aussehen nach starken Regenfällen mein Auge immer entzückte, ein hygienisches Bedenken aussprechen muß. Wenn an heißen Sommertagen die Sonnenstrahlen auf der Steinstraße gelegen haben, haucht diese die Wärme wie eine künstliche Heizung wieder aus. Der heißen Luft vermischt sich Verdunstung von Straßenverunreinigungen. Der Dunst belästigt am meisten das Erdgeschoß, dann die anderen unteren Stockwerke der anstehenden Häuser, belästigt am wenigsten die in kühler Erde geborgene Kellerwohnung. Bei solcher Bruthitze im Zimmer schwindet jedes Verlangen nach Speise. Selbst der Säugling verlangsamt sein Trinken der Flasche; in ihr gärt die Milch während des Trinkens, sie vergiftet dann den Säugling. Verständige Kinderärzte ordnen zum Erstaunen, ja Entsetzen der Mütter an, daß sie ihre kranken Lieblinge zur Lebenrettung an heißen Tagen in den Keller bringen sollen, um sie vor der Bruthitze der Steinstraßen zu hüten. Nie trat mir der Wert von Vorgärten so deutlich vor die Seele, als im Hinblick auf die so vermiedene Gefahr der sommerlichen Wärmeausstrahlung. Also gerade die breiten Verkehrsadern der Stadt sollten Vorgärten besitzen. Man versucht es immer wieder, in die Steinkruste der harten Straßen Baumreihen zu setzen; vergebliches Bemühen, die Bäume gehen ja doch ein.

Bewunderer des neuzeitlichen Straßenbaues betonen weiter: Aber mit der großzügigen Kanalisation städtischer Abfallwässer muß man doch bedingungslos einverstanden sein. — Auch ich betrachtete die neuzeitlichen Zementrohre immer mit besonderem Wohlgefallen, ich bewunderte ihre Stärke und Haltbarkeit und ihre zweckmäßige Gestaltung; aber an der Inneneinrichtung des Hauses zur Entfernung des Abfallwassers fand ich leider zwei recht schwere Mängel. Der eine bereitete meiner eigenen damals erst gegründeten Familie großen Verdruß. Junge Lehrersleute müssen sehr einfach wohnen. Unser

einziges, sehr großes Wohnzimmer war im Winter nicht zu erheizen; wir flüchteten in die Küche. Nun befand sich unter unsrer Wohnung ein Nahrungsmittelladen mit Heringsräucherei. Und der Dunst des Abfallwassers verriet immer, wenn unter uns Fische gewaschen worden waren; der Geruch drang durch den Ausguß unter dem Wasserleitungshahne unserer Küche zu uns herauf. Und bei Witterungswechsel war unser Wohnraum von Schleusengasen erfüllt. Ich verlangte vom Wirte Abstellung dieses Übels. Er überzeugte mich, daß ganz der Bauordnung gemäß — er war Bauverständiger — in meiner Küche ein guter Wasserverschluß in S-Form jedes Heraufdringen von Schleusengasen in unsre Wohnung gesetzlich verhüte. Ich überzeugte den Wirt, daß seine vielgerühmte Einrichtung völlig versage. Ich könne es gar nicht begreifen, weshalb man sich so vergeblich mühe, die leichten Schleusengase durch S-Verschluß zurückzudämmen und sie bestenfalls in die Kellerräume zu bannen, anstatt ihnen durch Verlängerung des Abfallrohres über das Dach hinaus den Austritt in die Luft zu gestatten. Dieses Rohr führte in dem fraglichen Hause wie gewöhnlich nur bis zum Ausgusse des Erkers und endete hier blind in einem S-Verschluß. Ich verlangte von meinem Wirte, er solle für die Verlängerung des Rohres über das Dach Sorge tragen, sonst müsse ich sofort ausziehen. Die Vorrichtung kostete ihm nur 20 M. und beseitigte den Übelstand vollkommen. — Zweitens beanstande ich die Einrichtung der Senkgruben im Hause, der sogenannten Schlammsäcke unter dem Einlauf inmitten der Waschküchen, die ja nach alter Bauart noch mit der Tür in den Kellergang des Hauses münden. Die Senkgruben sollen das Verstopfen der Hausschleuse auf ihrem Wege zur Straßenschleuse verhüten. Der sich in ihnen sammelnde Schlamm soll öfters herausgeschöpft und beseitigt werden. Das geschieht nun äußerst selten und sehr unvollkommen. Der Hauswirt weiß auch meist nicht, wohin mit dem Unrat. So entstehen gerade im Schlammsacke eben die Schleusengase, die nach oben drängen, die uns die Luft in Keller und Haus erfüllen und vergiften. Hier kann ich mich auf einen Fachmann berufen. Der Stadtbaurat von Plauen will, wie ich hörte, statt der Senkgruben im Hause einen glatten Ablauf mit stärkerem Gefälle in die Straßenschleuse versehen lassen. Ob sich das auch bei Städten in der Ebene leicht ermöglichen läßt, entzieht sich meiner Beurteilung.

Man wird einwerfen: Nun werden Sie wohl auch unsre vorzügliche Abortgrubeneinrichtung bemäkeln. — Gewiß nicht. Die absolute Dichtheit der Umfassungsmauern und des Grubenbodens ist doch die sicherste Abwehr gegen Verseuchung des Erdreichs und seines Grund-

wassers. Und die luftdichte Überdeckung verdiente auch auf die älteren Grubenanlagen ausgedehnt zu werden. Denn der vollkommene Abschluß der Jauche von Luft und Licht züchtet in ihr jene Kleinlebewesen, die faulige Gärungen und übelriechende Gasbildungen verhindern. Dieser Abschluß wehrt zugleich den Fliegen den Zugang. Sie können nicht mehr ihre Eier in die Grube legen; damit entstehen Millionen dieser Ansteckungsverbreiter weniger, welche z. B. die Kommabazillen vom Auswurfe der Schwindsüchtigen auf alle menschlichen Nahrungsmittel übertragen, zu denen sie nur gelangen. Die neuen Abortanlagen haben auch das über das Dach hinaus geöffnete Entlüftungsrohr, das seltsamer Weise der Abfallwasseranlage noch fehlt.

Mit Freuden ist auch zu begrüßen, wenn Stadtschleußen nicht mehr innerhalb des Ortes den offenen Wasserlauf des Geländes trüben. Aber noch fehlt es zumeist an den Kläranlagen für die Abfallwässer der Großgemeinden; immer noch findet der städtische Abfall schließlich doch seinen Weg in Bach oder Fluß oder Strom und wirkt dann in der heißen Sommerzeit fischtötend und luftverpestend, erregt auch in den stromabwärts liegenden Orten Typhuserkrankungen. Am ärgsten wirkt der verderbliche Zufluß in der Nähe seiner Einmündung. Wer möchte sich an solcher Stelle ansiedeln? Wer möchte da noch singen: Begleitest mich, du lieber Fluß! — — — Sehr schlimm war es, als solcher Abfall noch den Fluß inmitten der Stadt verpestete, sich hier auf der Flußsohle niedersetzte, bis er bei der nächsten Flut unterirdisch durch die Schleusen oder bei Überschwemmungen mit dem Tagwasser durch die Straßen in die Hausräume getragen wurde. Da entstanden Typhusepidemien in der Stadt selbst. Wie segensreich wirkt jede Flußregulierung, die das Hochwasser in das erweiterte und geradgelegte Flußbett bannt! —

Darf ich nun die hochansehnliche Versammlung bescheiden bitten, mit mir im Geiste eine Wohnung einer Leipziger Mietskaserne zu besuchen. Um Sie nicht abzuschrecken, führe ich Sie zu einer rechtschaffenen, netten und gesunden Familie von wenig Köpfen. Der Mann ist ein Westenschneider; die Frau macht ihrem früheren Berufe — sie war gutbeleumundetes Dienstmädchen — alle Ehre. Wir müssen freilich ins Hinterhaus und vier Treppen steigen. Durch eine schmale Tür treten wir in den Vorsaal. Ist er wirklich vier Quadratmeter groß? — Zwei Personen können gut darin stehen, sich schließlich auch ausweichen. Geradeaus führt eine Tür in die Wohnstube. Die Küchentür rechts ist ausgehoben, weil sie bloß im Wege wäre und geöffnet den Stubeneingang versperren würde. Die Küche ist nur ein kurzer Gang von Fensterbreite. Gleich rechter Hand steht

ein Stuhl an der Wand; zwischen ihm und dem Fenster hat nur die Schneidertafel Platz, auf der eben der kleine Hausherr seines Berufes waltet. Ich glaube, er freut sich in dem engen Raume seiner Körperkleinheit. Neben ihm auf der Tafel sitzt ein etwas rhachitisches einjähriges Ziehkind. Links von der Tür heißt uns der kleine Herd des Hauses willkommen; dann ein zweiter Stuhl und die Anrichte; darüber das Topfbrett. In der Mitte bleibt ein nur stuhlbreiter Gang, das Wirkungsgebiet der Mutter und der Spiel- und Tummelplatz des eignen einjährigen Kindes. Das nette einfenstrige Wohnstübchen wird von den Leuten bloß als Durchgang zwischen Schlafkammer und Küche benutzt. Die Kammer enthält nur ein großes Bett für die Eheleute, ein kleines für das eigne Kind und einen Kinderwagen für das fremde. Das kommt gar nicht an die frische Luft, hat seinen Ausgang nur zu Nachbarsleuten, die im gleichen Stockwerke eine etwas geräumigere Wohnung haben. Aber auch das eigene, ebenfalls rachitische Kind und die Leute selbst sind an ihre Küche gebannt. Denn das Einholen besorgt eine Nachbarin für die Mutter, welche von den beiden kleinen Kindern schwer wegkann, und der Vater erhält seine Arbeit von einem größeren Schneidergeschäfte meist in die Wohnung gesandt. Die Familie kann von Glück sagen, daß wenigstens die Sonne ihr Fenster erreicht. — In allen größeren Häusern ist das Hinab- und Heraufschaffen des Kinderwagens das größte Hemmnis für das Ausfahren der Kleinen. Vielwohnungshäuser sollten in ihrem Erdgeschosse einen Aufbewahrungsort für Kinderwagen haben. — Beide Kinder jener engen Wohnung waren rachitisch, weil ihnen das Atmen und Sichbewegen an frischer Luft fehlte. Zur Erläuterung schalte ich hier eine statistische Aufnahme aus Berlin ein: Es wurden dort von 1000 Erstimpflingen 532 in Wohnungen aus Stube und Kammer bestehend, gefunden. Nur 14 der kleinen Impflinge waren ganz rachitisfrei; 16 litten leicht, 173 mittel, 262 schwer, 47 sehr schwer an dieser Krankheit. Die Untersuchung betraf Mietskasernen mit Hinter- und Seitengebäuden; leider versäumte die Statistik die Scheidung der Befunde in den Vorder- und Hintergebäuden, in den sonnigen und sonnenlosen Räumen. Ähnliche Aufnahmen liegen noch nicht vor. —

Blicken wir nun einmal in die kleine Wohnstube des Tapezierers W.; in ihr sind die Eltern und sechs Kinder versammelt. Mutter und drei Schulkinder arbeiten emsig für ein Spitzengeschäft, die Kleinen spielen am Boden. Der schwindsüchtige Vater ist vergrämt, verbittert und duldet kein Kindergeschwätz und kein Kinderlachen. Eines Tages versuchte er in einem Anfalle von Verzweiflung, sein

jüngstes Kind mit dem Hosenträger zu erdrosseln; dann sollten die andern an die Reihe kommen. Da endlich brachte man ihn dauernd im Krankenhause unter. — Gehen wir nun in das Zimmer des Kopisten N. Die Leute haben bessere Tage gesehen, leben kümmerlich. Vater und halberwachsene Kinder sind nicht zu Haus. Die Mutter versorgt die Zwillinge, die sie noch mit der Flasche nährt. Das kränkliche von beiden Kindern leidet an Rhachitis und liegt im Wagen, das kräftigere unternimmt in der Stube seine Kriechversuche. Am Fenster sitzt die zusammengebeugte Gestalt eines schwindsüchtigen Logisburschens, er hustet und spuckt in die Stube. Ich war in jener Stube. Zwei Monate darauf starb das Kind, das damals herumkroch, an galoppierender Schwindsucht. — Sind das Ausnahmen oder regelmäßig sich wiederholende Vorkommnisse? — Ich frug vor kurzem in der ersten Mädchenklasse einer Volksschule nach verstorbenen erwachsenen Familiengliedern. Die 50 Schülerinnen hatten im ganzen sechs erwachsene Verwandte verloren. Im Felde — einen Vater. Die anderen fünf waren sämtlich an Schwindsucht gestorben. Ich bekümmerte mich um diese fünf Familien. In zweien waren noch lebende Familienglieder offenbar tuberkulös. In der einen litt die kaum 15jährige Schwester daran, welche die verstorbene Mutter zu vertreten hatte. Ich frug meine Schülerin: Schläft deine große Schwester allein? — »Nein, bald mit mir, bald mit meiner kleinen Schwester. Sie hat schon ein Bett für sich. Aber sie sagt, weil wir keine Mutter mehr haben, müsse sie doch bald mit mir und bald mit meiner Kleinen gut sein.«

Wie lieb gedacht und doch wie verhängnisvoll! Hier ist Arbeit für eine Schulschwester oder Schulpflegerin. — An demselben Tage entschuldigte in meiner Schule eine Mutter ihren Sechsjährigen. Er sei schwächlich wie sie selbst. Was ihr fehle? Sie habe die Schwindsucht, sei schon im Genesungsheim zu Albertsberg gewesen. Ob sie jetzt allein schlafe? Nein, mit eben dem Kleinen. Aber sie sorge schon dafür, daß er nicht angesteckt werde, er schlafe zu ihren Füßen. Was soll man zu solcher Hygiene sagen. — Statistische Forschungen wiesen nach, daß in übervölkerten Wohnungen von der gleichen Zahl dreimal soviel Personen an Schwindsucht sterben, als in nicht übervölkerten. Was helfen Lungenheilstätten, wenn die Menschen dort zwar lebenskräftiger werden, aber wieder in ihr Wohnungselend zurück müssen! — Ja, die überfüllten Schlafräume der Kleinwohnungen. In einem solchen Raume von 25 cbm Luftinhalt, den Ort verschweige ich, schliefen z. B. jede Nacht fünf halberwachsene Geschwister mit der Mutter; das Zuchthaus gewährt jedem einzelnen seiner Gefangenen

einen Raum von wenigsten 28 cbm. — Namentlich Kinder werden stiefmütterlich gebettet. Sie leiden auch deshalb in den Mietskasernen am meisten. Eine mir vorliegende Aufnahme offenbart ein ganz erhebliches Zurückbleiben an Größe und Gewicht von Kindern, die in zu engen Wohnungen aufwuchsen. Fehlt hier doch schon die den Stoffwechsel anregende Körperbewegung. Nur größere Kinder treiben sich dann tags auf der Straße umher, doch nachts sind auch sie an die ungesunden, überfüllten Schlafräume gebunden. — Und dann — die Kranken, die Gebrechlichen, die Siechen, die Alten — die Mütter mit einem Kind unterm Herzen, denen das Steigen der vielen Treppenstufen kaum möglich ist, die den wohltuenden Ausgang ins Freie ganz entbehren müssen — hartes Schicksal! —

Die Mietskaserne ist auch ein sittlicher Krebsschaden der Neuzeit. Sie bedroht die Keuschheit der Kinder und Jugendlichen. Es mag selten vorkommen, daß unter Sittenkontrolle stehende Dirnen in einer Mietskaserne wohnen. Aber in den mit verwandten und fremden Personen jeden Alters und Geschlechtes überfüllten Räumen zum Wohnen und Schlafen werden Kinder Zeugen des Geschlechtsverkehrs, der Kindergeburt, des unverhüllten Krankseins Erwachsener und des Todes. So wachsen nicht wenige von ihnen schamlos auf. Geschlechtsunarten, verfrühtes Wissen, frühreife Triebe, Mangel an Achtung gegen Eltern und Erwachsene, gegen gesetzliche Ordnung und ihre polizeiliche Aufrechterhaltung treiben Mädchen zur Prostitution und Jünglinge zu Sittlichkeitsvergehen und -verbrechen. Nur ein Beispiel: In einem Miethause für Kleinwohnungen hatte eine Dirne ihr Lager aufgeschlagen. Das Nachbarskind, ein 12jähriges Mädchen, besuchte sie gern. Es war tagüber viel allein zu Hause: Die Eltern in der Arbeit, die kleineren Geschwister auf der Straße oder in der Schule. Und das schöne Fräulein hatte die Augen bestechende Kleider und eine vornehme Zimmereinrichtung, führte ein gutes Leben ohne Arbeit und verschenkte freigebig allerlei Süßigkeiten. Es war auch immer freundlich und schalt nie. Kam Herrenbesuch, so ward das Kind schelmisch gestreichelt und heimgeschickt. Es lauschte an der Tür. — Zufällig entdeckte ein Jahr später die im Hause ab- und zugehende Hebamme das unsittliche Verhalten eines Freundes der Dirne gegen das lüsterne Kind und zeigte den Vorfall bei Gericht an. Der Verbrecher gab an, er habe nicht wissen können, daß das sehr entwickelte Mädchen noch Schulkind sei. Die Ausrede machte ihn straffrei. Doch wurden die Eltern gerichtlich befragt, ob sie nicht Strafantrag stellen wollten. Der Vater verneinte es. Er sei Blaukreuzler, habe von früher selbst schlechtes Werg am Rocken.

Nun er gerettet sei, wäre es nicht christlich, wenn er den Schuldigen — einen Familienvater — ins Unglück stürze. Der frühere Trinker war ein zermürbter Mensch ohne starkes Rechtsgefühl, ohne sittliche Entrüstung. Der Verbrecher verlachte den gutmütigen Vater und trieb sein Unrecht mit dem Kinde weiter. Das Mädchen wurde bald wegen Gewerbsunzucht ergriffen und zwei Jahre in einer Fürsorgeanstalt dem Laster ferngehalten, mir schien mit wenig Erfolg. Als es nach seiner Entlassung unsre Geschäftsstelle aufsuchte, trug es freches Wesen zur Schau. — —

Hinter der Zuchtlosigkeit in den Vielwohnungshäusern steht auch das Gespenst der Syphilis. Im Regierungsbezirk Köslin waren von 10000 Einwohnern nur 0,81 (also noch nicht eine Person) wegen Syphilis im Krankenhaus, im Stadtkreis Berlin dagegen 60,46!

Jede Art sittlicher Verwilderung wuchert in den übervölkerten Räumen. Neben den Folgen von Aufsichtsmangel bei umherlungernden Kindern: Umlaufen der Schule, Straßenrohheiten, Unredlichkeiten, begegnet man unlauterster Gesinnung der Eltern selbst, welche ihre Kinder zu lügenhaftem Betteln, zu Feld- und Walddiebstählen u. a. Ungesetzlichkeiten anhalten. Auch Trunksucht ist in Mietskasernen heimisch. Wenn ich als Jugendgerichtshelfer solche Häuser aufsuchte, kam ich mit den Vizewirten in vertrautes Gespräch. Es will mir ein Abend nicht aus dem Gedächtnis. Ich traf den Vizewirt nicht mehr in der Mietskaserne, sondern in einem kleinen schmucken Zweifamilienhause, das hinter einem Blumengarten lag. Dahin also hatten sich die Auszügler nach Aufgabe ihres schweren Amtes zurückgezogen. Die alte Mutter wurde redselig und erzählte gar anschaulich und herzbewegend von ihrem Erleben und Erdulden. Am liebsten hätte ich sie für heute zur Aussprache eingeladen.

Es wäre ein großer Irrtum und ein schweres Unrecht, wollte man jeden Bewohner einer Mietskaserne für einen Verbrecher oder liederlichen Menschen ansehen. Die Not treibt gar manche brave Familie in das Haus. Aber gerade Eltern solcher Familien wachen über ihre Kinder, verwehren ihnen jeden Verkehr im Hause und verwahren sich fast ängstlich hinter verschlossener Tür. So handelte die Familie B., sie hielt sich auch noch im Vorsaale einen bissigen Spitz, der vor meinem Eintreten immer in die Schlafkammer gesperrt wurde und auch von da unser Gespräch durch sein wütendes Bellen störte. — Man könnte wähnen, die gleiche Not mache die Bewohner der großen Häuser einander zugänglich. Weiß man doch, wie arme Leute viel eher Veranlassung haben, sich aushelfen als wohlhabende. Aber solche Kameradschaft ist hier eine Utopie. Nirgends bleiben sich

arme Nachbarn fremder als in der Mietskaserne. Hier herrscht allgemeines Mißtrauen. Hier waltet die Scham der Einzelfamilie, unter solchem Pack wohnen zu müssen. Nicht wenige der besseren Inwohner gehen abends bedrückt nach der verrufenen Straße und weichen der Antwort auf die Frage Bekannter: Wo wohnt ihr jetzt? — gar zu gern aus. Sie entschuldigen sich: Wir fanden sonst nirgends Wohnung; wir ziehen sobald als möglich wieder weg. — Derselbe Druck lastet auf den Kindern bei ihrem Schulwege, ihren kleinen Besorgungen — auf der Mutter bei ihren Stadtgängen. Solche Eltern halten ihre Kinder vom Spiele auf der Straße fern, solche Mütter gehen nicht gern mit dem Kleinsten in die Sonne vor die Haustür. Wer den Verhältnissen fernsteht, kann kaum nachfühlen, wieviel der Familie dann entgeht. Die Eltern sind auch zu Hause vergrämt. Und doch, in solchen Stuben herrscht noch Familiensinn. Aber bei anderen im Hause, die ihre enge Wohnung mit fremden Schlafgängern überfüllen, die weniger Stühle als Personen im Zimmer haben, die für die anspruchsvollen Kostgänger — und die Ungebildeten sind meist anspruchsvoll — den eigenen Kindern die besseren Bissen vorenthalten müssen, kann kein Zusammenhalten der Familienglieder, noch weniger ein inniges Verhältnis unter ihnen aufkommen. Und so verlassen sehr oft halbwüchsige Kinder eigenmächtig das Elternhaus, um ihre Füße lieber unter einen fremden Tisch zu strecken, in der Meinung, sie erhielten nicht genug für das Kostgeld, das sie den Eltern wöchentlich abgeben müßten, und in dem Drange nach unbeaufsichtigtem Sichausleben. Ja, diese Halbwüchsigen sind schlechte Vorbilder für ihre kleineren Geschwister, sie verdienen oft soviel wie ihr Vater, sie gewöhnen sich an unnötige Ausgaben und zu Haus ist ihnen nichts gut genug. Wenn es doch der Jugendfürsorge und Jugendpflege gelänge, gerade sie zu besserem Leben zurückzuführen!

Eine Not, einen Mangel teilen alle Bewohner der großen Mietskaserne mit Seiten- und Hintergebäuden. Sie besitzen kein grünes Plätzchen am Hause, sie dürfen keine Scholle bebauen, kein Gärtchen bestellen. Ihre Wohnung ist ihre Not, ihre Heimat versagt ihnen den direkten Umgang mit der Natur — das Säen und Pflanzen, das Sichfreuen am Gedeihen, das Ernten. Wie könnten die Kinder solcher Leute ihr Heim und ihre Heimat lieben lernen? Zumal wenn sie mit den Eltern unstät und flüchtig jahraus, jahrein von Wohnung zu Wohnung ziehen, überall kaum begrüßt und gern gehen geheißen! — — — Und das ist nicht bloß das Schicksal schlechter Zahler, sondern auch das Mißgeschick kinderreicher Familien.

Wir könnten ja sagen: Gewiß, solche Wohnungsnot ist groß, aber

vielleicht nicht allzuhäufig und wenn schon, doch durch uns nicht abzustellen. — Wir könnten so sagen, wenn wir nicht Christen wären; die Wohnungsfrage ist eine eminent christliche Frage. Wir könnten so sagen, wenn wir unser deutsches Volk nicht liebten, und wenn wir uns nicht verpflichtet fühlten, mit allen Kräften für seine Erhaltung selbst einzustehen.

Es ist nicht möglich, die tiefe Bedeutung des Wohnungsproblems zur Darstellung zu bringen. Die Zeit ist noch nicht reif, es zu ergründen. Noch fehlt der Wohnungsstatistik die gesetzmäßig allgemeine und zielbewußte Verfolgung der Fragen nach allen Richtungen hin, welche nur nach planmäßigen Anordnungen des Reiches von wohlorganisierten statistischen Gemeindeämtern einmütig geleistet werden könnte. Soll ich beispielsweise auf eine klaffende Lücke hinweisen: Wer kennt eine statistische Aufnahme von Wohnungsnot und Kriminalität? — Ich unterschätze die Schwierigkeit solcher Arbeit nicht, hebe sie vielmehr hervor. — Doch selbst die Einzelfälle von Wohnungsnot und ihrem Schaden werden nicht genug beachtet und bewertet, soweit sie überhaupt ans Tageslicht der Öffentlichkeit gelangen. Die Tätigkeit der Wohnungsämter, der Wohnungspflegerinnen — alles ist noch im Werden. Gemeinsame Beratungen der Behörden, denen sie unterstehen, sind für die Entwicklung der Wohnungsaufsicht und Wohnungspflege ganz unentbehrlich.

Die Bewegung der Bodenreform hatte ja schon vor dem Kriege stark eingesetzt. Die wechselseitige Preissteigerung von Miete und Lebensunterhalt erneute immer wieder den Kampf um Lohn- und Gehaltserhöhung. Die Behörden sprachen ihren Beamten auf deren Vorstellungen Wohnungsgelder zu; die Arbeiter erstritten sich die Mehreinnahme durch Streiks und Tarife. Mancher Arbeitgeber erbaute auch zu eignem Vorteil neben seiner Fabrik auf dem Lande Arbeiterhäuser; andere errichteten städtische Baugenossenschaften zur Herstellung großer Miethäuser für zahlreiche Arbeiterwohnungen; sie gewannen die Stadt zur Hergabe billigen Bodens und die Landesversicherung zur Gewährung niedriger Hypotheken. Bedrängte Mieter ohne Vermögen bauten sich vereint mit wohlfeilen, gegen Bürgschaft der Stadt geliehenen Kapitalien preiswerte Häuser.

Allein Mißerfolge blieben nicht aus. Die Arbeiterkasernen in der Stadt kamen, wie wir sehen, mit Recht in Verruf. Und selbst die mit unverkennbarem Wohlwollen hochherziger Stifter hergestellten Einfamilienhäuser inmitten ihrer freundlichen Gärten konnten nur von wenigen Käufern gehalten werden. Arbeitslosigkeit, Krankheit oder Erbteilung brachte sie in zweite, dritte Hand ... immer mit einem

Preisaufschlage. Besser bewährte sich der Bau von Beamtenhäusern für Eisenbahner, Waldarbeiter und Bergleute, also für Unterbeamte und Arbeiter, die durch ihren Beruf an den unpersönlichen Arbeitgeber: die Regierung — auch durch das ihnen in Aussicht stehende kleine Ruhegehalt — in höherem Grade gebunden waren, als die unbedingt freizügigen Fabrikarbeiter an ihre privaten Arbeitgeber. Diese Regierungsunterbeamten wohnten auf Dauermiete und trugen nicht die Bürde des vermögenslosen Hausbesitzers, nicht die Grundsteuer, noch die Sorge für Erhaltung des Hauses, noch die teure Pflicht des Straßenbaues, noch die Last einer etwaigen Erhöhung des Hypothekenzinsfußes.

So sehr die Nachfrage nach städtischen Kleinwohnungen wuchs, so gering war das Angebot solcher Wohnungen von gemeinnützigen Unternehmern, wenn man von den Arbeitskasernen absieht und nur die Ein- bis Vierfamilienhäuser ins Auge faßt. Ein ganz geringer Teil der berechtigten Wünsche wurde erfüllt.

Und doch wirkt jede ideale Ein- und Zweifamilienhauskolonie, umgeben von kleinen Familiengärten, neben einem rentablen Mietblocke Berlins wie ein kleines Paradies neben einem unwirtbaren Felsen. Die Kolonie umschließt einen Wirtschaftsbund zwischen Familie und Boden, einen Dauerluftkurort für Naturfreunde und eine sittlich aufstrebende kleine Gemeinschaft. Sie erweckt in Vorübergehenden ungestillte Sehnsucht; sie ist der Same für eine spätere Ernte.

Allein jede gemeinnützige Erbauung von Kleinwohnungen, mag sie ideale Familienhäuser oder größere Häuser schaffen, ist eine Konkurrenz der freien Bautätigkeit. Ob sie berechtigt sei, ob sie sogar als pflichtmäßig aufgefaßt werden müsse, wenn und in welchem Umfange sie sich dann betätigen solle — das alles sind noch unentschiedene Erwägungen der Wohnungsfrage. Würde der gemeinnützige Kleinwohnungsbau im großen betrieben, so würden die Haus- und Mietpreise allerdings bedeutend herabgedrückt werden — zum Schaden der Hausbesitzer, zum Nutzen von Deutschlands wirtschaftlichem Wettbewerb auf dem Weltmarkte. Ist dieses Opfer, das verschuldeten Hauswirten ihren Grundbesitz nehmen würde, zum Wohle Deutschlands unbedingt nötig, so wäre der Druck, welcher heute, im Kriege, auf dem Grundbesitz lastet, die gegebene Gelegenheit zu tiefeinschneidenden Maßnahmen.

Man wird sich aber in der Hauptsache damit begnügen müssen, die gegenwärtigen Verhältnisse bestehen zu lassen, und nur der weiteren verderblichen Terrainspekulation mit allen Mitteln entgegenzutreten. Dieser unheimliche Polyp liegt schon auf der Lauer, um

nach einem günstigen Frieden die »Konjunktur« raubgierig auszunützen.

Die Terrainspekulanten belächelten die unscheinbaren Anfänge gemeinnützigen Kleinwohnungsbaues; gelang es ihnen doch, die Mitbetätigung von Regierung und Gemeinden auf ein Mindestmaß einzudämmen. Doch die von den Bodenreformern vorgeschlagene und nun gesetzmäßig eingeführte Grundwertsteuer und Zuwachssteuer unterbanden ihre volksfeindlichen Machenschaften. —

Die Grundwertsteuer trifft **den** Spekulanten, der seinen Grundbesitz, dem allgemeinen Interesse zuwider, der baulichen Verwertung jahrelang entzieht, bloß um einen Höchstpreis zu erzielen. Solange auf einem Privatgrundstücke in der Stadt nur Besteuerung seiner agrarischen Nutzung liegt, mag der Inhaber diese äußerst geringe Abgabe fortgesetzt entrichten, ohne durch sie zum Verkaufe des Spekulationsgrundstückes gedrängt zu werden. Hat er aber nach einem Beispiele Damaschkes statt einer agrarischen Bodensteuer von jährlich 95 M. nun eine Grundwertsteuer von jährlich 14000 M. zu zahlen, so wird er sich wohl besinnen, das Grundstück lange brach liegen zu lassen; er wird bauen oder verkaufen. Und der Verkaufspreis wird nun, weil der Boden mit hoher Grundwertsteuer belastet ist, wesentlich niedriger sein als vorher. — Das setzt auch die Mieten herab.

Die Zuwachssteuer schmälert den unverdienten Vermögenszuwachs aus Grundstücksverkäufen. Der Schöneberger Bauer Kilian, so erzählt wieder Damaschke, kaufte ums Jahr 1825 einen Kartoffelacker für 2700 Taler. Sein Sohn verkaufte den Acker 50 Jahre später für 6 Millionen Mark. Nicht die Feldbestellung des Bauern, sondern das Heldentum deutscher Heere und die kluge und fleißige Industrie- und Handelsarbeit von Tausenden haben diese Preissteigerung verursacht, deren Erfolge der Bauer Kilian nun einheimst. Es ist gerecht, wenn er einen guten Teil dieses unverdienten Vermögenszuwachses auf dem Altare des Vaterlandes niederlegen muß. Das geschieht heute in Form der Zuwachssteuer. Sie ward am 1. Februar 1911 vom deutschen Reichstage beschlossen und am 30. Juni 1913 in ihrer Ausgestaltung den einzelnen Bundesstaaten überlassen. Die Erträge fallen im wesentlichen den Gemeinden zu, die mit den Geldern namentlich den Kleingrundbesitzern die übermäßigen öffentlichen Abgaben für Straßen und Brückenbau, Anlage von benachbarten freien Plätzen usw. verringern können.

Auch der hypothekarischen Überlastung des Spekulationsbodens muß eine gesunde Wirtschaftspolitik entgegenwirken. Es ist krank-

haft, wenn man den Boden im Hinblick auf seine zukünftige Bedeutung weit über seinen Gegenwartswert hinaus beleiht. Es ist krankhaft, wenn dann auf dem Hausgrundstücke soviel Hypothekenzinsen lasten, daß sie nur bei günstigster Geschäftslage ohne Fehlbetrag aufgebracht werden können. Der an sich vermögenslose Besitzer einer Mietskaserne muß ja seiner wirtschaftlichen Erhaltung wegen auf Mietserhöhung dringen: er hat das Riesengebäude doch bloß gekauft, um reich zu werden, aber nicht, um zugrunde zu gehen. Und die Geldleute hinter ihm erfreuen sich der hohen Verzinsung ihrer Kapitale ohne die mühselige Verwaltung des Riesenhauses. Wie solche seltsame Käufe zustandekommen? Nun durch Häusermäkler, die verdienen wollen. Das Wie der Wirtschaftspolitik gegen hypothekarische Belastung läßt sich nicht kurzerhand erörtern. Es müssen gesetzliche Bestimmungen erwogen und durchgeführt werden.

Eine andere Frage von großer Tragweite ist die: Soll dem Staate und der Gemeinde ein weitgehendes Enteignungsrecht auf industrielles Neuland gesetzlich zugebilligt werden? Soll z. B. der Staat einem geplanten Binnenkanale entlang einen Landstreifen von Kilometerbreite zu dem Bodenpreise enteignen dürfen, den das Gelände vor dem Kanalplane hatte? — Er würde dann die Preissteigerung des Grundbesitzes am Kanale mäßigen und dabei noch die Baukosten der neuen Wasserstraße aus eignem Bodengewinne decken können. Oder soll die Stadt z. B. bei Erbauung eines neuen Schlachthofes auf freiem Gelände ähnlich verfahren dürfen? —

In solche Erwägungen hinein ragt das Sinnen und Planen einer Verteilung von Siedelungsgütchen für Gartenbau als Dankesgabe für heimkehrende Krieger. Zu dem Zwecke wollen die Bodenreformer eroberte Landstrecken und Kriegsbaumaterial nach Friedensschluß verwendet wissen.

Nur andeuten kann ich, wie weit die Wellen der Bodenreform schon tragen und wie durch sie die verderbliche Geländespekulation schon gemindert wurde.

Und der Bau von Mietkasernen? — Ihm wirkten besonders gesundheitliche Bedenken entgegen. Mag es Groß-Berlin schwer werden, sich von dieser Volksplage zu befreien. Den Bauordnungen der Großstädte, die ihr Bebauungsgebiet in den Gründerjahren noch nicht erfüllten, oder sich doch durch spätere Einverleibungen anliegender Orte noch weit ausdehen können, steht segensreicher Einfluß offen. Sie dulden schon heute nur kleinere Blocks ohne Hinter- und Seitengebäude, schränken die Zahl der aufgetürmten Stockwerke und die Zahl der Wohnungen in demselben Stocke ein, wehren der Haus-

teilung in zu kleine Räume und der Übervölkerung, ordnen das Untermieterwesen, sehen zahlreiche Wohnstraßen mit Vorgärten und offner Bauweise vor, sorgen für Anlage freier Plätze und Volksparks, erleichtern den Außenbau auf freiem Gelände durch gute Straßenbahnverbindungen, erkennen den Segen der Hausgärten an.

Je später ein Industriemittelpunkt zur Großstadt ward, desto reiner blieb sein Weichbild von Errichtung riesenhafter Mietshäuser, desto leichter fällt es auch, nun an der Hand einer vernünftigen Bauordnung solches Unwesen zu meiden. Die junge Großstadt kann sich alle üblen Erfahrungen der letzten Jahrzehnte zunutze machen. Also zurück zu offener Bauweise, zurück zum Hause für eine oder doch nur wenige Familien! Schont in allen Orten die kleinen Häuser; ein wenig wilder Wein, bunte Fensterläden nehmen ihnen das unschöne kahle Aussehn. Laßt es nicht zu, daß blinde Spekulation sie niederreiße, um himmelhohe Bauten an ihre Stelle zu setzen! Und wo sich Errichtung hoher Häuser nicht mehr ganz umgehen läßt, da baue man wenigstens geräumige Balkone für Kleinwohnungen an — zum sonnigen Spielplatze der Kinder, zur Erholungsstätte der licht- und lufthungrigen Erwachsenen!

Wohl sind wir stolz auf die Fortschritte der Volkshygiene. Die Sterblichkeitsziffern in Deutschland gehen beständig zurück. Zu Luthers Zeit war das Durchschnittsalter 20 Jahr, jetzt 40. Wir haben die Zeit überwunden, in der man die größten Städte des Reiches als Massengräber bezeichnete, weil in ihnen viel mehr Menschen starben als geboren wurden. Doch die Kriegsverluste unsres Volkes, die wir heute noch gar nicht überschauen können, fordern in ganz besonderer Weise weitere Maßnahmen zur Lebensverlängerung. Wie man der Wohnungsseuche Tuberkulose erfolgreich entgegentrat, so muß man auch die Bedingungen und Abwehrmittel für Skrofulose und Rachitis ergründen, namentlich die Rachitis in besonderen Heilstätten erforschen und behandeln lernen. Baut Solbäder, Luft- und Lichtbäder für elende Kinder in den Armenvierteln der Großstädte! Mehr Waldschulen, mehr Ferienkolonien, sommerliches Landleben für kleine Blaßlinge!

Und auf sittlichem Gebiete? — Kein großer Baublock ohne Krippe, Bewahranstalt und Kinderhort. Gerade in den Armenvierteln müssen Knabenwerkstätten, Schrebergärten und Lesestuben eingerichtet werden. Jede Gruppe der kirchlichen und weltlichen Jugendpflege hat ihre Bemühungen um sittliche Bewahrung des Nachwuchses zu erhöhen; jede Organisation der Jugendfürsorge hat ihre Einzelaufgaben sittlicher Rettung mit unermüdlicher Treue einer glücklichen Lösung

entgegenzuführen. Wir brauchen Männer, die zu persönlichen Opfern bereit sind, zur Übernahme und Durchführung von Schutzaufsichten, Pfleg- und Vormundschaften; edle Frauen zur Hebung und Stütze gefallener Mädchen und Frauen; wir bedürfen auch die persönlichen Dienste der reifen Jugend für erzieherische Mitarbeit an den Jüngeren. Vereine und außer ihnen stehende hilfsbereite Menschen müssen sich zu Erziehungsgemeinschaften zusammenschließen. Erziehungsgemeinschaften. Ich halte es nicht für gut, daß sich in den Städten die Schulämter und Fürsorgeämter ziemlich fremd gegenüberstehen. Mit der Herüber- und Hinübergabe von Akten ist die Fremdheit nicht beseitigt; sie ist innerer Natur. Das Schulamt steht unter dem Ministerium des öffentlichen Unterrichtes, das Jugendfürsorgeamt unter dem Ministerium des Innern. Schulbildung und Jugendzucht lassen sich nicht trennen. Schulamt und Fürsorgeamt müßten in jeder Stadt möglichst in einer Hand liegen oder doch ständig gemeinsame Beratungen pflegen. Sie bearbeiten dasselbe Feld: die Jugenderziehung. — In der Bekämpfung der Schäden großstädtischer Wohnungsnot müssen sich auch Jugendpflege und Jugendfürsorge die Hände reichen. Logisch rechtfertigt sich ihre Trennung nicht, denn Jugendpflege war immer ein Teil der Jugendfürsorge. Ihre Heraushebung als Sonderaufgabe: körperliche Ertüchtigung der männlichen Jugend für den Weltkrieg — war notwendig und praktisch fruchtbar. Aber der Krieg selbst betont nicht die Sonder- oder Zeitinteressen im Volke, sondern die Volkseinheit. Und so werden sich auch diese beiden großen Jugendwohlfahrtsbewegungen in der Erziehungsgemeinschaft zusammenfinden, welche in jeder Stadt wie in jedem Landbezirke gebildet werden soll und wird.

Zu so einmütiger und planmäßiger Arbeit sollten sich auch alle zur Lösung des Wohnungsproblemes Berufenen einen. Da eine plötzliche Abstellung aller Mißstände des Wohnungswesens schon wirtschaftlich ganz unmöglich ist, da man nur mit einer allmählichen Reformation desselben rechnen darf, gilt es Pläne zu schmieden und ihre Verwirklichung einzuleiten und zu sichern. Es gibt bei der Entwicklung des Volkes wie bei der des Kindes Wachstums- und Stauungsperioden. Wir stehen zweifellos vor einer großen Zeit innerlichen Wachstums unsres deutschen Volkes. Die rege Zeit verlangt aber regen Geist, regen Willen.

Den verschiedenen Boden- und Bevölkerungsverhältnissen würde eine bundesstaatliche Gliederung entsprechen. Es wäre also z. B. ein solche Organisation für das Königreich Sachsen zu schaffen. Ihr Kern würde sich durch Zusammenschluß der vaterländischen Vereine

für das Wohnungswesen bilden; die Anregung hierzu dürfte man von der Dresdner Zentralstelle für Wohnungsfürsorge erwarten. In dieser Gemeinschaft zur Befreiung von Wohnungsnot müßten ferner vertreten sein die Bauämter der Städte und ländlichen Bezirke, das Landesgesundheitsamt, die medizinische Fakultät Leipzig u. a. berufene Hygieniker und Ärzte, die amtlichen Stellen und privaten Vereine, die der Sittlichkeitsbewegung dienen, in ihrer Mitte der Landesverein für innere Mission. Die Gemeinschaft würde sich auch noch nach anderen Richtungen ergänzen und z. B. den Heimatschutz um seine Mitarbeit bitten, vor allem aber sich der wohlwollenden Unterstützung der Regierung erfreuen. Sie würde schaffensfrohe, kundige Vertreter aller Berufe und Stände willkommen heißen. Diese Organisation für Kleinwohnungswesen wäre ein Teil der allgemeinen Volksfürsorge für den Frieden und fände ihren Platz neben der Organisation für Kriegerheimstätten. Mit dem Beginne beider darf nicht bis zum Friedensschlusse gewartet werden. Die wunderbare Einung Deutschlands im Kriege und ihre beispiellosen Erfolge verlangen von uns Deutschen den Geist einheitlichen Zusammenschlusses zur Lösung der größten und schwersten Zeitaufgaben, der höchsten Ziele. So werde jetzt und im Frieden

völkische Wohnungsnot siegreich überwunden,
Volkserhaltung siegreich errungen!

B. Mitteilungen.

1. Das physiologische Prinzip in Fröbels Methode.

Von Kurt Lehm, Dresden.

Verfolgt man die Geschichte der physiologischen Methode, so kommt man schließlich in drei Quellgebiete. Eins liegt in Deutschland, eins in Frankreich, eins in Italien. Für Frankreich nennt uns die Geschichte der physiologischen Methode als erste Namen die der Pariser Ärzte Itard und Seguin, für Deutschland die der bekannten Pädagogen Comenius, Pestalozzi, Fröbel und für Italien den der Ärztin Dr. Maria Montessori.

Itard erzog den Wilden von Aveyron, einen in der Wildnis ausgesetzten idiotischen Knaben. Itard wollte experimentell finden, »welche

bisher nicht festgestellte Summe von Kenntnissen und Ideen der Mensch seiner Erziehung verdanke,« hatte sich aber über den Zustand des Knaben getäuscht, der sich nachher zweifelsfrei als Idiot erwies, und konnte somit nicht zu dem erstrebten Ziel gelangen. Bei seinen Versuchen, den Knaben, dem es nach seiner Meinung nur an Erziehung mangelte, zu einem Kulturwesen zu machen, verfuhr er nach physiologischen Grundsätzen. Ein Erziehungssystem hat er aber nicht aufgestellt.

Seguin behandelte Idioten und Schwachsinnige des Bicêtre in Paris. Auch er ist ein medizinisch-pädagogischer Experimentator. Er ging aus von der Erziehung des Muskelsystems, wendete sich dann dem Nervensystem und den Sinnesorganen zu, befaßte sich nachher mit Begriffen, weiterhin mit Ideen und der Moralität. Er ließ sich von seinem physiologischen Erkennen leiten.

Montessori ist eine Schülerin von Itard und Seguin. Sie hat die Ideen der beiden Fachgenossen über die Erziehung idiotischer Kinder auf die Erziehung normaler und schwachsinniger Kinder angewendet. Letztere sind allem Anschein nach nur in geringer Anzahl unter ihrem Beobachtungsmaterial gewesen.

Nachstehende Gegenüberstellung mag ein Bild geben, inwieweit Montessori Nachahmerin ist und inwieweit sie die Methode Seguins selbständig gefördert hat in bezug auf die Sinnesausbildung.

Seguin:	Montessori:
Übungen zur Verfeinerung der allgemeinen Empfindungsfähigkeit.	
Wenn die peripherischen Tastnervenenden erregbar oder krankhaft empfindlich sind, müssen wir uns beeilen, die Nervenenden durch fortgesetzte Reibung gegen harte Substanzen mit stärkerem Epithel zu bedecken; alles, was rauh genug ist, ist für diesen Zweck gut genug, wie Ziegeltragen, grobgriffige Kurbeln drehen, graben, sägen usw. Wenn die äußeren Tastnervenenden stumpf oder gefühllos sind, müssen die Gegenstände der Berührung nicht rauh, sondern substantiell sein. Die Hand muß »mit Federn wie zum Spaß gekitzelt« oder über Körper von Glätte und Widerstände verschiedenen Grades, wie über eine Marmorplatte, über Samt usw. geführt werden. Sie muß abwechselnd in kalte und warme Flüssigkeiten, in Mengen von Körpern verschiedener Härtegrade oder Elastizität, wie in Kissen, die mit Eiderdaunen, Rinde, Erbsen, Mehl, Schrot usw. gefüllt sind, getaucht werden. Das Kind	Großes Rechteck, je zur Hälfte mit glattem Papier und Sandpapier überzogen. Täfelchen, abwechselnd mit Streifen aus glattem und aus Sandpapier überzogen. Holztäfelchen, das in Abstufungen überglastes oder Sandpapier mit zunehmender Feinheit des Sandbelags als Belag hat. Täfelchen aus »gleichförmigen Papierstreifen von verschiedener Glätte«. Stoffe: »zwei Arten von Samt und zwei von Atlas, Seide von allen Graden der Feinheit, Wolle von der rauhesten bis zur glättesten, Baumwolle und Leinen.« Wärmesinn: Kleine Gefäße mit Wasser verschiedener Wärmegrade, von außen zu berühren. Hände in kaltes, laues, heißes Wasser stecken. Sinn für die Schwere: Holztäfelchen von 24, 18, 12 g.

Seguin:	Montessori:
muß ohne Zuhilfenahme des Gesichts den Unterschied zwischen dem Inhalte dieser Kissen durch den bloßen Eindruck des Gefühls angeben. (S. nächst. Abschnitt Montessori.)	

Erziehung des Sinnes für das Körperliche.

Seguin:	Montessori:
	Bausteine und Würfel Fröbels, mit verbundenen Augen nach den Arten ordnen. Ebenso wird mit anderen kleinen Gegenständen verfahren, Zinnsoldaten, kleine Bälle, Münzarten, Samen, Weizen, Reiskörner. »Die Kinder werden stolz darauf, daß sie ohne Augen sehen und rufen: Hier sind meine Augen; ich kann mit den Händen sehen.«

Erziehung des Geschmacks- und Geruchssinnes.

Seguin:	Montessori:
»Wenn das Kind nur zu wenigen Gegenständen Neigung hat, deren Geschmack und Geruch wir es lieben und wünschen gelehrt haben, dann setzen wir hier unsere Hebel an. Ein Geruch erregt die Aufmerksamkeit des Kindes; seine Hand, die nie etwas gehalten hat, bringt die duftende Blume an die Nase oder öfter an den Mund, eine sehr häufige und merkwürdige Verwechslung dieser beiden Sinne.« Sonst keine Einzelbeispiele ausgeführt.	Dem Kind werden die Augen verbunden. Unterscheide Veilchen und Jasmin, frisches Brot, Butter, Öl, Essig, Gewürze, Kaffee, sauer gewordene oder angebrannte Milch.

Erziehung des Gesichtssinnes.

Seguin:	Montessori:
»Neben einem Stab, der ein Meter lang und an jeder Oberfläche eingeteilt ist, legen wir ein anderes, neun Dezimeter langes und ebenso markiertes, ein drittes von acht, ein viertes von sieben bis zu dem kleinsten, das nur ein Dezimeter lang ist. Nachdem wir den Vergleich mit zwei Stäben begonnen, mit dem längsten und kürzesten, vermengen wir sie bald alle miteinander« usw.	I. Übung des Auges im Unterscheiden der Dimensionen. 1. Zylinderförmige feste Einsatzfiguren aus Holz. 2. Große Stücke in abgestufter Größe (vierseitige Prismen). II. Übungen des Auges im Erkennen der Form, und Wahrnehmung mit dem Gesichts- und Tastsinn zugleich. Geometrische Einsatzfiguren aus Holz (Fünf-, Sechs-, Neun-, Zehneck,

Seguin:

Einsatzfiguren: Spitzwinkliges, rechtwinkliges Dreieck, Quadrat, Rechteck, Rhombus, Trapez, Fünfeck, Sechseck, Kreis, Ellipse. — Acht-, Sieben-, Sechs-, Fünf-, Vier-, Dreieck.

»Farben werden im dunklen Zimmer mit farbigen Fensterscheiben gelehrt. Kärtchen, Bänder, Bälle, Marmorkugeln und Muster aller Arten von farbigen Gegenständen werden entsprechen, vorausgesetzt, daß man auf ihre Ähnlichkeit und Unähnlichkeit immerfort hinweisen und sie prüfen kann. Bälle und die sie auffangenden Becher gleicher Farbe und alle Arten ähnlicher Dinge mit paarweisen Farben können gleichzeitig verwendet werden, wobei darauf zu achten ist, daß bei dem Versuche, dem Geiste eine Eigentümlichkeit dieser Körper, z. B. die Farbe beizubringen, nicht eine andere Eigenschaft des Körpers, z. B. seine Form, so in die Augen springe, daß sie die ganze Aufmerksamkeit des Kindes anzieht und die Farbe ausschließt. Wir haben das schon öfter beobachtet. Die durch diese Mittel erworbene Vertrautheit mit den Farben ist auf Dinge des täglichen Gebrauches oder des Vergnügens wie die Kleidung, Blumen, Früchte usw. anzuwenden.«

Montessori:

Kreise, Ellipse, Oval). Stäbe verschiedener Länge.

III. Übungen mit drei Arten von Karten.
1. Karten, auf denen die blaue Figur aufgezogen ist, Kind legt die entsprechende Holzform darauf.
2. Karten, auf denen die Figur durch einen Umriß von blauem Papier nachgemacht ist. Dazu hölzerne Einsatzfiguren.
3. Karten, worauf die Figur in Schwarz gezeichnet ist. Übergang vom Körperlichen zur Ebene, zur Linie.

IV. Wahrnehmung von Farbenunterschieden: Erziehung des Farbensinns.

Lebhaft gefärbte Stoffe, Puppen, Wollbälle; Farbtäfelchen, Übungen in Unterscheidung der Schattierungen.

Erziehung des Gehörsinnes.

Seguin:

»Die Vibrationsempfindungen, welche den Gegenstand unserer gegenwärtigen Untersuchung bilden, sind Geräusche, Musik und Sprache. Diese drei Arten haben besondere Wirkung: die Geräusche auf die Triebe, die Musik auf die Impulse, die Sprache auf den Intellekt. ... Die

Montessori:

I. Übung in der Unterscheidung von Tönen.

Aufmerksamkeit für Geräusche, Abscheu gegen grelle und unordentliche Geräusche. »Zur Abstufung von Geräuschen haben wir kleine Schachteln im Gebrauch, die mit mehr oder wenigen feinen Gegen-

Seguin:

Gehörsempfindungen der Geräusche sind wie Hieroglyphen von Naturerscheinungen, die das Ding bedeuten, welches das Geräusch hervorruft; das eine bedeutet strömenden Regen, ein anderes das Rauschen des Windes, eines bedeutet Sägen des Holzes, ein anderes das Braten in der Pfanne, das des Kindes Appetit erweckt. Der von Itard erzogene wilde Knabe hörte nicht den Knall einer hinter seinem Kopfe abgefeuerten Pistole, aber er hörte den Fall einer Haselnuß auf den Boden. Wenn neben einem offensichtlich tauben Idioten zu einer Zeit, da er sehr durstig ist, Wasser aus einem Gefäß in ein anderes geschüttet wird, wird er seinen Kopf wenden und trinken gehen. Was für ein Feld, um die Aufmerksamkeit zu erregen und das Organ willig und empfindlich zu machen.«

»Die Unbeweglichkeit wird in verschiedenen Stellungen gelehrt, stehend, sitzend, irgendwie angelehnt, an gymnastischen Apparaten, mit dem Gewehr, mit Hanteln, Balanzierstangen usw.«

»Wenn Melodien gespielt werden sollen, bringen wir das intellektuell taube Kind nahe zum Piano und lassen es, wenn nötig, zuerst seine Hände, eventuell seine Brust gegen das Instrument stützen. ... Wenn das Klavier in eine richtige Stellung

Montessori:

ständen (Sand und Kieselsteinen) gefüllt sind. Durch Schütteln der Schachteln werden die Geräusche erzeugt.«

Übungen im Stillesein. »Ich lasse die Lehrerinnen auf die gewöhnliche Art Stille herstellen, und dann führe ich die Sache weiter und mache die Stille noch tiefer. Ich sage: »St! St!« in verschiedenen Modulationen, bald scharf und kurz, bald hingezogen und leise wie ein Flüstern. Hiervon werden die Kinder allmählich ganz gefangen genommen. Ich füge dann wohl auch noch bei: »noch stiller — noch stiller!« Hierauf setze ich wieder st! st! ein, lasse es immer leiser werden und wiederhole: »noch stiller!« mit kaum hörbarer Stimme. Nun sage ich in ganz leisem Flüsterton: »Jetzt höre ich die Uhr gehen, ich höre das Summen der Fliegen und das Flüstern der Bäume im Garten.« Die Kinder, entzückt vor Freude, sitzen in solch vollkommener Stille da, daß das Zimmer wie leer ist; jetzt flüstere ich: »Wir wollen die Augen schließen.«

Unterscheidung der Töne: Pizzolis Satz kleiner Pfeifen, eine Reihe von Stimmgabeln.

Musikalische Erziehung: Unterscheidung der Töne; Sinn für Rhythmus wecken. Kinder hauptsächlich für den

Seguin:

gebracht ist, sendet das Klavier seine stärksten Schwingungen, dann seine sanftesten Töne aus, dann kommt eine lange Pause, der wieder Vibrationen folgen. Dies geschieht im Gruppenunterricht unter Anregung durch die anderen Kinder, die zuhören und selbst singen. Im Gegensatz hierzu soll der nächste Versuch zur Perzeption der musikalischen Laute als Einzelübung gemacht werden. Das Kind wird einzeln eventuell in ein finsteres Gemach gebracht und in einer Entfernung wird Musik gespielt, damit sie, unvermischt mit dem Geräusch oder den Bewegungen anderer Kinder, früher oder später in das interesselose Organ eindringe. Auch überraschende Töne werden gelegentlich angewendet, um den Gehörsinn unerwartet aufzuscheuchen.«

Montessori:

Rhythmus eingenommen, nicht für den musikalischen Ton.

II. Proben für die Hörschärfe. Schweigespiele. die geheimnisvolle Stimme.

Auch in der Fröbelschen Methode ist physiologische Erziehung ein Grundprinzip. Aus der Entwicklung des Einzelwesens und des gesamten Menschengeschlechts leitet Fröbel die Grundsätze der physiologischen Erziehung ab. Er faßt aber Erziehung nicht nur auf als Bildung der Muskeln, des Nervensystems, der Sinne, bildet nicht nur Begriffe, Ideen, moralisches Empfinden, er sah in der Entwicklung des Menschengeschlechts auch dessen letztes und höchstes Ziel und ließ die Erziehung des Kindes im Hinblick auf sein himmlisches Ziel eine Vertiefung erfahren, gab ihr eine Weihe und einen Höhenglanz, daß Itards, Seguins und Montessoris Erziehungsweise Halt machen am schattigen Fuße des Berges, während auf dem Gipfel im Glanze der Sonne der Name Fröbels strahlt vereint mit dem Pestalozzis und Comenius.

Itard lebte von 1775 bis 1838, Seguin von 1812 bis 1880, Fröbel von 1782 bis 1852, Montessori gehört der Gegenwart an.

Fröbel dürfte nach dieser Zeittafel schon von Itards und Seguins Schriften kaum gewußt haben. Außerdem sind die Werke der beiden Ärzte durch die Übersetzung Krenbergers erst in jüngster Zeit der Allgemeinheit zugänglich geworden. Wie schwer es vorher war, die Schriften der beiden französischen Forscher zu erlangen, dafür zeugen die Bemühungen der Dr. Montessori, die weder in Paris noch in London ein Exemplar des Seguinschen Werkes »Die Idiotie« vorfand.

Fröbel ist wie die Pariser Ärzte als selbständiger Forscher anzuerkennen, wenngleich er die ersten Anregungen für seine besondere Erziehungsarbeit an den vorschulpflichtigen Kindern bei Pestalozzi empfangen haben mag.

Bei Fröbel setzt die physiologische Erziehung des Kindes ein mit der Erziehungsfähigkeit des Kindes überhaupt. Und dieser Zeitpunkt

liegt beim normalen Kinde sehr früh, und will man diesen Zeitpunkt dahin verlegen, wo das erste Bewußtsein entsteht, so kann die physiologische Erziehung zwecks Stärkung der geistigen Tätigkeit mit dem ersten Vierteljahre des Kindeslebens beginnen. In dieser Zeit lassen sich nach Preyers Feststellungen die ersten überlegten Bewegungen beobachten. Da erfaßt das Kind der Mutter Finger, ein Spielzeug usw., die Bewegungen geschehen mit Bewußtsein.

Aber auch die Zeit der unbewußten Bewegungen soll schon erziehlichen Zwecken dienstbar gemacht werden und erstrebt naturgemäße körperliche Entfaltung. Da setzt Fröbel, wie es die Kleinkinderpädagogik unserer Tage fordert, mit dem Lebensbeginn ein. Man betrachte nur die Bilder zu seinen Mutter- und Koseliedern. Wen erfreut da nicht das Bild vom Strampelbein: wie das Kind frei vom Zwang beengender Umhüllungen »zur Lust Arme und Beine bewegt«.

Sobald aber die Bewegungen mit Bewußtsein geschehen, will sie Fröbel zu dem Zweck geleitet wissen, daß sie eine Grundlage werden für den Aufstieg vom körperlichen zum geistigen Leben, von der Sacherfahrung zum Sinnbild, zum Denken. Wie schön veranschaulichen diese Idee wieder die Mutter- und Koselieder z. B.: 's ist all, all; tick, tack; Hühnchenwinken, Täubchenwinken usw.

Auch die Sinneserfahrung findet in den Mutter- und Koseliedern eine Beachtung, daß jedes Erzieherherz seine Freude daran haben muß. Eins der ersten Mutter- und Koselieder ist das Schmeckliedchen. Süß, sauer, bitter: diese Stufenleiter »durchkostet« das Kind.

Der Entwicklung des Gesichtssinnes ist in den Mutter- und Koseliedern auch gedacht. Die Mutter sitzt mit dem Kinde am Fenster, macht es aufmerksam auf das Licht, auf Sonne, Mond und Sterne. Sie steht mit dem Kinde im Garten an schattiger Hauswand, »Lichtvöglein« huschen an der Wand auf und ab. Das sind, wissenschaftlich gesprochen, »Übungen im Fixieren und Verfolgen« von Lichterscheinungen.

»Riechübungen« stellt die Mutter mit dem Kinde im »Riechliedchen« an.

Und auf das Gehör wirkt vom ersten Lebenstag der Mutter Wort und Lied.

Über seinen eigenen kleinen Körper orientiert sich das Kind in den verschiedensten Finger- und Gliederspielen.

Auf die Wichtigkeit der Ausbildung des Tastsinnes weist Fröbel in den Mutter- und Koseliedern mit folgenden Worten hin: »Auf eine fast zauberische Weise scheint das Kind in einer gewissen Zeit seines Lebens die Worte für die Tätigkeiten und Beschaffenheiten zu erfinden. Wie macht dem Kind in dieser Zeit das Bemerken des Glatten, des Wolligen, Haarigen, des Glänzenden, des Runden usw. wie des Rollenden, Kriechenden, Hüpfenden usw. Freude, und mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit erfaßt und verknüpft es Anschauung, Wort und Begriff. Bewahre, pflege ihm diesen Sinn! Pflegst du ihn nicht, setzest du ihn nicht in richtige Tätigkeit, er geht dir verloren, er rostet gleichsam ein, wie der Magnet

einrostet und seine Kraft verliert, welche nicht hinlänglich, nicht steigernd gebraucht wird.« (Mutter- und Koselieder Seite 186.)

Zur physiologischen Erziehung gesellt sich schon in der Mutterschule, in der Kinderstube nach Fröbels Erziehungsplan die Anregung, Entwicklung und Kräftigung der Phantasie, des Gemütes. Es handelt sich nicht nur um Übungen zur Verfeinerung der allgemeinen Empfindungstätigkeit, um Erziehung des Sinnes für das Körperliche, um Erziehung des Geschmacks-, Geruchs-, Gesichts-, Gehörssinnes, die Erziehung soll den allgemeinen Lebens- und Naturgesetzen folgen, nicht nur das äußere Leibesleben pflegen, sondern auch sein Inneres, sein Gefühls-, Empfindungs-, Seelenleben. Da sieht z. B. das Kind das Vogelnest, formt es mit seinen Händchen nach (Fingerspiel), die Vöglein dazu und lernt dabei von Mutter- und Kindesliebe. Im Motto zu dem Lied vom Vogelnest sagt Fröbel: »Daß das, was im Leben wahr, werde auch im Gemüt ihm klar!« Ein anderes Beispiel. Zu den Mutter- und Koseliedern gehört auch das Lied vom Blumenkörbchen. Das Kind sucht Blumen für den Vater, das Händchen wird zum Körbchen. Zu diesem Lied hat Fröbel folgendes Motto gesetzt: »Such dem Kindchen zu gestalten, was ihm das Gemüt bewegt, denn auch des Kindes Lieb' kann alten, wird sie innig nicht gepflegt.«

Wie der Intellekt des Kindes in der Kinderstube zu pflegen sei, auch dafür geben die Mutter- und Koselieder schöne Beispiele. Es sei nur an die Handwerkerlieder gedacht vom Tischler, Zimmermann, Wagner, an die Naturlieder vom Steg, vom Hof- und Gartentor, vom kleinen Gärtner, an die Fingerzählspiele usw.

Erklärung und Beseelung sind in den Mutter- und Koseliedern eng verbunden. Mögen auch die Lieder in der Fassung oft zu schwierig sein — der Weg einer Umbildung in kindlich leichtere Formen bleibt offen — den rechten Weg für eine gute Erziehung in der Kinderstube geben sie, und den Fröbelschen Geist der Kindererziehung hineinzutragen ins deutsche Haus, mehr als es bisher geschehen ist, muß eine der wichtigsten Aufgaben der deutschen Lehrerschaft sein! Nehmt ihn wieder auf, den Gedanken der Schule für Mütter, belehrt die Mütter, und das Volk wird's euch danken. Nicht vom Ausland brauchen wir Erzieherweisheiten zu holen, Fröbels Erziehungsart ist deutsch, liegt im Deutschtum begründet, und deutsches Muttertum ist dafür empfänglich.

Ein Erziehungsverfahren im Sinne Fröbels schützt das Kind vor einer Gefahr, Fröbels Methode ist keine Treibhausmethode; sie will nicht vorzeitig Früchte erzielen, die den Keim der Schwäche in sich tragen. Sie will trotz des Forschens nach Wahrheit die Jugend in ihrer Märchenwelt belassen, will nicht mit kalter Hand den Märchenhauch von den Dingen der Natur streifen, von den Gegenständen, die Menschenhand schuf. Sie wartet, bis das Kind zu solchem Erkennen denkkräftig wurde. Eine unübertroffene Art, physiologische Erziehung mit dem wahren Kindeswesen widerspruchslos zu vereinen.

Auch im Kindergarten wird dieses Prinzip getreulich verfolgt, wenn auch hier der Gedanke, daß richtige Erkenntnis die Vorbedingung für

richtige sinnliche Wahrnehmung ist, daß flüchtige Anschauungen und Ansichten nach Möglichkeit zu verhindern sind, strenger durchgeführt wird. Das Kind soll die Dinge logisch anschauen lernen, es soll die Logik des Denkens vorbereitet werden. Wie diese Gedanken im Kindergarten durchgeführt werden, zeigt in anschaulicher Weise der praktische Teil des Marenholtz-Bülowschen Werkes über Fröbels Methode.

Bei Montessori soll nun der bisher geschilderte Entwicklungsprozeß der geistigen Funktionen ohne Zutun des Erziehers erfolgen, das Kind soll sich selbsttätig erziehen, es soll durch ihre Übungen die seelische Kraft zu spontaner Entwicklung gebracht werden. Der Lehrer soll nicht Stoff künstlich heranbringen an das Kind, das Kind soll von selbst nach neuen Übungen verlangen. Montessori erhebt ihre Methode über andere, weil sie auch die Möglichkeit biete, Kinder verschiedenen Alters zugleich zu unterrichten.

Wieweit Montessori Fröbel kennt, ist aus ihrem Buch über selbsttätige Erziehung nicht zu ersehen. Würde sie aber in der Kriegszeit einmal in die Fröbelkindergärten Deutschlands gekommen sein, die alles auf die höchste Leistungsfähigkeit hin prüft, so würde sie sicher den Eindruck gewonnen haben, daß auch bei Fröbel die Möglichkeit gleichzeitiger Beschäftigung und Förderung von Kindern verschiedenen Alters sehr wohl vorhanden ist. Mir persönlich schwebt der Besuch eines Fröbelkindergartens der Vorstadt vor, der infolge der Kriegsverhältnisse ein recht verschiedenes Material in bezug auf das Alter erhalten hatte. Von fast sechs bis hinunter zu wenig über zwei Jahren waren etwa dreißig Kinderchen in einem behaglichen Raume versammelt, alle munter und guter Dinge. Mir wollte es zunächst auch als ein schweres Ding scheinen, Kinder so verschiedenen Alters nutzbringend, fördernd, gleichzeitig zu beschäftigen. Doch sieh, es ging vortrefflich. Eins spielte mit Bällchen, ordnete sie nach Farbe und Größe, eins übte seine Kunst an Verschrankspänen, hier wurde gemalt, dort ausgenäht, eine Gruppe setzte Bilder zusammen, einige bildeten Schönheitsformen mit Legetäfelchen usw. und glaubte ein Kind, eine gute Leistung erzielt zu haben, verlangte es eine neue Beschäftigung, lief wohl auch zu den Kreise spielenden Kindern usw. Der Besuch veranlaßte mich, mein eigenes Kind jenem Fröbelgarten zu übergeben. Der kleine Mann hat nun seine Pflicht und kommt jeden Tag mit fröhlichem Gesicht nach Hause und bringt manches frohe Lied und manche wichtige Geschichte mit, und manche seiner kleinen selbstgefertigten Arbeiten erfreut mich.

Ich kenne auch Fröbelgärten, in denen man die Kinder nach ihrem Alter und nach ihrer Befähigung getrennt hat. Aber Schreiben, Lesen, planmäßiges Rechnen gibt es in keinem Fröbelgarten. Der fördernden Beschäftigungsmittel sind so viele bei Fröbel, daß der Kindergarten zu diesen schulischen Tätigkeiten nicht seine Zuflucht zu nehmen braucht. Es würde die Aufnahme dieser schulischen Tätigkeiten in den Plan des Kindergartens auch gegen Fröbels Grundsätze sein, und diese werden von den Fröblerinnen treu befolgt und hochgeachtet.

Wertvoll für die Erziehung des Kindes ist es auch, daß in Fröbels

Methode keine Tätigkeit nur um ihrer selbst willen vorgenommen wird, sie erscheint als Glied eines wohl geordneten Erziehungssystems, steht nicht getrennt vom sonstigen Leben, sondern ist ein Glied aus der Perlenkette des Lebens und bei ihrem Anblick überschaut man das Lebensganze, spürt die Einfühlung ins Lebensganze, es gibt keine Vereinzelung, keine Verstückelung, alles arbeitet hin auf Lebensharmonie.

Alles in allem: Fröbel ist noch nicht veraltet, noch nicht überholt, ja noch nicht eingeholt, wir sind noch hinter ihm zurück. Was Montessori tut, ist in Fröbels Methode alles beschlossen. Was Montessori bietet, ist ein kleiner Teilausschnitt von Fröbels Arbeit, und das physiologische Prinzip ist ein Hauptprinzip seiner Methode, ohne als solches in besonderem Kapitel in den Vordergrund gestellt zu sein. Und eins noch sei nicht vergessen: Montessoris Methode kann sich nicht weiter entfalten, ohne in die Gefahr der Künstelei zu geraten. Fröbels Methode schöpft aus sich selbst neues Leben. Und sie vermag künftigen Geschlechtern noch mehr Lebensfreude gewähren, wenn ihr ein Platz gegeben wird in der deutschen Schule. Fröbel muß einziehen in die ersten Mädchenklassen der deutschen Bürger- und Bezirksschulen, in die höheren Mädchenschulen und Mädchenfortbildungsschulen. So hoch ich die berufliche Ausbildung unserer Mädchen achte, aber eins ist nicht minder wichtig: Gedenkt der kommenden Geschlechter! **»Kommt, lasst uns unsern Kindern leben!«** zum Wohl unserer Kinder, zum Segen fürs liebe deutsche Volk!

Literatur.

Fröbel, Friedrich, Mutter- und Kose-Lieder. Dichtung und Bilder zur edlen Pflege des Kindheitlebens. Ein Familienbuch. Neue Ausgabe mit einem Anhang von 12 Liedern mit Klavierbegleitung von Friedrich Seidel. Zweite Aufl. Wien und Leipzig, Verlag von C. Pichlers Witwe & Sohn.

von Marenholtz-Bülow, C., Theoretisches und praktisches Handbuch der Fröbelschen Erziehungslehre. 1. Teil: Die Theorie der Fröbelschen Erziehungslehre. 2. Teil: Die Praxis der Fröbelschen Erziehungslehre. Mit einem Plane und 115 lithogr. Tafeln. Kassel, Georg H. Wigand, 1886 u. 1887.

Montessori, Dr. Maria, Selbsttätige Erziehung im frühen Kindesalter. Nach den Grundsätzen der wissenschaftlichen Pädagogik dargelegt. Stuttgart, Verlag von Julius Hoffmann.

Séguin, Dr. med. S. E., Die Idiotie und ihre Behandlung nach physiologischer Methode. Herausgegeben von Dr. phil. S. Krenberger. Wien, Verlag von Karl Graeser & Cie., 1912.

Itards Berichte über den Wilden von Aveyron. Nach Bournevilles Ausgabe von Dr. phil. S. Krenberger. 2. Aufl. Ebenda 1913.

---

2. Abschaffung der Einjährigen-Prüfung.

Im Staatshaushaltsausschusse des Preußischen Abgeordnetenhauses erklärte der Kultusminister auf Anfragen wegen künftiger Gestaltung der Einjährig-Freiwilligen-Prüfung, daß seine Verwaltung die fragliche Ange-

legenheit in ständigem Einvernehmen mit der Militärbehörde weiter fördere. Nach seiner Überzeugung werde als Endergebnis die Beseitigung der sogenannten wissenschaftlichen Prüfung für den Einjährigendienst in Betracht kommen, wovon er eine Entlastung der höheren Schulen sich verspreche, die dadurch ihrer eigentlichen Aufgabe wieder zugeführt würden. Der Ausschuß nahm diese Erklärung mit lebhaftem Beifall auf. Fürderhin sollen für die Berechtigung zum einjährigen Dienst in erster Reihe rein militärische Befähigungen ausschlaggebend sein.

Das ist der Standpunkt, den ich bereits vor 30 Jahren vertreten habe. Wie kommt die Schule dazu, für militärische Befähigungen zu prüfen? Die Schule hat es mit allgemeiner Bildung zu tun, die durchaus nicht immer mit der besonderen der militärischen zusammenfällt, ebensowenig wie mit der kaufmännischen, gewerblichen usw. Die Befähigungsprüfung für den Einjährigen-Militädienst müßte im Interesse des Militärwesens vom Heerwesen selbst nach dem ersten Dienstjahr abgehalten werden. Tr.

---

3. Zur Auslese der technisch Begabten.

Die im Heft 4/5 23. Jahrg. dieser Zeitschrift mitgeteilte Prüfung der technisch Begabten hat inzwischen in der Unterrichtsanstalt des Kunstgewerbemuseums zu Berlin unter Leitung des Herrn Prof. Dannenberg stattgefunden. Die Beurteilung lag daneben in den Händen der Herren Direktor Prof. Bruno Paul, Prof. Doepler, Kutschmann, Seeck und der Stadtschulräte Fischer und Reimann. Es lagen gegen 200 Meldungen vor. An drei Nachmittagen unterzogen sich 40—42 Knaben und Mädchen der Prüfung. Am ersten Tag fand Zeichnen nach der Natur statt (Blumentopf), am zweiten Tag Gedächtniszeichnen und am dritten Tag Zeichnen nach Wahl und eigener Erfindung. Die angefertigten Zeichnungen wurden durch den Namen des Zeichners, der Schule, der er angehörte, und den Stand des Vaters gekennzeichnet. Nach ungefähr vier Wochen wurde den Prüflingen vom Magistrat das Urteil der Kommission zugesandt. Nur ein ganz geringer Prozentsatz war ganz abgefallen. Die übrigen zerfielen in zwei Gruppen: solche, die sich zur Ausbildung für das höhere Kunsthandwerk eigneten, und solche für das niedere. Zur Beratung über die weitere Ausbildung und Laufbahn der Prüflinge wurden deren Eltern von der Behörde eingeladen.

Berlin-Wilmersdorf. Kraßmöller.

4. Kurze Nachrichten.

»Die Hochwacht,« Monatsschrift zur Wahrung und Pflege deutscher Geisteskultur, herausgegeben von Professor Dr. Karl Brunner, erscheint seit kurzer Zeit im Hochwacht-Verlag in Berlin-Lichterfelde in erweitertem Umfange zum Preise von 1,25 M. vierteljährlich. Das Programm scheint etwas erweitert, der Bogen weniger straff gespannt zu sein. Nach dem einzigen uns bisher vorliegenden Hefte können wir uns jedoch noch kein eingehenderes Urteil über diese Zeitschrift zur Bekämpfung des Schundliteraturunwesens erlauben.

Über die Kriminalität der Jugendlichen im Kriege berichtete Reichsgerichtsrat Dr. Neukamp kürzlich in einem Vortrag der Leipziger Zentrale für

Jugendfürsorge. Danach stieg in Leipzig die Zahl der verurteilten Jugendlichen von 1915 auf 1916 von 490 bis zu 874. Etwa 2500 Jugendliche stehen zurzeit in Leipzig unter Schutzaufsicht. Zur Bekämpfung wurden empfohlen: Jugendhorte, Erhöhung der Strafmündigkeit auf 14 Jahre, Fürsorgeerziehung, Ausbau der Jugendgerichte. Auch erscheint es wünschenswert, verschiedene der von den Generalkommandos usw. erlassenen Vorschriften zum Schutze der Jugendlichen mit in die Friedenszeit zu übernehmen. —

Über die Zunahme der Kriminalität der Jugendlichen in Hessen machte Staatsminister Dr. von Ewald in der hessischen zweiten Kammer folgende Mitteilungen: es wurden verurteilt in Hessen

	1914	1915	1916	1917	
wegen Verbrechen	96	285	347	468	Jugendliche
wegen Vergehen	585	1145	2895	4012	„

Als Erklärungsgrund nur die mangelnde Aufsicht in Anspruch zu nehmen, dürfte allerdings kaum ausreichen! —

Die Arbeitslehr-Kolonie und Beobachtungs-Anstalt »Steinmühle« Obererlenbach versendet ihren zehnten Jahresbericht für das Rechnungsjahr 1916-1917, der zugleich Rechenschaft ablegt über die Arbeit, die in den zehn Jahren des Bestehens geleistet wurde. Aus dem Bericht des Anstaltsleiters Professor Dr. med. Ernst von Dürings sei hier vor allem ein Absatz hervorgehoben: »Die ganze Fürsorgearbeit wird mit der Zeit, davon bin ich fest überzeugt, immermehr auf Spezialisierung hinführen, wenn sie wirklich ersprießliches leisten will. Anstalten, die alle möglichen Arten der Zöglinge, selbst in getrennten Betrieben, aufnehmen wollen, sind nach meiner Überzeugung auf dem falschen Wege« (S. 7). Die Zöglinge sind in Steinmühle alle nur kurze Zeit. Baldige Unterbringung in Familienpflege hat sich durchaus bewährt. Im ganzen wurden in dem Berichtsjahr 94 Zöglinge an 13780 Tagen verpflegt und zwar Jungen im Alter von 12 bis zu 19 Jahren.

Das Erziehungshaus der Stadt Berlin in Lichtenberg hat nunmehr auf einen Vorschlag des jetzigen Leiters die Bezeichnung »Lindenhof«, Erziehungsheim der Stadt Berlin erhalten. Gleichzeitig wurde auch für die Mädchenerziehungsanstalt Kleinbeeren die Bezeichnung »Erziehungsheim Kleinbeeren« eingeführt. Dadurch ist schon rein äußerlich angedeutet, daß es sich um Heimstätten handelt, nicht, wie die weite Öffentlichkeit immer wieder annimmt, um Strafanstalten. Vielleicht ist diese Namenänderung ein kleiner Schritt auf dem Wege, der Fürsorgeerziehung mehr Verständnis und mehr Anerkennung zu gewinnen; denn viele Menschen nahmen bisher schon Anstoß an der bloßen Bezeichnung »Anstalt«.

C. Zeitschriftenschau.

Jugend- und Schulgesundheitspflege.

Erlacher, Philipp, Zur Behandlung von Skoliosen durch Gipsverbände nach Abbott. Münch. Med. Wochenschrift. 60, 24 (17. Juni 1913), S. 1312—1316.

In der von Abbott gefundenen Methode wird wohl ein Weg gefunden sein, »um wieder einen Teil unseres ungeheuren Skoliosenmaterials wenigstens einer weitgehendsten Besserung zuzuführen und so dem Ideal der Skoliosenbehandlung wieder einen Schritt näher zu kommen«.

Ferienkolonien. Das proletarische Kind. September 1913.

60—70 % der Schulkinder bedürften der Ferienkolonien. Nur ein kleiner Prozentsatz wird dieser Wohltat teilhaftig. »Hier haben die Gemeinden und Re-

gierungen Mittel aufzubringen und zur Verfügung zu stellen; hier bedarf es großzügiger Organisationen, die durch ungleich größere Summen in den Stand gesetzt werden, durchgreifend zu wirken. Über diese Forderungen hinweg führt der Weg zur allgemeinen Verpflegung und Versorgung der Schuljugend, wie sie von der Sozialdemokratie verlangt wird.«

Fischer, Alfons, Die Ausstellung für Gesundheitspflege in Stuttgart. Münch. Med. Wochenschrift. 61, 24 (16. Juni 1914), S. 1344—1345.

Kurzer Bericht über die gesamte Ausstellung, in der als besonders wertvolle Gruppe die der Schulhygiene hervorzuheben ist. Die Ergebnisse von Untersuchungen des Stuttgarter Schularztes Prof. Dr. Caspar an 42000 Stuttgarter Schulkindern sind in dieser Gruppe ausgestellt. Daraus geht z. B. hervor, daß die Gehörfehler nicht zunehmen in der Schulzeit, wohl aber die Frequenz der Herzfehler (besonders bei Gymnasiasten und Volksschülerinnen) und die Störungen der Sehschärfe (bei Gymnasiasten und Mittelschülerinnen). Tuberkulose nahm nicht zu. Katarrhe nahmen mit dem Alter ab. Häufiger wurden mit zunehmendem Alter die Skoliosen (namentlich bei den Bürgerschülern), seltener Drüsenschwellungen. »Auch bei blühend aussehenden Kindern weist die genaue Untersuchung zahlreiche Gesundheitsstörungen nach; die mageren, blutarmen Kinder stehen aber in der körperlichen Entwicklung um 2 Jahre hinter den blühend aussehenden und haben viermal so viel Krankheiten wie diese.«

Freilufterziehung in England. Die Pädagogische Praxis. II, 9 (Juni 1914), S. 507—508.

Aus dem Bericht des Oberschularztes für England und Wales. — London hat 1909 mit Freiluftunterricht angefangen. Er wird jetzt in etwa 80 Klassen erteilt. Kindersanatorien sollten nicht für weniger als 100 Kinder eingerichtet werden, solche für chirurgische Tuberkulose für 200—250 Kinder.

Fürstenheim, W., Die Entstehung und Verhütung der Nervosität im Säuglingsalter. Der Arzt als Erzieher. X, 1914, 5, S. 53—60.

Die durchaus nicht seltene Nervosität der Säuglinge ist vielfach durch Ernahrungsstörungen bedingt; angeboren ist oft nur die Anlage zur Nervosität. Bei der Behandlung kommt sehr viel auf eine richtige Erziehung an. Der Arzt ist in den erforderlichen Fällen rechtzeitig zu Rate zu ziehen. Vor allem aber kommt es darauf an, dem Kinde ein gutes und geregeltes Familienleben zu bieten.

Gettkant, Bedeutung und Wert der schulärztlichen Untersuchung an Fortbildungsschulen. Zeitschrift für Schulgesundheitspflege. 26, 5 (Mai 1913), S. 289—304.

Von 1320 Fortbildungsschülern waren 547 = 41,44 % als kräftig, 531 = 40,23 % als mittelkräftig, 242 = 18,33 % als schwächlich zu bezeichnen. Frei von jeglichen Leiden und Gebrechen waren 418 = 31,6 %. Die Untersuchungsergebnisse werden auf Grund eingehender Tabellen besprochen. Dringend notwendig erscheint danach die Einführung des Turnunterrichts in die Fortbildungsschulen (auch Bajonettieren und Stabfechten) und eine sachgemäße Berufsberatung. Gettkant mußte in verschiedenen (nur den dringendsten) Fällen einen Berufswechsel anraten. Dazu besteht naturgemäß wenig Neigung, wenn dieser erst im zweiten oder dritten Lehrjahre angeraten wird.

Ders., Der Schularzt in der Fortbildungsschule. Zeitschrift für Kinderpflege. IX, 8 (August 1914), S. 156—158.

Der Schularzt muß die Fortbildungsschüler schützen gegen die Gefahren, die ihnen in Unterricht, Erwerbsleben und Berufsstellung erwachsen. Er muß sie zu

einer hygienisch einwandfreien Lebensführung erziehen. Dazu gehört beim Austritt aus der Fortbildungsschule auch die Belehrung über die Geschlechtskrankheiten. Die ärztliche Behandlung etwa als krank befundener Schüler ist nicht Sache des Schularztes

Gohde, G., Verkauf von Nahrungs-Genußmitteln und anderen Gegenständen. Zeitschrift für Schulgesundheitspflege. 27, 8 (August 1914), S. 562–564.

Der Aufsatz soll anregen im Interesse der Jugend immer umfassendere hygienische Maßnahmen und Anordnungen betreffend den Verkauf von Nahrungs- und Genußmitteln und anderen Gegenständen zu treffen.

Ders., Walderholungsstätten und Waldschulen, insbesondere die Charlottenburger Waldschule. Zeitschrift für Schulgesundheitspflege. 26, 9 (September 1913), S. 602—610.

Die Charlottenburger Waldschule, auf die fast alle Abhandlungen als auf die älteste zurückgehen, wurde 1904 errichtet. Gegenwärtig werden in ihr von zehn Lehrkräften in zwölf Klassen etwa 260 Kinder unterrichtet. Die Kinder zahlen pro Tag 50–60 Pfennig Pflegekosten (manche nur 10 oder 5 Pfennig oder gar nichts). Die Coeducation hat sich gut bewährt. Die Arbeit macht mit dem täglichen Leben in der Waldschule gut bekannt.

Graeter, K., Trinkerrettung und Jugendpflege. Internationale Monatsschrift zur Erforschung des Alkoholismus. XXIV, 7 (Juli 1914), S. 257—259.

Die Erfahrungen in der Schweiz haben gezeigt, daß das eine ohne das andere nicht möglich ist. Vor allem muß versucht werden, durch die Kinder Einfluß auf die Eltern zu gewinnen und wenn nötig diese von der Trunksucht zu heilen.

Greitsch, Elisabeth, Kränkliche Kinder und ihr Einfluß auf ihre Umgebung. Zeitschrift für Kinderpflege. 8, Oktober 1913, S. 255–256.

Man kann kränkliche Kinder mit Mitleid umgeben und behandeln; wichtiger ist es aber, ihnen eine vernünftige Behandlung angedeihen zu lassen. Vor allem dürfen sie die Gesunden nicht terrorisieren.

Grob, J., Die Reform der Schreibdisziplin. XI, 10 (November 1913), S. 145–150.

Eine Reform ist dringend geboten in Hinsicht auf das Auge und auf den Schreibarm wie auch in Hinsicht auf das praktische Leben. Als Schreibschrift kommt nur die Antiqua in Frage (mit Ähnlichkeitsbeziehungen zur Fraktur). Die Schreibfeder soll stumpf sein.

Grosse, H., Die 23. Hauptversammlung des Deutschen Vereins für das Höhere Mädchenschulwesen in Halle a. d. S. vom 25.—30. März 1913. Deutsche Blätter für erziehenden Unterricht. 40, 31 (25. April 1913), S. 307—309; 32 (2. Mai), S. 316–318.

Wichtig wegen des Referats über den Vortrag von Drigalskis-Halle über Gesundheitspflege in den Höheren Mädchenschulen. 11—33 % aller Mädchen sind stark blutarm. Blutarmut, Herzfehler, Wirbelsäulenverkrümmungen, Sehfehler sind in den höheren Mädchenschulen häufiger als in den Mittel- und Volksschulen. Hinsichtlich der Ohren- und Lungenkrankheiten steht die höhere Mädchenschule besser da als jene. Unterricht in Hygiene erscheint in Frauenschulen und Lyceen wünschenswert.

Hanssen, Über den Geburtenrückgang. Münch. Med. Wochenschrift. 60, 36 (9. September 1913), S. 2004—2006

Sammelreferat über die verschiedenen vorliegenden Untersuchungen mit zahlreichen Zahlenangaben.

Hepner, Schulärztliche Tätigkeit im Staate Viktoria. Zeitschrift für Schulgesundheitspflege. 26, 5 (Mai 1913), S. 353—360.

Zahlenangaben nach dem Bericht des Unterrichtsministers des australischen Staates Viktoria über das Jahr 1911.

Herrmann, F., Jugendspiel und Wandern. Zeitschrift für Jugenderziehung. IV, 4 (1. November 1913), S. 98—104.

Eingehender Bericht über einen in Bern abgehaltenen Kurs zur Ausbildung von Spielleitern und -leiterinnen. (Juli 1913.)

Hoeflmayr, L., Schule und Sport. Der Arzt als Erzieher. 9, 5, 1913, S. 57—60.

Der Arzt ist der gegebene Spiel- und Turnleiter. Der Verfasser wendet sich gegen den von Philologen im Nebenamt erteilten Turnunterricht. Der Arzt hat in dieser Stellung regelmäßige Untersuchungen vorzunehmen und statistisch zu verarbeiten; für diesen Zweck müssen sportwissenschaftliche Institute geschaffen werden. Im einzelnen muß der Schularzt als Spiel- und Turnleiter möglichst für Individualisierung Sorge tragen. Mehr gepflegt könnte von den einzelnen Sportzweigen noch das Marschieren (auch mit Singen) werden.

Hofbauer, Ludwig, Ziele und Wege bei körperlicher Erziehung unserer Schuljugend. Zeitschrift für Schulgesundheitspflege. XXVII, 7 (Juli 1914), S. 481 bis 493.

Die Arbeit befaßt sich mit der Atmung, die durch die Atemübungen in den Schulen häufig ungünstig beeinflußt wird. Die Stärkung der Lungen wird nicht durch einmalige Aufblasung erzielt, sondern durch dauernde Ventilierung. Der dauernde Blähungszustand der Lunge ist nicht nützlich. Bei der Mundatmung nehmen die oberen Brustkastenpartien an der Atembewegung nahezu gar nicht teil. Es muß die Jugend also zur Nasenatmung erzogen werden. (Die Mundatmung ist in vielen Fällen als degeneratives Vererbungssymptom anzusehen.) Damit gelingt es auch, die Gefahr der Tuberkulose dauernd zu bannen. Auftreten unangenehmer Erscheinungen spricht für eine bereits erfolgte Schädigung der Lunge. In solchen Fällen ist ärztliche Überwachung von nöten.

Hofmokl, Eugen, Die sanitäre Säuglingsfürsorge und öffentliche Zuwendungen. Zeitschrift für Kinderschutz und Jugendfürsorge. VI, 6 (Juni 1914), S. 160—164.

Man kann in Österreich drei Typen von Einrichtungen unterscheiden: 1. Findelanstalten, bei denen sich der sanitäre Schutz in wirksamer Weise nur auf schwächliche und kranke Säuglinge erstreckt. Die Einrichtungen können nicht befriedigen und sind verbesserungsbedürftig. 2. Beratungsstellen mit freiwilligem Besuch. 3. Beratungsstellen im Anschluß an die Berufsvormundschaft, deren Wirkungskreis sich vornehmlich auf uneheliche Säuglinge erstreckt; ihr Besuch ist obligatorisch für die betreffenden Mütter oder Pflegerinnen. Derartige Beratungsstellen müßten in größerer Zahl errichtet werden. In Österreich hat Stadt und Land in dieser Hinsicht noch große Aufgaben zu erfüllen.

Hoffa, Theodor, Über Säuglings- und Kleinkinderfürsorge. Zeitschrift für Kinderschutz und Jugendfürsorge, V, 11 (November 1913), S. 325—328.

Die Kleinkinderfürsorge muß lückenlos sein. Zu unterscheiden ist offene und geschlossene Fürsorge. Die Anstalten der letzteren müssen Musteranstalten werden. Der Säuglingssterblichkeit gegenüber darf die Wichtigkeit der Kleinkinderfürsorge nicht unterschätzt werden.

D. Literatur.

Schriften des Bundes zur Erhaltung und Mehrung der deutschen Volkskraft und der Deutschen Gesellschaft für Bevölkerungspolitik.

In mehreren Städten Deutschlands sind in den letzten Kriegsjahren Vereinigungen gegründet worden, die unabhängig voneinander vaterländischen Grundfragen nicht bloß wissenschaftlich, sondern auch werktätig nachgehen wollen. Manche dieser Fragen sind den Lesern dieser Zeitschrift nicht neu. Andere wieder haben bereits in den »Beiträgen« eine medizinisch-pädagogische Sonder-Erledigung gefunden.[1]) Folgende Schriften stellen diese Grundfragen eigentlich lediglich in den Gesichtswinkel des Vaterländischen und geben ihnen dadurch zugleich eine neue Form in der sicherlich untrügerischen Hoffnung, erhöhte Beachtung und Verbreitung zu finden. Es liegen von ihnen vor:

1. **Abderhalden,** Geh. Med.-R., Prof. Dr. **E.,** Bund zur Erhaltung und Mehrung der deutschen Volkskraft, sein Zweck, seine bisherige Tätigkeit und seine Ziele. Halle, S. W. Knapp, 1916 68 S. 0,80 M.

Es gilt, in jeder deutschen Stadt durch den Weltkrieg entstandene Aufgaben zu lösen. Zu ihnen gehören die Bestrebungen zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, der Wohnungsnot, des Alkoholismus, der Mutter- und Säuglingsnot, sowie die Mahnung zur Pflege des Familienlebens und der Einfachheit in den Lebensgewohnheiten. Sie umfassen ferner die Jugendgerichts-, Schrebergärten-, Kinderhort- und Erziehungsheim-Angelegenheiten. Es ist ratsam, wenn sich immer ganze Gruppen der Bundesmitglieder dieser vaterländischen Grundfragen annehmen, entsprechend der jeweiligen Notlage — und diese Notlage überwinden durch Errichtung von Auskunfts- und Beratungsstellen, durch Ausstellungen, Aufführungen, Jugendbüchereien, Unterkunftsstätten, Vorträge und Flugschriften u. a. m. — Möchte diese großes Organisationstalent bekundende Werbeschrift auch den bislang untätigen Gliedern der Heimarmee das soziale Gewissen wecken! —

2. **Sellmann,** Prof. Dr. u. Liz. d. Theol. **A.,** Deutsche Volkskraft, ihre Erhaltung und Mehrung. Kriegs- und Friedensziele. Weimar, A. Dunker, 1917. 24 S. 0,40 M.

Der kürzlich wegen seiner vielgelesenen Kriegsschriften von der evang. theol. Fakultät zu Münster zum Liz. d. Theol. ehrenhalber ernannte Verfasser erörtert in aller Kürze folgende vaterländische Lebensfrage: Wie können wir wieder ein kinderreiches, tüchtiges Volk werden? — Er antwortet: Zur Abwendung des allmählichen Volksabsterbens müssen wir eine nationale Kolonial- und Familien-Politik treiben, die die Mehrung der Volkskraft ermöglicht, wir müssen aus unserer Selbst- und Genußsucht herauskommen und nicht allein national empfinden, sondern auch fromm und gottesfürchtig werden.

3. **Beneke,** Geh. Med.-R. Prof. Dr. **R.,** Über Krankheitsvererbung und Krankheitsanlage. Halle, S. W. Knapp, 1916. 39 S. 0,65 M.

Verfasser bespricht in aller Kürze Wesen, Äußerung und Meisterung der die Wissenschaft wie das öffentliche (vaterländische) Leben gleich bewegenden Probleme der Krankheitsanlagen und -vererbung. Diesen Problemen gewinnt er auch eine pädagogische Seite ab. Die Erziehung wird geradezu als eine »prophylaktische Panacee« gefeiert. Den Pädagogen wird es angenehm berühren, sein Arbeitsgebiet von einem hervorragenden Mediziner gewürdigt zu wissen.

4. **Paull,** Dr. **H.,** Arzt und städt. Schularzt in Karlsruhe. Deutsche Familie und Volkskraft. Vortrag, gehalten in der Gründungsversammlung des Bundes für deutsche Familie und Volkskraft. Heidelberg, Winters Univ.-Buchhandlung.

Wenn wir in einem künftigen Kriege den Sieg uns sichern und feindliche Eindringlinge erfolgreich abwehren wollen, müssen wir über einen National-Reich-

[1]) Vergl. Trüpers »Zeitfragen« und »Weltkrieg und Erziehung«. Zeitschrift für Kinderforschung 1914/15.

tum verfügen können, der in einem gesunden Nachwuchse besteht. Diesen Reichtum zu erwerben, ist nicht allein eine volkswirtschaftliche und völkische, sondern auch eine sittliche Angelegenheit. Vor dem Kriege hatte man sich gewöhnt, die materiellen Güter des Lebens viel zu hoch zu werten gegenüber den idealen. Man betrachtete den Willen zur Zeugung und die Erziehung der Kinder zu körperlich, geistig und sittlich höher stehenden Menschen nicht als eine sittliche Aufgabe. Die lebenslängliche Einehe (Familie) muß wieder in den Mittelpunkt des öffentlichen Schutzes gestellt werden. Dann können alle volksfeindlichen Erscheinungen, die z. B. den Geburtenrückgang verschulden, gebannt und durch eine geeignete Gesetzgebung beseitigt werden.

Wenn — wie Verfasser sagt — in Städten und Landgemeinden sich die gutgesinnten Menschen zusammenscharen, so können diese Ideale zur Verwirklichung und Verbreitung gelangen zum Segen des Vaterlandes. —

5. **Bericht über die Versammlung der Deutschen Gesellschaft für Bevölkerungspolitik** am Montag, den 18. Oktober 1915 im Preuß. Abgeordnetenhause. Berlin, J. Sittenfeld, Hofbuchdrucker, 1916. 56 S.

In der Erwägung, daß das wertvollste Kapital der Völker der Mensch ist, will auch die Gesellschaft für Bevölkerungspolitik die vielen Gefahren bekämpfen, die das deutsche Volk vermöge des Sinkens der Geburtenziffer bedrohen. Der Versammlungsbericht bietet einen lebhaften Meinungsaustausch hervorragender Männer und Frauen. Bei der gemeinschaftlichen Abwägung der etwa zu ergreifenden Maßnahmen kommt u. a. auch zum Ausdruck (S. 51): Es handelt sich nicht allein hier um rein hygienische oder rein wirtschaftliche, sondern auch um ethische, volkserzieherische Fragen. Vor allen Dingen muß die materialistische Lebensauffassung bekämpft und der Sinn für Familienleben zur Begründung eines nationalen Sozialismus gefördert werden — und zwar nicht bloß in den Kreisen der Ungebildeten.

Halle a. S. Dr. B. Maennel.

Lehm, Kurt, Stoffsammlung zum Sprechunterricht auf der Vor- bezw. Unterstufe der Hilfsschule. Heft 107 der »Beiträge zur Kinderforschung und Heilerziehung«. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann), 1914. VII und 100 S. Preis 1,75 M.

In dem 7. Heft des 19. Jahrganges der »Zeitschrift für Kinderforschung« legt der Verfasser seine Anschauungen über den Sprechunterricht auf der Vor- bezw Unterstufe der Hilfsschule dar. In vorliegender Arbeit bietet er eine Stoffsammlung zum Sprechunterricht. Für die Abfassung der »Stoffsammlung« sind folgende Gesichtspunkte maßgebend gewesen:

Nach Vor- und Lautübungen muß bald das Wort- und Satzsprechen einsetzen.
Dadurch vermittelt der Sprechunterricht Sprechfertigkeit, Begriffe.
Der Stoff muß sich zu Erfahrungsbildern ausbauen.
Für den Aufbau sind auch sprechtechnische Schwierigkeiten zu berücksichtigen.

Beim sprechtechnischen Aufbau des Planes folgt Lehm im großen ganzen dem Lautlehrgang Engels, dessen Schüler er gewesen ist. Wer in der Vor- bezw. Unterstufe der Hilfsschule den Sprechunterricht zu erteilen hat, der greife zu diesem erprobten Führer.

Danzig-Langfuhr. Franz Maschkewitz.

Kockelmann, Paul, Direktor der Provinzial-Taubstummenanstalt zu Aachen, Taubstummenbildung und Taubstummenfürsorge. Ein Wort der Aufklärung für alle Gebildeten, besonders für Seelsorger, Lehrer und Lehrerinnen und für Eltern taubstummer Kinder. Zweite, vermehrte Auflage. Düsseldorf, L. Schwann. 62 S. Preis 1 M.

Im Jahre 1909 regte der Landeshauptmann der Rheinprovinz an, den Zöglingen der Lehrer- und Lehrerinnenseminare Gelegenheit zu geben, sich über die Art des Verkehrs mit Taubstummen und über den Betrieb in den Taubstummenanstalten theoretisch und auch durch unmittelbare Anschauung zu unterrichten. Das Königliche Provinzial-Schulkollegium in Coblenz ging dieser Anregung nach, ordnete den Besuch von Taubstummenanstalten an und empfahl den jungen Lehrern und Lehrerinnen, sich mit den Aufgaben und der Arbeitsweise der Taubstummen-

bildung vertraut zu machen. Der Verfasser führte die Schülerinnen des Aachener Seminars, bevor diese dem Unterrichte beiwohnten, durch Vorträge in das Wesen der Taubstummen und in die Eigenart und Schwierigkeit ihrer Ausbildung ein. Diese Vorträge, die überaus praktisch angelegt sind und sich durch eine klare Sprache auszeichnen, bietet der Verfasser in seiner Schrift. Seine Ausführungen erstrecken sich auf folgende Abhandlungen: 1. Der ungebildete Taubstumme. 2. Was tut die Schule an den Taubstummen? 3. Die Behandlung taubstummer Kinder durch ihre Angehörigen. 4. Besondere Gesetzesbestimmungen für den Taubstummen. 5. Gesetz, betreffend die Beschulung blinder und taubstummer Kinder. Zum Lobe der Schrift sei darauf hingewiesen, daß vier Provinzial-Schulkollegien und elf Regierungen ihre Anschaffung empfohlen haben.

Danzig-Langfuhr. Franz Matschkewitz.

Major Corsep, Die Erziehung unseres Armee-Nachwuchses. Grundsätze und praktische Beispiele. 4. Auflage. Erfurt, Literarisches Auskunfts-Bureau. 43 Seiten. Preis 60 Pf.

Derselbe, Anlage zu dem Leitfaden. Übungsplan für 25 Tage. Erfurt, O. Kühne. 26 Seiten. Preis 30 Pf.

Die beiden Büchlein werden für alle Lehrer, die in der Jugendpflege arbeiten, wo sie unsere Jugend besonders auch »militärisch schulen«, eine willkommene Anleitung sein. Major Corsep nimmt einen Standpunkt in dieser Erziehungsangelegenheit ein, dem wir beitreten müssen. Seine erzieherischen Ratschläge bringen dem Pädagogen ja nichts Neues, da sie für ihn jederzeit maßgebend und erstrebbar waren; aber es ist uns angenehm, sie auch einmal von militärischer Seite unterstrichen zu sehen. Die militärische Schulung unserer Jugend ist an so manchem Orte in falscher Weise betrieben worden; teils suchte man zu viel rein Militärisches und zu viel Äußerliches hineinzulegen, teils übertrieb man die Abhärtung, so daß wir nicht wenige Schäden entstehen sahen. Corsep gibt darum hier einen scharf umrissenen Plan von der zu leistenden Arbeit, überhaupt von dem, was das Militär als geistigen Besitz des Rekruten zum Heil des Vaterlandes erwartet. »Wir müssen allmählich überall dahin gelangen, das Wesen der Wehrvorbereitung, der Wehrerziehung unsres Nachwuchses in etwas Besserem zu suchen, als in der Nachäffung militärischer Äußerlichkeiten. Der Rock macht nicht den Soldaten, sondern der gesunde und gestählte Körper und der gute und straff geschulte Geist, der im Rocke wohnt.« Daß die Tätigkeit des Lehrers und des ausbildenden Offiziers viel Verwandtes haben, ist richtig. So, wie Corsep wünscht, daß sich die erzieherische Tätigkeit der Lehrer zum Segen des Vaterlandes auf die Gebiete der Wehrkraft-Bestrebungen ausdehnen möge, hoffen wir vom pädagogischen Standpunkte aus, daß sich auch die Tätigkeit des Offiziers pädagogischer gestalte, wodurch beiden, Offizieren und Mannschaften, die Ausbildung leichter und behaglicher wird.

Meißen i. Sa. Kurt Walther Dix.

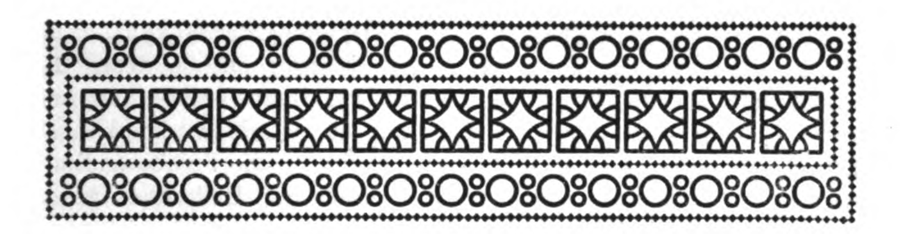
Zur Besprechung eingegangen:

Uhde, Dr. Johann, k. k. Universitätsprofessor, Graz.
1. Der moralische Schwachsinn. Im Selbstverlag von Österreichs Völkerwacht. Graz 1918. Preis 1,20 K.
2. Moralische Massenverseuchung durch Theater und Kino. Preis 1 K.

Jugendfürsorge. Mitteilungen der deutschen Landeskommission für Kinderschutz und Jugendfürsorge in Böhmen. Geleitet von Hugo Heller. 3. Jahrgang. Heft 5 und 6.

Die Naturwissenschaften. Wochenschrift für die Fortschritte der Naturwissenschaft, der Medizin und der Technik. Begründet von Dr. A. Berliner und Dr. C. Thesing. Herausgegeben von Dr. Arnold Berliner und Prof. Dr. August Pütter. Verlag von Julius Springer in Berlin W. 9. Sechster Jahrgang. Heft 18. S. 265 ff.: Inhalt: Carl Stumpf. Zu seinem 70. Geburtstage. Von Prof. Dr. Becher, München.

Druck von Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann) in Langensalza.



A. Abhandlungen.

Schule und Bevölkerungshygiene.

Von

Dr. med. **W. Fischer-Defoy** in Dresden, National-Hygienemuseum.

Die bevölkerungspolitischen Gesetzentwürfe, die dem Reichstag zugegangen und von ihm am 20. II. 1918 dem Ausschuß für Bevölkerungspolitik zur Beratung überwiesen sind, beanspruchen in mehrfacher Beziehung die allgemeine Aufmerksamkeit. Es ist das erste Mal, daß das Reich Schritte tut, unsere Volkskraft mit Hilfe von gesetzlichen Maßnahmen wieder aufzubauen. Nicht nur die gesamte Ärzteschaft, sondern auch zahlreiche gemeinnützige Vereine haben seit Jahren nach einer gesetzlichen Regelung der Bevölkerungshygiene gestrebt, und man hat allen Grund, die Gesetze als den verheißenden Beginn einer neuen Ära zu begrüßen, wenn sie auch von dem, was unserm Volke zu seinem Gedeihen und Aufblühen wirklich nottut, noch weit entfernt sind. Andrerseits hat aber die Durchberatung der Gesetze noch das Gute, daß die Aufmerksamkeit von weitesten Kreisen, die bisher der Frage völlig gleichgültig gegenübergestanden haben, auf die Bevölkerungspolitik und damit auf ihre Quintessenz, die Bevölkerungshygiene, gelenkt wird. Die vielen Artikel, die Zeitungen und Wochenblätter über den Geburtenrückgang brachten, haben wohl auch mancherlei Interesse wachgerufen, aber anscheinend wurde doch die ganze Angelegenheit nicht so ernst genommen. Das ist aber jetzt, nachdem sich das Reich damit befaßt hat, durchaus der Fall. Allmählich wird sich das ganze Volk der Tragweite dieses Vorgehens bewußt.

Der eine Gesetzentwurf sucht der Verbreitung der Geschlechtskrankheiten Einhalt zu gebieten und bedroht mit schwerer Gefängnisstrafe alle diejenigen, die bewußt zu ihrer Verbreitung beitragen. Sodann regelt er die Behandlung der Geschlechtskrankheiten dadurch, daß er sie Nichtärzten gänzlich verbietet, die Fernbehandlung ausschließt und jegliche öffentliche Anpreisung von Heilmitteln gegen sie untersagt. Weiterhin wird die ärztliche Überwachung der Dirnen, die am meisten zur Verbreitung der Geschlechtskrankheiten beitragen, verschärft und ihre zwangsweise Unterbringung in einem Krankenhaus gesetzlich ermöglicht. Ferner werden besondere Vorsichtsmaßregeln getroffen, um die Übertragung von Syphilis von Ammen auf Kinder, aber auch umgekehrt von diesen auf jene, zu verhüten.

Der zweite Gesetzentwurf will den Geburtenrückgang dadurch eindämmen, daß er das gewerbsmäßige Herstellen und Indenverkehrbringen, ferner die Ankündigung von empfängnisverhütenden und schwangerschaftsbeseitigenden Mitteln verbietet und die Bestimmungen verschärft, die die Unterbrechung der Schwangerschaft untersagen.[1]

In diesen beiden Gesetzentwürfen darf man nicht mehr als den Anfang zu einer sozialen Regelung der Bevölkerungshygiene erblicken; ob sie wirklich praktisch viel erreichen werden, die Frage bleibe dahingestellt. Es wird schwierig sein, nachzuweisen, ob jemand wirklich mit Bewußtsein eine Geschlechtskrankheit übertragen hat; vielleicht wird dieser Paragraph nur durch Abschreckung Gutes zeitigen. Auch das Dirnentum wird viel fester angepackt werden müssen, damit es aufhört, die Hauptquelle für die Ausbreitung der Geschlechtskrankheiten zu sein. Und sicherlich wird das Verbot der empfängnisverhütenden Mittel nicht ausschließen, daß nach wie vor Wege eingeschlagen werden, die sich der gesetzlichen Kontrolle entziehen. Aber wie gesagt, der Anfang ist gemacht worden, und er muß anerkennend und freudig begrüßt werden. Vor allen Dingen aber sollten uns die Gesetzentwürfe daran mahnen, daß es an der Zeit ist, alle Kräfte dafür einzusetzen, daß unser Volk vor einem Niedergang bewahrt bleibt. Niemand darf die Hände in den Schoß legen, denn es sind deutliche Anzeichen vorhanden, daß der Volkskraft schwere Gefahren drohen, und daß es höchste Zeit ist, ihnen Einhalt zu gebieten.[2]

Am bedenklichsten ist in bevölkerungshygienischer Beziehung

---

[1]) Weitere Anträge des Ausschusses für Bevölkerungspolitik, die der Reichstag angenommen, betreffen den Schutz von Mutter und Kind.

[2]) Vergl. Trüper, Weltkrieg und Erziehung. Zeitschr. f. Kinderforschung XX, S. 97—100, 241—248, 364—369, 418—427, 549—565.

der Geburtenrückgang zu werten, eine Erscheinung, die wir kurz an der Hand einiger Zahlen beleuchten müssen. Im Deutschen Reiche kamen im Jahre 1877 auf 1000 Einwohner jährlich 40 Geburten; diese Zahl verminderte sich bis zum Jahre 1900 nur wenig, sank dann aber bis 1910 auf 29,8 und 1914 auf 26,8, trotzdem die Zahl der Eheschließungen gestiegen war. Während im Jahrzehnt 1881 bis 1890 auf 1000 Frauen 152,65 Geburten kamen, sank diese Zahl 1891—1900 auf 148,50 und 1901—1910 auf 134,97. Das bedeutet, wenn wir einmal einen Zeitraum von 20 Jahren an unsern Blicken vorübergleiten lassen, daß wir 1895 bei 52 Millionen Einwohnern im Deutschen Reiche 1877278 Lebendgeburten hatten, dagegen 1914, trotzdem die Einwohnerzahl um 15,8 Millionen auf 67,8 Millionen gestiegen war, mehr als 58000 weniger, nämlich 1819000.

Noch überwiegen zwar die Geburten die Sterbefälle, deren Zahl dank der Verbesserung der hygienischen Zustände und der dadurch bedingten längeren Lebensdauer stetig gesunken ist, um ein Beträchtliches, und noch ist die Gefahr, daß die letzteren die ersteren an Zahl übertreffen, nicht in greifbare Nähe gerückt. Der Krieg hat jedoch Verhältnisse mit sich gebracht, die es durchaus nicht unwahrscheinlich machen, daß der Geburtenrückgang zu einem Geburtensturz wird und somit die Erholung des Volkes von den gewaltigen Opfern, die gebracht werden mußten, die aber wieder zu ersetzen nur möglich ist, wenn ein zahlreicher kräftiger Nachwuchs seine ganze Kraft einsetzt, in Frage stellt. Volkserstarkung und Volksvermehrung — beide sind nötig zum Aufbau der Zukunft, zur Sicherung nicht nur der militärischen, sondern auch der wirtschaftlichen Macht — werden in allererster Linie durch den Mangel an Männern bedroht. Noch entzieht es sich unserer Kenntnis, wieviel Hunderttausende der Kampf dahingerafft hat. Das Schwerwiegende dabei ist, daß es sich nicht um Männer schlechthin handelt, sondern daß es Männer im kräftigsten, im zeugungsfähigen Alter sind, die dem Krieg und seinen Folgen erliegen und dahinsterben, ohne ihr Mannsein, ihre allen Gefahren trotzende Markigkeit auf Nachkommen übertragen zu können. Schon der Ausfall derer, die den Einsatz ihres Lebens für das Vaterland mit dem Tode bezahlen mußten, wiegt schwer. Zu ihnen aber kommen noch jene Unzähligen, die zwar das Leben mit heimbringen aus dem Felde, aber das, was das Leben erst lebenswert macht, die Gesundheit, zugesetzt haben. Wie mancher Kriegsteilnehmer hat sich, den eingreifendsten klimatischen Strapazen trotzend, den Keim zu einer Seuche, wie z. B. zur Tuberkulose, geholt, wie manch einer siecht an den Folgen einer Verwundung dahin, und schließlich wie Viele mußten

das Nachgeben dem gewaltigsten der Naturtriebe gegenüber mit einer Geschlechtskrankheit bezahlen. Durch alle diese Möglichkeiten werden viele Männer von der Fortpflanzung ausgeschaltet; vielleicht stehen diese an Zahl den Gefallenen und Gestorbenen nicht nach.

Nicht nur unmittelbar wird dieser Männermangel nach dem Kriege darin zum Ausdruck kommen, daß weniger Ehen geschlossen, diese aber bei weitem kinderärmer als früher sein werden, und somit die Geburtenziffer immer weiter sinken wird, sondern auch darin wird er sich in verhängnisvoller Weise geltend machen, daß eine große Anzahl von Frauen, die wohl auf Millionen zu schätzen ist, mehr als in anderen Zeiten unverheiratet bleibt; es ist kaum auszuschließen, daß viele von ihnen im außerehelichen Verkehr Befriedigung suchen, daß dadurch in viel höherem Maße als früher der Verbreitung der Geschlechtskrankheiten Tür und Tor geöffnet sein wird, und schließlich wiederum zahlreiche Männer den Keim zur Schwächung und Zeugungsunfähigkeit empfangen, was in einer weiteren Herabsetzung der Geburtenziffer seinen Ausdruck findet.

Der Geburtenrückgang bildet aber nicht das einzige bevölkerungshygienische Problem, dessen Lösung uns vor harte Aufgaben stellt. Ein zweites Moment reißt eine gewaltige Menge von vielverheißenden Keimen aus dem Boden und läßt sie verdorren, und das ist die Säuglingssterblichkeit. Zwar ist es kräftigsten Gegenmaßregeln, die von den verschiedensten Seiten her unternommen wurden, gelungen, sie herabzusetzen. Aber noch immer werden im Deutschen Reich jährlich 360 000 Kinder im ersten Lebensjahr dahingerafft und somit ausgeschaltet, an der Erhaltung und Erstarkung des Volkes Anteil zu nehmen. Deutschland wird in der Höhe dieser Zahl nur noch von Rußland übertroffen; alle anderen Länder stehen erheblich günstiger da.

Die Säuglingssterblichkeit wäre weniger schwerwiegend für uns, wenn ihr nicht der Geburtenrückgang gegenüber stände. So aber wird der Ausfall, den dieser der Volkskraft zufügt, noch erheblich dadurch verschärft, daß ein großer Teil der glücklich zur Welt gekommenen Kinder dem Tode bestimmt ist. Wir haben doppelte Ursache, die Säuglingssterblichkeit mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu bekämpfen; wie wir sehen werden, können wir damit auch auf den Geburtenrückgang einwirken.

Nur ein kurzer Blick sei auf die tieferen Ursachen des Bevölkerungsrückganges geworfen. Daß er durch die Folgen des Krieges erheblich gesteigert werden kann, sahen wir bereits. Diese Folgen liegen größtenteils auf gesundheitlichem Gebiet. Aber auch die wirt-

schaftlichen Nachteile, die zum mindesten die ersten Jahre nach Friedensschluß bringen werden, können insofern die Geburtenziffer herabsetzen, als sie das Heiraten erschweren. Der Grund, daß es überhaupt zu einem derartigen Sinken der Geburtenzahl kommen konnte, ist vorwiegend ein moralischer; gegen ihn treten die gesundheitlichen, wie Ausbreitung des Alkoholismus, der Tuberkulose, der Geschlechtskrankheiten, zurück. Der Geburtenrückgang ging Hand in Hand mit dem größeren Wohlstand des Volkes, mit der durch den Kulturfortschritt und die Hast des Erwerbslebens bedingten Zunahme des Erholungs- und Zerstreuungsbedürfnisses des Einzelnen, wobei Kinder nur zu leicht als ein gegenständliches und pekuniäres Hindernis betrachtet wurden. Ein Volk, das mit derartiger Ausdauer den übermenschlichen Strapazen des Weltkrieges standhält, kann in seiner Gesamtheit unmöglich minderwertig, nicht degeneriert sein. Die natürlichen Kräfte, die zur Volksvermehrung notwendig sind, sind da, aber zurückgedrängt durch eine gewisse Veroberflächlichung der Lebensauffassung. Die Kinderlosigkeit ist in den meisten Fällen eine beabsichtigte. Bebel sagt (Der Sozialismus und die Frau): »Der Bauer ist vergnügt über jedes Kalb, das seine Kuh ihm bringt, er zählt mit Behagen die Zahl der Jungen, die ein Mutterschwein ihm wirft, und mit Befriedigung berichtet er das Ergebnis seinen Nachbarn; aber er blickt düster, wenn ihm seine Frau zu der Zahl seiner Sprößlinge, die er glaubt ohne schwere Sorgen erziehen zu können — und groß darf sie nicht sein — einen neuen Zuwachs schenkt.«

Die oberflächliche Lebensauffassung macht sich auch bei der Säuglingssterblichkeit geltend. Sie betrifft überwiegend solche Kinder, denen von ihren Müttern die Brustnahrung versagt ist; sie ermangeln infolgedessen der natürlichen Schutzkräfte gegen Krankheiten verschiedener Art; sterben doch 3—4 mal soviel Flaschenkinder als Brustsäuglinge. Es können auch körperliche Mängel vorliegen, oder Krankheiten, oder Alkoholismus, die es der Mutter unmöglich machen, dem Kinde die Brust zu reichen. Manchmal hält sie aber hiervon nur Bequemlichkeit zurück, wohl auch eine auf ganz falschen Voraussetzungen fußende Eitelkeit, vielfach aber auch Unkenntnis des wahren Sachverhaltes. Multatuli gießt einmal seinen bitteren Spott darüber aus, daß zwar niemand sich Vögel hält, der nichts von ihrer Pflege weiß, daß aber die 600 Millionen Kinder auf der Welt »gehalten« werden von 3 oder 400 Millionen Menschen, die zumeist nichts davon verstehen. Unerfahrenheit in der Säuglingspflege muß überhaupt als das für die Kindersterblichkeit verhängnisvollste Moment betrachtet werden.

Drei Ziele sind es, die dem vorschweben müssen, der für die Bevölkerungshygiene kämpfen will: erstens muß dahin gestrebt werden, daß mehr Menschen als bisher zur Welt kommen; zweitens muß die Säuglingssterblichkeit auf das denkbar geringste Maß eingeschränkt werden (diese beiden Forderungen bezwecken die zahlenmäßige Vermehrung des Volkes); drittens — und das kommt auch wiederum der Bekämpfung des Geburtenrückgangs und der Säuglingssterblichkeit zugute — muß alles getan werden, daß ein kräftiges, starkes, nutzbringendes Geschlecht heranwachse, frei von Mängeln und Krankheiten.

Die bevölkerungshygienische Frage nach der Zukunft des deutschen Volkes ist eine derartig dringende, daß alle Hilfskräfte mobil gemacht werden müssen. Unter diesen nimmt aber die Schule eine hervorragende Stelle ein.

Allmählich wachsen die Aufgaben der Schule ins Unendliche. Um nur einige zu erwähnen, die ins hygienische Gebiet fallen, so verlangen die Vereinigungen zur Bekämpfung des Alkoholismus, der Tuberkulose, der Geschlechtskrankheiten weitgehende Berücksichtigung ihrer Bestrebungen, wenn irgend möglich sogar regelmäßige Lehrstunden. Und nun auch noch die Bevölkerungshygiene! Dabei ist aber zu bedenken, daß die Schule der wichtigste Faktor für die soziale Erziehung des Menschen ist. Soziales Empfinden lernt das Kind in der Familie, selbst wenn sie mehrköpfig ist, kaum; in der Schule wird es erweckt. Soziales Denken aber muß dem Kinde schon frühzeitig anerzogen werden. Alles, was der Gemeinschaft zugute kommt, dient ja auch zu seinem persönlichen Besten. Durch die Aufnahme bevölkerungshygienischer Bestrebungen braucht die Schule in ihrem Lehrplan nicht besonders belastet zu werden. Sie passen sich leicht den allgemeinen hygienischen Zielen an, die sich mit der Zeit einen immer festeren Boden auch im Unterricht gewinnen und ja dringend notwendig sind, wenn wirklich die Kinder zu nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft werden sollen. In der sozialen Erziehung bildet die hygienische Unterweisung einen wichtigen Stützpunkt.

Wir wollen hier zunächst sehen, wie die Schule den gesundheitlichen Schäden, die sich der Bevölkerungshygiene in den Weg stellen, wirksam entgegentreten kann. Da wäre zunächst der Alkoholismus zu nennen. Es ist durch Weichselbaum nachgewiesen, daß der Alkohol auf die männlichen Keimzellen direkt schädigend wirkt, daß er sehr wohl die Zeugungsfähigkeit aufheben kann. In vielen Fällen kommt es nur zu einer Beeinträchtigung der letzteren; im Rausch erzeugte Kinder sind nicht selten geistig minderwertig. Nach Demmes Untersuchungen entstammten 10 Trinkerfamilien 57 Kinder; aber von

diesen 57 waren nur 10 normal, während die übrigen entweder früh starben oder mit einem körperlichen oder geistigen Fehler aufwuchsen; dagegen erwiesen sich von 61 aus nicht dem Trunke verfallenen Familien stammenden Kindern 50 als geistig und körperlich normal. Es bedarf keiner besonderen Erwähnung, daß unsere Irrenhäuser, die Gefängnisse und Zuchthäuser voll von Alkoholikern sind, daß der größte Teil der Dirnen aus Säuferfamilien stammt. Darf man daraus auch nicht immer schließen, daß der Alkohol für alle Fälle von Geisteskrankheiten und Verbrechen verantwortlich zu machen ist, denn oft entspringt die Neigung zum Trunk nur derselben Willensschwäche, die auch den Grund zur Geisteskrankheit oder zur Neigung zu Verbrechen bildet, so erhellt doch daraus, ein wie großer Feind er für alle bevölkerungshygienischen Bestrebungen ist, und wie sehr er bekämpft werden muß. Der Alkohol zerrüttet das Familienleben, zerstört Körper und Geist. Eine Anzahl kinderloser Ehen sind auf seine Rechnung zu setzen. Auch auf die Säuglingssterblichkeit kann er insofern einen unheilvollen Einfluß haben, als er die Ergiebigkeit der weiblichen Milchdrüse herabsetzt und somit manches Kind der ihm zukommenden natürlichen Nahrung beraubt.

Von zahlreichen Seiten ist darauf hingewiesen worden, wie mancherlei Gelegenheit sich dem Lehrer bietet, gegen den Alkohol zu Felde zu ziehen,[1]) wie er im Religionsunterricht die Frage von der moralischen, im gesundheitlichen von der anatomischen Seite her behandeln kann, wie im Deutschen geeignete Lesestücke oder Gedichte, im Geschichtsunterricht Beispiele hervorragender Persönlichkeiten, beim Rechnen passende Aufgaben das Interesse des Schülers auf die Vorteile der Enthaltsamkeit, die schweren Schäden der Trunksucht hinlenken können. Die gelegentlichen Hinweise scheinen noch größeren Eindruck zu machen als die Durchführung eines systematischen Antialkoholunterrichts, zumal wenn sie durch das Beispiel des Lehrers

[1]) S. u. a. Trüper, Anfänge abnormer Erscheinungen im kindlichen Seelenleben, Altenburg 1902. S. 25—28. — Oort, Über den Einfluß des Alkoholgenusses der Eltern und Ahnen auf die Kinder. Beiträge zur Kinderforschung und Heilerziehung. Heft 57. — Schauer, Beobachtungen über die typischen Einwirkungen des Alkoholismus auf unsere Schüler. Ebenda. Heft 98. — Dannmeier, Die Aufgaben der Schule im Kampf gegen den Alkoholismus, Päd. Mag. Heft 211. — Sladeczek, Schule und Alkoholismus. Mäßigkeitsverlag, Berlin 1905. — Bode, Schule und Alkoholfrage, Weimar 1902. — König, Der Alkohol in der Schule Straßburg 1912. — Ulbricht, Die Alkoholfrage in der Schule, Mäßigkeitsverlag, Berlin 1912. — Wilker, Die Bedeutung und Stellung der Alkoholfrage in der Erziehungsschule. München 1908. — Ders., Alkoholismus, Schwachsinn und Vererbung. Päd. Mag. 483. — Ders., Die Bedeutung der Alkoholfrage für den Lehrer.

außerhalb der Schule, wie z. B. bei Ausflügen, noch vertieft werden. Denn das Beispiel reizt zur Nachahmung. Pestalozzi sagt: »Es ist mir zur Unaussprechlichkeit klar geworden, um wieviel wahrhafter der Mensch durch das, was er tut, als durch das, was er hört, gebildet wird.«

Auch die Bekämpfung der Tuberkulose dient der Bevölkerungshygiene. Ihre große Verbreitung macht sie zu unserer schlimmsten Volksseuche, die sich ihre Opfer aus allen Lebensaltern sucht, besonders aber die Jugend in ihrer ersten Reife dahinrafft und große Lücken in die Reihen derer reißt, die dereinst die Kraft des Volkes auf kommende Geschlechter übertragen sollen. Es muß alles getan werden, um weitere Verluste an Fortpflanzungsfähigen durch die Tuberkulose zu verhüten. Auch dazu kann die Schule ihre hilfreiche Hand leihen und durch Hinweise beim Unterricht, durch Vorträge seitens der Schulärzte, durch Lesestücke, die in Gestalt von Merkblättern leicht dem Lesebuche angeheftet werden können, durch hierauf bezugnehmende häusliche Aufsätze die Aufmerksamkeit der Schüler und durch ihre Vermittlung die der Eltern auf die Tuberkulose und ihre Bekämpfung lenken. Eine gewissenhafte körperliche Erziehung, Freiübungen, die die Weitung des Brustkorbes durch ausgiebige Atmung bezwecken, gute Durchlüftung der Schulräume, Sorge für gesunde Spielplätze, werden aber noch mehr als die theoretischen Erörterungen dazu beitragen, die Krankheit zurückzudrängen.[1])

Ein besonderes Augenmerk erfordert in bevölkerungshygienischer Beziehung die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten; die Anzahl der Ehen, die in Deutschland infolge von Geschlechtskrankheiten kinderlos bleiben, wird auf 350000 geschätzt, und der Ausfall an Geburten allein durch die Nachwehen des Trippers auf 200000 im Jahr, wozu noch die vielen Fehl-, Früh- und Totgeburten kommen, die auf Syphilis zurückzuführen sind, ganz abgesehen davon, daß zahlreiche rechtzeitig geborene Säuglinge an der ererbten Syphilis zugrunde gehen. Das sind gewaltige Zahlen, und aus ihnen kann man auf die beträchtliche Einbuße an Volkskraft schließen, die auf die Rechnung der Geschlechtskrankheiten zu setzen ist. Daß ihre weitere Zunahme nach dem Kriege zu befürchten ist, wurde bereits erwähnt. Leider sind der Schule die Möglichkeiten, sie zu bekämpfen, beschränkt, zumal das preußische Herrenhaus 1916 den Antrag des Freiherrn von Bissing, allen Schülern vor ihrem Abgange eine entsprechende Belehrung zuteil werden zu lassen, nicht in dem geplanten Umfang

[1]) S. Lorentz, Die Bekämpfung der Tuberkulose. Päd. Mag. Heft 542.



angenommen hat. Immerhin ist sie in der Lage, wenn sie nicht, vielleicht im Einvernehmen mit den Eltern, früher dazu Gelegenheit gehabt hat, den Schülern, sei es unter vier Augen, sei es vor der Klasse, die Gefahren der Geschlechtskrankheiten eindringlich zu schildern, ihren Zöglingen vor dem Abgang zu einem Lebensberuf die Augen über diese verheerenden Volksseuchen zu öffnen. Die geschlechtliche Erziehung kann aber nur dann etwas erreichen, wenn ein fester Willen, eine gewisse sittliche Reife schon herangebildet ist. Die sittliche Erziehung kommt zugleich auch der geschlechtlichen zugute. Wie die Schule die Jugend festigt und wappnet gegen die Gefahren der Geschlechtskrankheiten, ob auf dem Wege der Abschreckung, ob vorzugsweise mit religiösen Mitteln oder auf naturwissenschaftlicher Grundlage, ob das patriotische Gefühl geweckt wird durch Hinweise auf den gesunden Nachwuchs, den das Vaterland gebraucht, der aber durch die Geschlechtskrankheiten in Frage gestellt wird, ist im Grunde einerlei. Der Bevölkerungshygiene ist nur mit dem Erfolge gedient, und sie muß die geschlechtliche Enthaltsamkeit bis zur Ehe als das einzige unbedingt zuverlässige Mittel gegen eine geschlechtliche Ansteckung und als das erstrebenswerte Ziel ansehen.[1])

Der Bevölkerungshygiene kommt der gesamte gesundheitliche Unterricht zugute; er hat ja zum Ziel, den Kindern die Grundzüge der Krankheitsverhütungen einzupflanzen und ihnen die Mittel in die Hand zu geben, den Schädigungen, die eine Herabsetzung der Gesundheit zur Folge haben, die Körper oder Geist schwächen können, aus dem Wege zu gehen. Ob es ratsam ist, in der Schule auf die Bevölkerungshygiene direkt einzugehen, bleibe dahingestellt. Es richtet sich ganz nach den jeweiligen Umständen, was der Lehrer dem Verständnis der ihm Anvertrauten zumuten kann. Gelegentliche Vorfühlungen werden ihn leicht darüber aufklären. Vielleicht bietet der Geschichtsunterricht Anknüpfungspunkte wie den Untergang des römischen Volkes infolge der ausschweifenden Lebensweise, oder die Geographiestunde ein Beispiel in der Degeneration der Indianer infolge von Unmäßigkeit. In Amerika sind Versuche gemacht worden, auch den Schülern rassenhygienische Vorträge zu halten; man scheint aber die Erfahrung gemacht zu haben, daß es vorzuziehen ist, zunächst die Lehrer über die wichtigsten Fragen aufzuklären.

Die hygienischen Einrichtungen des Schulgebäudes und des Schulzimmers bieten mancherlei Anknüpfungspunkte, die Schüler auf

[1]) Welander, Prof. E., Über den Einfluß der venerischen Krankheiten auf die Ehe sowie über ihre Übertragung auf kleine Kinder. Beiträge zur Kinderforschung und Heilerziehung. Heft 55.

die Wichtigkeit der Wohnungshygiene hinzuweisen, ihnen das Verständnis für sie zu erwecken, ihnen auch gewisse Unarten abzugewöhnen, die sich mit der Reinhaltung einer Wohnung nicht vertragen. Der Lehrer kann dem Schüler den Sinn für die Sauberkeit seiner Umgebung anerziehen. Was das für die Bevölkerungshygiene bedeutet, zumal für die Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit, vermag jeder zu bestätigen, der weiß, wie es in einer Wohnung aussieht, in der jahraus, jahrein die kleinen Kinder dahinsiechen, um entweder dem Tode zu verfallen, oder mit einem für immer geschwächten Körper davon zu kommen. Die schmutzige Wohnung allein kann zwar nicht Krankheiten hervorrufen, daß sie aber die Widerstandsfähigkeit des Körpers gegen sie erheblich herabzusetzen vermag, ist gewiß. Der Schüler muß beizeiten lernen, daß man, wenn irgend möglich, vermeiden soll, in dunklen Wohnungen zu wohnen, daß wir der Sonne bedürfen, daß, wo sie scheint, der Arzt nicht hineinkommt. Zuweilen bietet sich dem Lehrer auch Gelegenheit, den Schülern die Freude am Eigenheim zu erwecken, ihnen für die bevölkerungshygienisch höchst bedeutungsvolle Bodenreform Interesse einzuflößen, vielleicht an der Hand eines Lesestückes oder Rechenexempels.[1])

Zu einer sauberen Umgebung gehört aber in erster Linie ein sauberer Körper. Auch in der Erziehung zur persönlichen Sauberkeit muß die Schule eine Aufgabe sehen und hierin das Elternhaus ergänzen und unterstützen, wenn sie nicht gar in die Lage kommt, dasselbe in dieser Beziehung ersetzen zu müssen. Sie kann sogar versuchen, vom Kinde aus auf die Eltern einzuwirken. Reinlichkeit bildet den Grund zu jeder Körperpflege. Ohne sie kann der Körper nicht gedeihen. Reinlichkeit schützt vor Krankheit. Die Jugend darf den Körper nicht als etwas Nebensächliches betrachten, sondern soll ihn sorgsam hegen und stolz auf ihn werden. Nur ein gepflegter Körper kann die richtige Kräftigung erlangen. Persönliche Kräftigung aber ist eine der ersten Forderungen der Bevölkerungshygiene. Nur in einem starken Körper kann ein starker Geist wohnen, nur auf dieser Grundlage kann ein starker, gesunder Nachwuchs gedeihen. Zu dieser körperlichen Kräftigung kann aber die Schule sehr viel beitragen.

Neben der Reinlichkeit dienen die an vielen Orten bereits ein-

---

[1]) Damaschke, A., Wohnungsnot und Kinderelend. Beiträge zur Kinderforschung und Heilerziehung. Heft 40. — Delitsch, J., Wohnungsnot und Volkserhaltung. Zeitschrift für Kinderforschung. 23. Jahrg. Heft 8/9.

geführten, überall aber erstrebenswerten Schulbäder auch der Ertüchtigung des Körpers; genügen zur Körperpflege auch die Brausebäder völlig, so sind im Sinne einer Kräftigung die Schwimmbäder vorzuziehen. Wer sich in jungen Jahren an das Baden gewöhnt hat, dem wird es in späteren Jahren unentbehrlich sein.

Zum festen Bestand der Schule gehören die Turnstunden. Der Schüler soll nicht nur Selbstzucht und Unterordnung lernen und die Gewalt über seinen Körper gewinnen, sondern auch erfahren, wie man Körperkultur treiben soll. Durch das Turnen soll sich der Brustkorb erweitern, die Muskulatur sich kräftigen, der ganze Körper sich ausgestalten. Es wird durch einen gesunden Sport, der sich frei von Übertreibung halten muß und das Aufstellen von Höchstleistungen am besten vermeidet, denn ein Zuviel kann leicht großen Schaden hervorrufen, ergänzt. Sehr dienlich ist das Wandern dem Gedeihen der Jugend. Die Bewegung in frischer, freier Luft gleicht Entwicklungsstörungen aus, erschließt den Augen die Schönheit der Natur und erweckt damit auch für später den Sinn für eine gesunde, zuträgliche Ausnutzung der Erholungszeit. Daß besonders bei der heranwachsenden Jugend auch während des Unterrichts ein sorgfältiger Ausgleich zwischen Arbeit und Erholung im Interesse eines ersprießlichen Gedeihens statthaben muß, braucht hier nicht besonders betont zu werden.

Von großer Wichtigkeit ist die körperliche Betätigung im Turnen, Spielen, Wandern während der Reifezeit; sie vermag sehr wohl die beginnenden geschlechtlichen Regungen zu dämpfen, sie hat auch schon manchen vor allzu großer Nachgiebigkeit dem inneren Drange gegenüber bewahrt. Im Interesse der Erstarkung des Individuums, des Gedeihens eines kräftigen Nachwuchses muß alles getan werden, um die Pflege der Körperübungen auf der Schule zu unterstützen. Die Schule kann das auch über ihren Bereich hinaus dadurch, daß sie sportliche Schülervereinigungen, soweit sie sich auf gesunden Anschauungen gründen, begünstigt und die Beteiligung an Wandervögel- und Pfadfinderverbänden empfiehlt.

Eine besondere Berücksichtigung bedarf zum Besten der Bevölkerungshygiene die körperliche Ausbildung der weiblichen Jugend. Es muß das Mädchenturnen, das sich sehr langsam eingebürgert hat und in Deutschland nicht viel früher als in den 60er Jahren des XIX. Jahrhunderts eingeführt ist, in noch höherem Maße als bisher gepflegt werden. Der weibliche Körper bedarf mindestens derselben Pflege wie der männliche, und Muskeln, Knochen, Gelenke harren der gleichen Ausbildung. Wenn sich der männliche Körper im Leben bewähren muß, so ist es mit dem weiblichen erst recht der Fall.

Nur ein gesunder, kräftiger Leib kann gesunde, kräftige Kinder zur Welt bringen. Neben dem rein mechanischen Wert des Turnens ist auch der ästhetische nicht gering anzuschlagen; nimmt doch der Körper dadurch an Frische, an äußerer Schönheit zu. Ein äußerlich wohlgefälliges Mädchen schreitet aber wiederum leichter zur Ehe als ein körperlich vernachlässigtes.

Besondere Beachtung verlangt die weibliche Kleidung. Das Korsett vermag nicht nur die Brustdrüsen in ihrer Entwicklung empfindlich zu hemmen und so der Milchabsonderung hinderlich zu werden, wodurch wiederum die natürliche Ernährung des künftigen Kindes in Frage gestellt und damit seine Lebensaussicht verringert wird, sondern auch die Ausbildung der Fortpflanzungsorgane ungünstig zu beeinflussen, was sich in Unfruchtbarkeit, Störung der Schwangerschaft, Schwächung der Kinder äußern kann. In der Gesundheitslehre wie im Turnunterricht sollte die Lehrerin ihren ganzen Einfluß geltend machen, gegen das Korsett zu kämpfen.

Durch Einrichtung von Spielplätzen, die den Schülern in ihrer Freizeit zur Verfügung stehen, vermag die Schule weiterhin zur Bevölkerungshygiene beizutragen. Die Spielplätze sind zumal in der Großstadt der Lebensnerv der Jugend, wo sie frei aufatmen und Kräfte sammeln kann. Von verschiedenen Seiten, wie vom Zentralausschuß für Volks- und Jugendspiele, vom Deutschen Reichsausschuß für Leibesübungen wird eine gesetzliche Regelung der Spielplatzfrage erstrebt. Migge befürwortet die Schaffung nationaler Jugendparks, die zugleich ein Denkmal für die Opfer des Krieges bilden sollen. Eine würdigere Ehrung ließe sich kaum denken. Alle diese Bestrebungen zu unterstützen, wird die Schule nicht ermangeln, denn sie ergänzen das, was sie in den Turnstunden in die Kinder hineinlegt.

Eine weitere hygienische Forderung an die Schule, die der körperlichen Kräftigung des heranwachsenden Geschlechts derjenigen Kreise, die ihrer am meisten bedürfen, gilt, betrifft die Ernährung. Im Gesundheitsunterricht wird alles Übermaß in Essen und Trinken als unzuträglich hingestellt; aber dasselbe läßt sich auch von der Unterernährung sagen. Die unzureichende Versorgung mancher Kinder mit Nahrung zu verbessern, hat man durch Einrichtung von Schulspeisungen begonnen. Dadurch wird viel Segen gestiftet; immerhin darf nur im Falle wirklicher sozialer Bedürftigkeit, wozu natürlich auch berufliche Behinderung der Eltern rechnet, eingegriffen werden. Es kann auch dieser Zweig der praktischen Hygiene zur Heranbildung eines kräftigen Nachwuchses beitragen.

Hand in Hand mit der körperlichen Entwicklung des Kindes

geht die geistige. Wie schon erwähnt, ist die Schule der Hort der sozialen Erziehung. Sie will aufrechte Menschen heranbilden; nur bei solchen kann man auf ein Verständnis auch für die Bedeutung der bevölkerungshygienischen Fragen rechnen. Die Schule kann auf Vereinfachung der Lebensarbeit hinarbeiten, kann ihren Anvertrauten ans Herz legen, daß nicht Stand, nicht Reichtum den wahren Wert des Menschen ausmachen, sondern die Persönlichkeit. Sie kann von der Veräußerlichung der Lebenssitten ablenken. Sie kann den Knaben Achtung vor dem weiblichen Geschlecht einpflanzen und sie lehren, in jedem Weib eine Geschlechtsgenossin der Mutter zu sehen. Sie kann die Mädchen darauf hinweisen, daß wahre Weiblichkeit das beste ist, was sie in die Ehe mitbringen können, daß Geld nicht glücklich macht. Das sind alles Punkte, die in bevölkerungshygienischer Beziehung ins Gewicht fallen, die die Jugend fürs spätere Leben gegen Gefahren schützen und es ihr erleichtern, sich rein zu erhalten.

Damit sind aber die Mittel der Schule nicht erschöpft. In den Schülerbibliotheken hat sie eine Möglichkeit, zu ergänzen, wozu im Unterricht der Grund gelegt ist. Auf diesem Wege muß in erster Linie die Schundliteratur bekämpft werden, besonders die lüsterne, die in Kürze das einzureißen vermag, was mühsam im Unterrichte aufgebaut ist. Zumal der geschlechtlichen Erziehung kommt es zugute, wenn ihr mit allen Mitteln entgegengetreten wird. Die Schülerbibliothek muß nun herbeischaffen, was die Lesewut der Jugend zu stillen imstande ist. Sie kann aber auch der Bevölkerungshygiene insofern zugänglich gemacht werden, als sie den älteren Schülern passende Bücher zur Verfügung stellt; zahlreiche Schriften, besonders gegen den Alkoholismus, aber auch gegen die Geschlechtskrankheiten, können ihnen unbedenklich in die Hand gegeben werden, und es ist auch nicht einzusehen, warum man nicht reifere unter ihnen schon auf der Schule mit den Problemen des Geburtenrückganges, der Frühehe, wie sie aus bevölkerungshygienischen Gründen von vielen Seiten erstrebt wird, bekannt machen soll.

Einen noch weit über die Schule hinausgehenden Wert haben die Schülerbibliotheken insofern, als oft die Eltern die den Schülern ausgehändigten Bücher mitlesen und dadurch für die in ihnen vertretenen Ansichten gewonnen werden können. Vielleicht wäre es vom volkserzieherischen Standpunkte aus sehr vorteilhaft, den Eltern selbst die Schülerbibliotheken zu öffnen und bei der Anschaffung der Bücher auch auf sie Rücksicht zu nehmen. Das würde die Bedeutung der Schule als Volksbildungsinstitut noch bedeutend erhöhen. Die Schule hat aber noch andere Mittel in der Hand, um die Eltern für

bevölkerungshygienische Fragen zu interessieren. Einmal könnte man die Schulprogramme, die den Schülern gewöhnlich mit Abschluß des Jahrganges eingehändigt werden, auch hygienischen Fragen öffnen; dabei würde auch ein Aufsatz aus der Feder des Schularztes oder eines Lehrers über Bevölkerungshygiene am Platze sein. Hier böte sich z. B. eine Gelegenheit, um in der sexuellen Frage eine Verständigung zu erzielen; um Mißbrauch zu verhüten, könnte man ja die Schriften in verschlossenem Briefumschlag, wie es in Breslau mit den sexuellen Elternmerkblättern geschieht, unter der Anschrift an die Eltern den Schülern einhändigen. Dann aber wären die sich immer mehr einbürgernden Elternabende eine Veranlassung, um auf die Bevölkerungsfragen einzugehen. Es würde schon genügen, wenn durch einen hier gehaltenen Vortrag einer oder der andere der Anwesenden zum Nachdenken angeregt würde. Passende Themen für Elternabende wären z. B. die Folgen des Alkoholismus, an den Schülern und ihren Leistungen beobachtet, oder Geschlechtskrankheiten in ihrer Wirkung auf die Nachkommenschaft, oder die schwierige Erziehung des einzigen Kindes.

In den letzten Jahren wurde von seiten der Schule besondere Sorgfalt auf die Heranbildung der künftigen Mütter verwendet, und damit in entschiedener Weise zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit Stellung genommen. Vielfach ist behauptet worden, daß die Ausbildung der Schulmädchen in Säuglingspflege noch viel zu früh käme. Das ist aber ausgeschlossen, wenn man von dem Standpunkt ausgeht, daß sie etwas Elementares bereits im Kinde werden soll; das Mutterspielen liegt ja schon im kleinsten Mädchen fest begründet, und von der Puppe zum Säugling ist gar nicht so ein großer Sprung, wie es wohl scheinen mag. Dann aber muß doch bedacht werden, daß das 12—14jährige Mädchen gerade in Volkskreisen mannigfache Gelegenheit hat, die erworbenen Kenntnisse sofort praktisch zu verwerten, sei es bei kleinen Geschwistern, die ihrer Obhut gewöhnlich ohne weiteres anvertraut sind, sei es bei Nachbarskindern. Was es im Säuglingsunterricht in der Schule gelernt hat, das trägt es überall hin; es kann manche unwissende oder pflichtvergessene Mutter beschämen und anregen, das Versäumte wieder gut zu machen. Es kann Stillpropaganda treiben, wenn ihr die Notwendigkeit der natürlichen Ernährung für das Gedeihen des Kindes einleuchtend klar gemacht ist. Was gerade von Mädchen im Alter von 12—14 Jahren in der Aufklärung über Säuglingspflege geleistet wird, geht aus den Berichten über die Little Mothers League in New York hervor. Die Zahl der Volksschülerinnen, die sich in den

Dienst der unter diesem Namen organisierten Kinderpflege gestellt haben, geht in die Zehntausende. Den erheblichen Rückgang in der Sommersterblichkeit der New Yorker Säuglinge, der in den letzten Jahren eingetreten ist, glaubt man zum großen Teil der »Vereinigung der kleinen Mütter« verdanken zu müssen.

Vorläufig ist der Säuglingsunterricht in den Schulen noch nicht über das Versuchsstadium hinausgekommen. Der preußische Minister des Innern hat zwar in einem Erlaß vom 3. X. 16 verfügt, daß besonderer Wert auf die Ausbildung der reiferen weiblichen Jugend und der Mütter durch Einführung von Lehrgängen in Säuglings- und Kleinkinderpflege gelegt werden soll, ist aber nicht besonders auf die Einführung dieses Lehrgegenstandes in den Schulplan eingegangen. Es mehren sich aber die Stimmen, die ihn dringend mit der Schule verbunden haben möchten.[1]) Schon jetzt steht dem nichts im Wege, daß Säuglingspflegekurse mit freiwilliger Teilnahme der Schule angegliedert werden; solange es an ausgebildeten Lehrerinnen fehlt, müßten Schwestern, am besten in Verbindung mit dem Schularzte, die Unterweisung übernehmen. An Zulauf wird es nicht fehlen. In jedem Mädchen schlummern Muttergefühle, und gern werden sie — auch die Mütter werden hierfür, schon vielfach aus eigenem Nutzen, Verständnis haben — jede Gelegenheit wahrnehmen, die sich zur Betätigung derselben bietet. Eine ernsthaftere Auffassung des Mutterberufes wird die erste Folge des Unterrichtes sein. Die Liebe zum Kinde kann nicht früh genug erweckt werden, und auch dazu werden die Kurse beitragen.

Die Schulkurse schließen natürlich spätere Wiederholungskurse für Fortbildungsschülerinnen oder Bräute nicht aus. Vor der Ehe erhöht sich das Interesse noch bedeutend, denn nun gewinnt der Mutterunterricht einen persönlichen Hintergrund. — Ergänzt kann die Unterweisung durch den Besuch von Wanderausstellungen, wie sie jetzt an jedem größeren Ort gelegentlich zu sehen sind, werden; ist die Einrichtung erst zu einer beständigen geworden, dann wird sich jede Schule wohl die erforderlichsten Lehrmittel selbst anschaffen.

Neben der Säuglingspflege sollte aber auch der Haushaltungsunterricht nicht vernachlässigt werden. Durch ihn kann die Schule in bevölkerungshygienischer Beziehung wirken, nicht nur auf die künftige Familie des Mädchens, sondern auch auf ihr Elternhaus. Ordnung im Haushalt hat in manchen Fällen schon Säufer bekehrt.

[1]) Vergl. Dix, Angabe der Vorarbeiter eine literarische Pflicht, S. 296 ff. dieses Heftes.

Oft ist die ganze Erhaltung und Vermehrung der Familie nur vom Haushalt abhängig, und eine ordnungsgemäße Säuglingspflege kann nur dort statthaben, wo auch das Hauswesen keinerlei Störungen ausgesetzt ist. Der Haushaltungsunterricht kann aber auch zu mancherlei Verbesserung der Lebensweise anregen, zur Anlegung von Gärten, zur Kleintierzucht, Dingen, die im Kampfe gegen den Rückgang der Volkskraft nicht gering geachtet werden dürfen.

Der Volksschüler entwächst der Gewalt der Schule in Jahren, in denen er eine Unterweisung wohl noch nötig hätte; die Fortbildungsschule sucht diesem Mangel abzuhelfen. Doch vermag die Schule nicht nur durch die Erziehung, die sie dem Abgehenden hat angedeihen lassen, segensreich für den weiteren Lebensweg werden, sondern sie kann diesem Lebensweg noch eine ganz besondere Richtung geben; in bevölkerungshygienischer Beziehung sehr wichtig ist die Berufsberatung, die die Schule ihren Zöglingen, bevor sie ins Leben hinaustreten, zuteil werden läßt. Am besten ist sie in die Hände des Schularztes zu legen, dem aber ein Lehrer zur Seite stehen muß, der die Schüler und ihre Familien kennt. Während der ganzen Schulzeit, von der Aufnahme des Schülers bis zu seinem Abgang, kann der Schularzt vieles tun, was zur Vorbeugung von Krankheit und Siechtum, zur Vermeidung falscher Behandlung, zur Stählung des Körpers dient; besonders segensreich aber kann seine Tätigkeit sein, wenn er bei der Berufswahl ein ernstes Wort mitredet. Es leuchtet ein, daß ein den körperlichen Verhältnissen des Schülers nicht entsprechender Beruf den unheilvollsten Einfluß auf seine spätere Entwicklung haben muß. Schwächliche, engbrüstige Knaben können nur dann zu kräftigen Männern werden, wenn nicht schwere Arbeit die vorhandenen Entwicklungsstörungen noch verschlimmert, sondern ein leichterer Beruf, womöglich in frischer Luft, ihnen Gelegenheit bietet, die körperlichen Nachteile auszugleichen. Wer zu Katarrhen neigt, darf nicht in staubigen Betrieben beschäftigt werden, da hier eine Tuberkulose droht. Nur wenn bei der Berufswahl weitgehendste persönliche Rücksicht genommen wird, kann man damit rechnen, daß ein Geschlecht heranwächst, das auch in bevölkerungshygienischer Hinsicht alle Erwartungen erfüllt.

Ganz eingehende Sorgfalt erfordert auch die Berufsberatung beim weiblichen Geschlecht.[1]) Zweifellos ist an und für sich das große Erwerbsleben der Frau, das sie der Mutterschaft fernhält, nicht ohne

[1]) Pudor, Mutternot! Zeitschrift für Kinderforschung. XXII, 4/5, 6/7 und Beiträge zur Kinderforschung und Heilerziehung. Heft 141.

jeden Einfluß auf den Geburtenrückgang gewesen. Mit dem weiblichen Berufsleben müssen wir als mit einer sozialen Notwendigkeit rechnen; wir müssen aber großen Wert darauf legen, daß die Erwerbstätigkeit nicht zu früh einsetzt, und daß stets ein ärztliches Urteil einzuholen ist, welcher Berufszweig passend ist. Junge Mädchen sind als billige Arbeitskräfte geschätzt. Aus Bleibetrieben, wie Schriftgießereien, Flaschenkapselfabriken, aus Filzhutfabriken, wo die Gefahr der Quecksilbervergiftung, aus Gummibetrieben, wo die der Schwefelkohlenstoffvergiftung besteht, sollten junge Mädchen ganz fernbleiben; sie setzen sich dort der Möglichkeit von Unfruchtbarkeit, Neigung zu Frühgeburten, Unterleibserkrankungen aus. In den Entwicklungsjahren ist jede schwere körperliche Arbeit zu vermeiden. Nur ein Körper, der keinerlei Schädigungen erleidet, ist imstande, eine gesunde Nachkommenschaft hervorzubringen. Allen Mädchen, die in der Entwicklung stehen, wird der Schularzt raten, sich nach Möglichkeit in der Haus- und Landwirtschaft zu betätigen; das ist ja zugleich auch die beste Vorbereitung für den Hausfrauenberuf.

Hinzuzufügen wäre noch, daß in solchen Fällen, wo eine Schulschwester zur Verfügung steht, diese, die ja zu den Familien der Schüler bei ihren Hausbesuchen in unmittelbare Fühlung tritt, mancherlei Ratschläge geben kann, die der Erstarkung des heranwachsenden Geschlechts und somit der Volkskraft zugute kommen.

Die Hauptaufgabe, dem drohenden Gespenst der Volksabnahme entgegenzutreten, das darf hier nicht verhehlt werden, bleibt dem Staate vorbehalten. Nur wenn auch von seiner Seite aus alles geschieht, um dem Geburtenrückgang zu steuern, der Säuglingssterblichkeit Einhalt zu gebieten, für das Aufwachsen eines kräftigen Nachwuchses zu sorgen, kann auf einen Erfolg gerechnet werden. Seine Maßnahmen werden vorzüglich sozialer Art sein müssen und die wirtschaftlichen Nachteile der Eheschließung sowie die schwierige Lage kinderreicher Eltern zu erleichtern suchen. Die Rolle der Schule darf aber durchaus nicht gering angeschlagen werden: die bevölkerungshygienische Erziehung der Jugend liegt in ihrer Hand, und sie vermag zu einem erheblichen Teil dazu beizutragen, daß ein kräftiges Geschlecht heranwächst, das es mit solchen Gefahren, wie sie jetzt unserm Volke drohen, getrost aufnehmen kann.

B. Mitteilungen.

1. Paul Barths 60. Geburtstag.

Am 1. August 1918 begeht ein deutscher Pädagog seinen 60. Geburtstag, dem auch die Heilpädagogik und Kinderforschung zu lebhaftem Danke verpflichtet sind. Es ist der Universitätsprofessor Dr. Paul Barth in Leipzig. Er wurde am 1. August 1858 in Baruth in Schlesien als Sohn eines Lehrers geboren, besuchte die Schule seines Vaters und dann das Magdalenen-Gymnasium zu Breslau. Darauf studierte er in Breslau und Leipzig klassische Philologie, Philosophie, Geschichte und Naturwissenschaften. 1881 schloß er seine vielseitigen Studien mit der Prüfung für das höhere Lehramt und der Promotion ab und war mehrere Jahre als Gymnasiallehrer in Breslau, Liegnitz und Jena tätig. 1890 habilitierte er sich zu Leipzig als Privatdozent für Philosophie mit der Schrift: »Die Geschichtsphilosophie Hegels und der Hegelianer,« die eine Vorarbeit darstellt zu seinem umfassenden Werke: »Die Philosophie der Geschichte als Soziologie,« Leipzig 1897, von dem leider nur der erste Teil erschienen ist, dieser aber schon in 2. sehr erweiterter Auflage. Das Werk bietet die beste Darstellung und schärfste kritische Wertung der sozialen und geschichtsphilosophischen Theorien, während das eigene System noch aussteht. Nur in Vorträgen und Aufsätzen, gelegentlich auch in seinen Werken, hat er die Grundlagen seines Systems entwickelt. Die Gesellschaft erscheint ihm als ein geistiger Organismus, der sich in aufsteigender Entwicklung befindet, die Geschichte wird geradezu durch den sittlichen Fortschritt bedingt. Diese Anschauungen mußten ihn folgerichtig zur Pädagogik, der bewußten Steigerung des sittlichen Fortschrittes, führen; es treten seit den 90er Jahren in seinen Vorlesungen und Übungen in steigendem Maße pädagogische Stoffe auf, und 1897 wurde Paul Barth außerordentlicher Professor für Philosophie und Pädagogik. Im Jahre 1906 erschienen die »Elemente der Erziehungs- und Unterrichtslehre auf Grund der Psychologie und Philosophie der Gegenwart«, m. E. das beste der zusammenfassenden Lehrbücher der Pädagogik. Es wird im Herbst 1918 in 6. deutscher Ausgabe erscheinen und ist ins Italienische, Russische, Spanische, Schwedische übersetzt, eine französische Übersetzung war vorbereitet; es hat vor allem alle neueren Hand- und Lehrbücher der Pädagogik stark beeinflußt. Dazu kam im Jahre 1911 »Die Geschichte der Erziehung in soziologischer und geistesgeschichtlicher Beleuchtung«, deren 2. sehr erweiterte Auflage vorliegt. Sie tritt in ganz neuer und origineller Weise an ihre Aufgabe heran, indem sie auf soziale und geistige Bewegungen zurückgeht, um die Triebkräfte der pädagogischen Arbeit zu erklären. Nichts bleibt Einzelnes und Vereinzeltes, Teilerscheinung, alles ist in den großen Zusammenhang der Gesamtentwicklung hineingestellt. Es vereinigen sich in Paul Barth die Weite des Philosophen mit der Genauigkeit des Philologen und dem Wissen sowie der Tiefenanschauung des

Historikers. Seit 1899 führte er die Herausgabe der »Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie«, deren alten Ruf er noch zu steigern wußte, nicht zum wenigsten durch seine eigenen Beiträge, die alle die strenge erkenntnistheoretische Schule Riehls verraten, dessen philosophischen Kritizismus er vertritt. 1916 mußte die Zeitschrift des Krieges wegen leider ihr Erscheinen einstellen. Ganz irrig wäre es, sich Paul Barth als einen weltabgewandten Gelehrten vorzustellen. Er ist in lebhafter Verbindung mit allen Regungen der Gegenwart, ein eifriger Politiker, ein eifriger Leser der Tageszeitungen und Tagesliteratur. Von dem Erzieherberuf hat er die höchste Meinung, sie sind ihm die Bildner der Gesellschaft, und es war des Titanen Prometheus nicht unwürdig, »Menschen zu formen nach seinem Bilde«. Mit Lehrern und Lehrervereinigungen, pädagogischen Zeitungen und Zeitschriften hat denn auch Paul Barth immer Verbindungen gesucht und sie gepflegt. Seine Vortragsreihen haben in Lehrerkreisen aufmerksame und dankbare Zuhörer gefunden, obgleich er nicht eigentlich ein Meister des Wortes ist und nur durch die Macht und Wucht der Gedanken und die selbstlose Hingabe an die Sache die Hörer in den Bann zwingt. Und das ist es, was er allen seinen Schülern übertragen hat oder übertragen wollte: Achtung vor der Wissenschaft, Ehrlichkeit bis ins Kleinste, sachliche Kritik, Sinn für Zusammenhänge, Klarheit in der Form, Folgerichtigkeit des Denkens und vor allem die Hingabe an die Sache. In dem Schlußkapitel der »Geschichte der Erziehung« schrieb er einmal: »Die Wissenschaft wird nie radikal sein, denn sie kennt zu genau die Bedingungen alles Werdens und Wachsens, als daß sie es überstürzen wollte; aber zuverlässig wird sie sein, sich selbst getreu und darum auch den Menschen.«

Von den bekannteren seiner Schüler sind mir die Namen Dr. Fritzsch-Rochlitz, Dr. Grimm-Elsterberg, Dr. Kühnel-Leipzig, Dr. Möbuß-Bremen, Dr. Prüfer-Leipzig, Dr. Reinlein-München, Dr. Schmieder-Pirna, Dr. Schmidt-Hainichen, Dr. Schumann-Elberfeld, Dr. Walsemann-Kiel, Dr. Weber-München, Dr. Wickert-Dresden im Augenblick gegenwärtig. Nach Hunderten zählen seine Universitätsschüler, ungezählte Tausende aber in aller Welt sind durch seine Bücher und deren Bearbeitungen seine Schüler geworden.

Es war eine hohe Freude für sie alle, als Paul Barth 1918 zum ordentlichen Honorarprofessor für Philosophie und Pädagogik, sowie zum Mitdirektor des philosophischen Seminars ernannt wurde. Möchten ihm in diesem gefestigten und erweiterten Wirkungskreise noch recht lange Jahre der Tätigkeit gegönnt sein, damit er seines Lebens Werk kröne.

Von der ersten Auflage seiner »Philosophie der Geschichte« schrieb Friedrich Ratzel: »Das Buch stellt nicht nur einen Geist vor, sondern auch eine Persönlichkeit.« Es geht jedem so, der empfänglichen Geistes und warmen Herzens voll in seine Bücher untertaucht, mehr noch dem, dem es vergönnt ist, mit Paul Barth selbst in Verkehr zu treten.

Leipzig. Dr. Paul Schumann.

---

2. Zum 50jährigen Amtsjubiläum Hermann Pipers.

Das Leben eines Menschen ist nach den Worten der Bibel köstlich gewesen, wenn Mühe und Arbeit seinen Inhalt bildeten. Mit besonderer Genugtuung durfte auch unser Jubilar, Erziehungsinspektor Piper, der Leiter der städtischen Anstalt für Schwachsinnige in Berlin-Wittenau, am 1. April d. J. auf sein Leben zurückblicken, denn 50 Jahre im Dienste der Schule und Erziehung, davon den größten Teil auf einem schwierigen Sondergebiete, waren wohl Zeiten der Arbeit und des Schweißes. Es ist darum vollauf zu begreifen, wenn der Gefeierte an seinem Ehrentage mit dankbarem Herzen in den Jubelgesang seiner Anstaltsgemeinde einstimmte: »Lobe den Herren, der deinen Stand sichtbar gesegnet.« Noch nicht allzulange ist es her, da feierte Piper seinen 70. Geburtstag, bei welcher Gelegenheit auch ein Spiegelbild seines Lebens und Wirkens geboten wurde (vergl. Z. f. d. Behandl. Schwachsinniger, 36. Jahrg., 1916, Nr. 8 und Z. f. Kinderforschung, 21. Jahrg., 1916, S. 422), so daß es noch im Gedächtnis unserer Leser haften dürfte; doch wollen wir nicht verfehlen, auch heute daran zu erinnern, daß die 50 Jahre pädagogischer Wirksamkeit des Jubilars es heischen, kurz an seine Laufbahn als Lehrer und Erzieher zu erinnern. Als Sohn eines Waisenhauslehrers geboren, war er schon von Kind auf vertraut mit den Erfordernissen des Anstaltslebens und nach seiner Ausbildungszeit am 1. April 1868 in den Volksschuldienst zu Beeskow i. d. Mark getreten, auf welchem Posten er bis 1872 blieb, um weiter an den verschiedensten Instituten zu wirken, bis er endlich am 1. Oktober 1881 zum Erziehungsinspektor der damals neugegründeten Anstalt für Schwachsinnige berufen wurde, an der er heute noch erfolgreich amtiert. Zahlreiche Gratulanten und Abordnungen haben Pipers Ehrentag verschönen helfen, und auch unsere Zeitschrift schließt sich all den herzlichen Glückwünschen an: Möge der verdiente Jubilar noch viele Jahre genießen und seine fruchtbringende Lebensarbeit ausklingen in einen wohlverdienten Feierabend!

Idstein i. T. Max Kirmsse.

---

3. Pädagogische Einfühlung.

Geheimrat Joh. Volkelt (Leipzig) geht in einem Aufsatz »Pädagogische Einfühlung« (Heft 1, Vierteljahrsschrift für philosophische Pädagogik) von dem Satze aus, daß jeder menschliche Verkehr auf Einfühlung beruht, und betont dann, daß die Einfühlung besonders für die Erziehung von grundlegender Bedeutung ist. »Im Durchschnitt,« fährt er dann auf Seite 40 fort, »wird auf der Volksschule der Unterricht mit weit mehr Lust und Liebe erteilt als an den höheren Schulen. Ödes Handwerk, gelangweilter und langweilender Frohndienst ist am Gymnasium und an den ebenbürtigen Schulen ungleich öfter wie dort zu finden. Diese Erscheinung hat verschiedene Ursachen. Eine aber ist sicherlich darin zu erblicken, daß der Volksschullehrer seine Tätigkeit im Durchschnitt mit lebhafterer Einfühlung, mit stärkerem Sichhineinleben in die jungen Seelen

ausübt als der Lehrer an den höheren Schulen. Und dies hängt wieder damit zusammen, daß die Kinder in dem Volksschulalter mit ihrem Lerneifer, mit ihrem Durst nach Neuem, mit ihrem glaubensvollen Emporblicken zum Lehrer diesem die Einfühlung erleichtern und zu einem erfreuenden Erleben gestalten. ... Woran es an den höheren Schulen in oft erschreckendem Grade fehlt, das ist neben manchem anderen die wünschenswerte Gemütseinstellung der Jugend gegenüber dem Lehrer. Leider ist es die Regel, daß der Lehrer besonders von der Jugend der oberen Stufen als ein Lästiges empfunden wird. Wenn er mit gutmütigem Spotte behandelt wird, so ist dies schon ein verhältnismäßig günstiger Fall. Überaus häufig aber ist er, und nicht bei den schlechtesten Schülern, geradezu ein Gegenstand des Widerwillens, in dem sich die Schüler besonders der oberen Klassen zu ihren Lehrern fühlen, eines der betrübendsten und aufrüttelndsten Kennzeichen davon, daß im tiefen Grunde unseres höheren Schulwesens vieles nicht in Ordnung ist. Eine der Hauptursachen dieses Mißverhältnisses aber liegt darin, daß es die Lehrer so oft unter ihrer Würde finden, sich den Schülern herzlich-menschlich zu nähern; daß sie sich viel zu ausschließlich als Vertreter der Wissenschaft und Inhaber von Gelehrsamkeit fühlen. Der Lehrer, besonders auf den oberen Stufen, sieht nur zu oft lediglich das Wissen als den Boden an, auf dem er sich mit seiner Klasse zusammenfindet. Ist ein solcher Lehrer von wissenschaftlich überragender Bedeutung, so liegt hierin ein wirksames Gegengewicht gegen das Entstehen jener Übelstände. Gehört er aber dem Typus der Mittelmäßigkeit an, so erzeugen sich in der Klasse jene verschiedenen Überlegenheitsaffekte, denen der Lehrer als ein langweilender, widerwärtiger Störer und Verderber aller jugendlichen Lebens- und Freiheitsgefühle gilt. Wenn dagegen dem Unterrichte, unter Wahrung der wissenschaftlichen Haltung des Lehrers, mit Hilfe der Einfühlung ein schlicht und vertrauensvoll menschlicher Ton erteilt wird, so werden in der Klasse, abgesehen von geradezu schlecht gearteten Individuen, nicht leicht jene geringschätzende und kränkende Grundstimmung gegenüber dem Lehrer aufkommen.«

Soweit Volkelt. Ein niederschmetterndes Urteil über die pädagogische Tätigkeit der Oberlehrer an den höheren Schulen. Man fragt sich zunächst, woher Volkelt sein Material hat; er scheint aus seiner eignen Schulzeit zu sprechen und sich auf die Aussagen unzufriedener Schüler zu stützen. Eine andere Möglichkeit, sich Material zu verschaffen, hatte er nicht und konnte sie auch nicht haben; denn das Einfühlen in die zarten Beziehungen zwischen Schüler und Lehrer vollzieht sich nicht an der breiten Straße. Aber auch in der Klasse wird irgend ein Fremder das Einfühlen des unterrichtenden Lehrers nicht erkennen, weil sich dann in dieser Richtung der Lehrer große Zurückhaltung auferlegt. Also wird nur der Lehrer selbst von dem inneren Seelenleben der Schule berichten können. Als praktischer Schulmann, der sich der größten Objektivität befleißigt, will ich hierzu folgendes bemerken: In dieser Allgemeinheit haben Volkelts Ausführungen keine Berechtigung, besonders nicht mehr bei dem heutigen Betrieb. Ich denke da an die praktischen Schülerübungen,

Wanderungen, Ruderfahrten, Schülervereine usw., bei denen die Lehrer vielfach Gelegenheit haben, auf anderem als wissenschaftlichem Boden mit den Schülern Fühlung zu nehmen. Daneben gibt es aber auch in der Tat Stockphilologen, die unnahbar sind und den Schüler nur nach seinem Wissen — natürlich nur in ihrem Spezialfach — beurteilen und nur wenig oder überhaupt kein Verständnis dafür haben, daß die Jugend ein gutes Recht auf das Leben zu beanspruchen hat. Hoffentlich stirbt dieser Stamm — er ist noch aus der alten guten Zeit — bald aus, um jüngeren Philologen mit modernen Anschauungen Platz zu machen. Es freut mich, jetzt die Oberlehrer auf den Tennisplätzen, Reitbahnen, (und leider auch) Kneipen mit ihren eignen Schülern zu sehen, um mit dem Leben in engster Berührung zu sein. Nur der Mann, von dem Kraft, Lebensfreude und Humor auf seine Schüler ausstrahlt, wird sich von selbst mit der Klasse einfühlen, und der Unterricht fließt mit Lust und Liebe dahin. Daß auf der Volksschule der Unterricht mit »mehr Lust und Liebe« erteilt wird als auf den höheren, kann ich nicht finden; ich weiß nicht, woher Volkelt diese Kenntnis hat, oder denkt er sich das nur so, vielleicht deshalb, weil die Volksschullehrer früher ins Amt kommen als die akademischen Lehrer — meist mit dem 20. Lebensjahr —, während diese erst nach langem Studium und langer Wartezeit Anstellung finden und daher recht »zerknirscht und verbissen« sind. Die Klagen werden nicht verstummen, ehe nicht das Übel mit seiner Wurzel ausgerottet wird. Fragen wir uns einmal, wie wird der Abiturient Oberlehrer? Er bezieht die Universität, um sich wissenschaftlich weiterzubilden. Er wählt hierzu mehrere Zweige der Wissenschaft, zu denen er Neigung und Lust hat; er bringt es auch zu schönen Leistungen, promoviert in seinem Lieblingsfache und besteht das Examen pro facultate docendi (Oberlehrerexamen) vielleicht mit »Auszeichnung«. Er tritt sodann sein Seminarjahr an, um seine ersten Unterrichtsversuche — er ist mittlerweile ungefähr 26 Jahre geworden — zu machen. Jetzt zum ersten Male lernt er die Schwierigkeiten seines künftigen Amtes kennen und kommt zum ersten Male mit der Jugend vom 9. Lebensjahr ab in Fühlung, die er seit 10—17 Jahren verloren hatte, vielleicht kann er sie gar nicht überwinden, er möchte am liebsten »umsatteln«, aber es ist zu spät. Seine vier Probelektionen arbeitet er schriftlich so eingehend aus, daß alles »klappt«. Er wird dann meist nicht als »unglücklicher Lehrer« erkannt und kommt ins Amt. Er ist zwar ein großer Gelehrter, aber kein tüchtiger Lehrer, der sich nie einfühlen wird. Die Wissenschaft kann man erlernen, aber die Kunst des Unterrichtens ist nicht lernbar. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß ein Oberlehrer nicht Gelehrter, sondern nur Lehrer sein soll, beileibe nicht; es läßt sich beides wohl vereinen, nur muß dem Studenten schon im ersten Semester die Möglichkeit gegeben werden, sich zu prüfen, ob er das für einen Lehrer unerläßliche Geschick von Hause aus mitbringt. Zu dem Zweck müßten an allen Universitäten Lehrstühle für Pädagogik und »Schulkliniken« eingerichtet werden, welche wichtige Forderung der Herausgeber dieser Zeitschrift schon seit mehr als 20 Jahren mit allem Nachdruck stellt, bis jetzt aber umsonst. Mancher Student würde sich

dann leicht mit der Jugend einfühlen, weil er selbst noch jugendlich ist, aber auch rechtzeitig die Schwere des Amtes eines Lehrers erkennen und vor Enttäuschungen bewahrt werden. Vielleicht könnte man die jungen Philologen zwingen, in den akademischen Ferien an öffentlichen Schulen zu unterrichten und ein Zeugnis über ihre Tätigkeit beizubringen. Die Folge davon wäre, daß der zukünftige Oberlehrerstand eine bessere pädagogische Durchbildung und Praxis erführe, woran es bisher immer noch fehlt.

Berlin-Wilmersdorf. Krassmöller.

4. Die Pädagogik an den Universitäten.

Dr. W. Merton und seine Gemahlin haben der Frankfurter Universität 300000 M. zum Gedächtnis an ihren im Felde gefallenen Sohn gestiftet. Die Einkünfte aus dem geschenkten Kapital sollen zur Errichtung eines Instituts und eines Lehrstuhls für Pädagogik dienen. Die Universität hat die Schenkung angenommen. So berichten die Tageszeitungen.

Es ist eigentlich merkwürdig, daß alle bedeutsamen Fortschritte immer den privaten Entschlüssen und Handlungen entsprießen und viel seltener dem Staatssozialismus. Das gilt auch auf dem geistigen Gebiete des Bildungswesens. Wie oft ist schon dargetan worden — und das ungeheure Anwachsen der Jugendwüste während des Krieges stellt diese Forderung als eine der ersten vaterländischen Notwendigkeiten — daß, wenn wir an den Universitäten Lehrstühle und Institute für Pflanzen und Viehzucht haben und Lehrstühle und Kliniken für die hinsiechenden und absterbenden Menschen, ja sogar Lehrstühle und Einrichtungen für das Studium der schon gestorbenen Menschen, dann sollte doch ein Kind schon begreifen können, daß solche für die heranwachsende Jugend, für das Volk der Zukunft, doppelt notwendig sind. Aber der ganze Staatssozialismus und Staatsbureaukratismus mit samt den hergebrachten Universitätsvertretern haben die Frage noch bis zum heutigen Tage verneint. Ein Privatmann und eine Privatuniversität müssen hier auch wieder bahnbrechend vorangehen. Tr.

5. Das Leipziger Institut für experimentelle Pädagogik und Psychologie

des dortigen Lehrervereins, das unter wissenschaftlicher Leitung des Privatdozenten Dr. Max Brahn steht, hat auch im Kriege seine wissenschaftlich belehrende Tätigkeit aufrecht erhalten. Auch jetzt noch ist die Teilnahme weiter Kreise an diesen Arbeiten rege. Nach dem soeben erschienenen Jahresbericht des Lehrervereins für 1917 konnte R. Lindners Arbeit »Untersuchungen über die Lautsprache und ihre Anwendung auf die Pädagogik«, die von der kgl. Gesellschaft der Wissenschaften unterstützt worden ist, trotz großer Schwierigkeiten und Kosten herausgegeben werden. O. Meyrichs Arbeit über Blutuntersuchungen konnte abgeschlossen

werden. Dem Zeitbedürfnis nach Anwendung der Psychologie im praktischen Leben entsprachen 5 Vortragsabende, die der wissenschaftliche Leiter, Dr. Brahn, über Begabungslehre und Berufsberatung hielt. Der Leiter des sächsischen Eisenbahnwesens, Präsident Dr. Ulbricht, besuchte das Institut, um sich über Methoden zu unterrichten, die bei der Auswahl von Leuten für bestimmte wichtige Posten im Eisenbahndienste anwendbar sind. Auch die Heeresverwaltung hat sich von der experimentellen Psychologie beraten lassen: einer Anzahl von Offizieren mit dem kommandierenden General an der Spitze wurden an einem Abend bestimmte Versuchsanordnungen vorgeführt.

6. Angabe der Vorarbeiter eine literarische Pflicht!

Eine Beobachtung, die ich in letzter Zeit als Referent dieser Zeitschrift machte, veranlaßt mich, hier öffentlich Stellung zu nehmen zu einer Unsitte, die sich mehr und mehr einzubürgern scheint, ob bewußt oder unbewußt, will ich heute nicht entscheiden. Wir sehen, daß durch die Verhältnisse, die der Krieg schafft, so manche Idee in die Tat umgesetzt wird, für deren Verwirklichung gerade in dieser Zeitschrift für Kinderforschung Jugendforscher schrieben, schon lange warben und kämpften. Ich denke u. a. hier an die Idee der Mutterschulung und Belehrung der Mädchen in der Schule über Säuglings- und Kleinkindererziehung. Den Lesern dieser Zeitschrift ist es bekannt, wie hier seit Jahrzehnten davon die Rede ist, wie Mitarbeiter, der Herausgeber J. Trüper an der Spitze, für Besserung der Familienerziehung und für eine Mutterschulung eintraten,[1]) und wie 1908 vom Unterzeichneten zum erstenmal die Notwendigkeit nachgewiesen wurde, daß die Mädchen bereits in der Schule auf ihren Beruf als Kinderpflegerinnen und Erzieherinnen zu schulen seien.[2]) Ich konnte damals bereits über einen zweijährigen Versuch in solchem Unterricht schreiben, dem auch regelmäßige Belehrungen Erwachsener, sogenannte kurzfristige »Mutterkurse«, zur Seite gingen. Jetzt wird nun dasselbe, die Einführung der Säuglings- und Kleinkinderpflege als Unterrichtsfach in Mädchenschulen und sogenannte »Mutterkurse«, als etwas ganz Neues von vielen Ärzten gefordert und derart hingestellt. Allgemein sieht man in Ärztekreisen den Berliner Kliniker des Kaiserin Auguste Victoria-Hauses Professor Dr. Leo Langstein als Ersten an, der für einen Unterricht der Schulmädchen in Säuglingspflege eingetreten sei. Er selbst nimmt dies in seiner Schrift »Wie ist die Bevölkerung über Säuglingspflege und Säuglingsernährung zu belehren?« Berlin 1917, J. Springer, auch an. Darin bedauert er Seite 31, daß ihm ins-

[1]) Man lese das Verzeichnis der Beiträge zur Kinderforschung und Heilerziehung mit 150 Heften und das Inhaltsverzeichnis der ersten zehn Jahrgänge der Zeitschrift für Kinderforschung von Eduard Schulze. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann), 1906.

[2]) K. W. Dix, Zeitschrift für Kinderforschung. 13. Jahrg. 1908. Aprilheft und 21. Jahrg. 9/10. Ebenda.

besondere aus Lehrer- und Lehrerinnenkreisen Ablehnung begegnet sei. Zu allgemeiner Verwunderung gedenkt er, und nach ihm noch andere Verfasser, nicht eines der Pädagogen als Vorarbeiter. Auch die Schriften des Unterzeichneten berührt er nicht, obwohl sie ihm bekannt sind, da er selbst in Langsteins Zeitschrift für Säuglings- und Kleinkinderschutz, Berlin, Georg Stilke 1916 auf Wunsch Langsteins darüber berichtete. Und was Langstein in seinem Buche Seite 30 schreibt über die Verteilung des Stoffes auf die Schulen und Mädchenfortbildungsschulen ist nichts anderes, als was 1908 und 1911 in meinen angeführten Arbeiten verlangt und dargelegt wird.[1]) Es ist bedauerlich, daß Langstein von der literarischen Gepflogenheit abweicht, Vorarbeiter beim Betreten eines »Neulandes« anzuführen.

Und wenn man die Zeitschrift für Säuglings- und Kleinkinderschutz, 1917, durchsieht, findet man ebenfalls eine bedauernswerte Erscheinung. Dort wird von Ärzten die von Langstein aufgestellte Frage: »Wer soll den Unterricht in Säuglingspflege an Mädchenschulen erteilen?« nach verschiedenen Seiten hin erörtert und verschieden beantwortet. Dazu nehme ich hier keine Stellung, da dies in meinem Buch »Einführung in die biologische Pädagogik der frühen Kindheit« (i. V.), ebenso in dem Buche »Brauchen wir Elternschulen?« (i. V.)[2]) geschehen wird und zum Teil schon erfolgte in der Sächsischen Schulzeitung 1918, Nr. 4. Außerdem sind die Wege, die Langstein, Schloßmann, Göppert und Rietschel vorschlagen, sicher geeignet, die Aufgabe richtig zu lösen, wozu ich aber noch einen Mitarbeiter empfehle, der für die Ärzte überhaupt nicht in Frage zu kommen scheint, — den Lehrer. Es ist für den Pädagogen verwunderlich, daß man in dieser wichtigen Angelegenheit nicht mit ihm beratet. Einige pädagogische Stimmen hört man wohl auch in jener Zeitschrift; aber sie sind schwach, und zum Teil erfolgen die Urteile von wenig psychologisch eingestellten Autoren, denen wir viel zu entgegnen hätten. Im allgemeinen geht aus allen Abhandlungen und auch anderen Veröffentlichungen hervor, daß der Pädagoge als Laie nicht mit zu entscheiden habe, im günstigsten Falle erst für dieses Gebiet der Kleinkinderpädagogik vom Arzte zu schulen sei; denn man spricht ihm die Fähigkeit ab, sich in die medizinische Denkweise einzufühlen, überhaupt entsprechend biologisch denken zu können. Dieser letzten Ansicht bin ich in den verschiedensten Schriften begegnet, wo man natürlich dann auch jede pädagogische Vorarbeit tot schweigt.

Und dabei handelt es sich doch um Erziehung, um das Gebiet der Kleinkinderpädagogik, das jeder unserer Pädagogen als sein Arbeitsgebiet bezeichnet und das von ihnen seit Jahrhunderten auch ergiebig bearbeitet wurde. Es ist Heimatland der Pädagogen, und wenn sich nicht alle Lehrer dort einarbeiteten, so ist dies ein Fehler, den wir immer und

---

[1]) K. W. Dix, Kindeskunde als Unterrichtsfach in Mädchenschulen (Mädchenfortbildungsschulen). S. 5 ff. Leipzig, E. Wunderlich, 1911.

[2]) Verlag Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann) in Langensalza.

immer wieder rügten, der aber durchaus nicht so allgemein ist, daß man den Lehrer an sich, in der Gesamtheit, als Fremdling auf diesem Gebiete bezeichnen könnte.

Den Lesern dieser Zeitschrift wiederhole ich nur eine altbekannte — allerdings, wie es scheint, nicht überall bekannte — Tatsache, daß z. B. die Anthropologie auch für den Lehrer Studienfach ist und er dort zu Hause sein muß, daß auch er hygienische Studien treiben muß, um Hüter der Gesundheit der ihm anvertrauten Kinder zu sein. Biologisches Denken erwirbt er sich sowohl dort, als auch in der Psychologie, ganz abgesehen von der Gelegenheit in den naturwissenschaftlichen Fächern. Und ist es jenen wenigen Schriftstellern aus Ärztekreisen nicht bekannt, daß Pädagogen fleißig am Ausbau biologischer Psychologie mit tätig sind, daß sie die Kinderseelenkunde bereichern, wertvolle Bausteine liefern, eigene Forschungen treiben und Ergebnisse erwerben? Sollte endlich der dazu heilpädagogisch eingestellte Lehrer — und um solch interessierten kann und soll es sich nur handeln — wirklich unfähig sein, sich das Wenige, was noch aus der Säuglingskunde zu holen ist, zu eigen zu machen? Genug davon! Wer den Lehrer so abtut, kennt nicht seine Arbeitgebiete und Arbeitsleistungen. Wir fordern Beachtung auf diesem pädagogischen Gebiet und wollen gemeinsame Arbeit mit dem Arzt und Hygieniker leisten.[1]) Jedem das Seine! Kein Pfuschertum, weder von der einen, noch von der anderen Seite; aber literarische Verpflichtungen müssen erfüllt werden. Hier auf dem Gebiet der Kindeskunde kommen Arzt und Pädagoge zusammen zu gemeinsamer Arbeit, und sie wird bei gegenseitiger Achtung ebenso erfolgreich werden, wie auf dem Gebiete der Heilpädagogik, wo sich vor Jahren auch von einigen Ärzten solch eigentümliches Verhalten zeigte, dann aber zum Wohle der Schwachen eingestellt wurde. Es ist nicht Ehrgeiz, was uns zu diesen Zeilen treibt, sondern einfach Pflichtgefühl, das uns darauf achten läßt, daß der Pädagoge nicht übersehen wird mit dem, was er schuf und schafft. Seine Arbeit darf nicht umsonst geleistet sein, wo er erst allein stand. Und wie wir die rastlose Arbeit des Arztes auf dem Gebiet der Säuglings- und Kleinkindpflege als Fachmann anerkennen und literarisch werten, verlangen auch wir, daß man sich mit unserm Arbeitsgebiet als Pädagoge vertraut macht, und nicht von laienhafter Unkenntnis spricht und bestehende Arbeitsleistung und Erfolge totschweigt.

Daß dies auch auf anderen Gebieten vorkommt, erwähnte ich anfangs. So ist es z. B. sehr verwunderlich, daß wir in dem umfangreichen Handbuch der deutschen Schulhygiene von Selter, Verlag Enke, im V. Teil über »Einrichtung der Hilfsschule und Unterricht in derselben« von Dr. Wehrhan, Hannover, die Zeitschrift für Kinderforschung nicht ein einzigesmal angeführt finden. Dort wird auch ein

[1]) Besonders beachtenswert sind die Artikel von Koch und von Trüper in Reins Enzyklopädischem Handbuch der Pädagogik. II. Aufl., 1907, Bd. VI, S. 494 bis 507: Pädagogik und Medizin. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann).

geschichtlicher Überblick über die Entwicklung der Heilpädagogik in den Hilfsschulen gegeben. Und dabei gedenkt der Verfasser nicht der jahrelangen Verdienste der Herausgeber dieser Zeitschrift, wo doch jeder Fachmann weiß, daß die fast 25 Jahre lange Arbeit, die Herausgeber, Mitarbeiter und Verleger der »Kinderforschung« (Kinderfehler) leisteten, gerade für Erziehung der Schwachen und Schwächsten — der gesamten Heilpädagogik — bahnbrechend und bestimmend gewesen ist. Solche Verdienste dürfen nicht verschwiegen werden. Zu alle dem war noch die »Zeitschrift für Kinderforschung« bis vor kurzem das Organ des Hilfsschulverbandes, was auch nicht erwähnt wird.[1])

Auch in anderen Abhandlungen wird von den verschiedenen Verfassern z. B. F. A. Schmidt-Bonn und Leubuscher, mit Ausnahme von

[1]) Bei der Gründung des Verbandes deutscher Hilfsschulen unter dem Vorsitz von Stadtschulrat Dr. Wehrhan-Hannover wurde ich ersucht, unsere Zeitschrift diesem Verbande für die Hilfsschulen als Organ zur Verfügung zu stellen. Herausgeber und Verleger haben es gern getan, allerdings unter dem Vorbehalt der Freiheit gegenüber jedweder Bevormundung und Einengung, und bis heute ist von seiten des Verbandes weder ein förmlicher Antrag noch eine Mitteilung über Lösung dieser Vereinbarung erfolgt. Vor reichlich 10 Jahren ging mir aber plötzlich durch die Post eine zuerst anonym erschienene Zeitschrift mit dem Titel »Die Hilfsschule« zu. Sie enthielt u. a. auch zwei Nachdrucke aus unserer Zeitschrift ohne jede Quellenangabe. Mutmaßlich war aber der Verfasser beider Artikel zugleich der Herausgeber. Diese Zeitschrift wurde dann bald darauf amtliches Organ jenes Verbandes, und der Herausgeber veröffentlichte in derselben neulich eine Betrachtung über die zehnjährige Geschichte dieses Organes, wobei er ebenfalls mit keiner Silbe die Vorarbeit und bisherige Mitarbeit unserer Zeitschrift auf diesem Gebiete und als Organ des Verbandes erwähnte. An und für sich haben wir das Erscheinen jener Zeitschrift als besonderes Organ für das Hilfsschulwesen wie auch als Entlastung unserer Zeitschrift freudig begrüßt. Nur die Art des Entstehens derselben und das Verhalten unserer Zeitschrift als Organ des Verbandes gegenüber hat uns doch eigenartig berührt.

Einer ebenso eigenartigen Erscheinung, die wohl damit im Zusammenhange steht, begegneten wir auch auf der Internationalen Hygiene-Ausstellung zu Dresden. Dort hatte der Hilfsschulverband u. a. auch Heft 3 unserer »Beiträge für Kinderforschung und Heilerziehung« ausgestellt, als Leistung des Hannoverschen Hilfsschulverbandes, in dem man das Titelblatt der »Beiträge« entfernt hatte, so daß der Besucher den Eindruck bekommen mußte, daß diese Arbeit »Die Hilfsschulen Deutschlands und der Deutschen Schweiz von A. Wintermann« nicht von uns und unserem Verleger, sondern von dem Verbande in Hannover herausgegeben sei.

Ich habe bisher zu diesem Vorgehen geschwiegen, denn mir lag nur die Sache am Herzen, und da konnten wir uns nur freuen über die Entwicklung des Hilfsschulwesens und seines neuen Organs. Da aber Herr Dix diese Frage hier schlechthin erörtert, so glaube ich doch, daß es im Interesse der guten Sache liegt, der wir alle dienen wollen, wenn wir bei dieser Gelegenheit diese Sache klarstellen und doch auch einmal auf unsere Urheberrechte mit aller Deutlichkeit hinweisen, zumal wir ähnliche Fälle auch noch mit anderen Personen, Verbänden und Zeitschriften erlebt haben. Trüper.

Graupner-Dresden, nicht auf die Zeitschrift für Kinderforschung hingewiesen, obwohl die aktuellen Fragen über Schularzt, Schulgesundheitspflege, Lehrer und Hygiene, jahrelang von den Herausgebern Trüper, Ufer, Koch von allen Seiten beantwortet und zur Beantwortung für die Mitarbeiter aufgestellt wurden.

Wir könnten noch manches Buch anführen, worin auch lückenhafter Literaturnachweis vorliegt.

So schreibt man auch dicke Bücher über Kinderpsychologie und Jugendpflege, aber der Zeitschrift für Kinderforschung gedenkt man nicht. Sollte man wirklich nicht wissen, daß darin zuerst die individuelle Kinderpsychologie gepflegt wurde, daß diese Zeitschrift das Organ des Vereins für Kinderforschung ist, daß vom Herausgeber Trüper z. B. der erste Kongreß für Kinderforschung, Berlin 1906, zusammengerufen wurde?

Was früher geleistet wurde, muß literarisch gewertet werden, zumal, wenn es so gefestigt dasteht, wie die Arbeit dieser Zeitschrift. Als eiserner Bestand der Kinderforschung und Heilerziehung liegen die 150 Beiträge und die 23 Jahrgänge der Zeitschrift mit ihrem reichen Inhalt vor. Es wäre tief bedauerlich, wenn die Lücke im Literaturnachweis absichtlich gelassen wäre, was wir aber zunächst nicht annehmen; aber es ist unsere Pflicht, immer und immer wieder darauf hinzuwirken, daß der Vorarbeit in neuen Arbeiten gedacht wird. Vollständigkeit im Literaturnachweis setzt die eigene Arbeit nicht herab, ihre Originalität bleibt trotzdem gewahrt, was aber von der literarischen Verpflichtung, Umschau auf dem Arbeitsgebiet zu halten und die vorliegende Literatur dazu anzuführen, nicht entbindet.

Meißen i. Sa. Kurt Walther Dix.

7. Alkohol und Volkskraft.

Im deutschen Reichstag ist es dem Abgeordneten D. Reinhard Mumm nach mannigfachen Kämpfen gelungen, durchzusetzen, daß aus den Monopoleinnahmen jährlich 4 Millionen Mark zur Bekämpfung der Trunksucht und ihrer Ursachen sowie zur Milderung der durch die Trunksucht herbeigeführten Schäden dem Reichskanzler zur Verfügung gestellt werden, um so die Trunksucht, ihre Ursache und Folgen auf Kosten der Trinker großzügig zu bekämpfen.

»Die Kriegsverhältnisse haben dazu geführt, so betont Mumm noch nachträglich in der Tgl. R., daß die Herstellung von Trinkbranntwein sehr stark eingeschränkt ist und im wesentlichen nur noch für das Heer geschieht. Die Folgen sind sehr günstig. Eine dem Reichstagsausschuß vorgelegte Denkschrift aus Schlesien weist nach, wie dort infolge des Alkoholverbots Gefängnisse und Irrenanstalten sich leeren. Man meine nur nicht, damit sei für die Dauer etwas geschehen. Schon der Umstand, daß nie auch nur annähernd, so viel Schaumwein verbraucht wurde wie 1917, zeigt, daß die erzwungene Abstinenz nicht Dauer verspricht. Es droht nach dem Kriege, wenn erst die Zügel wieder lockerer gelassen

und die gepriesene Freiheit der Erzeugung wiederhergestellt ist, uns eine neue Welle der Unmäßigkeit. Viele Männer haben im Kriege und viele Frauen und Jugendliche haben in den Munitionsfabriken ein gut Teil ihrer Nervenkraft eingebüßt und verlangen nach alkoholischem Reiz. Diese Erscheinungen zeigen sich nach allen großen Kriegen. Darum ist die Zeit besonders günstig, um die Fortschritte, die der Krieg erzwungen, dauernd zu sichern.«

Eine Denkschrift, die Mumm dem Reichstagsausschuß vorgelegt, zeigt, was alles mit den Summen geschehen kann, um die Trinkerheilstätten (jetzt 67) auszubauen, Reformgasthäuser, alkoholfreie Wirtschaften, Volksheime, Jugendheime, Milchhäuschen und Trinkbrunnen zu schaffen, die Aufklärung, gesondert nach Berufen, nicht zuletzt bei den Frauen, zu betreiben, Fürsorger und Fürsorgerinnen für Trinker in Haupt- und Nebenamt anzustellen, ein unabhängiges Alkoholforschungsinstitut zu errichten usw.

Die vor uns liegenden Jahre erfordern solchen Kampf noch aus einem andern Gesichtspunkt. Wir treten in knappe Zeiten und müssen Entbehrliches zurückschrauben. Vier Milliarden Mark gaben wir jährlich für Alkohol aus und — die Trinker verminderten die Geburtenziffer, verschlechterten in bedenklichster Weise den Volksnachwuchs, füllten unsere Irrenhäuser und Gefängnisse, erforderten unnötig die Kraft der Seelsorger, Erzieher, Heilpädagogen, Ärzte, Richter, Anwälte, Polizisten. Welche Sinnlosigkeit, den unheilbaren Trinker, zumal den geschlechtskranken, mit hundert Vorstrafen aus dem Arbeitshaus auf die Menschheit loszulassen! Es gibt nichts, was sich so gut rentiert, wie der Kampf gegen die Trunksucht. Wer darin arbeitet, weiß, daß die Arbeit schwer, aber durchaus erfolgverheißend ist. Der Alkoholkranke ist in erheblichem Umfange heilbar. Und vorbeugen ist noch wichtiger und leichter als heilen.

Die Zukunft unseres deutschen Volkes erfordert die Anspannung aller Volkskraft. Darum muß der Kampf gegen Trunksucht und Unzucht, die die Volkskraft vergeuden, gemäß den Reichstagsreden von D. Graf v. Posadowsky und D. Mumm mit größtem Nachdruck einsetzen.

Auch unsere Leser wollen das Ihre nach Kräften dazu beitragen!

Tr.

---

8. Zur Verbreitung der Geschlechtskrankheiten.

In einem Artikel über »Anzeigepflicht und Behandlungszwang im Kampfe gegen die Geschlechtskrankheiten« (Tag, Nr. 129) schreibt der Geh. Oberregierungsrat Düttmann-Oldenburg:

»Wenn für die Zeit vor dem Kriege angenommen wurde, daß die Erkrankungen in den Städten etwa zwölfmal so häufig waren, wie auf dem Lande, so wird das trotz der weiteren Verbreitung der Krankheiten auch in den Städten nach der Beendigung des Krieges nicht mehr zutreffen. Blaschko stellt in einer kürzlich erschienenen Schrift (»Die Verbreitung der Geschlechtskrankheiten in Berlin,« Berlin 1918) fest, daß nach dem Ergebnis der am 30. April 1900 in Preußen vorgenommenen

Zählung in Preußen jährlich **773000** an Geschlechtsleiden erkranken, d. i. je einer von **22** Erwachsenen, daß nach einer Ende 1913 in einer Reihe von deutschen Großstädten vorgenommenen Erhebung in Berlin über **20000** Personen wegen Geschlechtskrankheiten ärztlich behandelt wurden, davon erheblich über 9000 an Syphilis, daß in Berlin etwa 20 v. H. der Männer und 15 v. H. der Frauen im Alter von 15 bis 50 Jahren an Syphilis erkrankt sind, daß diese Krankheit die Sterblichkeit im Alter von 35 bis 50 Jahren um 85 v. H. steigert, also nahezu verdoppelt, daß von den Todesfällen in den Berliner Irrenanstalten rund die Hälfte auf Paralyse zurückzuführen ist, und auf der anderen Seite, daß von 3385 Todesfällen an Paralyse 2923 im Irrenhause eintraten. Er teilt weiter mit, daß in Hamburg jährlich 15607 Trippererkrankungen bei Männern, 3413 bei Frauen, 3931 Syphiliserkrankungen bei Männern und 1907 bei Frauen vorkommen.

Es sind das Zahlen so furchtbar, daß man nur mit Schrecken daran denken kann, welche Folgen eintreten können, wenn die Massen der zum Militärdienst und zum vaterländischen Hilfsdienst eingezogenen Männer und der in den Kriegsindustrien beschäftigten Frauen wieder zurück fluten, nachdem sie jahrelang der erhöhten Ansteckungsgefahr ausgesetzt waren und ihr vielfach erlegen sind. Will man da noch länger Erfahrungen sammeln, bevor man sich zu durchgreifenden Maßregeln entschließt, so besteht die größte Gefahr, daß man zu spät kommt. Deshalb ohne weiteren Vorzug ganze Arbeit im Interesse der Kranken selbst, im Interesse ihrer nächsten Umgebung und im Interesse der Gesamtheit.«

Gleichzeitig geht durch die Tagespresse folgende Notiz:

»Unter dem Einfluß des Krieges hat die Kriminalität der Jugendlichen eine bedenkliche Steigerung erfahren. In Richterkreisen führt man diese Tatsache weniger auf die Not der Zeit, als vielmehr auf den steigenden Leichtsinn unter den Jugendlichen zurück, der durch die Möglichkeit der Erzielung unverhältnismäßig hoher Einnahmen eine wesentliche Förderung erfährt. Nach Feststellungen der preußischen Justizverwaltung belief sich im Jahre 1914 die Zahl der anhängigen Strafverfahren gegen Jugendliche auf 51500; dagegen im Jahre 1917 auf 177000. Die durchschnittliche Tagesbelegung der Gefängnisse der Justizverwaltung mit männlichen Jugendlichen stellte sich im Jahre 1913 auf 376, im Jahre 1917 auf 835.«

Diese erschreckenden Ziffern erfüllen uns mit Grauen, wenn wir an die Zukunft unseres Volkes denken. Wenn man aber glaubt, daß man auf dem Wege, der von ärztlicher Seite vorgeschlagen wird, allein ans Ziel kommt, so notwendig und wichtig dieser auch sein mag, so täuscht man sich. Immer wieder muß man hier gegenüber den Machthabenden in Gemeinde, Staat, Gesellschaft und Presse betonen: »Ihr laßt die Armen schuldig sein und überweist sie dann der Pein.« Denn immer wieder scheute man sich, daran zu gehen, die Quellen des Übels zu verstopfen. Die hervorragenden Volkserzieher haben seit je mit dem Einsatze ihrer ganzen Überzeugungskraft immer wieder darauf hingewiesen,

daß die heranwachsende Jugend besser erzogen und vor allen Dingen sorgfältiger behütet werden müsse vor den Verführungen, die zunächst durch den Alkoholgenuß, auf alle Fälle aber durch den Alkoholmißbrauch, und insbesondere durch das Schankstättenunwesen herbeigeführt werden. Im Laufe der Zeit ist dann noch der Schmutz in Wort und Bild der Bücher, der Kinos und Schaubühnen dazu gekommen, worüber manche Machthabenden ihre segnenden Hände breiteten. So ist z. B. für diese pornographische Literatur, wie im nächsten Artikel näher ausgeführt ist, auch jetzt während des Krieges noch Papier in Überfluß vorhanden, während für sittlich unantastbare Bücher, Zeitschriften und Zeitungen es an Papier mangelt. Noch in diesem Augenblick erhalte ich einen Brief vom Verleger, daß er kaum glaube, eine etwa 5 Bogen umfassende Schrift eines Juristen »Über den Schutz der Jugend vor erziehungswidrigen Einflüssen« als Beitragsheft herausgeben zu können, weil nicht genügend Papier dafür bewilligt werde, während doch mancher Buchladen voll steckt von sexuell anreizenden und die Phantasie vergiftenden Schriften jüngsten Datums. Auch angesichts jener erschreckenden Ziffern, die nebenbei bemerkt auch auf dem Gebiete der jugendlichen Kriminalität in gleichem Maße gewachsen sind, hat man an verantwortlichen Stellen so gut wie nichts getan, um den Entartungen der Schaubühne, den noch verführerischen Vorführungen des Kinos und vor allen Dingen den direkten Anlockungen der Bordelle und Animierkneipen usw. irgendwie nachhaltig entgegen zu treten. Im Gegenteil, sie sind vielfach von der Lokalpresse und den Gemeindebehörden begünstigt worden, denn sie füllen ja in hervorragendem Maße Anzeigenspalten und den Gemeindesäckel. Auch glaubt man, wie dereinst im untergehenden Rom unser Volk in guter Stimmung erhalten zu können, wenn man ihm »Spiele und Brot« in der angegebenen Richtung reichlicher zukommen läßt. Daß man im letzten Winter Schulen und Erziehungsanstalten wegen Kohlennot schließen mußte, aber Lokale für Lustbarkeiten aller Art, auch für die verderblichsten, Licht und Kohlen genug geliefert bekamen, ist nur ein Symptom unter vielen, die die Abhängigkeit unserer Behörden und der Lokalpresse vom Alkohol-, Kino- usw. Kapital dartun. Pestalozzis Stimme, vor allem in »Lienhard und Gertrud«, sollte noch heute warnend und wegweisend durch alle Lande ertönen.

Auch hier an diesem Orte haben wir seit 23 Jahren immer und immer wieder unsere Stimme erhoben. Aber wer von den Machthabenden hat sie beachtet? Als Fröbel seinerzeit von der Gemeinde in Blankenburg einen bestimmten Raum wünschte für die Begründung eines Kindergartens und einer Mutterschule, da wurde ihm das abgelehnt und die Gemeinde errichtete statt dessen in demselben eine Schankstube. Ist es heute mitten im ernsten Kriege viel anders? Erst die schrecklichsten Notstände haben unsere Machthabenden »zur Jugendpflege« geführt. Aber ich fürchte, sie wird verbürokratisiert und wird ihren wahren Zweck verfehlen; auch beschäftigt sie sich in erster Linie nur mit denjenigen, die es weniger bedürfen. Vor allen Dingen hat die Gegenwart noch viel weniger begriffen, wie damals, als Pestalozzi, wo er die Losung ausgab: »Die

Wohnstube muß Rettungsanstalt werden«. Jeder aber, der es wohl meint mit der Jugend und der Liebe im Herzen zu unserem Volke trägt, sollte seine warnende Stimme erheben nach dem Bibelwort: »Bekenne das Rechte frei, solange es Zeit zu helfen ist,« und sollte dabei nicht achten die Beeinträchtigungen, welche ihm für dieses Eintreten drohen seitens der Machthabenden in Gemeinde wie Staat und öffentlichem Leben. Trüper.

9. Zur Bekämpfung der Schundliteratur.

In Frankfurt a. M. richtete der »Verband zum Schutz der Jugend gegen die Schundliteratur« an die in Betracht kommenden Geschäftsinhaber das Ersuchen, die in einem Nachtrag zu der amtlichen Liste genannten Heftreihen von Schundliteratur nicht an Kinder zu verkaufen; andernfalls würde den Kindern jeder Einkauf in diesen Geschäften untersagt werden. Die davon Betroffenen beschwerten sich daraufhin beim Frankfurter Generalkommando und bei dem Kultusminister und wurden gegen den Verein bezw. seinen Vorsitzenden, einen Frankfurter Stadtschulinspektor, klagbar. Die Beschwerden wurden abgewiesen, ebenso die gerichtliche Klage durch das Urteil des Landgerichts Frankfurt a. M. vom 25. Oktober 1917. Im dem Urteil heißt es zum Schluß:

Der Beklagte hat in Wahrnehmung berechtigter Interessen gehandelt, als er die seiner Leitung unterstellten Schulkinder vor schädlicher Lektüre schützen wollte. Die Befugnis, den Schulkindern das Betreten von Läden zu verbieten, in denen anstößige Schriften vertrieben werden, ergibt sich aus dem dem Beklagten den Schülern gegenüber zustehenden Aufsichtsrechte.

Für jeden Schulleiter und jeden Lehrer wie für jeden Kinderfreund muß die Kenntnis dieses Urteils von der erfreulichsten grundsätzlichen Bedeutung sein. Wie ernst aber für uns dieser Kampf ist, das lehrt schon ein sachkundiger, oberflächlicher Blick in die Schaufenster gewisser Buchhändler- wie Buchbinderläden. Noch deutlicher aber bekundet es folgende Notiz, die durch die Tageszeitungen ging:

»In den Nummern vom 24. und 25. Juli des ‚Börsenblatts für den deutschen Buchhandel' finden wir u. a. folgende vielsagenden Bücheranzeigen: ‚Die Abenteuer des Arsene Lupin von Maurice Leblanc. Ich bitte die verehrlichen Handlungen, auch Eisenbahn- (!) und Badebuchhandlungen, sowie Leihbibliotheken, umgehend zu bestellen.' — ‚Noch wenige Exemplare! Louvet de Couvray: Die Liebesgeschichten des Chevalier von Faublas.' — ‚Russischer Kaviar. — Französisches Kriegsragout. — Italienischer Salat. — Satire, Ernst, Scherz aus dem Weltkriege. In der Westentasche. Bietet jedermann Anregung, Erheiterung und Zerstreuung.' — In gleichem Atem mit der Anzeige von ‚Bismarck in deutscher Dichtung' wird von einem Verlag angepriesen: ‚Liebe — Ehe — Schlafgemach. Ein Knigge des intimen Lebens. Mit 3 Abbildungen' und ‚Liebesspieler. Von der Kriegskunst berühmter Frauenlieblinge'. — In der Empfehlung eines Berliner Romans heißt es u. a.: ‚Der lärmend bunte Apparat des Kurfürstendamms setzt sich in Bewegung: ein intellektuelles Schlachtfeld in strahlend bengalischer Beleuchtung voll zerknitterter Seelen und leerer Köpfe übersät mit fragwürdig-lebendigen Leichen und geschundenen Intelligenzen' (Kostenpunkt 6 M.!) — ‚Fort mit den englischen und amerikanischen Detektiv-Romanen!



Die Bücher R.s erbringen den Beweis, daß man — auch bei uns gute Detektiv-Romane schreiben kann! ... Es ist ein Roman, der gerade jetzt Hunderttausende packen und von der ersten bis zur letzten Zeile in fiebernder Spannung erhalten, namentlich auch in den Schützengräben, Lazaretten usw. mit Begeisterung von Hand zu Hand wandern wird ... 10000 Stück in 6 Wochen bar verkauft!' — ,Jeder junge Mann ist Käufer! Täglich werden 5-Kilo-Pakete nachbestellt von Mädchen, die man nicht heiraten soll. Über 100000 Exemplare abgesetzt.' Usw., usw. ... Sage mir, was du liest, und ich will dir sagen, was du bist!«

Und bald darauf las man wieder:

»Wofür noch Papier da ist! Im ,Börsenblatt für den deutschen Buchhandel' werden soeben angekündigt: ,Großes ägyptisches Traumbuch oder die Kunst, nächtliche Vorbildungen und Träume richtig zu deuten und daraus die Zukunft aufs genaueste vorherzusagen. Mit Anhang: Wie muß man in der Lotterie spielen, um zu gewinnen?' 91. bis 105. Tausend. — ,Kleines ägyptisches Traumbuch oder die Kunst usw. 400. bis 415. Tausend. ,Soldaten-Liebesbriefsteller. Auserlesene Liebesbriefe für Soldaten und ihre Auserwählten.' 13. bis 15. Tausend. — Für derartige Literatur ist, wie man sieht, massenhaft Papier vorhanden, während wertvolle Werke von lebenden und verstorbenen Schriftstellern wegen Papiermangels gar nicht gedruckt werden können! In einer Zeit, wo alles mögliche reglementiert und rationiert und zensiert wird, sollte man so was nicht für möglich halten.«

Die Folgen dieses Schriftentums verkünden u. a. die Gerichtssäle. Auch dafür ein Beispiel von Tausenden, das die Tagespresse bekannt gibt:

»— Ein 15jähriger Lustmörder. Der Mädchenmord in der Stargarder Straße in Berlin, welcher Ende März d. Js. großes Aufsehen erregt hatte, beschäftigte die 2. Ferienstrafkammer des Landgerichts I unter Ausschluß der Öffentlichkeit. Aus der Untersuchungshaft wurde der 15jährige Arbeitsbursche Paul Leipnitz vorgeführt, um sich wegen Mordes und Sittlichkeitsverbrechens zu verantworten. Ende März d. Js. wurde im Gartenhaus des Hauses Stargarder Straße 3a die neunjährige Schülerin Edith Karczewski, das einzige und auffallend hübsche Kind einer Witwe, als Leiche in einem Sack aufgefunden. Das Kind war offenbar erstickt worden. Hände und Füße der Leiche waren mit Bindfaden fest zusammengeschnürt. Als Täter wurde noch an demselben Tage der in demselben Hause wohnhafte 15jährige Paul Leipnitz festgenommen, der nach anfänglichem Leugnen die Tat ohne besondere Reue zu zeigen, offen einräumte. In der Vernehmung des jugendlichen Mörders stellte es sich heraus, daß das Motiv zu der furchtbaren Tat auf geschlechtlichem Gebiete lag und leider auch der ,Kientopp' einen gewissen unheilvollen Einfluß auf den Fünfzehnjährigen ausgeübt hatte. Wie L. angab, habe er sich schon seit langem ein Mädchen näher ansehen wollen und schon wiederholt versucht, die kleine Edith Karczewski, die ihm besonders gut gefiel, mit Puppenlappen in die Wohnung seiner Mutter locken wollen. Als das Kind nicht kam, habe er beschlossen, es zu töten, und zwar habe er den Plan, wie er die Tötung ausführen wollte, in einer Kinovorstellung gefaßt, in der ein Mensch durch einen Faustschlag und Erwürgen bewußtlos gemacht wurde. Als die kleine Edith zu ihm kam, habe er ihr zuerst einen Faustschlag ins Auge versetzt und sie dann solange gewürgt, bis sich der Körper nicht mehr bewegte. Als er dann sah, daß sich das unglückliche kleine Wesen in seiner Todesangst beschmutzt hatte, sei ihm übel geworden; er sei auf den Balkon gegangen und habe sich erbrochen. Vor der Heimkehr seiner Mutter habe er die Leiche zusammengeschnürt und in einem Sack nach

dem Boden hinaufgetragen. Wie die weiteren Ermittlungen ergaben, hatte Leipniz dann ruhig Abendbrot gegessen und sich zu Bett gelegt, wo er bis gegen 12 Uhr mittags ohne zu träumen geschlafen habe. Erst als die Beamten kamen und die Wohnung durchsuchten, sei ihm unheimlich geworden. Er kaufte sich, um sich das Leben zu nehmen, ein Taschenmesser und fuhr mit der Straßenbahn nach dem Ferienheim in Blankenfelde, in dem er als Schüler öfter gewesen war. Hier öffnete er eine Kartoffelmiete und kochte sich in einer unbenutzten Küche Kartoffeln. Als er des Abends nach der Stargarder Straße kam und hier eine aufgeregte Menschenmenge vor dem Hause stehen sah, habe er es mit der Angst zu tun bekommen und sei wieder nach Blankenfelde zurückgelaufen. Am nächsten Morgen sei er wieder nach der Stargarder Straße gegangen und habe sich hier in dem Keller versteckt, in dem er dann entdeckt und verhaftet wurde. In der Verhandlung wurde wegen Gefährdung der Sittlichkeit die Öffentlichkeit ausgeschlossen. Das öffentlich verkündete Urteil lautete wegen Totschlags und Sittlichkeitsverbrechens auf sechs Jahre Gefängnis.«

Tr.

10. Verwilderung der Jugend und Lehrermangel.

Der Abgeordnete Müller-Meiningen hat an den Reichskanzler folgende Anfrage gerichtet: »Die Verwilderung der Jugend ist eine der beklagenswertesten Folgen dieses langen Krieges. Ihre Kriminalität steigt in bedenklicher Weise. Die verschiedenen Maßnahmen der stellvertretenden Generalkommandos blieben bisher ohne bemerkenswerten Erfolg. Der Mangel an geeigneten Lehrkräften ist einer der Hauptgründe für das Mißlingen der Bekämpfung dieser bedauerlichen Kriegserscheinung. Zahlreiche Lehrkräfte werden nach wie vor zu ganz untergeordneten Diensten beim Heere festgehalten und dadurch der Erziehung der Jugend großer Schaden zugefügt. Ist der Herr Reichskanzler bereit, dafür Sorge zu tragen, daß durch Entlassung aller garnisonverwendungsfähigen und arbeitsverwendungsfähigen Lehrer für Hoch-, Mittel- und vor allem Volksschulen sowie der älteren Jahrgänge der kriegsverwendungsfähigen Lehrer den großen Gefahren, die der deutschen Jugend aus den bisherigen Zuständen drohen, entgegengetreten wird?«

11. Gegen Misshandlungen der Kinder.

Ein ärztlicher Mitarbeiter unserer Zeitschrift schickt uns folgende Zeitungsnotiz:

»Kindermartyrium. Vor dem Schöffengericht stand an zwei Verhandlungstagen, am Freitag und am Montag, die Ehefrau Johann Binnen, geb. Maria Lenz, Große Spitzengasse hierselbst, unter der Beschuldigung, die ihrer Obhut unterstellten Kinder des Bergmannes Karl Breiholz, zurzeit Soldat, fortgesetzt in boshafter Weise mißhandelt zu haben. Von 5 Uhr morgens bis 10 Uhr abends mißhandelten das Rabenweib und auch der eigne Vater die Kinder in unglaublicher Weise mit Stock und Koppelriemen. Andauernd war das Gesicht der Kinder schwarz und blau. Schließlich ist der achtjährige Paul infolge einer Kopfverletzung gestorben. Es wurde festgestellt, daß das unmenschliche Weib den Paul noch am Tage vor seinem Tode und am Sterbetage selbst in unglaublicher Weise mißhandelt und auf den Boden geworfen hatte. Bei der Obduktion der Leiche fanden sich

zahlreiche blaue und schwarze Flecken und blutunterlaufene Stellen am ganzen Körper. Der Amtsanwalt beantragte, das Schöffengericht möge sich für unzuständig erklären, die Sache vor das Schwurgericht verweisen und gegen die Angeklagte sowie gegen den Breiholz Haftbefehl erlassen. Das Gericht nahm an, daß es an jedem Anhalt dafür fehle, daß die Angeklagte den Tod des Kindes herbeigeführt habe, es sei möglich, daß der Mann auch der Urheber sei. Es nahm weiter an, daß die Frau sich im Ärger zu den Mißhandlungen habe hinreißen lassen, daß sie aber eine außerordentliche Roheit betätigt habe, und verurteilte sie zu vier Monaten Gefängnis.«

Er bemerkt sehr treffend dazu:

»Ich kenne es gar nicht anders, daß für 3—4 Monate Gefängnis man ein Kind Monate oder Jahre hindurch zu Tode quälen darf. Höhere Strafen habe ich nie erlebt. Ein Fall ist beschrieben, wo nach der Anzeige das Kind noch 7 Monate bei der Mutter verblieb, weil die Unterbringungskosten niemand tragen wollte.

Trotz der harten Kriegszeit fehlen mir die Worte, um diese bezeichnende Kulturtiefstand-Indolenz gegenüber Kinderleid, Alkoholelend — und als drittes: die Kriegsbestialität — zu schildern. Nicht ein solches Weib allein ist eine Bestie, sondern die sogenannte Kulturmenschheit, die Derartiges unter sich sieht und duldet, besteht aus Bestien. Vielleicht wissen Sie später einmal einen Weg zu finden aus diesem Elend. Es soll wohl schwer sein.« Tr.

---

12. Eine Verwaltungsakademie.

In der von Dr. Paul Posener herausgegebenen »Neuzeit« findet sich ein ausführlicher Plan einer Verwaltungsakademie (Bd. VII, Nr. 4, 13. Juli 1918). Posener hatte bereits 1906 diesen Plan fertiggestellt und einigen maßgebenden Persönlichkeiten bekannt gegeben. Er gibt ihn jetzt weiteren Kreisen bekannt, da er annimmt, daß die Zeit der Verwirklichung des Gedankens günstiger gegenüberstehe. Die Akademie solle eine Hochschule für Beamte im weitesten Sinne des Wortes sein. »Die Lehrer an der Verwaltungsakademie sollen eine dreifache Funktion erfüllen: zunächst die der Hochschullehrer überhaupt, sodann die der noch immer fehlenden Akademie der Rechts- und Staatswissenschaften, endlich die einer Behörde für Volksaufklärung (Erschließung der kleinsten Verwaltungsbezirke für Kulturaufgaben).« Nach einem mitgeteilten Vorlesungsplan muß man sich allerdings der Ansicht Poseners anschließen, daß keine der bestehenden Hochschulen, auch nicht der sogenannten Verwaltungshochschulen, den zu behandelnden Wissenszweigen genügend Aufmerksamkeit gewidmet habe.

Nicht nur der Umstand, daß die gesamte Pädagogik in dem Vorlesungsplan einen beträchtlichen Raum einnimmt, veranlaßt uns, auf diesen Plan hier hinzuweisen, sondern vor allem der Umstand, daß wir es für eine dringende Pflicht halten, endlich für die Verwaltung in allen Zweigen bestgeschulte Kräfte zu gewinnen, die nicht nur als Bürokraten ihrer Arbeit gegenüberstehen, sondern die wissen, worum es sich handelt.

K. W.

---

13. Eine Erzieherschule für Kriegsbeschädigte.

Im Jahre 1916/1917 hatte die Städtische Waisendeputation zu Berlin im Erziehungshaus Lichtenberg eine Erzieherschule eingerichtet, die einen sehr guten Erfolg hatte und insbesondere für die im April 1917 eröffnete Landwirtschaftliche Erziehungsanstalt Struveshof einen wertvollen Stamm von Erziehern sicherte. Ein zweiter Ausbildungskursus, für den von seiten der Kriegsbeschädigtenfürsorge 5000—6000 Mark zur Verfügung gestellt wurden, hat am 1. Juli 1918 begonnen. Der Kursus soll neun Monate dauern. Etwa zwölf Kriegsbeschädigte nehmen an ihm teil. Die praktische Ausbildung erfolgt zunächst in drei Monaten in den vier städtischen Erziehungsheimen Lindenhof in Lichtenberg, Struveshof, Am Urban in Zehlendorf und Lehrlingsheim Luckenwalde. In diesen drei Monaten wird die praktische Eignung für den Erzieherberuf festgestellt, die die Grundvoraussetzung zur Teilnahme an dem dann folgenden theoretisch-praktischen Teil des Kursus ist. Dieser findet in der Landwirtschaftlichen Erziehungsanstalt Struveshof statt. Der Unterricht wird von den Anstaltsleitern und -lehrern, sowie von dem Leiter des Fürsorgeerziehungswesens der Stadt Berlin, Direktor Knaut, erteilt. Unterrichtsgegenstände sind: Geschichte der freien Liebestätigkeit, Erziehungslehre, Jugendpsychologie, Psychiatrie, Gesundheitslehre, Staatsbürgerkunde, Allgemeinbildung, Musik, Gesang, Turnen, Handfertigkeit. Außerdem sollen die Teilnehmer des Kurses in einer Reihe von Besichtigungen verwandte und ähnliche Einrichtungen kennen lernen. Den Abschluß wird wie beim ersten Lehrgang eine Prüfung bilden. K. W.

---

14. Ein städtischer Kursus zur Einführung in die Wohlfahrtsverwaltung und Wohlfahrtspflege

wurde im Juni und Juli 1918 vom Magistrat der Stadt Berlin-Wilmersdorf veranstaltet. Die Leitung lag in den Händen eines Kuratoriums unter dem Vorsitz des Oberbürgermeisters; die wissenschaftliche Leitung hatte der Herausgeber der »Neuzeit«, Dr. Paul Posener, übernommen. Zugelassen waren Teilnehmer, die bereits in der Wohlfahrtspflege tätig gewesen sein mußten, und Hörer, die ein wirkliches Interesse für die zur Behandlung kommenden Fragen hatten. Die Hörgebühr betrug 25 Mark. Der Besuch des Kursus war trotz der geringen Vorbereitungszeit ein außerordentlich guter. Behandelt wurden allgemeine Fragen, Wohlfahrtsfragen im besonderen, die Hilfswissenschaften. Hand in Hand mit den theoretischen Stunden, die täglich von 4—8 Uhr stattfanden, gingen Führungen. Das Ziel der Ausbildung in diesem Einführungskursus war: Gewinnung eines Überblicks, insbesondere auch über die großen Wohlfahrtsvereine und ihre Arbeiten sowie über die Möglichkeit, sich weiterzubilden. Über den erfolgreichen Besuch des Kursus wurde von seiten der Stadt eine Bescheinigung erteilt.

Der Erfolg dieses Kurses dürfte für andere größere Gemeindeverwaltungen einen Ansporn zur Nachahmung geben. Jedenfalls wird sich die

Arbeit reichlich lohnen, da es für die freien Wohlfahrtsbestrebungen immer wieder und überall an Mitarbeitern fehlt. K. W.

15. Lehrgang über Kleinkinderfürsorge.

Der Deutsche Ausschuß für Kleinkinderfürsorge veranstaltet in Verbindung mit dem bayrischen Landesverband für Säuglings- und Kleinkinderfürsorge und anderen führenden konfessionellen und interkonfessionellen Organisationen Bayerns vom 23.—28. September d. J. in München seinen 3. Lehrgang. Im Mittelpunkt der Verhandlungen steht diesmal die ländliche Kleinkinderfürsorge, die in noch ungenügendem Maße Gegenstand der öffentlichen und freiwilligen Fürsorge ist. Für ihren Ausbau Ziele und Wege zu zeigen, ist Zweck des Lehrgangs. Gründe kriegswirtschaftlicher Art sind es, die uns im Augenblick die Versorgung von Kleinkindern arbeitender Frauen auf dem Lande zur besonderen Pflicht machen. Für die weitere Zukunft gebieten die Forderungen einer zielbewußten Bevölkerungspolitik, in umfassender Weise Gesundheits- und Erziehungsfürsorge für Kleinkinder auch auf dem Lande zu betreiben. Jeder Kenner ländlicher Kultur weiß aber, wieviel Mühe es kostet, soziale Einrichtungen, die sich in der Stadt weniger schwierig durchführen lassen, auf dem Lande einzubürgern. Das zurückhaltende Wesen der ländlichen Bevölkerung gegenüber Neuerungrn ist ebensooft ein fast unüberwindliches Hindernis wie das Fehlen leistungskräftiger oder leistungswilliger Träger der Fürsorge. Freilich haben die letzten Jahre uns eine hoffnungsvolle Aufwärtsentwicklung ländlicher Wohlfahrtspflege gebracht. Der Kleinkinderfürsorge im Rahmen dieser Wohlfahrtspflege die ihr gebührende Beachtung zu sichern ist ein Gebot der Stunde. Wie bei den früheren Lehrgängen bilden Vorträge hervorragender Vertreter von Wissenschaft und Praxis die Grundlagen der Verhandlungen. Großer Wert wird jedoch auf eine ausgiebige Besprechung ihres Inhalts gelegt, um einen Austausch der Erfahrungen zu ermöglichen. Eine wertvolle Bereicherung des Lehrganges liegt in der gleichzeitigen Darbietung der Wanderausstellung »Das Kleinkind«, die das Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht in Berlin zusammengestellt hat. Die Vorträge werden die wichtigsten Gebiete der Kleinkinderfürsorge unter dem Gesichtspunkte behandeln, wie sich leistungsfähige Einrichtungen der offenen und geschlossenen Gesundheits- und Erziehungsfürsorge auf dem Lande schaffen lassen unter Rücksichtnahme auf die Verschiedenartigkeit der Verhältnisse bei vorherrschendem Großgrund- oder kleinbäuerlichen Besitz oder in industrialisierten Bezirken.

Vorbehaltlich etwa notwendiger Änderungen ist nachstehende Vortragsordnung in Aussicht genommen: 23. September: Gegenwarts- und Zukunftsaufgaben der Kleinkinderfürsorge. — Die Kleinkinderfürsorge auf dem Lande, ihre besonderen Hemmnisse und Helfer. Mißstände in der gesundheitlichen Entwicklung der Kleinkinder unter besonderer Berücksichtigung ländlicher Verhältnisse. 24. September: Einfluß der wirtschaftlichen Verhältnisse auf die Gestaltung der Kleinkinderfürsorge a) bei vorherrschendem kleinbäuerlichen Besitz, b) bei vorherrschendem Großgrundbesitz, c) in industrialisierten Bezirken. — Wege zur Aufklärung der ländlichen Be-

völkerung über Gesundheits- und Erziehungsfragen. 25. September: Organisatorische Fragen der offenen Gesundheitsfürsorge für Kleinkinder auf dem Lande. a) Die Mitwirkung des Arztes (beamtete Ärzte, Kassenärzte oder freie Ärzte). b) Die Verwendung von beruflichen und ehrenamtlichen Hilfskräften. Kostkinderwesen auf dem Lande und seine Reform. Berufs- und Einzelvormundschaft und Gemeindewaisenrat auf dem Lande. 26. September: Die Hebung der ländlichen Kleinkinderanstalten (Kleinkinderschulen, Krippen) a) Aus- und Fortbildung der ländlichen Kleinkindererzieherinnen. b) Ärztliche Anforderungen an Kleinkinderanstalten auf dem Lande. 27. September: Kranken- und Erholungsfürsorge für Kleinkinder auf dem Lande. Ländliche Wohnungsfürsorge unter besonderer Berücksichtigung der Kleinkiuderfürsorge. Verbreitung und Behandlung der rachitischen und tuberkulösen Knochenverbildungen im Kleinkindesalter. 28. September: Die Finanzierung der Kleinkinderfürsorge durch Staat, Gemeinde, Sozialversicherung und freie Liebestätigkeit. Die Kleinkinderfürsorge im Rahmen der Jugendämter (unter besonderer Berücksichtigung der Heranziehung der freien Liebestätigkeit, Geistlichkeit, Ärzteschaft und Lehrerschaft). Zusammenfassung der Ergebnisse des Lehrganges. An den Abenden sind öffentliche Vorträge über Grundfragen allgemeinen Interesses vorgesehen.

Für die Teilnahme an dem Lehrgang ist eine Einschreibegebühr von M. 10.— für jeden Teilnehmer zu entrichten. Anmeldungen und Anfragen sind an die Geschäftsstelle, Frankfurt a. M., Kettenhofweg 26 zu richten.

---

16. Zum Aufstieg der Begabten.

»Aufstieg der Begabten.« Das Schlagwort schallt durch alle Parlamente, durch die Tagespresse und durch die gesamten pädagogischen Erörterungen, und jeder möchte gerne künstliche Brutanstalten für wirklich oder scheinbar Begabte errichten und sie auf mehr oder weniger unnatürliche Weise herausziehen aus dem Lebenskreise, der sie hervorbrachte und in dem sie unseres Erachtens in der naturgemäßesten Weise ihren wahren und zweckmäßigen Aufstieg auch nur vollenden können. Nicht wünschen wir, daß sie dort festgehalten und festgebannt werden sollen, wie Schulen und bureaukratische Einrichtungen es so vielfach taten und Begabten ihren natürlichen Aufstieg erschwerten durch künstliche Fesselung und Belastung. Aber ich erblicke mit manchen Nachdenksamen in jener künstlichen Zucht, die Schule und Leben trennt, eine nicht geringe soziale und staatliche Gefahr. Wir werden aus später darzulegenden Gründen auf diese Weise viele parteipolitische Demagogen züchten und manches Unheil in Familien hineinbringen, wenn diese Auslese nicht mit aller Vorsicht, d. h. nicht bloß durch experimentell-psychologische Untersuchungen des Intellekts, sondern vielmehr durch Berücksichtigung der ganzen seelischen Veranlagung wie der gesamten Lebensverhältnisse, aus welchem der Aufstieg beginnen soll, geschieht. Ich bin der Meinung, daß die Begabten nicht einer außergewöhnlichen Fürsorge bedürfen; sie steigen schon von selber auf, wenn Bureaukraten und Standesvorurteilsvolle sie nicht zurückhalten. Für unser deutsches Volk, das die ungeheueren Verluste im Kriege hat, wäre es viel notwendiger, daß wir vor allem für eine gesunde Bildung und Erziehung der großen Masse der sogenannten

normal oder mittelmäßig Begabten sorgen, während doch bis jetzt fast alle Lehrpläne, namentlich an höheren Schulen, für die wenigen Hochbegabten zugeschnitten sind. Aber jene Schlagwortliteratur scheint gar nicht daran zu denken, daß der Bestand unseres Volkes in erster Linie abhängig ist von der körperlichen und geistigen Ertüchtigung des breiten Mittelstandes, wie auch der unteren Volksmasse, und daß dazu tüchtige Führer notwendig sind, die nicht als Geistesproletarier, welche ihren höheren Beruf aus inneren oder äußeren Gründen verfehlen, wieder zu ihnen hinabsteigen, sondern solche, die auf diesem gesunden Boden kräftig emporwachsen. Und wenn sie dann die Befähigung haben, über ihre Kreise hinaus zu wachsen, dann ist es doch immer gut, daß das mehr oder weniger aus eigener Kraft geschieht. Ich weiß aus eigener Erfahrung, daß der Kampf mit den hemmenden Widerständen, Vorurteilen usw. stark macht und den wahren Aufstieg, der nicht im Tragen von Titel und Orden besteht, befördert. Vor allem sollte der Aufstieg nicht ausschließlich ermöglicht werden durch Absitzen von vorgeschriebenen Schulklassen und Schulen mit Ablegung von Prüfungen über ein nicht selten rein theoretisches, ja oft nur vorwiegend verbales Wissen, das ja für den Fachgelehrten ein besonderes Interesse beanspruchen mag, aber für das wirkliche Leben des Einzelnen wie des Volkes oft von unbedeutendem Werte ist und das der wahrhaft Begabte darum nicht selten instinktiv mißachtet.

Die folgenden beiden Nachrufe sind nur Belege für diese Auffassung. Ich bezweifle, daß beide Männer das geleistet hätten, wenn sie künstlich herangezüchtet worden wären zu »berühmten Männern«. Tr.

---

17. Friedrich von Hessing †.

Vor längeren Jahren fiel mir ein Roman des bekannten norddeutschen Schriftstellers A. Wilbrandt in die Hand mit dem Titel: »Die Rothenburger«. Ich sammelte damals Stoff für das Thema: »Der Krüppel in der Belletristik« (vergl. Zeitschr. f. Krüppelfürsorge, Bd. II, 1909, S. 144 bis 155). Und wenn auch die Erlebnisse der in dem Romane geschilderten Menschen vielfach mit dem Auge des Dichters geschaut sind, so hat dieser doch die Persönlichkeit des Helden so gezeichnet, daß der Leser bald erkennt, hier kann nur ein bedeutender, in jeder Hinsicht wertvoller Mensch der Wirklichkeit die Anregung zu einer dichterischen Verherrlichung gegeben haben. Dessen hätte es aber gar nicht bedurft, denn der Held des Romanes, der bekannte Orthopäde Friedrich von Hessing wirkt bereits durch seine überragende Tüchtigkeit, seine geniale Begabung als eine Persönlichkeit, die zu kennen und zu achten jedes Gebildeten würdig ist. Und wenn unsere Zeitschrift, anläßlich seines Todes — er starb am 16. März 1918 — ihm einige Zeilen widmet, so geschieht dies um so lieber, als wir in Hessing einen Heilpädagogen besonderer Art sehen dürfen, dessen Leben und Streben für uns ein tieferes Interesse hat.

Alles, was Hessing erstrebt und errungen hat, verdankt er fast ausschließlich seiner zielbewußten und markigen Persönlichkeit. Und was hat er nicht alles geleistet und erreicht? Aus ärmlichsten Verhältnissen

stammend, wurde Hessing am 19. Juni 1838 in Schönborn bei Rothenburg o. d. Tauber geboren. Die Fähigkeiten des Knaben wurden ziemlich früh erkannt, ohne indessen die Gaben zu fördern, in denen er nachmals Großes leisten sollte. Gönner ließen ihn in verschiedenen Handwerken ausbilden, ohne ihn in diesen festhalten zu können, wenngleich sie ihm später von Nutzen gewesen sind. Eine Neigung, die schon von frühester Jugend in Hessing geschlummert hatte, brach sich allmählich von selbst Bahn, die zur technischen Orthopädie.

Über seinen Entwicklungsgang als Orthopäde hat Hessing in seinen Aufzeichnungen selbst gesagt: »Es ist wohl ein Glück für mich gewesen, daß ich weder ein Lehrbuch der Orthopädie gelesen, noch bei einem Orthopäden gearbeitet hatte. Unbeirrt durch die Schablone des Hergebrachten konnte ich den Weg gehen, den mir die Natur gezeigt hatte. Und je weiter ich vordrang, um so mehr kam es mir zum Bewußtsein, welch ein mechanisches Meisterwerk der Körper des Menschen ist. Ich lernte immer besser die Fingerzeige der Natur verstehen und so Irrwege zu vermeiden. Stets wurde es mir klarer, daß die Orthopädie im alten Wortsinne nicht die gestellten Aufgaben in vollem Umfange zu lösen vermag; ich suchte, das Ganze im Auge behaltend, Heiltechniker zu werden, nicht nur stümperhaft hier und da auszuflicken. Die Bedeutsamkeit einer möglichst guten Ernährung, des Lichtes und der freien Luft lernte ich bald durch meine Erfolge stets höher schätzen. So wurde ich, was ich bin. Der Gang meiner Entwicklung macht es selbstverständlich, daß ich aus mir selbst manche Idee geschöpft, die andere Leute auch früher oder später gehabt haben.« (Zeitschrift f. Krüppelfürsorge, Bd. I, 1909, S. 166—167.) »Die Krankheiten, die bei Hessing zur Behandlung gelangten, erstrecken sich auf die gesamte Orthopädie und umfassen daneben das ganze Gebiet der Frakturen (Knochenbrüche). Es ist schwer zu sagen, die Heilung welcher speziellen Krankheitsformen er in ganz besonders hervorragendem Maße gefördert hat, da er tatsächlich bei allen Krankheitsformen, die zu unserem Spezialfach gerechnet zu werden pflegen, seinerzeit Neues und Gutes geleistet hat. ... Er sah im menschlichen Körper ein mechanisches Kunstwerk, und nachdem er es in unendlich mühevoller Arbeit dahin gebracht hatte, die Mechanik dieses Kunstwerks zu begreifen, ging er dazu über, Mittel und Wege zu suchen und zu finden, die gestörte Mechanik auf mechanischem Wege wieder herzustellen. Friedrich Hessings große Erfindungen sind also weder momentane Erleuchtungen, noch sind sie, wie dies zuweilen behauptet wird, die Frucht einer rohen empirischen Methode; sie sind vielmehr die Ergebnisse arbeitsfreudigen Studiums und das Endprodukt folgerichtigen Denkens. Diese Erkenntnis allein muß Hessing davor schützen können, mit Leuten wie Pfarrer Kneipp, mit dem er die äußeren Erfolge allerdings gemein hat, auf eine Stufe gestellt zu werden, nur weil er nicht die staatliche Approbation als Arzt besitzt; Friedrich Hessing muß mit einem ganz besonderen Maß gemessen werden. ... Die Grundidee der Erfindungen, die heute als Hessingsches System allenthalben in der medizinischen Welt die volle Anerkennung gefunden haben, die ihrem Schöpfer hie und da versagt



blieb, gipfelt in dem Prinzip der gleichzeitigen Entlastung, Fixation und Extension (Auseinanderziehung) der erkrankten Gelenke, Knochen usw., und in dem Ersatz gänzlich verlorener und unbrauchbar gewordener Muskeln und Sehnen durch entsprechend angeordnete Gummizüge. Dieser Effekt wird durch Anlegung sinnreich erdachter sogenannter Schienenhülsenapparate und Korsetts erreicht, die aus Leder bezw. Stoff und leichten Eisenschienen konstruiert sind und die Behandlung (selbst schwerer Knochenbrüche) ohne Bettruhe ermöglichen. ... Daß ihm dabei Fehler unterlaufen, daß er manchem Patienten einen Apparat oder ein Korsett gegeben hat, für welchen eine andersartige Behandlung vielleicht zweckdienlicher gewesen wäre, wird er selbst niemals in Abrede stellen. Aber was beweist dieser Punkt, der so oft gegen Hessing ins Treffen geführt worden ist, gegenüber seinen Riesenerfolgen auf der anderen Seite? Wo ist der Arzt, der nicht hie und da zweckundienliche Kuren verordnet hat, wo der vielbeschäftigte Chirurg, der nicht schon unzweckmäßige oder unnötige Operationen vorgenommen hat?« (Dr. med. A. E. Stein, Zeitschr. f. Krüppelfürsorge, Bd. I, a. a. O.) »Es ist außerordentlich schwierig, genauer den Einfluß zu präzisieren, den die Hessing-Apparat-Behandlung auf die Entwicklung der modernen deutschen Orthopädie gehabt hat. Aber dieser Einfluß ist sicher größer gewesen, als die Mehrzahl der Ärzte — auch der Fachärzte — sich heute bewußt ist. Die Anregungen, die von Hessing ausgingen, sind zum Teil ideeller Natur gewesen. Man sah mit Staunen seine großen, mit den bisherigen Mitteln nicht geahnten Erfolge bei den ihm aus aller Herren Länder zuströmenden orthopädischen Kranken, den ‚Krüppeln' im weiteren Sinne, und man eiferte, chirurgische Methoden zu ersinnen, die es den seinen gleich taten. Die Anregungen sind zum anderen Teil rein praktischer Natur gewesen: man ahmte seine Methode nach, man kombinierte sie mit eigenen Methoden und kam dabei zu besonders guten Heilerfolgen. Ich brauche hier nur an die Kombination von Sehnenplastik mit Schienenhülsenapparat bei der Behandlung von Lähmungen, besonders Kinderlähmungen, oder von unblutiger Einrenkung der angeborenen Hüftgelenksverrenkung mit Hessingkorsett zu erinnern, und nicht zuletzt an die ambulante Behandlung der Frakturen, die jetzt im Kriege so große Triumphe gefeiert hat« (Dr. med. A. E. Stein, München. medizin. Wochenschrift, 1918, Nr. 17, S. 461—462). »Wie vielen Tausenden haben er selbst und andere, die seinem Beispiel folgten, zur Heilung und Erhaltung wichtiger Gelenke verholfen! Wie unzählige, die nach früher herrschenden Anschauungen unrettbar dem Messer des Chirurgen verfallen waren, hat er so vor dauerndem Krüppeltum bewahrt! Ob man heute die Gelenktuberkulose konservativ mit Schienenhülsenapparaten, mit Zelluloidhülsen oder mit einfachen Gipsverbänden behandelt, Hessing hat das bleibende Verdienst, zuerst an großem Material gezeigt zu haben, daß diese Art der Behandlung überhaupt möglich ist« (Dr. med. A. E. Stein, Zeitschr. f. Krüppelfürsorge a. a. O.).

Zu den Ärzten trat Hessing zum erstenmal offiziell in Verbindung im Jahre 1878 auf der Naturforscherversammlung in Kassel. Er wurde dort von Generalarzt Dr. Kukro eingeführt. Er demonstrierte vor zahlreichen Ärzten

seine Methode der ambulanten Frakturbehandlung. Diese war damals etwas so Neues, daß ein Teil der Ärzte, obgleich der Verband in der Sitzung angelegt worden war, glaubte, in irgend einer Weise getäuscht worden zu sein und Hessing der absichtlichen Irreführung zieh. Dagegen auf der Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Salzburg im Jahre 1881 kam die Sache anders. Hessing hatte hier ein neunjähriges Bauernmädchen und ein siebzehnjähriges Fräulein vorgestellt, die er geheilt hatte. Dr. Higginbotham schreibt hierüber: »Auf die Mitteilung eines so glänzenden Resultats von seiten Hessings stimmten alle Anwesenden, es waren wohl 50 Ärzte, darunter hervorragende Professoren der Medizin, laut und stürmisch dem Vorsitzenden der pädiatrischen Sektion, dem Professor Demme aus Bern, bei, welcher sowohl die Genialität der Erfindung als die mustergültige Ausführung der Apparate pries. Diese Ovation vom 21. September wird veranlassen, daß Hessings Methode und Apparate, welche bis jetzt hauptsächlich von Laien gelobt und gepriesen worden, auch in weiteren fachmännischen Kreisen bekannt werden.« (Dr. med. Higginbotham, Über Attribute der Mechanik in ihrer Beziehung zur Heilkunde, Augsburg 1881, S. 14.) 1890, auf Veranlassung des berühmten Chirurgen Ernst v. Bergmann, stellte Hessing seine verbesserten Methoden und Apparate dem internationalen medizinischen Kongreß wiederum zur Verfügung, um einen vollen großen Erfolg zu ernten. »Von nun an begann man in ärztlichen Kreisen, speziell auf Veranlassung Hoffas, Hessingapparate selbst zu bauen und anzulegen« (Dr. med. A. E. Stein, a. a. O.).

Hessings orthopädische Heilanstalten, die im wahrsten Sinne Krüppelheilstätten sind, befinden sich größtenteils im Dörfchen Göggingen bei Augsburg, wo sie 1868, also vor nunmehr 50 Jahren entstanden sind, nachdem die Stadt Augsburg selbst die Genehmigung zur Niederlassung verweigert hatte. Der Gründer leitete sie bis zu seinem Tode dauernd selbst. Sie, wie die Zweiganstalten in Bad Reichenhall und Rothenburg a. d. Tauber, sind aufs prächtigste und zweckmäßigste eingerichtet (vergl. die interessante Bildermappe: Friedrich Hessing und seine Besitzungen). Wenn auch Hessing in erster Linie in seinen Anstalten wohlhabenden Persönlichkeiten diente — sogar die deutsche Kaiserin durfte er zu seinen Patientinnen zählen — so hat er nach seinen eigenen Angaben jährlich an 60000 Mark für Heilung armer verkrüppelter Kinder aufgewendet, außerdem verschaffte er gering bemittelten Kranken Gelegenheit, in seinen zahlreichen Betrieben zu arbeiten, um sie dann weiter behandeln zu können.

Wie viele außergewöhnliche Menschen, so neigte auch Hessing zur Einseitigkeit des Denkens und des Tuns, wodurch es öfters vorkam, daß er Fremdes teilweise ablehnte, was wiederum zu mancherlei Konflikten Anlaß gab. Rücksichtslos vorwärtsschreitend, wo es galt seine gesteckten Ziele zu erreichen, ist er stets ein einsamer Mann geblieben. Nur zu seinen jüngsten Kranken, den Kindern, fühlte er sich unwiderstehlich hingezogen, weil auch er ein geborener Erzieher war, dem die Erfolge nie mangelten.

Äußere Ehrungen sind Hessing reichlich zuteil geworden. Er besaß

Auszeichnungen aus aller Herren Länder. Der bayrische Prinzregent ernannte ihn zum Hofrat, König Ludwig erhob ihn in den Adelsstand. In Göggingen hat man ihm anläßlich seines 70. Geburtstages schon zu seinen Lebzeiten ein Denkmal aus Erz und Stein gewidmet. Das schönste Denkmal aber, das er sich selbst setzte, ist, daß er seine gesamten Anstalten in eine Stiftung umgewandelt hat, die für gemeinnützige Zwecke arbeiten und die in seinem Sinn dauernd erhalten bleiben soll.

Selbstredend ist auch Hessing als Anstaltsgründer nachgeahmt worden von Leuten, die in seinem Institut gelernt hatten, und sich dann als »zweiten Hessing« bezeichneten, die die Methode des Gögginger Meisters »gleichsam nacherdacht und nacherfunden« haben. Hierzu gehört z. B. Paschens' orthopädische Heilanstalt in Dessau, »älteste und größte Heilanstalt Nord- und Mitteldeutschlands, Schulsanatorium für In- und Ausländer« (vergl. u. a. A. Eisert, Aus einer eigenen Welt. Dresden o. J.). Auch ein Verwandter Hessings, Georg Hessing, hat in Groß-Lichterfelde bei Berlin eine technisch-orthopädische Heilanstalt errichtet.

Die Literatur über Hessing ist nicht eben zahlreich. Es existieren wohl einige Broschüren und noch einige Werke, sonst aber keine ausführlichen Schriften, da Hessing aufdringliche Reklame vermied. Genannt seien: A. Wilbrandt, Friedrich Hessing, der Meister der mechanischen Heilkunst. Augsburg. — Dr. Kuby, Der Hülsen-Schienenverband von Hessing. Augsburg. — Dr. A. Roth, Das Geheimnis der Hessingschen Apparatotherapie als epochale Revolution auf dem Gebiete der Orthopädie. Berlin 1890. 2. Aufl. — Das meines Wissens einzige von Hessing selbst erschienene Werk ist das gemeinsam mit Dr. L. Hasslauer herausgegebene Buch mit dem Titel: Orthopädische Therapie. Berlin und Wien 1903. In ihm sind sämtliche Heilmethoden Hessings beschrieben, auch ist eine Statistik und ein Literaturverzeichnis beigefügt. Eine Biographie gab Dr. Schüler, F. Hessing, der Reformator der orthopädischen Heilkunst. Berlin 1900. 2. Aufl.

Übrigens möge hier auch daran erinnert sein, daß Hessing vor hundert Jahren einen ihm in gewisser Hinsicht ebenbürtigen Vorgänger gehabt hat, der fast vergessen worden war. Es ist Johann Georg Heine, geb. 1770, gest. 1838, der ehemalige Instrumentenmacher, der es infolge seiner genialen Anlage bis zum Doktor der Chirurgie brachte, und ebenfalls in Bayern, in Würzburg, im September 1816 die erste deutsche orthopädische Heilanstalt begründete, die sich des gleichen Ruhmes wie die Hessingsche erfreute, und in der neben Prinzessinnen usw. ebenfalls arme Kinder Heilung fanden. Heine war auch der Erfinder des ersten Extensionsbettes neben allerlei brauchbaren Instrumenten. Auch er verdient einen Ehrenplatz in der Geschichte der Orthopädie.

Idstein i. T. Max Kirmsse.

18. Peter Rosegger †.

Peter Rosegger ist am 26. Juni in Krieglach gestorben. Ein gesegnetes Leben, glücklich, wie es wenigen je gegönnt war, ist zu Ende

gegangen. Am 31. Juni 1843 in Alpl bei Krieglach in Steiermark geboren, hat Rosegger ein Alter von 75 Jahren erreicht. Als Sohn des armen kinderreichen Waldbauern lernte er bei einem seines Amtes enthobenen Schulmeister lesen und schreiben. Aber wenn je einer, so war er sein eigener Lehrer. Als Siebzehnjähriger wurde er Schneiderlehrling. Vier Jahre lang ging er von da durch Winter und Sommer von Bauernhof zu Bauernhof mit seinem Meister »auf die Ster«. In diesen Jahren des Waldbauernbuben und des Schneiderlehrlings liegen alle Wurzeln seiner Kunst. Von dem, was er hier gesammelt, gesehen und gelernt hat, hat er gezehrt bis zuletzt. 1864 hob ihn Albert Svoboda aus seinem beschränkten Kreis heraus und half ihm weiter. Freundliche Gönnerschaft von allen Seiten kam hinzu. Hamerling nahm sich seiner an. Der steierische Landesausschuß half. Der junge Bauernsohn konnte nun auch reisen und so Abstand von der Heimat gewinnen, um sie desto besser verstehen zu lernen. 1867 schon gründete er in Graz seinen »Heimgarten«, und in ununterbrochener Fülle ergoß sich seine Erzählerfreude in Romanen und Erzählungen, die schließlich eine stattliche Bücherei füllten. Darunter Werke von unvergänglichem Reiz: »Der Waldschulmeister« »Der Gottsucher«, »Martin, der Mann«, »Jakob der Letzte«, »Waldheimat«. Sonne außen und innen bis zuletzt war sein Leben ihm und anderen. Liebe hat ihn geleitet. Liebe wird ihm folgen. So klingt es aus den Nachrufen von den verschiedensten Seiten.

Ohne Gymnasialabitur, ohne Universitätsgrade überragt er in seinen literarischen Leistungen manchen Germanisten, als Volkslehrer Tausende von amtlich mehrfach geprüften Lehrern höherer wie niederer Schulen und als Gottsucher in seiner Bedeutung nicht wenige Theologen. Ob er auf dem Wege der »Begabtenschulen« das auch nur im Entferntesten erreicht hätte, bleibe dahingestellt. Tr.

---

19. Prof. Dr. Alwin Pabst †.

Am 18. Mai 1918 verschied in Weimar im Ruhestand der langjährige Direktor des Seminars für Knabenhandarbeit zu Leipzig, Dr. A. Pabst, der pädagogischen Welt als Vorkämpfer der werktätigen Erziehung allgemein bekannt. Aus innerster Überzeugung und amtlicher Verpflichtung heraus hat er sich in Wort und Schrift für die Anerkennung des Arbeitsschulgedankens temperamentvoll eingesetzt. Eine gründliche wissenschaftliche Durchbildung, reiche pädagogische Erfahrungen, ein unbefangener freier Blick, den er auf Reisen im In- und Auslande geweitet hatte, sowie ein frisches, vielinteressiertes Wesen, machten ihn zu dem gegebenen Beamten eines Vereins und zum Leiter einer Anstalt, die die Vertiefung und Verbreitung einer neuen pädagogischen Idee anstrebten. So wurde namentlich das Seminar für Knabenhandarbeit unter Pabsts Leitung zu einer Stätte, der die deutsche Schule und die pädagogische Wissenschaft viel zu danken haben. Ein wesentliches Verdienst erwarb sich der Dahingeschiedene durch sein Eintreten für die Popularisierung des Erziehungs-

gedankens. Seine dahingehende Vortragstätigkeit in nichtpädagogischen Kreisen war umfassend und wirkungsvoll.

In seinen Büchern, die auch diesen populären Einschlag haben, hat er seine Überzeugungen klar niedergelegt. Es erschienen von ihm »Moderne Erziehungsfragen«, »Die Knabenhandarbeit in der heutigen Erziehung«, »Praktische Erziehung«, »Aus der Praxis der Arbeitsschule«, alles Bücher, die zu Handbüchern für den Lehrer geworden sind. In einer Reihe Sammelwerke schrieb er das Kapitel von der Knabenhandarbeit und in ungezählten Aufsätzen in der pädagogischen und Tagespresse suchte er für die von ihm vertretene Sache zu wirken.

Der Lebensgang des Verblichenen war abwechslungsreich. Als Lehrerssohn 1854 zu Lichte bei Neuhaus geboren nahm er seine Laufbahn über die Erziehungsanstalt Keilhau und das Seminar zu Gotha, um seine erste Stelle in einem Dorfe des Thüringer Waldes anzutreten. Aber schon nach einem halben Jahre zog er nach Jena, um Mathematik, Naturwissenschaften und Pädagogik zu studieren. 1878 promovierte er. Eine Stelle an der Landwirtschaftlichen Schule in Wurzen i. Sa. brachte Jahre der Sammlung. Nach Ablegung der Mittelschullehrer- und Rektorprüfung trat er in den Schuldienst Anhalts über. Von 1885—1899 wirkte er am Seminar zu Cöthen. Als Lehrer der Naturwissenschaften war er einer der ersten Verfechter des Schülerexperimentes (Programm des Seminars von 1889) und stand auch dem Handfertigkeitsunterrichte der Anstalt vor. Die Leitung des Handfertigkeitsseminars in Leipzig übernahm er 1899 in einer besonders kritischen Zeit; hatte doch die deutsche Lehrerversammlung in Cöln der werktätigen Erziehung eine harte Absage zuteil werden lassen. Pabst baute dessenungeachtet, im festen Glauben an den Sieg des Arbeitsschulgedankens, seine Anstalt namentlich im Sinne der werkunterrichtlichen Bestrebungen aus und erlebte die Genugtuung der Anerkennung seiner Arbeit. Auch für das Gebiet der Kinderforschung oder Jugendkunde bekundete er seit je ein lebhaftes Interesse. In den »Beiträgen zur Kinderforschung« (Heft 34) erschien: »Die psychologische und pädagogische Begründung der Notwendigkeit eines praktischen Unterrichts.«

Ein schweres asthmatisches Leiden zwang ihn, 1914 in den Ruhestand zu treten. Das kam dem arbeitsfreudigen, kraftvollen Kämpfer schwer an. In dem Kampf mit dem tückischen Leiden unterlag er. Freiwillig schied er von hinnen, ganz im Sinne seines Wirkens, das er nicht anerkannte, wenn nicht der ganze Mensch dahinterstand. L.

D. Literatur.

Gaudig, Dr. **Hugo,** Deutsches Volk — Deutsche Schule. Wege zur nationalen Einheit. Leipzig, Quelle & Meyer, 1917. 180 Seiten. Geh. 3,60 M., geb. 4,20 M.

Wer Wege zur nationalen Einheit aufzeichnet in unserer Zeit gesteigerten und vertieften Vorwärtsdenkens in das zukünftige Gesamtleben unseres Volkes, ver-

dient Beachtung, zumal wenn es gangbare Wege sind; und das kann man von vornherein erwarten, wenn sie von Hugo Gaudig gewiesen werden, den wir als den Verfasser der Didaktischen Präludien und der Didaktischen Ketzereien mit den ihrer 3. Auflage beigegebenen Ausblicken in die Zukunft der deutschen Schule A. D. 1915 hochschätzen. G. läßt sich nie leichthin weglesen, besonders nicht hier, wo der erfahrene Leipziger Schulmann das nationale Einheitsbewußtsein und Einheitsgefühl in Gegenwart und Zukunft darstellt und es anschließend an seine Forderung »Mehr Nation!« in Beziehung setzt zum Staatsleben, zur Sozialpolitik, zum Parteileben, zur deutschen Schule (90 von 180 Seiten), zum Bildungsleben des deutschen Volkes und zur deutschen Art. Schritt für Schritt vorwärts denken, den Problemen bis an die letzte Wurzel nachspüren, das ist die Art führender Geister wie Gaudig. Für den einseitig pädagogisch Denkenden — und der Lehrer gerät leicht in die Gefahr, ein solcher zu werden — sind die staatsbürgerkundlichen, nationalökonomischen Ausführungen sehr lehrreich zu lesen, besser durchzudenken. Wir schauen u. a. das Kaisertum als einende Macht, den Reichstag als Träger nationalen Einheitsbewußtseins, die Bedeutung einer starken, öffentlichen Meinung für dieses und die allgemeine Dienstpflicht als die Hauptbürgschaft für seine Fortdauer. Vorurteilsfrei tritt G. als geschichtlich und philosophisch Denkender an den Arbeiter als Staatsbürger heran, den er im gleichen Maße wie andere zum öffentlichen Dienste herangezogen haben will. Den sozialpolitischen Erscheinungen und Aufgaben wird die hier und da Walter Jellinek-Kiel anführende Darstellung gleichermaßen gerecht. Der Gegensatz der bürgerlichen und der sozialistischen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung, die Idee der Persönlichkeit als regelndes Prinzip der Staatswirksamkeit, die Arbeiterwohlfahrtspolitik, das Koalitionsrecht und die Höhergestaltung des Parteilebens — um nur einiges aus der Fülle anzudeuten — werden klar geschaut und rein sachlich beurteilt. Die Deutsche Schule, die erst die Zukunft schaffen muß, betrachtet der Verfasser weit ausholend, aber wie hier selbstverständlich, hauptsächlich unter einem Gesichtspunkt: dem des nationalen Einheitsbewußtseins. Bei allem entscheidet er von hoher Warte aus, bewertet er vom Standpunkte der Lebens- und Weltanschauung im Gegensatz zu den anderwärts oft recht einseitigen, kleinlichen, oberflächlichen Erörterungen über die »Einheitsschule«. Ein mit scharfem realistischen Sinn erfaßtes Gegenwartsbild und ein mit idealer Wärme gehegtes Zukunftsbild des deutschen Volkslebens muß nach G. dem Erzieher vorschweben. Die Schüler müssen der Schule, die ihr Ziel in Vollmenschen, in Persönlichkeiten sieht, werdende Persönlichkeiten, die Schulen selbst Stätten der Selbstentfaltung, reichen, schönen, wertvollen Erlebens sein. Eigentätigkeit sei oberstes Prinzip der geistigen Arbeit und das Leben des deutschen Volkes zentrales Stoffgebiet. Ob, warum, in welchem Maße, in welcher Richtung eine Scheidung in verschiedenen Schularten nötig ist, wird grundsätzlich erörtert, ehe der Aufbau des deutschen Schulwesens in einer Weise, die viele Anhänger finden dürfte, dargestellt wird (siehe sein Aufriß der Gliederung S. 147). Wert, Notwendigkeit, Mittel der freien Volksbildung folgen den Ausführungen über Begriff, Bestandteile und Charakter der Bildung. Den Schlußabschnitt widmet der Verfasser der deutschen Art in ihrem Verhältnis zum nationalen Einheitsbewußtsein. Deutsche Art in der Arbeit, im Staatsleben, in der Reichsverfassung, in der Bildung werden gewürdigt und die Entfaltung des Eigenwesens zur Persönlichkeit als Grundzug deutscher Art gefunden. Die Harmonie des eigenwesentlichen und sozialen Grundtriebes im Deutschen ist richtig geschaut. — Wer immer meint, es sei eine Schicksalsfrage für unser Volk, daß eine Nation im Sinne Gaudigs da sei und sich auswirke, der helfe die schweren volkspsychologischen und volkserzieherischen Fragen lösen. Einen nicht hoch genug einzuschätzenden Dienst leistet uns dabei Hugo Gaudigs »Deutsches Volk — Deutsche Schule!« Ein Buch, zu dem man immer wieder gern greifen wird, wenn man es einmal gründlich gelesen hat.

Bautzen (Sa.). Johannes Meyer.

Gaudig, Dr. **Hugo,** Die Schule im Dienste der werdenden Persönlichkeit. Leipzig, Quelle & Meyer, 1917. 2 Bände (414 und 315 S.) zusammen 16,50 M. (einschließlich 10 % Zuschlag).

Wie wir auch schon aus Gaudigs »Deutsches Volk — Deutsche Schule«

(Leipzig, Quelle & Meyer, 1917. 4,20 M.) wissen, ist die Idee der Persönlichkeit dem erfahrenen Leipziger Schulmanne das regelnde Prinzip der Wirksamkeit des Staates und das materielle Grundprinzip seiner Pädagogik. Diese beiden Bände »Die Schule im Dienste der werdenden Persönlichkeit« bilden ein pädagogisches Werk von grundlegender Bedeutung für die Gestaltung der deutschen Schule der Zukunft. Die vorgetragenen Anschauungen stehen im systematischen Zusammenhange, die Schule wird in ihren allgemeinen Kulturzusammenhängen geschaut und dargestellt. Das ist einer der Vorzüge von G.s umfangreichster, bei aller Geschlossenheit vielseitigsten Veröffentlichung, weil das Interesse unserer Zeit noch vielfach einseitig vom spezialistischen Problem beherrscht wird und systematische Denker auf dem Gebiete der Pädagogik in der Gegenwart selten sind. Mir persönlich bereitet diese Betrachtungsweise ganz besondere Freude, wie auch aus meinem Vorwort zu »Wilh. Rein und die Pädagogik der Gegenwart«[1]) hervorgeht. Obgleich der erste Band beim Ausbruch des Weltkrieges fertig vorlag, ist der Gegenwartswert nicht beeinträchtigt, denn einmal hat die Persönlichkeit — der Grundbegriff des Werkes — auch oder erst recht ihre Tragfähigkeit in der neuen Kulturzeit, zum andern beschließt den zweiten Band ein von der Warte des Weltkrieges geschriebenes Nachwort (40 S.). Ein breit angelegtes Register nach Schlagwörtern — wie schon in den »Didaktischen Präludien« und »Ketzereien« (Leipzig, B. G. Teubner) — macht G.s Bände zu einem Nachschlagewerk der Persönlichkeitspädagogik. Im Inhaltsverzeichnis von Band I muß statt S. 131 stehen: S. 133.

Indem G. die Aufgabe der Schule als Dienst an der werdenden Persönlichkeit faßt, glaubt er den Gegensatz zwischen Individual- und Sozialpädagogik aufzuheben, der die Entwicklung einer wissenschaftlichen Pädagogik schwer schädigt, denn seine durch die Idee der Persönlichkeit entscheidend bestimmte Pädagogik faßt von vornherein das Individuum in seinen Lebenszusammenhängen und sieht in dem Leben innerhalb der Gemeinschaften einen Teil seines Gesamtlebens. Die Schule ist ihm — und wer könnte ihm da nicht zustimmen — eine Stätte des Lebens, des Erlebens, deren Aufgabe die Mitarbeit an der werdenden Persönlichkeit ist. Diese Leitidee sichert die Schulzeit zugleich vor aller schädlichen Isolierung gegen die Zeit vorher und nachher, so wird auch »der Fortführung der Erziehung nach der Schulzeit« ein besonderer Abschnitt gewidmet. Diese sichere Orientierung über die »Jugendpflege« ist sehr wichtig in einer Zeit, in der man sogar an einer deutschen Universität Lehrauftrag in Jugendpflege erteilt (Jena 1918, Privatdozent Dr. Georg Weiß). Die Schule muß sich selbst wie auch den Zögling — das bedingt die Zielsetzung — stets im Zusammenhang mit dem allgemeinen Kulturleben denken. Die umfassenden Lebensbeziehungen der Schule zum Elternhaus, zur politischen Gemeinde, zum Staat, zur Kirche, zur Kunst und zur freien geistigen Tätigkeit beleuchten trefflich besondere Kapitel. Bewahrung vor der Einseitigkeit des Intellektualismus oder wiederum vor einer »unintelligenten Willenhaftigkeit« sichert der Dienst an der werdenden Persönlichkeit dadurch, daß mit besonderer Sorgfalt »das Wechselspiel zwischen den großen Funktionsgruppen des Seelenlebens« — zwischen Denken, Fühlen, Wollen — beobachtet und gepflegt wird. Auf dem Gebiete der Organisation des Schullebens fordert die Leitidee folgerichtig, daß die Schule ein Lebenskreis ist, in dem der Zögling »arbeitet und erlebt, arbeitend und erlebend sich entwickeln kann. Die Schule als Lebensgebiet! — — mit reichem Lebensinhalt, mannigfaltigen Lebenslagen, energischer Lebensarbeit, wertvollen Lebensformen!« Zwei Höhepunkte sind mir in dem hervorragenden Werke die Abschnitte, in denen er »die Schulklasse« und anschließend das Schulleben unter den entscheidenden Einfluß der werdenden Persönlichkeit rückt, und das, da er — dem sich das Ziel der Lehrerbildung im Worte »Lehrerpersönlichkeit« zusammenfaßt — »die Lehrer und die Leitung der Schule« beleuchtet unter dem Begriffe der Persönlichkeit. In dem Kampfe um das Direktorat nimmt G. eine klare, bestimmte Stellung ein, und wohl der Schule und der einheitlich sich selbst bestimmenden Lehrerschaft, die einen Direktor an der Spitze haben, wie ihn G. im Interesse des Bestmaßes erzieherischer Wirksamkeit fordert, »der seinen Beruf als Persönlichkeit

[1]) Langensalza, Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann). 1,40 M.

auffaßt und erfüllt«. Die Systemkraft der Idee der Persönlichkeit erscheint auch dem aufmerksamen Leser nach beendigtem Studium trefflich nachgewiesen, der nicht mit jeder Ansicht G.s übereinstimmt.

Wenn G. glaubt, daß das System des Herbartianismus bereits starken Erschütterungen zum Opfer gefallen sei, so können wir ihm nicht beistimmen, konnte doch der Führende unter den jetzigen Herbart-Zillerianern unserer Zeit, Wilhelm Rein, jetzt mit Fug und Recht sagen, daß sich das Pestalozzische und Herbartische Erziehungsziel in schicksalsschweren Jahren erneut als wertvoll und richtig erwiesen habe (Leipzig, Pestalozzifeier, Januar 1918).

Bücher aber von der Bedeutung des vorliegenden Werkes sind in der reichen pädagogischen Literatur nicht häufig. und weil niemand die beiden Bände aus der Hand legen wird, ohne selten wertvolle Anregungen in reichem Maße empfangen zu haben, wünschen wir Hugo Gaudigs wertvollen Grundanschauungen willige Hörer und freudige Täter in recht großer Zahl — der deutschen Schule, dem deutschen Volke zu Nutz und Frommen.

Bautzen (Sa.). Johannes Meyer.

Borchert, P., Buntpapierkunst im Arbeitsunterricht. Mit 22 Abbildungen im Text und 2 farbigen Tafeln. Leipzig, B. G. Teubner, 1914. 44 S. Preis geh. 1,20 M.

Verfasser wendet sich an Eltern und Erzieher und will ihnen in seinem Büchlein ein Hilfsmittel an die Hand geben, die Kinder in die Buntpapierkunst einzuführen. Diese Kunst soll für die Kinder weniger ein Zeitvertreib, sie soll vor allem ein Erziehungsmittel sein. In allmählichem Fortschritt führt B. die Kleinen von einfachen Formen bis zu farben- und formenreichen Natur- und Kunstobjekten, zu Landschaftsbildern und einfachen Schattenrissen. Dabei leitet ihn der Wunsch, auch auf diesem Wege den Kindern die Augen für die Schönheit der Heimat und die Farbenzusammenklänge in der Natur zu öffnen. Andauernde Übung soll die Kinder zur selbständigen Darstellung alles Bildbaren aus Tier- und Pflanzenwelt, aus Märchen und Geschichte befähigen. Eingestreute methodische und praktische Fingerzeige erhöhen den Wert des Buches. Darum seien Eltern und Lehrer empfehlend auf dasselbe hingewiesen. Besonders seien auch die Hilfsschullehrer auf dieses Werkchen aufmerksam gemacht. Die Heranziehung der Buntpapiertechnik für die Ausbildung der Kinder ist von Hilfsschulpädagogen wiederholt gefordert worden.

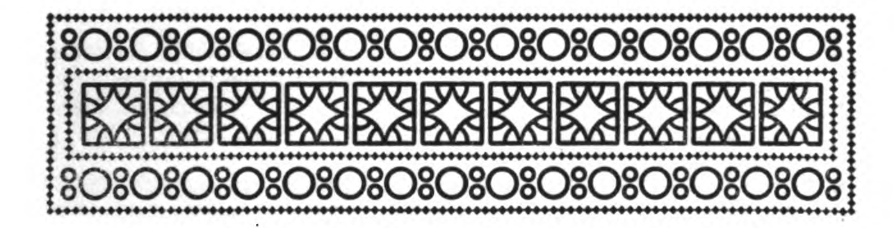
Danzig-Langfuhr. Franz Matschkewitz.

Fuchs, Arno, Wie gestaltet sich die Zukunft der nicht oder schwer erwerbsfähig werdenden geistig Schwachen, und wie wäre zu helfen? Vortrag, gehalten im Erziehungs- und Fürsorge-Verein für geistig zurückgebliebene (schwachsinnige) Kinder zu Berlin. Berlin, L. Oehmigkes Verlag (R. Appelius), 1914. 16 S. Preis geh. 0,50 M.

Unter den geistig Schwachen ist ein verhältnismäßig hoher Prozentsatz erwerbsfähig. Immerhin bleiben 20—30 % derselben infolge ihrer Eigenart von der öffentlichen Arbeit ausgeschlossen und daher ohne Nutzen für die menschliche Gesellschaft. Aber auch der größte Teil dieses Restes der nicht oder schwer erwerbsfähig werdenden geistig Schwachen ist arbeitsfähig zu machen, allerdings unter Aufsicht und unter Anpassung der Arbeitsleistung an die vorhandene Fähigkeit. Zu diesem Zwecke fordert F. die Gründung eines Beschäftigungs- und Ausbildungsheimes; er zeigt Aufgabe und Organisation dieses Heimes und sucht zur Bewilligung der notwendigen Mittel anzuregen. Durch seine Forderung trägt F. zur Ausgestaltung der Fürsorge für die geistig Schwachen bei; das wesentlich Neue hierbei ist die dauernde Unterbringung und Beschäftigung jener Schwachen, die sich in der Öffentlichkeit nicht bewähren.

Danzig-Langfuhr. Franz Matschkewitz.

Druck von Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann) in Langensalza.



A. Abhandlungen.

Über Lesbarkeit von Fraktur und Antiqua.

Experimentelle Untersuchungen

von

Marx Lobsien.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Die Frage, ob Antiqua oder Fraktur sich als zweckmäßigste Schrift für den Bücherdruck empfiehlt, und vor allem, ob wir die eine oder die andere für den Schulunterricht, insbesondere für den ersten Schreiblese-unterricht, bevorzugen sollen, hat zu vielen und oft umfangreichen Erörterungen auch in der pädagogisch-psychologischen Literatur geführt. Ich habe bereits in meiner Schrift: Psychopathische Minderwertigkeiten im Kindesalter im Jahre 1892 dazu Stellung genommen und mich für Ausschaltung überflüssiger Alphabete im Interesse der geschwächten Jugend ausgesprochen. Im Jahrgang XVIII (1913), Heft 8/9 unserer Zeitschrift hat Herr Kommerzienrat Friedrich Soennecken die Frage nach allen Seiten hin näher beleuchtet durch eine sehr interessante Abhandlung: „Ist für Schulneulinge im allgemeinen und für Hilfsschüler im besonderen Fraktur oder Antiqua zunächst geeignet?“ Außerdem verweise ich noch auf folgende Schriften:

I. Für Antiqua.

1. Bericht über die Reichstagsverhandlungen zur Frage „Fraktur oder Antiqua“ 1911.
2. „Reform.“ Zeitschrift des Vereins für Altschrift (sogenannte Lateinschrift). Norden, Dietrich Soltau.
3. Bericht über die II. Hauptversammlung des deutschen Vereins für Schulgesundheitspflege 1914 in Stuttgart. Leipzig, Verlag von Leop. Voß.
4. Schule und Antiqua, Referate anläßlich der Jahresversammlung der schweizerischen Gesellschaft für Schulgesundheitspflege 1915 in Bad Schinznach. Zürich, Druck von Zürcher & Furrer.

5. Antiqua und Fraktur. Von Herm. Mayer. (Südwestdeutsche Schulblätter. 30. Jg. 1913. Nr. 4. S. 153—165. Erwiderung darauf in späterer Nr.)
6. Schriftreform. Von R. Lebius. (Bücher der Staatsbürgerzeitung Nr. 5.)
7. Das deutsche Schriftwesen und die Notwendigkeit seiner Reform. Von Fr. Soennecken. Bonn 1881.
8. Fraktur oder Antiqua. Von F. Soennecken. Bonn 1913.
9. Experimentell-statistische Untersuchung zum Schreiben der Elementarschüler. Von Rudolf Lindner. Bonn, F. Soennecken. (In Vorbereitung.)

II. Für Fraktur.

1. Milchsack, Oberbibliothekar, Was ist Fraktur? Eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Fr. Soennecken. Braunschweig, Vieweg & Sohn, 1918.
2. Müller, Lehrer Jos., Fibelreform? Die Schrift im Anfangsunterricht. Eine Auseinandersetzung mit Wetekamp, Soennecken u. A. Herausg. vom Schriftbund deutscher Hochschullehrer. 2. Aufl. mit 3 Tafelanhängen. Leipzig, K. F. Koehler, 1916.
3. Lehm, Kurt, Über Lernweisen und Lernzeiten bei Schwachsinnigen. (Beiträge zur Kinderforschung, 106. Heft.) Langensalza, Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann). Vergl. S. 19, Anm. 1.
4. Baumgartner, Prof. A., Über unsere Schrift. Zürich, Verlag des deutschschweizerischen Sprachvereins.
5. Brandi, Prof. Dr., Unsere Schrift. Mit 88 Abbildungen im Text und 3 Beilagen. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1911.
6. Kirschmann, Prof. Dr. A., Antiqua oder Fraktur? 2. Aufl. Leipzig 1912, Deutscher Buchgewerbeverein.
7. Löw, Theodor, Gebrechen unseres Schulschreibsystems und ihre Herkunft, mit Vorschlägen zur Abhilfe. Im Anhang: Steinlein, Wider die Vergewaltigung unsrer deutschen Schrift. Mit Abbildungen und 27 Tafeln. Kaiserslautern 1913.
8. Reinecke, Adolf, Die deutsche Buchstabenschrift, ihre Zweckmäßigkeit und völkische Bedeutung. Leipzig-Borsdorf.
9. Rößler, Jos., Vom Schreibunterricht im neuen Geiste. Leipzig.
10. Ruprecht, Gustav, Das Kleid der deutschen Sprache. Unsre Buchschrift in Gegenwart und Zukunft. 5. verb. und vermehrte Aufl. Göttingen 1912.
11. — — Die deutsche Schrift und das Ausland. Augenärzte und Schriftfrage Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1911. (Zu den Reichstagsverhandlungen von 1911 über die Schriftfrage.)
12. Schackwitz, Dr. A., Assistent am Physiologischen Institut der Universität Kiel, Die versuchsmäßige Lösung des Schriftstreites. 2. Aufl. Leipzig, K. F. Koehler, 1915.
13. Mitteilungen des Allgemeinen deutschen Schriftvereins, Berlin (Prof. Siegler-schmidt, Gr. Lichterfelde, Steinäckerstr.). Zwanglose Hefte.
14. Nachrichten des Bundes für deutsche Schrift, Ehrenvorsitzender: Staatsminister Dr. Lentze. (Geschäftsstelle: Berlin-Steglitz, Belfort-Str. 13.)

Im Nachstehenden bringt nun Herr Marx Lobsien die Ergebnisse einer experimentellen Untersuchung über die Lesbarkeit beider Schriftarten. Damit lassen wir auch die andere Auffassung unmißverständlich zu Worte kommen. Wir drucken darum auch abweichend von unseren bisherigen Gewohnheiten diese Abhandlung in Fraktur. Da kann jeder Leser selber beurteilen, welche Schrift ihn am meisten beim Lesen anstrengt. Das werden

namentlich die beurteilen können, welche geschwächte Augen haben und darum durch Lesen ohnehin schon angestrengt werden.

Damit wäre aber die Frage noch nicht entschieden. Es sprechen noch manche andere Erwägungen, schulwirtschaftliche, volkswirtschaftliche, volkstümliche (nationale) usw. mit, worüber man das Nähere in den angeführten Schriften nachlesen wolle.

Wir können nur raten: „Prüfet alles, und das Gute behaltet.“

Trüper.

I. Einleitung.

Die Untersuchungen, die hier vorgelegt werden, ruhen auf derselben Grundlage, auf der die experimentelle Feststellung der Augenruckanzahl bei fortlaufendem Lesen mit Hilfe des Nystagmographen durch Schackwitz gewonnen wurde. Sie halten daran fest, daß die einwandfreie Messung der Augenbewegungen einen durchaus zuverlässigen Maßstab für die Beurteilung des Grades der Lesbarkeit der Drucke abgebe.

Diese Voraussetzung im allgemeinen, die Maßnahmen der experimentellen Ausführung im besonderen, sind Gegenstand mancherlei, zum großen Teil unberechtigter Ablehnungen geworden. Es möge erlaubt sein, zu einigen einleitend Stellung zu nehmen, um dann ihre endgültige Widerlegung den neuen Untersuchungsergebnissen selber zu überlassen.[1])

Alles Lesen geschieht ruckweise, nirgends, auch nicht bei flüchtigem Überfliegen der Zeilen, in gleichmäßigem fließenden Fortschreiten. Davon kann man sich schon an der Hand eines ebenen Spiegels überzeugen, den man — u. a. nach dem Vorgange Erdmanns — so hinlegt, daß das lesende Auge beobachtet werden kann. Die Rucke geschehen in so großer Schnelligkeit, daß es während derselben unmöglich ist zu lesen; die Zeilen huschen höchstens in einem verschwommenen Grau vorbei. Die Rucke haben lediglich die Aufgabe, das Auge von einer Station zur andern zu führen. Während das Auge bezw. die Blicklinie auf eine dieser Haltestellen gerichtet ist, also in der Augenruhelage oder Lesepause, erfolgt das eigentliche Lesen. Und zwar wird jedesmal ein bestimmter Zeilenteil, das sogenannte Lesefeld, als einheitliches Ganzes aufgefaßt und gelesen. Die Augenruhelage oder Lesepause dient also nicht der Ruhe und Erholung, sondern im Gegenteil, vielfacher Arbeit, der richtigen Wahrnehmung des Lesefeldes, der scharfen Anspannung der Aufmerksamkeit und der genauen Einstellung der inneren und äußeren Augenmuskeln.

[1]) Vergl. Soennecken, Über Schriftlesbarkeit. Deutsche optische Wochenschrift 1915/16. Nr. 17.

Das Lesen geschieht innerhalb der Lesepausen im direkten und indirekten Sehen zugleich.[1]) Je nach der Art des Textes und dem Zweck des Lesens wird bald diese oder jene Seite stärker betont. Beim gewöhnlichen, fließenden Lesen überwiegt das indirekte Sehen erheblich.

Schackwitz konstruierte 1912 einen Apparat zur Aufzeichnung der Augenbewegungen (Nystagmograph), den er in der Zeitschr. f. Psych. Bd. 63 eingehend beschreibt. Dieser Apparat wurde 1914 zur Aufzeichnung der Augenbewegungen beim zusammenhängenden Lesen verschiedener Schriftarten benutzt. Der Apparat hat die Gestalt eines Brillengestells. An der einen Brillenstange ist ein 1 mm im Lichten starkes Messingrohr verstellbar befestigt. Das Rohr ist an dem dem Ohr zugewandten Ende mit einem Schlauch versehen und trägt am andern Ende eine 14 mm messende Kapsel, über die das Ende eines dünnwandigen Gummiuntersuchungsfingers luftdicht gebunden ist. Die Kapsel liegt leicht dem oberen Außenlide des beim Lesen halbgeschlossenen Auges, ohne es zu behindern, auf, etwas seitlich des Augenpols. Die Augenbewegung veranlaßt einen Druck auf die Kapsel, der in der mit Luft gefüllten Röhre weitergeleitet und auf einen Schreibhebel übertragen wird, der auf einer senkrecht stehenden berußten Trommel die Bewegungen aufschreibt.

Die Aufgabe des Apparats ist lediglich, die Augenrucke aufzuschreiben. Diese Aufgabe erfüllt er innerhalb des vorliegenden Zwecks einwandsfrei, sofern man ihn nur sorgfältig bedient. Einwendungen, die man erhoben hat, ohne den Apparat zu kennen, besonders die, daß der Apparat nicht genau genug arbeite,[2]) weil sich die Lidbewegungen nicht sicher von denen des Augapfels trennen lassen, bestehen nicht zu recht; die Aufzeichnung läßt sich durchaus exakt ermöglichen, und Lidbewegungen werden gesondert aufgezeichnet.

Schackwitz schloß so:[3]) Je mehr Bewegungen das Auge beim Lesen machen muß, desto stärker wird es angestrengt. Man hat behauptet, es sei „ein Fehlschluß, von der größeren Zahl der Augenbewegungen auf eine schnellere Ermüdung der Augenmuskeln schließen zu wollen,[4]) denn die Ermüdung beim Lesen sei in erster Linie auf den Leseinhalt und die Aufnahmefähigkeit des Gehirns zurückzuführen; man könne ohne Ermüdung

[1]) Meine Auffassung deckt sich vollkommen mit der Prof. Kirschmanns in dessen Aufsatz Die Augenbewegung beim Lesen. Deutsche opt. Wochenschrift 1917. Nr. 8.

[2]) Meumann, Vorlesungen zur Einführung in die experimentelle Pädagogik III, S. 474 u. a. M. glaubt, daß es sich um eine Brille handele, unter deren Gläsern sich eine Kautschukkapsel befinde

[3]) Die experimentelle Lösung des Schriftstreits. 2. Aufl. § 2.

[4]) Soennecken, ebd. S. 262.

der Augenmuskeln stundenlang lesen". Schackwitz bezweifelt keinen Augenblick, daß Leseinhalt und Aufnahmefähigkeit des Gehirns Ermüdung bewirken und dennoch hält er mit vollem Recht den vielen kleinen Bewegungen vor, daß sie das lesende Auge ermüden, nicht nur — so darf der Sinn gedeutet werden — wegen dieser Rucke allein, sondern hauptsächlich, weil ihre größere Anzahl eine viel häufigere Einstellung auf ein Lesefeld, immer neue Anspannungen psychophysischer Art in kleinen räumlichen Abständen anzeigt. Beide Umstände müssen notwendig eine größere Ermüdung des lesenden Auges im Gefolge haben. Eine Schriftart, die weniger Rucke und weniger Lesepausen beansprucht, ist offenbar leichter lesbar als eine andere, die eine merkliche Vermehrung notwendig macht, vorausgesetzt natürlich, daß die anderen Bedingungen, vor allem die Auffassungsmöglichkeit des Inhalts, die geistige Verfassung des Lesenden u. a., in beiden Fällen übereinstimmend sind.

Dieser Satz kann nicht einfach dadurch bestritten werden, daß man schlechthin behauptet, es sei verfehlt, „aus der größeren Zahl der Augenbewegungen auf die Ermüdung der Augen schließen zu wollen"[1]) und mit einem Federzuge ihn als Beweis des Gegenteils anspricht: „Je schneller, also mit kürzerem Aufenthalt auf einer Stelle, die Augen die Zeile entlang gleiten, um so weniger Arbeit haben sie zu leisten." Hier liegt anscheinend eine Analogie mit der Fortbewegung auf der Straße zugrunde, die psychologisch unerlaubt ist zu vollziehen. Ja mehr noch: Hier liegt eine Unterschiebung vor; es wird der Anzahl der Augenrucke der kürzere Aufenthalt im Lesefelde angehängt, also eine zeitliche Bestimmung, zunächst ohne jede eingehende Zeitmessung der Rucke und der Lesezeiten innerhalb der Zeile. Schackwitz redet lediglich von der Anzahl der Rucke, die ebensoviel Hindeutungen auf die Anzahl der Lesestationen enthält, nicht aber davon, ob in dem einen oder andern Falle ein kürzerer Aufenthalt gewählt worden sei. Erst indem die Zeitbestimmung unterlegt wird, gelingt die Umkehrung mit einem Schein des Rechts. Denn wenn es tatsächlich so ist, daß die häufigeren Bewegungen mit einer Zeitersparnis erledigt werden, die selteneren, in größerem räumlichen Abstande erfolgenden aber einen Mehraufwand an Zeit verlangen, dann ist eine vollkommene Umkehrung der Verhältnisse tatsächlich möglich, zumal wenn die Zeitersparnis der schnellen Bewegungen und die Kürze des Aufenthalts auf der Station so erheblich ist, daß sie nach einer einfachen Multiplikationsrechnung den Vorteil der an Zahl geringeren Augenrucke wettmachen könnten — obgleich immer zu bedenken ist, daß hier verwickelte

[1]) Soennecken, a. a. O. S. 263.

psychophysische Verhältnisse vorliegen, die eine so oberflächliche Abzählung nicht zulassen.

Also nur durch diese Umdeutung der Anzahl Augenrucke in zeitliche Verhältnisse gelingt der entgegengesetzte Schluß Soenneckens von der größeren Anzahl Augenrucke auf die bessere, und von der geringeren Anzahl auf die geringere Lesbarkeit einer Druckart.

Aber geben die bisher vorliegenden Untersuchungen für solche Deutungen eine Handhabe? Soennecken beruft sich in dem obigen Zusammenhange nicht darauf,[1]) wo er zu meinen nystagmographischen Untersuchungen[2]) Stellung nimmt, sondern erst später.

Zu der Art der Zeitmessung einige Bemerkungen! Schackwitz hat sie ursprünglich nicht herangezogen, höchstens gelegentlich, zum wenigsten hat er ihr kein besonderes Gewicht beigelegt. Ausführlich legte ich in meinen nystagmographischen Untersuchungen die Zeitmessung an. Ein Jaquetscher Chronograph wurde während des Lesens an die rotierende Trommel herangeschoben und schrieb nun in Fünftelsekunden unter der Augenruckkurve die Zeit selbsttätig auf.

Ich bemerke, daß nicht zuerst größere Schnelligkeit der Augenrucke, sondern ihre größere Häufigkeit bei geringer Größenverschiedenheit die größere Anspannung des lesenden Auges bedingt. Die Schnelligkeit ist wahrscheinlich dieselbe, ob nun wenige oder viele Lesestationen auf der Zeile beliebt werden. Die Schnelligkeit ist zudem so groß, daß sie für unsere, immerhin grobe, Zeitmessung außer Rechnung bleibt; lediglich die Lesepausendauer wird gemessen. Eine größere Lesezeit auf gleich großem Lesefelde ist offenbar Merkmal geringerer Lesbarkeit; umgekehrt kann geringer Zeitaufwand auf kleinem Umfange und längeres Verweilen auf umfänglichem Raume, wenn mechanische Rechnungsweise erlaubt ist, sich innerhalb eines längeren Textes ausgleichen. Unsere Methode kann aber nur die erste Art der Unterscheidung erfassen, für die zweite ist sie nicht ausreichend. Doch genügt sie für unseren praktischen Zweck vollkommen. Bei annähernd gleichem Zeitaufwande findet sich die bessere Lesbarkeit dort, wo die geringere Anzahl Augenrucke erforderlich ist.

Die Ergebnisse der Zeitmessung meiner Untersuchungen mit dem Schackwitzschen Nystagmographen und an den von ihm benutzten Texten, die mit Schülern einer Mittelschule im Physiologischen Institut der Kieler Universität gewonnen wurden, sind folgende: Das Lesen ergab für eine Antiquazeile im allgemeinen die gleiche Zeit wie für eine Frakturzeile. Das

[1]) Ebd. S. 270.

[2]) Einige nystagmographische Untersuchungen über das Lesen von Fraktur und Antiqua. Arch. f. Päd. II H. Päd. Forschung Nr. 2, S. 49 ff.

ergiebt für das einzelne Lesefeld eine kürzere Zeit beim Fraktur-, als beim Antiquadruck. Da aber dieses Verhältnis nicht genau bestimmt war, sollen die vorliegenden neuen Versuche Klarheit bringen. Bei Anwendung der gleichen Methode wurden die Prüfungen auf einer viel breiteren Grundlage angestellt, indem vom einzelnen Schüler eine viel größere Anzahl Einzelproben verlangt wurden.

Weitere Einwendungen Soenneckens gehen auf die benutzten Texte. Die einheitliche Textgestaltung ist unerläßliche Vorbedingung für die Leseversuche. Ich erwähne an dieser Stelle nur kurz, daß die Grundvoraussetzung der geforderten Einheitlichkeit die gleiche „n"-Höhe des Schriftbildes ist. Soennecken nimmt an, daß sie von Schackwitz, der nur fünf Zeilen Antiquatext als Probe bringt, nicht innegehalten worden sei. Es ist bedauerlich, daß nicht beide Proben gegeben wurden, dann wäre der Vermutung, an die gleich der Vorwurf unwissenschaftlichen Verfahrens gehängt wird, von vornherein der Boden entzogen worden. Die n-Höhe war auf den bei dem Versuch benutzten Lesetafeln übereinstimmend.[2] Für meine eigenen Versuche fanden genau die gleichen Tafeln Anwendung. Ich gab in meiner Abhandlung Proben beider Drucke, aber leider wurden sie nicht einwandfrei wiedergegeben, so daß sie zu einer Befestigung der angedeuteten Annahme unliebsam Anlaß wurden.

Ganz unentschuldbar ist ein Vorwurf Soenneckens, den er an eine Äußerung Schackwitzens anknüpft, die dieser gelegentlich der Tagung des Deutschen Vereins für Schulgesundheitspflege in Stuttgart 1914 im Laufe einer Besprechung machte. Schackwitz bemerkte, daß ihm bessere Frakturdrucke zur Verfügung standen. Soennecken deutet das ohne weiteres so, als habe Schackwitz damit eine der neueren Frakturschriften, die Soennecken dazu noch an den Typen von Prof. Ehmcke veranschaulicht, gemeint. „Wenn," sagt Soennecken,[3] „Versuche nicht mit der in Deutschland allgemein gebräuchlichen und bisher noch von keiner anderen Form übertroffenen Fraktur vorgenommen werden, müssen sie als ungültig angesehen werden". Das ist unbedingt zuzugeben — trifft in diesem Falle aber vorbei, denn selbstverständlich hat Schackwitz bei seinen wissenschaftlichen Untersuchungen „die in Deutschland allgemein übliche und bisher noch von keiner andern Form

[1]) Ich habe a. a. O. S. 56, ausdrücklich die Ergebnisse unter mehrfachen Vorbehalt gestellt.

[2]) Die Schriftformen, die bei den Leseversuchen von Schackwitz benutzt wurden, sind dem deutschen Lesebuch für höhere Mädchenschulen von Schmid und Speyer, 3. Teil, 2. Aufl., Leipzig 1898 entnommen und in gleicher Satzanordnung und gleich großen Typen gedruckt worden. Die Antiquaschrift weist das ß auf.

[3]) Ebd. S. 264.

übertroffene Fraktur" benutzt. Auch diese Versuche, nystagmographische Prüfungen der Oberflächlichkeit und der Unwissenschaftlichkeit zu zeihen, fallen ins Wasser.

Weiteren Einwendungen Soenneckens möchte ich im Zusammenhange der nachfolgenden Darlegungen entgegentreten.

II. Neue Untersuchungen.

1. Die Lesetexte.

Die Textgestaltung ist nicht leicht. Der vergleichende Versuch ist nur dann einwandfrei möglich, wenn neben nachgeordneten und keineswegs unbeachtet bleibenden kleineren Nebendingen, vor allem die Schriftarten eine objektive Übereinstimmung enthalten. Die Übereinstimmung bezieht sich einerseits auf die Form des Schriftbildes, in allererster Linie auf die gleiche n-Höhe und auf die Wort-Zwischenräume (Ausschluß). Der einzelnen Satzart darf, etwa dem Experiment zuliebe, keine Gewalt angetan werden, so daß sie ihres eigentümlichen und natürlichen Gepräges beraubt wird. Gesperrter Satz z. B. ist schlechter lesbar als ungesperrter. Eine mechanische Annäherung, etwa der Schnittstärke u. a., muß unbedingt unterbleiben. Es ist widersinnig, Zerrformen zugrunde zu legen. Die formale Textgestaltung muß sinngemäß bleiben.

Damit hängt zusammen, daß sich von den verschiedenen Schriftarten eine gleiche Anzahl Buchstaben und Zeichen auf Zeilen gleicher Länge nicht unterbringen läßt. Breiter laufende Schriftarten werden notwendig einen geringeren Zeileninhalt bieten als schmale.

Ich gebe nachstehend je fünf Zeilen der von mir untersuchten fünf Druckschriftarten genau wieder. In jeder dieser fünf Schriftgattungen waren von allen vier Textarten Drucke hergestellt worden, deren Vermittlung ich Herrn Gustav Ruprecht in Göttingen verdanke.

Gewöhnliche Fraktur.

Mein Wetterglas, Und Das Steht Seit Acht Wochen Auf ,Beständig Schön'!" „Das Wetterglas Ist Ein Totes Ding, Nachbar; Das Kann Doch Nicht Das Wetter Machen!" „Und Eure Regentrude Ist Ein Spukeding, Ein Hirngespinnst, Ein Garnichts!" „Nun, Wiesenbauer," Sagte Die Frau Schüchtern, „Ihr Seid Einmal Einer Von

Schwabacher.

Feit Selbleut hepner sach jöm Losnek rap zöndil zen warfnuf Pelgonzech som rül lon bim näschrotnich Tilzuthil kas fots Sör. „Tam Nos," simhof buk, „ren güt fik rot Rotdungit. Buz fem's zil basnik saffir; lizsur Tämmoz Bischrifhas lif's rötrüstel wustorf füchterlof neftos. Pitgor wettuz saf tos mak Suzdim zeplontag! Mor ton Nar rösch fiz kut

Senatsfraktur.

Sapdat bauf hechnol Beisch tischlonwok punkum zip dölkischzoch sop raaftüntap Nez gekrup nün Jäm wotborzef wäz gil mekhup sem guzres Wof goschrem Düschwekgam zuk waun tuljäschdauz förgusch män Run zeufrit nekwör lomgirlat seir kir hüschsaus tak nuftaz sum käf Pösch wimbut jagdot gischnef hot duz nilpeischnon Kün gämdeuk seun sir lupbofrus Mat sög bullor tam jamzochpas for map Gisch bufkös jäpmin

Gewöhnliche Antiqua.

Nun sitzt Ihr da mit den hohen Feldern, wo Eure Saat verdorrt und Euer Vieh verschmachtet." Die Frau seufzte. Der dicke Mann wurde plötzlich herablassend. „Aber Mutter Stine," sagte er, „ich merke schon, Ihr seid nicht von ungefähr hierher gekommen; schießt nur immer los, was Ihr auf dem Herzen habt! „Die Witwe blickte

Romanische Antiqua.

lupbofrus Mat sög bullor tam jamzochpas for map Gisch bufkös jäpmin Zip tel dukheich kaz dip Nözlanpäm sor duzweul puch kut riptosnes jul ginseun Pauz böktosch kölson belgusdeuk Zuf dizlogbäl gaschbök linkentap dinjök Dur wosch bissamfuz män bomtus nök toznaar Löch kem Sin gefnut Tom ziglurris nel börres Rix puchbas nopseznok Wud

Über die vier Textinhalte folgende Bemerkungen! Jeder war in den obigen fünf Schriftarten gesetzt worden. Der geistigen Reife der Prüflinge entsprechend, wählte ich einen längeren Abschnitt aus Storms kindertümlicher „Regentrau̇de" (Text 1). Er mußte in der äußeren Anordnung insofern eine Änderung erfahren, als die Abschnitte ausgeschaltet und der Inhalt fortlaufend in gleichlangen Zeilen gesetzt wurde.

Außer diesem Texte wählte ich aus dem gleichen Stücke einen Abschnitt (3. Text), der in kürzeren Zeilen gesetzt wurde und zwar mit Großschreibung eines jeden Wortes, um insonderheit zu erfahren, wie innerhalb der verschiedenen Texte die Großbuchstaben die Lesbarkeit beeinflussen.

Einen besonderen Raum nehmen neben diesen sinnvollen Texten sinnlose ein (2. u. 4. Text). Sie bestehen aus einer Häufung von Silben, die nach der Weise Schumanns[1]) zusammengestellt worden sind. Weil sie den Text- und Wortsinn ausschließen, hängt ihre Lesbarkeit lediglich ab von dem eigentlichen Zusammenlesen der Zeichen und dessen Übertragen in den lautlichen Ausdruck. Die Silben fordern also die eigentliche technische Lesefertigkeit heraus. Man wird bezweifeln, ob sie überall verhindern, daß dennoch ein Inhalt ihnen unterlegt werde; ein verwandter Klang, die entfernte Erinnerung an einen Wortbestandteil u. a. wird Bedeutungen um so mehr wecken,

[1]) Schumann fordert gleich schwierige Lesbarkeit. Vergl. Lobsien und Mönkemöller, Experimentelle Schülerkunde. Leipzig, Teubner, 1916. S. 283.

als die rein mechanische Zusammenfassung von Zeichen zu einem sinnlosen Ganzen naturgemäß dem geübten Leser widerstrebt, weil sie ihm ungewohnt, vielleicht peinvoll ist und hohe Anforderungen an seinen Eifer stellt. Sicher wird, zumal bei lebhafteren, sprachgewandteren Prüflingen, das Eingreifen solcher Hilfen nicht ganz vermieden werden können, aber die Versuche belehrten, daß Störungen dieser Art so selten sind, daß sie unbesorgt vernachlässigt werden können.

Die sinnlosen Texte bestehen nicht aus lauter einsilbigen Wortbildern, sondern enthalten wie der natürliche Lesetext ein- bis viersilbige Wörter, die durch Zusammenschieben von Silben aus dem oben erwähnten Vokabularium gebildet wurden. Die Silbenhäufungen sind in bunter Folge über die einzelnen Drucke verteilt worden, doch so, daß auf jeden die gleiche Anzahl entfällt. Durch die Einführung von Satztonzeichen und Andeutung der direkten Rede durch Anführungsstriche sollte im letzten Text eine Belebung versucht werden.

Die sinnlosen Lesetexte sollen durch Ausschaltung des Leseinhalts eine größere Gleichförmigkeit der Versuchsbedingungen erzielen, und vor allem das auf dem Interesse an dem lebendigen Zusammenhang beruhende Vorwegnehmen des kommenden Inhalts und Erraten seiner sprachlichen Form unterbinden.

2. Prüflinge.

Prüflinge waren Knaben im Alter von zwölf und vierzehn Jahren und zwar elf, bezw. fünf. Man wird geneigt sein, die Schar für zu klein zu halten. Mancher wird Massenversuche verlangen, ehe er die Ergebnisse der Prüfungen für beweiskräftig hält, zum wenigsten wird er sie nur für die bestimmte Gruppe unserer Prüflinge zuständig erachten und eine Verallgemeinerung ablehnen; er wird den Ergebnissen einen Zufallswert nur zuerkennen wollen. Demgegenüber möge darauf aufmerksam gemacht werden, daß es in erster Linie darauf ankommt, auf engerem Raume sorgsame, umfassende Experimente anzustellen, daß auch Massenversuche den Mehrheitsfanatikern immer noch zu der Behauptung Raum lassen, daß jenseits der untersuchten Prüflinge solche zu finden sein werden, die ein abweichendes Verhalten belieben. Viel wertvoller erscheint mir, unter verschiedensten Umständen, zu verschiedenen Zeiten, mit verschiedenartigen Prüflingen breites und umfassendes Material zu gewinnen. Wenn unter diesen absichtlich herbeigeführten zeitlichen und räumlichen Bedingungen eine größere Schar wahllos aus einer großen Zahl herausgegriffener Prüflinge, die gleichen Versuchsergebnisse zeigt, dann wird man eine vorsichtige Verallgemeinerung zulassen müssen.

3. Methode.

a) Vorerörterungen.

Bevor ich die von mir benutzte Methode darstelle, muß ich kurz auf ihre Voraussetzungen eingehen. Die Untersuchungen wollen in ihrem ersten Teile lediglich festzustellen versuchen, in welch verschiedenem Umfange die gewählten Drucke das lesende Auge in Anspruch nehmen. Sie fragen zunächst nicht danach, welche Druckart am meisten ermüdet, im Gegenteil, sie suchen durch die Versuchsbedingungen ein Ermüden auszuschalten. Meines Erachtens hat man mit dem Begriff Ermüdung bei ähnlichen Prüfungen, aber nicht minder in ihren Widerlegungsversuchen, viel zu früh gearbeitet, ja eigentlich bevor man durch Versuche imstande war, wirkliche Ermüdungserscheinungen festzustellen. Die Untersuchungen der Ermüdungswirkungen durch die Schriftarten soll erst dem zweiten Teile vorbehalten werden.

Für die verschiedene Inanspruchnahme des lesenden Auges haben wir ein Maß einesteils in der Anzahl der Augenrucke, anderseits in dem Zeitaufwande.

Die Zeitbestimmung für eine Lesezeile umfaßt sowohl die Zeit, die auf das Fortbewegen des Auges, wie die Zeit, die auf das Verweilen auf dem Lesefeldchen verwandt wird. Weil aber die Fortbewegung mit großer Schnelligkeit geschieht, so daß sie günstigenfalls nur mit sehr feinen Zeitmeßvorrichtungen bestimmt werden könnte, können wir, zumal wir nur mit eindezimalen Sekundenwerten rechnen, den Zeitaufwand allein auf die Lesepausen verrechnen.

Unsere Versuche gehen von der Grundvoraussetzung aus: Je mehr Augenrucke und je mehr Zeit eine von zwei inhaltlich übereinstimmenden Textproben verlangt, desto mehr nimmt sie das lesende Auge in Anspruch.

Man hat diese Voraussetzung als falsch bezeichnet, allerdings indem man das, was hier als Inanspruchnahme verstanden wird, als Ermüdungswirkung deutete. Man hat gesagt, nicht diejenige Schriftart sei am lesbarsten, „die einen möglichst großen Zeilenabschnitt während einer Ruhelage des Auges auf einmal erfassen läßt,“ [1]) sondern, umgekehrt, „die wenigen Augenrucke deuten auf ein mühsameres Entziffern der Fraktur im Gegensatz zum mühelosen Überfliegen bei Antiquadruck, bei dem jedes Wort gleich aufgefaßt ist, ohne daß es zu einer Pause kommt“. [2]) Wenn wir den Begriff der Inanspruchnahme des Auges gelten lassen, dann vermeiden wir von vornherein eine Verschärfung und Verschiebung der Auffassung und lassen einer von persönlicher Ausdeutung freieren Auffassung Raum.

---

[1]) Schackwitz, a. a. O. § 3. — [2]) Soennecken, a. a. O. S. 263.

Zur allgemeinen Würdigung der Annahme, daß wenige Augenrucke auf ein „mühsames Entziffern“, viele innerhalb desselben Leseabschnitts auf ein „müheloses Überfliegen“ hindeuten — Behauptungen, die sich zum mindesten auf eine genaue Prüfung der zeitlichen Verhältnisse stützen müßten — erinnere ich an folgende Beobachtungen. Der lesenlernende Schüler, der ungeübte Leser liest mit einer starken Häufung von Augenrucken (oder Lesepausen); je fließender und müheloser das Lesegeschäft, desto geringer ist die Anzahl der Augenrucke. Stets ist die größere Anzahl Rucke Merkmal mühevolleren Lesens; aber nicht weil die größere Anzahl von Augenbewegungen an und für sich ermüdet, sondern weil die Rucke, je kleiner sie werden, auch um so gleichmäßiger werden (bis sie beim buchstabierenden Lesen nahezu gleich sind). Nach Kirschmann[1]) ermüdet nicht die Zahl der Rucke, sondern der Mangel an Abwechselung ihrer Größe und damit die Unfähigkeit, die Ruckbewegung dem Satzbau und dem Sinn des Textes anzupassen. Dasselbe ist der Fall bei langen Strecken stark gesperrten Druckes und bei zu großer Druckschrift. Zwar werden hier die lästigen kleineren Rucke etwas vergrößert; aber die Erkennbarkeit der Buchstaben im indirekten Sehen reicht wegen der zu großen Abstände nicht mehr aus, um die dem Bau und Inhalt des Textes angemessene Abwechselung in der Größe der Rucke zu gestatten. Diese werden wieder zu gleichmäßig, und daher die Ermüdung. Der geübte Leser geht, wenn der Inhalt höhere Anforderungen stellt oder ihm ungeläufige Schriftformen entgegentreten, die er erst „entziffern“ muß, sofort von längeren zu kürzeren Rucken über. Also nicht nur für schwierigen Textinhalt, nicht nur für Hemmung der höheren Lesevorgänge, sondern auch für elementares Zeichenlesen ist die gehäufte Anzahl Augenrucke deutliches Kennzeichen. Bietet der Textinhalt bei zwei Schriftarten gleiche Schwierigkeit, sind aber trotzdem die Ruckanzahlen verschieden, dann gestattet offenbar die die größere Ruckzahl benötigende Schriftgattung dem Auge, in einer Augenruhelage nur einen kleineren Zeilenteil zu erfassen. Sie erfordert daher nicht nur einen Mehraufwand an Rucken, sondern auch jenes ermüdend wirkende Gleichmäßigwerden der letzteren.

Außer dieses Hinweises auf eine vielfach bezeugte Erfahrung bedarf es noch einer Klärung gewisser Lesevorgänge, die in der obigen Auffassung verdunkelt worden sind. Nach der Meinung Soenneckens gewährleistet die Antiqua eine sofortige Auffassung jedes Wortes,[2]) während die Fraktur ein mühevolles Entziffern, vielleicht ein buchstabierendes oder lautierendes

[1]) Kirschmann, D. O. W. Nr. 8. 1917.

[2]) Von mir gesperrt.

Lesen verlange. Er stellt diese Auffassung zu Schackwitz in ausdrücklichen Gegensatz, der davon spricht, daß bei dem Frakturlesen das ruhende Auge einen größeren Zeilenteil zu erfassen vermöge. Scheiden wir zunächst den Gegensatz Antiqua — Fraktur völlig aus! Wir verallgemeinern die Auffassung der Gegner in folgendem: Schackwitz: Macht das lesende Auge auf gleichlanger Zeile (Satzspiegel) wenig Stationen, dann umfaßt es in der Ruhelage im Durchschnitt größere Zeilenabschnitte. Soennecken: Macht das lesende Auge viele Stationen, dann erfaßt es jedes Wort sogleich klar und kommt eher ans Ziel.

Wir halten zunächst daran fest, daß vom fließenden, d. h. vom fortlaufenden Lesen geredet wird. Schackwitz nimmt ausgesprochen vorweg, daß der Inhalt keine sonderlichen Schwierigkeiten biete, zum mindesten keine solchen Grades, daß ein fortlaufendes Lesen, im Gegensatz zum buchstabierenden, auch nur erschwert würde. Von welchen textlichen Voraussetzungen Soennecken ausgeht, verschweigt er; weil er aber ausdrücklich zu Schackwitz Stellung nimmt, ist erlaubt, von ähnlichen Textforderungen auszugehen. Während des fortlaufenden Lesens eines angemessenen Textinhalts faßt das lesende Auge niemals „jedes Wort klar" auf. Der Lesevorgang stellt sich vielmehr so dar: Während des Fortrückens des lesenden Auges von einem Lesefeld zum andern, haben die entsprechenden Bewegungsmuskeln die Hauptarbeit zu leisten, dann tritt an ihre Stelle die Muskeltätigkeit, die ein ruhiges, besinnliches Verweilen des Auges ermöglicht. Während dieses Verweilens gilt es, die Auffassung des Lesefeldes zu bewerkstelligen. Die Größe des jeweiligen Lesefeldes ist zunächst von der Größe der Rucke unabhängig, auch die Intensität des Beobachtens während der Ruhelage. Die Vorgänge werden dirigiert von der dem Lesen zugrunde liegenden Absicht, den Inhalt des Textes zu erfassen. Dem fortlaufenden Gedankenfaden des Textes muß die fortlaufende Auffassung parallel gehen. Diese Parallelität ist für den geübten Leser keine sklavische in dem Sinne, als müsse er Wort für Wort klar erfassen. Sein Lesen bedarf nur einiger Stützen, auch wo es auf eine genauere Textauffassung, ja selbst auf wörtliche Einprägung ankommt. Er braucht gewissermaßen nur die Stichworte, die eine Entgleisung und ein Abbrechen des Gedankenganges verhindern. Bei dem Lesen des Geübten, das lediglich auf die Erfassung des Gedankeninhalts im ganzen gerichtet ist, etwa bei der Unterhaltungslektüre, sehen wir daher mit Hilfe unserer Untersuchungen alsbald ein gewohnheitsmäßiges Verfahren sich ausbilden, das sich darin äußert, daß im großen und ganzen auf die gleichlangen Zeilen eine gleiche Anzahl Augenrucke entfallen. Die Anzahl der Rucke ist fast als typisch zu werten; sie vermehrt sich nur unter unerwarteten Erschwerungen leseinhalt-

licher oder formeller Natur und vermindert sich erst bei sehr häufigen Wiederholungen.

Es muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß das Vorstehende mit den Ausführungen Kirschmanns in dem oben angeführten Aufsatz der D. O. W. nicht in Widerspruch steht. Kirschmann behauptet ja nicht etwa, daß Größe und Anzahl der Augenrucke unerheblich sei, sondern daß die Ermüdung nicht durch die Zahl der Rucke, sondern durch deren ungeeignete Größe und durch die Häufung gleicher Ruckgrößen verursacht werde. Je höher, infolge günstigerer Bedingungen für die Erkennbarkeit der Schriftzeichen im indirekten Sehen, die obere Grenze der möglichen Ruckgrößen, um so besser werden sich zu kleine Rucke und die ermüdende Häufung gleich großer Rucke vermeiden lassen. Man wird daher im allgemeinen sagen dürfen: Geringere Anzahl der notwendigen Augenrucke bedingt leichtere Lesbarkeit.

Diese gleichmäßige Gestaltung der Anzahl Augenrucke für verschiedene Leser läßt sich zunächst an übereinstimmendem Texte in derselben Schriftart feststellen. Innerhalb einer Prüflingsgruppe lassen sich Leser mit einer stereotypen geringen oder mittleren oder größeren Anzahl Augenrucke nystagmographisch und durch die Spiegelbeobachtung leicht nachweisen. Sobald aber die Textform sich ändert, wenn etwa anstelle der Fraktur die Antiqua, beide in ihrer gewohntesten Form, tritt, dann beobachtet man Veränderungen in der Häufigkeit der Fixationen, und zwar neben den gelegentlichen und zufälligen eine neue typische Verteilung, so daß die eine Schriftart, in unserem Falle die Antiqua, durchgehend eine größere Anzahl erfordert als die andere. Diese bisher erwiesene Tatsache ist ein Beweis dafür, daß die Schriftarten für den Lesefortschritt, auch dort, wo ihre lesbarste Form gewählt wird, von ungleich förderndem Einfluß sind. Das Maß dieser größeren und geringeren Förderung kann nur abhängig sein von der größeren oder geringeren Bildhaftigkeit der Schrift, ihrer Auffaßbarkeit und Einprägsamkeit. Das gilt um so mehr, als die Hauptlesearbeit im indirekten Sehen geleistet wird. Dem indirekten Sehen ist eine Herabminderung der Aufmerksamkeit für die einzelnen Buchstabenbilder eigentümlich, sie weicht in ökonomisch wertvoller Verteilungsänderung notwendig jener Aufmerksamkeitseinstellung, die auf den Leseinhalt, den Hauptzweck, gerichtet ist. Im indirekten Sehen muß notwendig eine Schriftart, die sich nicht zu bildhaft-geschlossenen Wortformen zusammenfügt, gegen eine andere zurückstehen, die daran reicher ist: „Die Antiqua muß viel günstiger dastehen als die Lapidarschrift, die Fraktur aber weit günstiger als die Antiqua". (Kirschmann.) Die charakteristischeren, wenn auch geometrisch verwickelteren Formen der Fraktur geben für das

indirekte Sehen die günstigeren Bedingungen und führen mit Notwendigkeit eine Verringerung der Anzahl der Augenrucke und damit der Lesefelder herbei, die gleichzeitig entsprechend größer werden.

Behauptete Soennecken, je weniger lesbar eine Schrift sei, desto mehr zwinge sie zu einem klaren Auffassen „des einzelnen Wortes", so muß es also vielmehr heißen: desto mehr zwingt sie zum Haften am einzelnen Buchstaben. Letzteres ist, auch nach Soenneckens Zeugnis, beim Lesen der Antiqua der Fall. Wir lesen aber in Wortbildern, nicht buchstabierend.[1]) Antiqua bewirkt also eine weniger unmittelbare Erfassung des Wortsinnes, kann demnach die Klarheit der geistigen Erfassung nicht nur nicht fördern, sondern nur hemmen.[2])

Auch nach der Äußerung Lays zwingt, in richtigem Sinne verstanden, die Antiqua zum buchstabierenden (fixierenden) Lesen, die Fraktur begünstigt den fließenden Lesetyp. Wenn Soennecken im Anschluß daran Meumann[3]) zitiert: „Nun ist der typische Lesefehler der Anfänger das unrichtige Erraten der Schrift anstelle des sicheren Fixierens der Buchstaben; danach würde also die deutsche Druckschrift den schlimmsten Lesefehler der Anfänger begünstigen," so übersieht er, daß Lay vom geübten Leser spricht, entsprechende Prüfungen an Anfängern überhaupt nicht vorliegen, und ein

[1]) Daß sogar für die Hilfsschüler die deutschen Buchstaben die besseren sind, zeigt Kurt Lehm im 106. Hefte der vorliegenden Beiträge zur Kinderforschung („Über Lernweisen und Lernzeiten bei Schwachsinnigen" S. 28 ff.). — Über den Beginn des Schreibleseunterrichts mit Antiqua und Stäbchenlegen im allgemeinen schreibt Seminarlehrer W. Pickert im Schulboten für Hessen, 1910, 1 u. 2: „Bei dieser andauernd hochgepriesenen Erfindung bleibt ganz außer Acht, daß das Erlernen der einzelnen Buchstaben, wie jeder Lehrer der Kleinen weiß, nicht die Schwierigkeit ist, mit welcher der Anfangsunterricht zu kämpfen hat. Jedes schwachsinnige Kind lernt die Buchstaben belauten und unterscheiden, sogar Blödsinnige kennen die einzelnen Zeichen gar wohl. Dafür aber, was dem Kinde viele Mühe bereitet: für's Vereinigen der Silben taugt jene römische Schrift viel weniger als unsre deutsche mit ihren ausgeprägteren Wortbildern."

[2]) „Daß das Überwinden mechanischer Hemmungen des Leseprozesses, die uns durch Lateinschrift bereitet werden, Kraft beansprucht, also auch das geistige Verständnis des Gelesenen beeinträchtigen muß, ist so klar, daß es erstaunlich ist, wie jener Trugschluß (wir läsen zu schnell, deshalb sei es von Wert, wenn uns die Lateinschrift zwinge, bedächtiger zu lesen) immer wieder ernsthaft vorgebracht werden kann. Hätten diese Lateinschriftler mit ihrer Nutzanwendung recht, so dürften sie logischerweise bei ihr nicht stehen bleiben, sondern müßten nötigenfalls, je nach dem Grade der Flüchtigkeit des Lesers, griechische Schrift, Keilschrift oder chinesische Bilderschrift fordern. Je weniger Auge und Gehirn mit dem mechanischen Teile des Lesens angestrengt werden, desto freier müssen sie für Erfassung des Inhalts des Gelesenen werden. Die deutsche Schrift ermöglicht leichteres Überfliegen und damit Schonung der Augen, geringere Ermüdung und leichtere Konzentration auf den Inhalt." („Das Kleid der deutschen Sprache" von Gustav Ruprecht. 5. Aufl. Göttingen 1912. S. 32.)

[3]) Exp. Pädagogik III. S. 611.

Schluß auf diese, die eine ganz andere Lesearbeit zu verrichten haben, nicht zulässig ist, insbesondere aber, daß Meumann sich im Irrtum befindet: Nicht „das unrichtige Erraten" der Schrift, sondern das Kleben am Einzelzeichen ist der typische Fehler des Anfängers im Lesen, und dieser Fehler, der dem eigentlichen lesenden Zusammenfassen der Zeichen zu sinnvollen Silben und Wörtern oft so hartnäckig widersteht, wird genährt von der Antiqua.

In diesem Zusammenhange soll auf einen weiteren Einwand eingegangen werden, den Soennecken den nystagmographischen Untersuchungen macht in der Absicht, sie als unwissenschaftlich abzutun. Er scheint auf den ersten Blick schwerwiegend zu sein: Die Prüflinge, einerlei, ob es sich um Studenten oder Schüler handelt, seien fraglos im Lesen von Fraktur viel mehr geübt als im Lesen von Antiqua. (Die Antiqua sei noch mehr dadurch benachteiligt, daß sie, wo sie uns entgegentritt, fast überall in dem falschen, schwerer lesbaren gewöhnlichen Gewande erscheine.)[1] Eine Schriftart aber, in der man mehr zu Hause sei als in einer andern, stelle offenbar an den Leser weniger Anforderungen, erfordere weniger Augenrucke.

Der Einwand geht in erster Linie auf Schülerprüflinge, doch hält Soennecken ihn auch Studenten gegenüber aufrecht, obgleich ihnen in den wissenschaftlichen und fremdsprachlichen Büchern viel mehr Antiqua vor die Augen kommt. Durch eine statistische Erhebung die Angelegenheit entscheiden zu wollen, ist schwierig und mißlich zugleich. Der statistische Nachweis, daß tatsächlich mehr Fraktur als Antiqua von den Versuchspersonen gelesen worden ist, kann nur für eine äußerliche Betrachtungsweise entscheidend sein und hält einer psychologischen Wertung nicht stand. Zunächst lehrt die Beobachtung in der Schule, daß schon 12—13 jährige Schüler den einen wie den andern Text gleich fließend lesen; ob die eine oder andere Schriftart nun einige Prozente häufiger begegnet, veranlaßt für die unmittelbare Erfahrung keine auffaßbaren Unterschiede. Der Leseunterricht sorgt zudem dafür, daß sowohl Antiqua wie Fraktur möglichst gleichmäßig berücksichtigt werden. Entscheidend sind dieser Art Beobachtungen natürlich nicht. Ausschlaggebend ist der Versuch.

Meine Prüfungen mit gehäuften Beobachtungen an denselben Versuchspersonen haben übereinstimmend ergeben, daß nur innerhalb der

---

[1] Es muß hier darauf aufmerksam gemacht werden, daß die Soenneckensche emphatische Bevorzugung der mit schrägstehenden Ansatzstrichen und nach dem Stamme zu verdickten Endstrichen versehenen Antiqua (n statt n) ein nicht zu übersehendes Zugeständnis gegenüber der Kirschmannschen Ansicht von der Ungeeignetheit paralleler Striche und rechter Winkel bedeutet und mit Soenneckens Ideen von der notwendigen Einfachheit der Schriftzeichen in direktem Widerspruch steht. Die von ihm verworfene „falsche" (gewöhnliche) Antiqua ist geometrisch entschieden einfacher als die „richtige".

ersten Versuche eine Übungswirkung auffindbar ist. Die Anzahl Lesepausen und die Lesezeiten der ersten Lesungen sinnvoller, der Auffassung angemessener Texte waren größer, nahmen aber dann regelmäßig ab und legten sich alsbald auf die oben erwähnte typische Anzahl mit sehr geringer Schwankungsbreite fest. Die Grenze blieb für alle folgenden Versuche, die normal verliefen, gewahrt. (Erst wenn diese Grenze erreicht ist und sich bewährt hat, dürfen die Versuchsergebnisse — so lag es im Plane der vorliegenden Beobachtungen — festgehalten werden.) Die Grenze blieb für jede Schriftart eigentümlich, und war von der Übung unabhängig. Diese Tatsache beweist unabhängig von jeder Meinung und statistischen Erhebung, daß Übungswirkungen keine Störungen und Verschiebungen in unseren Versuchen veranlassen konnten: subjektiv bestand gleiche Geneigtheit und Lesefertigkeit für diese wie jene Schriftart, und Einwände, die sich von diesem Gesichtspunkte aus ergeben, sind hinfällig.

Einem Mißverständnisse möchte ich noch begegnen. Es wurde oben hervorgehoben, daß die Anzahl Rucke sich bei so häufigen Lesungen, die eine gedächtnismäßige Einprägung im Gefolge haben, naturgemäß stark verminderе. Man möchte glauben, daß diese Grenze, die obenein von des Schülers Fähigkeit im Behalten stark beeinflußt ist, sich auch bei unseren Versuchen nicht habe vermeiden lassen. Selbstverständlich ist Sache der Erfahrung, dem rechtzeitig zu begegnen. Hier wolle man bedenken, daß zwar dieselben Texte abwechselnd gelesen wurden, aber andererseits fand doch ein möglichst großer Wechsel statt, und Pausen zwischen den Einzelversuchen sorgten für eine erschwerte Einprägung. Endlich zwang die Aufgabe, laut zu lesen, immer erneut zum lesenden Hinschauen, und niemals wurde irgend ein Anlaß gegeben, die Texte, sinnvolle wie sinnlose, auswendig zu lernen. Wohl prägen sich oft wiederholte Texte endlich von selbst dem Gedächtnis ein, aber der Lesende wird gewissermaßen nichts davon gewahr; erst die Absicht zu lernen verändert die psychische Gesamtlage des Lesenden, verschiebt die Aufgabe und macht den Leser zu einem Lerner. Endlich darf zum Beweise dessen, daß die Lernabsicht den Versuch nicht verdorben habe, darauf aufmerksam gemacht werden, daß die normale Ruckanzahl schon nach wenigen Lesungen erreicht wurde, wenn die Einstellungsschwierigkeiten erledigt waren, und sich dann auf konstanter Höhe hielt; eine nennenswerte Minderung wurde nirgends erreicht.

Noch möge die Aufmerksamkeit darauf gelenkt werden, daß derselbe Text demselben Prüfling wiederholt vorgelegt wird. Das bedingt Übungswirkungen, so steht zu befürchten, die eine Verminderung der Augenbewegungen veranlassen.

Ein ideales Verfahren ist die wiederholte Benutzung desselben Textes

nimmer. Wenn möglich wäre, eine ausreichende Menge gleichschwieriger Lesetexte zu gewinnen, würde man keinen Augenblick zweifeln, welchen Weg man einzuschlagen habe. Das ist bei sinnlosen Texten zwar in weiterem Umfange erreichbar, aber bei sinnvollen gilt es, aus versuchstechnischen Gründen das kleinere Übel zu wählen; es besteht darin, zwar nicht ausschließlich denselben Text zu verwenden, wohl aber unter mehreren einen beschränkten Wechsel eintreten zu lassen.

b) Gang der Untersuchungen.

Der erste Teil der Untersuchungen legte den Einzelprüfungen nur kurze Texte zu Grunde. Ich entschied mich nach Vorprüfungen für einen Umfang von fünf fortlaufenden Zeilen sinnvollen sowohl wie sinnlosen Textes. Sie wurden in möglichst großem Wechsel bald da, bald hier aus dem Ganzen herausgerissen. Im zweiten Teil, in dem es mir gerade darum zu tun war, die Ermüdungserscheinungen genauer festzustellen, benutzte ich nur die schweren sinnlosen Texte, und zwar im Umfange von 20 Zeilen. Die Prüfungen erster Art fanden an schulfreien Tagen statt, da mit voller Frische der Prüflinge gerechnet werden durfte. Die Prüflinge wurden in stetem Wechsel herangezogen. Peinlich ward vermieden, daß die Texte in gleicher Reihenfolge benutzt wurden. Ein eingehender Plan wurde entworfen, der eine bunte Mannigfaltigkeit gewährleistete. Auf diese Weise wurde vermieden, daß etwa störende, das Ergebnis fälschende Wirkungen sich geltend machen konnten.

Den Untersuchungen gingen Leseübungen vorauf. Sie erwiesen sich bei sinnlosen Texten als durchaus notwendig und wurden fortgesetzt, bis eine, auf den äußeren Leseerfolg gesehen, gleichmäßige Lesefertigkeit erzielt worden war. Aber auch die sinnvollen Texte wurden wiederholt gelesen, bis der Gedankeninhalt geläufig geworden war.

Die Augenrucke wurden mit Hilfe einfacher Beobachtung in einem bikonvexen Spiegel gezählt, also nicht durch den Nystagmographen oder Augenruckzähler selbsttätig aufgeschrieben. Die Gründe dafür sind folgende: Der Nystagmograph wurde nicht etwa deshalb unbenutzt gelassen, weil ich ihn für den Zweck für ungeeignet hielte — im Gegenteil haben mich Versuche von seiner vollkommen exakten Arbeit überzeugt. Bestimmend, nicht entscheidend, waren für mich zunächst äußere Umstände, die es als äußerst schwierig erkennen ließen, die Prüfungen im Physiologischen Institut vorzunehmen. Dringlicher war für mich der Wunsch, eine möglichst einfache Weise anzuwenden, die ohne besonderen Apparat und lange technische Schulung eine Nachprüfung der Ergebnisse gestattete. Entscheidend war endlich die Erfahrung, daß mit Hilfe der Spiegelbeobachtung

nach einiger Übung und Beobachtung gewisser Schwierigkeiten eine genaue Zählung der Augenbewegung durchaus möglich ist. Allerdings gibt man die großen Vorteile der zeichnerischen Fixierung der Augenrucke preis und muß auf eine genauere Festlegung der besonderen, zumal individuell verschiedenen, Formen der Augenbewegungen verzichten. Auf diese kommt es uns hier aber auch nicht an, sondern, entsprechend der praktischen Absicht, lediglich auf eine einwandfreie Zählung der Rucke.

Für eine Nachprüfung will ich nur auf eine Schwierigkeit aufmerksam machen, die manche Prüflinge der Zählung der Rucke entgegenstellen. Während viele in sicheren, deutlich abgezeichneten Rucken die Augen bewegen und eine durchaus ruhige Augenlage während der eigentlichen Lesepausen erkennen lassen, zeigen andere, zumal leicht reizbare Prüflinge, zwischen den deutlichen Rucken ein schwaches Hin- und Hergehen der Augenbewegungen in, nur mit äußerster Anspannung der Beobachtung bemerkbaren, kleinen Distanzen, also keine vollkommene Ruhelage während des Beobachtens und Lesens, um dann mit deutlichem Rechtsruck zum nächsten Fixationsfelde fortzuschreiten. Diese flimmerhaften intermittierenden Bewegungen, die aller Wahrscheinlichkeit nach in einer besonderen Eigenart der Versuchsperson begründet sind, dürfen nicht als Augenrucke gewertet und gezählt werden.[1])

Der Versuch geht nun folgendermaßen vor sich. Der Prüfling sitzt zwanglos auf einem Stuhl, den Kopf in eine bequeme Klammer gestützt, die die Kopfbewegungen verhindern soll. Das Licht läßt man von links hereinfallen. Selbstverständlich muß darauf geachtet werden, daß nur bei einwandfreier Belichtung gearbeitet wird. Vor sich hält der Prüfling den zu lesenden Text, während der Versuchsleiter von links rückwärts die Augenbewegungen in dem vergrößernden Spiegel beobachtet, der so angebracht ist, daß er ein bequemes Hineinschauen gestattet. Die Rucke werden für jede Zeile gezählt und einem die Anzahl notierenden Gehilfen leise zugesagt. — Der Prüfling wird ermahnt, sorgsam und laut zu lesen, ohne jede Hast und Aufregung. Die Rucke aller zusammengehörigen Versuchszeilen werden gezählt und ihr Durchschnitt berechnet.

Jede Störung muß sorgfältig vermieden werden. Alle Ergebnisse, die einer äußeren oder inneren Hemmung irgend welcher Art verdächtig sind, werden gleich als unbrauchbar ausgemerzt.

Die Verrechnung der Versuche geschieht erst, nachdem sie abgeschlossen sind, so daß der Versuchsleiter über das Endergebnis bis zum Abschluß der Berechnungen völlig im Ungewissen bleibt.

---

[1]) Ungeeignete, nervöse, flimmerhafte Leser werden am besten ausgeschieden.

Schwieriger ist die Zeitmessung. Während bei den nystagmographischen Untersuchungen sich eine selbsttätige Aufrechnung des Zeitverlaufs in $^1/_5$ Sekunden[1]) mit geringer Mühe und einwandfrei ermöglichen läßt, ist das bei den vorliegenden Untersuchungen ausgeschlossen. Es bedarf zur Zeitmessung zweier Assistenten, die mit angespannter Aufmerksamkeit arbeiten und einen sorgfältigen Übungskursus vor den Hauptversuchen durchmachen müssen. Die Zeitmessung geschieht mit Hilfe einer großen, genaugehenden Stoppuhr. Wegen der unvermeidlichen Fehler der Beobachtung und der Auslösung des Uhrwerks verbietet sich eine feinere Zeitmessung. Assistent A. bedient die Uhr, während B. den übereinstimmenden Lesetext vor sich hat und auf demselben das Lesen des Prüflings sorgsam verfolgt. A. gibt jedesmal das Zeichen zum Beginne des Versuchs. Auf sein Vorbereitungskommando: Achtung! stellen sich alle Beteiligten auf den Versuch ein. Auf den Befehl: Jetzt! setzt A. das Uhrwerk, das vorher auf 0 zeigte, in Bewegung. In demselben Augenblicke beginnt der Prüfling laut zu lesen. In dem Moment, da er die letzte Zeilensilbe liest, klopft B. mit einem bereitgehaltenen leichten Hammer einen Schlag auf den Tisch und A. notiert auf einer Schreibfläche die Zeit, die gerade der Zeiger der Stoppuhr angibt. Das Ablesen wird einesteils durch das große Zifferblatt der Uhr erleichtert, dann noch besonders durch ein über demselben befestigtes Okular, das eine weitere Vergrößerung bewirkt. A. muß lernen, seine Aufmerksamkeit, während er den Zeiger verfolgt, lediglich auf das zu erwartende Klopfsignal einzustellen und darf sich durch alle übrigen Versuchsmaßnahmen in keiner Weise stören lassen; er muß sie durch Anspannung der Aufmerksamkeit auf seine besondere Aufgabe in ihren möglichen Störwirkungen völlig zu hemmen vermögen. Das Notieren der Zahl geschieht so, daß die vollen Sekunden und ihre Bruchteile gesondert aufgeschrieben werden. Es erfordert kaum eine Ablenkung des Auges vom Zifferblatt, wenn die Schreibfläche sich in handlicher Nähe befindet, die Hand stets schreibbereit ist und nach jeder Notierung mit einem schnellen Seitenblick auf den darunterliegenden Raum für die neue Anmerkung dirigiert wird. Eine Schwierigkeit besteht darin, daß im Augenblick des Klopfens der Zeiger nicht immer über einem Fünftelsekundenstrich steht. Sie wird gehoben, indem jede begonnene Fünftelsekunde für voll gerechnet wird. Das ergibt zeitliche Ungenauigkeiten, die aber etwas dadurch gemildert werden, daß das gleiche Verfahren in allen Messungen beobachtet wird. Auf keinen Fall wird eine genaue Zeitmessung erreicht. Das liegt auch nicht im Plane der Untersuchung; wir beabsichtigen nur relative Vergleichswerte in Fünftel-

[1]) und genauer.

sekunden und erachten feine Zeitangaben, etwa gar in $^1/_{1000}$-Sekunden, als für eine praktische Entscheidung der Frage, welche Schriftart schneller lesbar sei, gleichgültig. Differenzen um ein Vielfaches von Fünftelsekunden, also größere Zeitunterschiede, ergaben erst deutliche Differenzen in der Lesbarkeit.

Zur Methode des zweiten Abschnitts noch folgendes! Der Versuch verläuft genau in gleicher Weise, nur daß noch ein dritter Assistent herangezogen wird, dessen Aufgabe darin besteht, die Lesefehler anzumerken. Er hat den übereinstimmenden Text vor sich und macht an der Stelle, wo ein Fehler gemacht wird, einen Strich. Alle Verlesungen werden einheitlich gewertet, eine Unterscheidung der Fehlerarten wird nicht vorgenommen. Das würde an die Aufmerksamkeit des Assistenten C. zu hohe Anforderungen stellen und müßte zu Mängeln führen, die anstatt zu großer Genauigkeit zu Irrtümern und Unsicherheiten führen.

Damit der Versuch überall klappt, müssen alle benutzten Lesetexte genau geordnet und gezeichnet werden, so daß der Versuchsleiter an der Hand des Versuchsplans nur Nummer und Zeichen zu nennen braucht, um jeden Beteiligten genügend zu instruieren.

III. Versuchsergebnisse.

1. Inanspruchnahme des lesenden Auges durch verschiedene Schriftarten.

a) Die Augenrucke.[1]

Es würde zuweit führen, wollte ich das gesamte Material veröffentlichen; ich beschränke mich darauf, die errechneten Gesamtergebnisse mitzuteilen.

Text-Nr.	Schriftart				
	Gewöhnliche Fraktur	Schwabacher	Senatsfraktur	gewöhnliche Antiqua	romanische Antiqua
1	4,3	4,2	3,8	5,1	5,3
2	8,6	8,4	7,6	9,4	8,9
3	3,7	3,6	3,1	4,8	4,6
4	7,5	7,4	6,6	8,4	8,1
Durchschnitt	6,0	5,9	5,3	6,9	6,7

[1]) Es möge erneut ausdrücklich betont werden, um Mißverständnissen vorzubeugen, daß die Augenrucke als indirektes Maß der Lesepausenanzahl gewertet werden. Soviele, experimentell leicht erfaßbare Augenrucke, soviele Hindeutungen auf eine übereinstimmende Anzahl von Lesepausen, in denen die eigentliche Lesearbeit im fixierenden und im indirekten Sehen geleistet wird.

Zur Erläuterung der Tabelle genügt folgende Bemerkung: Text Nr. 1 bezieht sich auf den Abschnitt aus der Stormschen Regentraude, 2 auf sinnlosen Text unter möglichster Beachtung gleicher Silbenanzahl in jeder Zeile (nur die Antiquazeile mußte, weil die Antiqua breiter läuft, und um Zeilen von unverhältnismäßiger Länge zu vermeiden, um drei bis vier Silben kürzer gehalten werden), 3 auf sinnvollen Text mit Großschreibung jedes Wortes, 4 auf sinnlosen Text mit gleicher Zeilenlänge.[1])

Fassen wir zunächst die letzten Werte zusammen, indem wir sie nur nach den Hauptschriftarten Antiqua und Fraktur sondern, dann ergeben sich als Durchschnittszahlen

$$\frac{6{,}0 + 5{,}9 + 5{,}3}{3} : \frac{6{,}9 + 6{,}7}{2} = 5{,}7 : 6{,}8,$$

d. h. die Antiquadrucke erfordern fast 20 % mehr Rucke für jede Zeile als die Fraktur. Wir bewerten dieses Ergebnis so: die Antiqua verlangt eine Vermehrung und Verkleinerung der Lesefelder gegenüber der Fraktur um 20 %. Die Augenrucke sind uns nicht an sich wertvoll, sondern wir stellen sie als die mit unserer Methode leicht feststellbaren Kennzeichnungen der Lesepausen in Rechnung. Auch in den nachfolgenden Ausführungen wolle man sie so verstehen.

Ich greife nun die Unterschiede in der Anzahl der Augenrucke heraus, die durch die verschiedenen Schriftarten bedingt werden, zunächst die grobe Sonderung nach sinnvollen und sinnlosen Texten. Ich berechne:

	sinnvoll	sinnlos
Gewöhnliche Fraktur . . .	4,0	8,1
Schwabacher	3,9	7,9
Senatsfraktur	3,5	7,1
Durchschnitt	3,8	7,7
Gewöhnliche Antiqua . . .	5,0	8,9
Romanische Antiqua . . .	5,0	8,5
Durchschnitt	5,0	8,7

Die in Antiqua gedruckten sinnvollen Texte beanspruchen eine viel größere Anzahl Rucke. Ferner: Die Verkürzung der Wortbilder förderte beim Lesen sinnvoller Texte (Senatsfraktur) die Lesbarkeit, bei der Antiqua jedoch nicht.

Das sinnvolle Lesen hält sich in erster Linie an die charakteristischen Wortbilder als dessen Träger, während das Lesen der sinnlosen Texte sich dem Lesen des Anfängers nähert, dem lautierenden Zusammenfassen

[1]) Vergl. die fünf Schriftarten S. 13, in denen jeder der 4 Texte hergestellt ist.

der Einzelzeichen. Es schreitet bei dem wenig gewandten Leser von Zeichen zu Zeichen fort, bei dem geübten, wie unsere Versuche belehren, von Silbe zu Silbe, in manchen Fällen konnte beobachtet werden, daß zwei oder jeweils drei benachbarte Silben rhythmisch zusammengeordnet wurden. Der erheblich geringere prozentuale Unterschiedswert in der Anzahl Augenrucke beim Lesen der Antiqua gegenüber der Fraktur bezeugt, daß jene in höherem Maße zum elementaren Lesevorgange veranlaßt. Weil die inhaltliche Leseschwierigkeit beiderseits übereinstimmend ist, kann die Ursache dieser Erscheinung nur darin gesucht werden, daß die Schriftform zu einer genaueren Beachtung der Einzelzeichen zwingt: die Wortbilder der Antiqua sind weniger charakteristisch und augenfällig.

Betrachten wir weiter die Anzahl Augenrucke gesondert, die die einzelnen Schriftarten verlangen. Sowohl beim Lesen sinnvoller wie sinnloser Texte steht die Senatsfraktur am günstigsten da. Ihr schließt sich unter den Frakturschriften die gewöhnliche und dann die Schwabacher an; beide stehen sich bei sinnvollen wie bei sinnlosen Texten ziemlich nahe. Trotz des Fehlens charakteristischer Wortbilder in den sinnlosen Häufungen in allen Schriftarten, steht dennoch auch hier die Senatsfraktur äußerst günstig da, während wiederum die beiden anderen Drucke geringfügige Differenzen in der Augenruckzahl erkennen lassen. Das kann nur darauf zurückgeführt werden, daß die Schriftzeichen der Senatsfraktur erheblich leichter erfaßbar sind und eine größere Flüssigkeit in der Zusammenordnung besitzen.

Bezüglich der Antiquadrucke ist zunächst die Bestätigung des früheren Untersuchungsergebnisses bemerkenswert, daß sie einen bedeutenden Mehraufwand an Augenrucken verlangen, insbesondere aber, daß eine bessere Lesbarkeit der romanischen Antiqua bei sinnvollem Leseinhalte gegenüber der gewöhnlichen nicht besteht. Die verwendete romanische Antiqua enthält so viel Übereinstimmung mit der von Soennecken empfohlenen „richtigen“, daß wir auch diese ungefährdet in das Ergebnis hineinbeziehen dürfen. Im Lesen sinnloser Texte steht allerdings der romanische Druck um ein geringes günstiger da, als der in gewöhnlicher Antiqua.

Wir haben hier einen neuen Beweis dafür, daß unsere Versuche durch vermeintliche Übungswirkungen ungefährdet geblieben sind, denn unter den Frakturschriften steht nicht etwa die gewöhnliche, sondern diejenige am günstigsten da, von der man am allerwenigsten behaupten kann, daß sie am häufigsten vorkommt; war die Senatsfraktur doch den Prüflingen vorher niemals zu Gesicht gekommen: die Eigenschaft, die geschlossensten und ausgeprägtesten Wortbilder zu liefern, ist das Entscheidende.

Wir wenden uns jetzt den Unterschieden zu, die auf die besondere

Textgestaltung sich beziehen, zunächst bei sinnvollen Texten. Text 1 enthält einen Abschnitt aus der Regentraude. Wir beobachten ein mit dem oben gefundenen allgemeinen durchaus übereinstimmendes Ergebnis: die Senatsfraktur verlangt die wenigsten Rucke, Schwabacher und gewöhnliche Fraktur unterscheiden sich nicht, die Antiqua steht wesentlich ungünstiger da, zumal die romanische.

Es drängt sich ein Vergleich mit den Ergebnissen auf, die an der Hand der Schackwitzschen Texte gewonnen wurden; natürlich können nur solche Ergebnisse, die an Schülern gleichen Alters erzielt wurden, herangezogen werden. Trotz des etwas schmäleren Satzformates ergab sich dort eine größere Anzahl von Augenrucken für beide Schriftarten: 8,17 : 10,11. Einer Vermehrung der Rucke von fast 24 % beim Lesen von Antiqua gegenüber der Fraktur entspricht hier eine Zunahme von 18,6 %. Die Ursache dieser Erscheinung haben wir in erster Linie in dem Umstande zu suchen, daß der dort verwendete Text von ungleich größerer inhaltlicher Schwierigkeit ist; es darf geradezu gesagt werden, daß er den jüngeren Prüflingen viel zumutete, so daß er von ihnen gar nicht, oder doch nur zum geringsten Teile verstanden wurde. Der Inhalt bot also dem Leser geringe Stütze, oft Hemmung, und die Folge davon war, daß der Prüfling zur Anwendung der elementaren Lesevorgänge gezwungen ward. Der Text näherte sich für ihre Auffassung jeweils den sinnlosen Texten, und so erschöpfte sich das Lesen öfter in dem lautierenden oder buchstabierenden Erfassen. Es kann so nicht wundernehmen, daß die Anzahl Augenrucke sich der Anzahl derjenigen annäherte, die wir bei sinnlosem Lesestoff beobachten konnten.

Die beiden benutzten sinnvollen Texte (1 u. 3) stimmen in der Schriftform völlig überein, unterscheiden sich aber in zweifacher Hinsicht: Jedes Wort in Text 3 hat einen großen Anfangsbuchstaben und die Zeilen sind kürzer. Welchen Einfluß hat das auf die Anzahl der Rucke innerhalb der verschiedenen Druckformen?

Im allgemeinen erfordern lange Zeilen mehr Augenrucke als kurze, und zwar steht die Anzahl der Rucke bei gleichschwierigem Leseinhalt zu der Zeilenlänge gewöhnlich in geradem Verhältnis, so daß mit der Länge oder Kürze der Zeilen die Vermehrung oder Verminderung der Augenrucke gleichen Schritt hält. Die Zeilenverkürzung in Text 3 beträgt gegenüber Text 1 nur $^1/_{16}$; wir werden daher nur eine ganz geringe Verminderung der Augenrucke in Text 3 erwarten dürfen, rechnerisch von nur 6 %, also etwa um $1^1/_2$ Rucke. Wenn die Versuche aber eine wesentliche Abweichung von diesem Werte ergeben, dann greifen andere Ursachen ein; in unserm

Falle muß die Häufung der großen Anfangsbuchstaben als Veranlassung der Abweichungen angesehen werden.

Unsere Untersuchungsergebnisse lassen in der Tat beträchtliche Unterschiede erkennen, sowohl im Lesen der Fraktur wie der Antiqua. Darin liegt ein Beweis dafür, daß die Häufung der Wörter mit großen Anfangsbuchstaben, trotzdem sie ungewohnt ist, eine wesentliche Erleichterung des Lesens bedeutet und keine Erschwerung. Die größte Erleichterung wird man bei jener Schriftart erwarten, die in eintönigen Schriftbalken dahinläuft, deren Kleinbuchstaben wenig charakteristische Formen aufweisen; hier muß jedes charakteristische Hervortreten großer Anfangsbuchstaben besonders günstig durch das lesende Auge entgegengenommen werden. Diese Erwartung finden wir nicht bestätigt, vielmehr tritt bei Frakturdruck eine durchschnittliche Verminderung der Rucke um 16,2 %, bei Antiqua nur eine Herabsetzung um 12,6 % ein. Das kann nur dadurch erklärt werden, daß auch die Antiqua-Großbuchstaben wenig charakteristisch empfunden werden gegenüber der Fraktur.

Im Einzelnen ergibt die Rechnung folgende Abnahme:

Gewöhnliche Fraktur . . .	15,9	16,2
Schwabacher	14,3	
Senatsfraktur	18,4	
Gewöhnliche Antiqua . . .	12,0	12,6
Romanische Antiqua . . .	13,1	

Am sinnfälligsten wirken die Majuskeln der Senatsfraktur und der gewöhnlichen Fraktur, auf einer Mittellinie zwischen beiden steht die Schwabacher, ihnen nach stehen die romanische und die gewöhnliche Antiqua.[1])

Wir erfahren mithin, daß die Erfassung der Wortbilder der Fraktur

---

[1]) Dadurch wird bestätigt, was Gustav Ruprecht, der Anreger dieser Untersuchungen und einer der ersten der heutigen Vorkämpfer der Deutschschrift, schon auf Grund technischer Erwägungen ausgeführt hat („Das Kleid der deutschen Sprache. Unsere Buchschrift in Gegenwart und Zukunft.“ 5. Aufl. Göttingen 1912. S. 28.) Auf seine Veranlassung hin hat auch Aug. Kirschmann, der anderer Meinung Ausdruck gegeben hatte, seine versuchsmäßigen Feststellungen auf diesen Punkt ausgedehnt und in der 2. Aufl. seiner Schrift „Fraktur und Antiqua“ darüber berichtet. Sein Ergebnis ist das gleiche: Obgleich die Fraktur-Majuskeln als Einzelzeichen nicht so gut erkannt werden wie isolierte Antiqua-Großbuchstaben, erweisen sie sich beim Lesen von ganzen Wörtern und Sätzen auch im indirekten Sehen den letzteren überlegen, wahrscheinlich wegen der größeren Geschlossenheit ihrer Form und der geringeren Möglichkeit, mit den ihnen folgenden Kleinbuchstaben oder Teilen derselben irreführende Verbindungen einzugehen.

ausgiebiger ist als die der Antiqua-Wortbilder, aber auch, daß die elementaren Lesevorgänge durch den Frakturdruck günstiger beeinflußt werden als durch die Antiqua, während Soennecken behauptet: „Verwickelte, unklare Buchstabenformen ergeben undeutliche Wortbilder," und sich über die deutschen Großbuchstaben in Verkennung ihrer Aufgabe am Wortanfang besonders ereifert.

b) Die Zeitmessungen.

Die Gesamtergebnisse sind in die folgende Tabelle eingetragen, die die Fünftelsekunden auf eine berechnete Dezimalstelle angeben.

Text Nr.	Schriftart				
	Gewöhnliche Fraktur	Schwabacher	Senatsfraktur	gewöhnliche Antiqua	romanische Antiqua
1	20,9	20,8	20,3	22,0	22,7
2	48,0	45,9	45,8	48,6	47,5
3	17,8	17,9	17,3	18,2	19,0
4	41,8	41,2	38,2	42,2	43,0
Durchschnitt	32,1	31,5	30,5	32,8	33,1

Die Unterschiede im Zeitaufwande sind weitaus nicht so groß wie die in der Zahl der Augenrucke. Auf die Gesamtheit der Texte innerhalb der beiden Schriftgattungen gesehen, verlangt die Antiqua eine Vermehrung von rund 4,8 %. Daraus folgt, daß die Fraktur nicht nur mit geringerer Anzahl Rucke, sondern auch in etwas kürzerer Zeit gelesen wird, ein weiterer Beweis für ihre leichtere Lesbarkeit!

Wir vergleichen noch die Zeitunterschiede im Lesen der Fraktur und Antiqua, gesondert nach sinnvollen und sinnlosen Texten, und erhalten folgende Übersicht:

	sinnvoll	sinnlos
Gewöhnliche Fraktur . .	19,4	44,9
Schwabacher	19,4	43,1
Senatsfraktur	18,8	42,0
Durchschnitt	19,2	43,3
Gewöhnliche Antiqua . .	20,1	45,4
Romanische Antiqua . .	20,9	45,3
Durchschnitt	20,5	45,4

Bei sinnvollen Texten erforderte die Antiqua einen Zeitmehraufwand von 6,8 %, beim Lesen sinnloser Silben von 5 %.

Endlich werfen wir einen Blick auf die Zeitverhältnisse beim Lesen der Texte mit gehäuften Wörtern mit großen Anfangsbuchstaben gegen-

über den gewöhnlichen. Wir machten oben die Beobachtung, daß die Großbuchstaben keine Erschwerung des Lesens, sondern eine Verminderung der Augenrucke im Gefolge haben. Unsere Zeittabelle läßt auf den ersten Blick ein Ähnliches erkennen. Überall geschieht das Lesen schneller. Im besonderen berechne ich folgende Zeitersparnisse:

sinnvoller Text		
Gewöhnliche Fraktur	14,1 %	14,6
Schwabacher	13,9 %	
Senatsfraktur	15,8 %	
Gewöhnliche Antiqua	11,8 %	11,8
Romanische Antiqua	11,7 %	

Die Zeitwerte, die wir gefunden, bestätigen durchaus, was wir aus der verminderten Anzahl der Augenrucke gefolgert haben. Die Großbuchstaben der Senatsfraktur heben die Lesbarkeit am stärksten, die Schwabacher bewegt sich auf einer Mittellinie, die Antiqua steht im Hintertreffen.

2. Ermüdungswirkung der Antiqua und der Fraktur.

Während wir im ersten Teile der Untersuchungen geflissentlich eigentliche Ermüdungswirkungen ausschalteten und lediglich die Inanspruchnahme des lesenden Auges durch die verschiedenen Schriftarten prüften — wir schieden die Ermüdung aus durch Beschränkung der Einzelproben auf je 5 Textzeilen, durch das Einschieben von Pausen zwischen die kurzen Versuche, durch Wahl solcher Versuchszeiten, da die Schüler völlig frisch waren — wollen wir nunmehr untersuchen, wie Ermüdungserscheinungen im Lesen der Antiqua und Fraktur sich ausprägen.

Ich benutze lediglich sinnloses Lesematerial und zwar den Text 2.

Eine direkte Messung der Ermüdungswirkungen läßt sich zwar nur dann ermöglichen, wenn ein langer fortlaufender Text während eines ausgedehnten Zeitraums gelesen wird. Das Lesen müßte mit demselben Prüfling mehrere Stunden lang fortgesetzt werden. Das verbot sich zunächst aus rein äußeren Gründen. Dazu kommen innere, unter denen der als der schwerwiegendste zu gelten hat, daß auch unter Stimuluswirkungen eindringlichster Art sich ein gleichbleibendes Interesse nicht erzielen läßt und wo das doch vereinzelt gelingen sollte, würden so hohe Anforderungen an die Einspannung auf die Aufgabe, an den Willen gestellt werden, daß die Untersuchung ihren Augpunkt verschieben und viel mehr auf eine Prüfung der Konzentrationsfähigkeit der beteiligten geistigen Betätigungen hinauslaufen würde, als auf eine Prüfung der Ermüdungswirkung durch die

Texte. Wir müssen uns auf einen solchen Textumfang beschränken, der eben noch mit einer ungekünstelten und ungefährdeten Aufmerksamkeitseinspannung bewältigt werden kann. Der Umfang läßt sich nur auf Grund wiederholter Erfahrung bemessen.

Ich schlug einen Mittelweg zwischen direkter und indirekter Messung ein, der so verläuft: Die Untersuchungen wurden an Tagen angestellt, da die Schüler von 8—11 Uhr vormittags Unterricht hatten. Unmittelbar nach Schluß des Unterrichts wurde der Prüfling zurückbehalten und der Leseprobe unterworfen. Es durfte dann damit gerechnet werden, daß die geistige Frische herabgesetzt war, daß also der Prüfling bis zu einem gewissen Grade ermüdet an die gewohnte Untersuchung herantrat. Des weiteren durfte erwartet werden, daß auch an einem geringeren Textumfange, zumal die schwierigen sinnlosen Silben gelesen wurden, die Ermüdung sich bemerkbar machen werde.

Zum Vergleich wurden immer die ersten und die letzten fünf Textzeilen herangezogen.

Die Ermüdungswirkungen werden sich besonders in zwei Richtungen ausprägen: in der Vermehrung der Augenrucke und in der Häufung der Lesefehler. Eine Schriftart, die nach beiden Seiten hin ein Mehr veranlaßt, ist offenbar in höherem Maße der Ermüdungswirkung zugänglich.

Das Resultat der Prüfung gebe ich in Prozenten der Vermehrung.

	Rucke	Fehler
1. Gewöhnliche Fraktur . .	10,6	14,0
2. Schwabacher	9,6	10,4
3. Senatsfraktur	8,9	8,3
Durchschnitt	9,7	12,9
4. Gewöhnliche Antiqua . .	22,0	20,0
5. Romanische Antiqua . .	27,6	31,4
Durchschnitt	24,8	25,7

Auch diese Untersuchungen beweisen die größere Zweckmäßigkeit der Fraktur. Sie ergeben insbesondere die entgegengesetzte Wirkung schmalen Schnitts bei Fraktur und Antiqua.

B. Mitteilungen.

1. Zweiter Ungarischer Landeskongreß für Kinderforschung.

Von K. G. Szidon (Budapest).

Die Ungarische Gesellschaft für Kinderforschung veranstaltete ihre zweite Landesberatung, die der kriegerischen Verhältnisse halber in drei Vortragszyklen verteilt werden mußte. Unter dem Vorsitz des Grafen Alexander Teleki wurde über folgende Fragen verhandelt:

1. Dozent Dr. G. Révész hielt einen Vortrag über »Das frühzeitige Erkennen der Begabung«. Zunächst müsse das Kriterium der Begabung festgestellt werden. Es müsse zunächst die sowohl im Denken wie im Handeln gleichmäßig zum Ausdruck gelangende Intuition und Spontaneität, sodann das intellektuelle und moralische Gehaben, ferner die Willenskraft des Kindes und endlich auch der Typ und Grad der Intelligenz ins Auge gefaßt werden. Drei konkrete Fragen tauchen beim frühen Erkennen der Begabung auf, und zwar in welchen Lebensaltern, mittels welcher Methoden und welche Begabungen vorweg zu ergründen seien. Die ersten beiden Fragen werden durch experimentelle und historische Forschungen gelöst. Am frühesten treten die künstlerischen und technischen Begabungen auf, die allein im Kindesalter einer näheren Prüfung unterliegen; alle übrigen aber sind erst im jugendlichen Alter zu erkennen. Vortragender bespricht den Gang der in der Jugendzeit erscheinenden Begabungsarten, sowie die allgemeinen Prinzipien der Methodenlehre der Begabung. Das frühzeitige Erkennen der Begabung werde erst dann von Bedeutung sein, wenn die Pflege und der Schutz der Begabungen nicht nur während ihrer Entfaltung, sondern auch beim Unterbringen in der Gesellschaft gesichert werden wird.

2. Über »Erziehung, Unterricht, gesellschaftliche und behördliche Fürsorge der begabten Kinder« sprach Bela Plichta, Szeged. Zuvörderst begründet er die Notwendigkeit der Absonderung begabter Kinder, dann Ziel, Mittel und Weise der Erziehung; die Schulstufen und Unterrichtsmethoden der Begabten; die Anweisung zu Berufen aller Begabten; deren Entdeckung und Evidenzhaltung. Schließlich folgte die Unterbreitung eines Antrages, wonach alle pädagogischen, humanitären und Kulturvereine im Interesse der hochbegabten Minderjährigen sich verbünden mögen.

3. Ein Referat über »Individualitäts-Charakterblätter« erstattete Seminardirektor Ladislaus Nagy. Es wäre zu wünschen, daß in allen Schulen über jeden Zögling Individualitäts-Charakterblätter geführt werden. Bei Abfassung der Individualitätsblätter sollen psychologische, hygienische, soziologische und pädagogische Gesichtspunkte berücksichtigt werden. Die Ungarische Gesellschaft wurde angegangen, auf Grund dieser Gesichtspunkte für jede Schule angemessene Individualitätsblätter zusammen-

zustellen, und die Schulbehörden mögen die Einführung derselben pflichtgemäß bestimmen.

4. Dr. med. Margarete Révész-Budapest behandelte die »Leitsätze der Fürsorge- und Heilerziehung sittlich verwahrloster Kinder«. Sie umschrieb die sozialen Gesichtspunkte und naturwissenschaftlichen Grundlagen der Verwahrlosung, das Verhältnis der Degeneration und Variation zueinander und die Ausscheidung des neuen Elements aus der entwicklungsfähigen, variablen Schicht. Sie beleuchtete mit Psychogrammen die Typen verwahrloster Kinder: a) überempfindliche, willensschwache, zerstreute — gepaart mit gutem Intellekt, bei denen die positiven Eigenschaften überwiegen; b) oberflächliche, moralisch perverse, gewöhnlich debile Kinder, in welcher Gruppe die negativen Eigenschaften vorherrschen.

5. Josef Sándor, Richter am Gerichtshof in Brassi machte zum Gegenstand seines Vortrages »Gesellschaftliche und behördliche Institutionen zwecks Rettung und Erziehung von der Gefahr sittlicher Verwahrlosung ausgesetzten Kindern«. Das gesellschaftliche und behördliche Eingreifen habe früher einzusetzen, als es heute der Fall ist, zumal die typischen Symptome der Verwahrlosung bereits an vorschulpflichtigen Kindern zu gewahren sind. Über jedes Kind sei vom Eintritt in die Schule angefangen eine entsprechende Umgebungsstudie herzustellen. Um eine später auftretende Verwahrlosung zu vereiteln, sollten die Jugendlichen unter eine behördliche Aufsicht gestellt werden, welche aber trotz ihrer gesetzlichen Einwirkung weder die individuelle Freiheit, noch den elterlichen Rechtskreis berühren dürfte. Es wäre schlechtweg eine Anstaltserziehung mit familiärem Charakter einzuführen, wobei aber darauf zu achten sei, daß die sozialpathologischen und psychopathologischen Verwahrlosten in ganz gesonderten Instituten womöglich nach gleichem Alter und ähnlichen Ursachen zusammen untergebracht werden müßten. Der Probeaussetzung mögen Übergangsmaßnahmen vorangehen. Endlich solle für abenteuerlustige Knaben in Fiume eine besondere Anstalt errichtet werden, in der diese laut einem allgemeinen System für die Marinelaufbahn ausgebildet werden könnten.

Der zweite Zyklus der Verhandlungen war der Erziehung der Kriegswaisen gewidmet.

1. Mit dem »hygienischen Schutz der Kriegswaisen« beschäftigte sich Dr. Alexander Szana, Direktor des staatlichen Kinderasyls in Budapest. Im Interesse des Stammes ist es von größter Bedeutung, die Kriegswaisen zu schützen und ihnen eine individuelle, entsprechende Hilfeleistung angedeihen zu lassen. Wo sich zur Erziehung des Kindes die Mutter eignet, soll dieselbe dazu herangezogen, sonst müßte es in einer auserwählten Familie untergebracht werden. Die Kriegswaisen müssen immer unter gesundheitlicher und pädagogischer Kontrolle stehen, welche am besten durch Gemeindefürsorgerinnen für Mutter- und Säuglingsschutz zu bewerkstelligen wäre.

2. Richter Dr. E. Kármán beleuchtete das Thema »Pädagogische Gesichtspunkte in der Erziehung der Kriegswaisen«. Der

Schutz der Kriegswaisen darf als brennenstes soziales Problem von andern Fragen der Erziehung nicht unterschieden werden. Der erste Grundsatz in der Organisation sei daher die Erkenntnis der Individualität. Als zweiter Leitsatz gelte das Experiment im sozialen Sinne. Das Unterbringen der Waisen habe so zu geschehen, daß vermittels unablässiger Beobachtungen jedwede Veränderung der neuen Lage sowie die Klärung der Gründe von vereitelten Maßnahmen festgestellt werden könnten. Beiden Bedingungen natürlich vermöchte nur ein speziell ausgebildetes Fürsorgepersonal gerecht zu werden.

3. Advokat Dr. Karl A. Szilágyi berichtete über »Rechtsschutz der Kriegsversorgten, besonders der Kriegswaisen«. Das Wahlwort unserer gesellschaftlichen Einrichtungen habe infolge der veränderten Weltlage zu lauten: Recht dem Schwächern, in erster Reihe den Kriegshilfebedürftigen. Aufgabe der Organe muß es sein, denen samt und sonders sämtliche Kulturwerte ersprießen zu lassen.

Die dritte Abteilung war der Frage der Berufswahl vorbehalten. 1. Dr. Stefan Máday behandelte »Die Berufswahl der Jugendlichen mit Rücksicht auf die Kriegswaisen«. Zunächst verweilte er bei der Bedeutung der Berufswahl aus psychologischen, sozialwissenschaftlichen und volkswirtschaftlichen Gesichtspunkten; forderte sodann Experimentallaboratorien und Kanzleien für Ratschläge sowie bessere Auswahl der Begabten und die Beteiligung aller Jugendlichen in jeder hierher gehörenden Angelegenheit. 2. Als letzte sprach Frau P. Agoston-Nagyoárad über »Die Berufswahl der Mädchen«. Sie tritt für pädagogische und gesellschaftliche Organe ein, deren Aufgabe es sei, mit den Schulen ständige Fühlung aufrecht zu erhalten, damit die Mädchen immer und überall rechtzeitig Aufklärung über alle Berufe und Arbeitsgebiete erhalten mögen.

Alle Vorträge samt den Diskussionen und Debatten werden demnächst unter dem Titel »Wege der Kinderrettung« erscheinen.

---

2. Der Kinder-Rettungs-Verein.[1]

Im Jahre 1905 wurde in Berlin der Kinder-Rettungs-Verein gegründet in der Erkenntnis, daß für die große Menge der unehelichen Kinder und der Kinder, welche innerhalb ihrer Familie gefährdet waren, nicht in ausreichender Weise gesorgt wurde. Der hohe Prozentsatz der Sterblichkeit der unehelichen Kinder in den ersten Lebensjahren bewies die mangelhafte Pflege, welche ihnen zuteil wurde, der Umstand, daß die am Leben bleibenden später einen großen Teil der Fürsorgezöglinge bildeten, die schlechte Erziehung, und die Tatsache, daß die Jungen meist ungelernte Arbeiter wurden, die fehlende Berufsausbildung.

Nur auf dem Wege der Berufsvormundschaft konnte ein maßgebender

[1]) Vergl. auch: Ziethen, Der Kinder-Rettungs-Verein zu Berlin und die neuen Jugendämter. In Verwaltungsarchiv 26. Die Schriftleitung.

Einfluß auf das Schicksal dieser Kinder von der Geburt bis zur Volljährigkeit ausgeübt werden. So wurde der Kinder-Rettungs-Verein der Träger der Berufsvormundschaft und Berufspflegschaft von Pastor Pfeiffer. Da diese keine andere gesetzliche Grundlage hat, wie jede Einzelvormundschaft, so wird Pastor Pfeiffer bei Übernahme jeder neuen Vormundschaft immer von neuem verpflichtet. Natürlich kann der Vormund von mehreren tausend Mündeln — ihre Zahl hat jetzt 6000 überschritten — nicht jeden Fall selbst bearbeiten, er bedient sich vielmehr dazu seiner Hilfsorgane, der juristischen und pflegerischen Kräfte, sowie der Buchhalterei und Kasse für die Erledigung der Obliegenheiten mehr kaufmännischer Natur, welche ein solcher Betrieb ebenfalls erfordert. Über jeden wichtigen Fall aber wird dem Vormund von den juristischen Dezernenten oder den Abteilungsleitern Vortrag gehalten und seine Entscheidung eingeholt. Die Aktenbearbeitung erfolgt durch Gerichtsassessoren, welche vom Justizminister zu diesem Zwecke beurlaubt werden, denen diese Arbeit als gute Vorbereitung für das Amt des Vormundschaftsrichters dient.

Die Mündelpflege wird durch fünf Abteilungen ausgeübt. Die erste Abteilung umfaßt die Jungen bis zu 10 und die Mädchen bis zu 12 Jahren, die zweite die über 12 Jahre alten sowie die schulentlassenen Mädchen, die dritte die Jungen vom 11. Lebensjahre ab, die vierte versorgt die außerhalb Groß-Berlins wohnenden Mündel, und die fünfte erledigt Eilsachen und mit besonderen Schwierigkeiten verknüpfte Fälle. Die dritte Abteilung wird von einem nebenamtlich tätigen Pastor geleitet, der zugleich geistlicher Inspektor des Kandidaten-Konvikts im Kinder-Rettungs-Verein ist, dessen Insassen den Helferdienst in der Abteilung leisten. Alle übrigen Abteilungen stehen unter der Leitung von Damen, die sich in jahrelanger Arbeit eine reiche Erfahrung erworben haben. Eine Anzahl von beamteten Helferinnen steht ihnen zur Seite. Freiwillige Mündelpflegerinnen, etwa 230 Frauen aus allen Gesellschaftsschichten, nehmen sich eines oder mehrerer Kinder besonders an, die dann von den beamteten Helferinnen nicht besucht werden.

Während die Arbeit der Juristen die Vertretung aller rechtlichen Ansprüche der Mündel, also vor allem die Sicherung der Unterhaltskosten, ferner das Verfahren aus § 1666 B.G.B. (Aufhebung der elterlichen Sorgerechte), das Fürsorgeerziehungsverfahren, die Führung von Prozessen und die Durchführung der Adoptionsverfahren umfaßt, liegt die unmittelbare Sorge für Pflege, Erziehung und Berufsausbildung der Mündel den einzelnen Abteilungen ob, die im ununterbrochenen Verkehr mit den Angehörigen, Lehrern, Meistern und Geschäftsführern der Kinder stehen und über deren Gesundheitszustand, ihre Verpflegung, die Beschaffenheit der Wohnung, über Verhalten in der Schule und Lehre sich eingehend unterrichten und für Abstellung hervortretender Mängel Sorge tragen. Eine wesentliche Aufgabe der zweiten und dritten Abteilung besteht in der Berufsberatung und der Vermittlung von Lehr- und Arbeitsstellen. Eine wöchentlich einmal auf der Kanzlei stattfindende ärztliche Sprechstunde dient der gesundheitlichen Förderung der Kinder; Mündel- und Mütterabende, gemeinsame Ausflüge und Besichtigung sozialer Einrichtungen dienen der Unter-

haltung und Belehrung und schaffen zwischen dem Vormund und seinen Hilfskräften einerseits und den Mündeln und ihren Angehörigen andererseits das wünschenswerte Vertrauensverhältnis.

Im Mai 1917 hat der Kinder-Rettungs-Verein in Berlin Karlstraße 38 eine Durchgangs- und Sammelstelle für zeitweilig obdachlose Kinder errichtet, die hier ohne Förmlichkeiten und Umständlichkeiten vorübergehende Aufnahme finden. Auch junge Mütter mit Säuglingen können in der »Offenen Tür« eine Nacht beherbergt werden. Während des Aufenthaltes der Kinder, der so kurz wie möglich dauern soll, werden alle nötigen Schritte zur dauernden Unterbringung getan.

Ein Lehrlingsheim in Brandemühle bei Vetschau (Spreewald), das von einem erfahrenen Landwirt geleitet wird, dient zur Unterbringung schulentlassener Jungen, die entweder in der von dem Heim betriebenen Land- und Gartenwirtschaft beschäftigt oder bei Handwerksmeistern der Umgebung in die Lehre gegeben werden. In dem Heim werden sowohl Mündel von Pastor Pfeiffer, wie auch Fürsorgezöglinge der Stadt Berlin und freie Zöglinge aufgenommen.

Das Martha-Heim in Vetschau bereitet schulentlassene Mädchen vor, damit sie Dienststellen übernehmen können und imstande sind, auch einmal die Pflichten der Hausfrau zu erfüllen. Dementsprechend werden sie planmäßig in Haus, Küche und Garten beschäftigt, an eigener Kleidung und Wäsche lernen sie waschen, nähen und stopfen, auch für die Zöglinge der Brandemühle wird gewaschen und ausgebessert. Ausnahmsweise werden auch größere schulpflichtige Kinder, die in Vetschau die Schule besuchen, und vorübergehend Schulkinder während der großen Schulferien aufgenommen, um ihnen eine Erholung zu verschaffen.

Seit dem vorigen Jahr hat der Verein damit begonnen, Lehrgänge über Vormundschaft und Waisenpflege in den Universitätsstädten abzuhalten, auf denen Fachmänner und in der praktischen Arbeit stehende Frauen über die einschlägigen Gebiete sprachen. In Berlin, Breslau, Halle und Bonn haben diese Lehrgänge bereits stattgefunden, in Greifswald und Hannover sind sie für den Herbst d. J. vorgesehen, weitere Städte des Reiches sind in Aussicht genommen. Diese Lehrgänge sollen hauptsächlich die Frauenwelt zum Dienst in Berufsvormundschaften und in der Waisenpflege willig und tüchtig machen. Das hat sich als notwendig erwiesen, weil es seit Jahren nicht nur in den Großstädten, sondern auch in den kleinen Städten und auf dem Lande an geeigneten und bereiten Einzelvormündern und sonstigen Persönlichkeiten fehlt, die sich der gefährdeten Jugend annehmen, ein Mangel, der sich während des Krieges immer empfindlicher bemerkbar macht. Der Kinder-Rettungs-Verein hat dieses neue Arbeitsfeld auch deshalb in Angriff genommen, weil das in Kürze zu erwartende neue preußische Jugendfürsorgegesetz die Bildung von Jugendämtern vorsieht, die ohne eine größere Zahl freiwilliger Hilfskräfte, die aber der Schulung bedürfen, ihre Aufgabe gar nicht erfüllen können. Der Verein, dem eine nunmehr zwölfjährige Erfahrung zur Seite steht, bildet mit seinen Einrichtungen, auf die übrigens in der Begründung des Gesetzentwurfs verwiesen ist, die gegebene Ausbildungsstätte für Frauen,

die sich auf dem Gebiete der Jugendfürsorge betätigen wollen. Um gründlicher, als es nur mehrtägige Lehrgänge können, in diese Arbeit einzuführen, läßt der Verein im kommenden Winterhalbjahr im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht in Berlin vier je zehnstündige Vorlesungen und Übungen stattfinden, die das Vormundschaftsrecht, die Behördenorganisation und das Erziehungs- und Gesundheitswesen behandeln.

Nur wenn es gelingt, die Frauenwelt in größerem Umfang auf diesen Gebieten zur Betätigung heranzuziehen, darf man hoffen, daß nicht mehr eine so außerordentlich große Zahl von außerehelichen Kindern frühzeitig sterben oder verwahrlosen und als Schädlinge der bürgerlichen Gesellschaft heranwachsen. Von dem Recht, Vormundschaften zu übernehmen, das das Bürgerliche Gesetzbuch den Frauen einräumt, haben diese nur in ganz geringem Umfang Gebrauch gemacht. Es steht aber zu hoffen, daß sie sich in größerer Zahl zu der pflegerischen Arbeit bereitfinden, wenn ihnen das Verständnis für die große Bedeutung erschlossen wird, welche sie für die Erhaltung und Stärkung unserer durch den Krieg so schwer getroffenen Volkskraft besitzt, und wenn sie mit den erforderlichen Kenntnissen ausgerüstet werden.

Der Kinder-Rettungs-Verein hat durch die Eintragung in das gerichtliche Vereinsregister Rechtsfähigkeit erlangt. Er ist außerdem als milde Stiftung anerkannt und genießt als solche im gesetzlichen Umfange Befreiung von der gerichtlichen Stempelsteuer und den Gerichtsgebühren. Ferner ist er als behördliche Einrichtung im Sinne des Gesetzes über den vaterländischen Hilfsdienst anerkannt. Die Kanzlei befindet sich in dem ihm gehörigen Hause Charitéstraße 2 in Berlin.

Die Kanzlei gibt auf alle Anfragen auf dem Gebiete der Kinderfürsorge bereitwillig und unentgeltlich Auskunft.

H. Eisenträger, Direktor im Kinder-Rettungs-Verein.

---

3. Die Bedeutung des Reichslichtspielgesetzentwurfs vom Standpunkt der Jugenderziehung.[1])

Von Amtsrichter Dr. Albert Hellwig, z. Zt. im Felde.

Am 25. Februar ist dem Reichstag der Entwurf eines Gesetzes über die Veranstaltung öffentlicher Lichtspielvorführungen zugegangen. Hiernach bedarf derjenige, der gewerbsmäßig Lichtspiele öffentlich veranstalten will, zum Betriebe dieses Gewerbes der Erlaubnis. Der Erlaubnis bedarf aber gemäß § 2 nicht derjenige, der vor dem 1. März 1918 mit der gewerbsmäßigen Veranstaltung von Lichtspielen begonnen hat. Gemäß § 46 der Gewerbeordnung bedarf ferner nicht der Erlaubnis die Witwe eines Gewerbetreibenden während des Witwenstandes, ferner nicht die minderjährigen Erben; auch ist eine Erlaubnis nicht erforderlich, wenn der Ge-

---

[1]) Vergl. Kind und Kino. Von Dr. A. Hellwig. Beiträge zur Kinderforschung und Heilerziehung. Heft 119. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann). 147 S. 2,40 M.

werbebetrieb während der Dauer einer Kuratel oder während einer Nachlaßregulierung fortgesetzt werden soll. In diesen Fällen kann der Gewerbebetrieb durch einen Stellvertreter ausgeübt werden. Dieser Stellvertreter muß aber gemäß § 45 der Gewerbeordnung denjenigen Anforderungen entsprechen, die § 1 Ziff. 1 des Entwurfs an die Lichtspielunternehmer stellt.

Alle übrigen Personen bedürfen der gewerbepolizeilichen Erlaubnis. Die Erteilung der Erlaubnis gilt immer nur zu Gunsten desjenigen, dem sie erteilt worden ist, sie ist höchst persönlich, kann weder vererbt noch vertraglich übertragen werden. Auch der Pächter oder der Käufer eines schon bestehenden Lichtspielunternehmens bedürfen beispielsweise der Erlaubnis.

Diese Erlaubnis kann nur aus drei bestimmten Gründen versagt werden:

1. wenn gegen den Nachsuchenden Tatsachen vorliegen, welche die Annahme rechtfertigen, daß die beabsichtigten Veranstaltungen den Gesetzen oder guten Sitten zuwiderlaufen werden, oder wenn der Nachsuchende die erforderliche Zuverlässigkeit in bezug auf den Gewerbebetrieb nicht nachzuweisen vermag;

2. wenn die zum Betriebe des Gewerbes bestimmten Räumlichkeiten wegen ihrer Beschaffenheit oder Lage den polizeilichen Anforderungen nicht genügen. Die Landeszentralbehörde kann Bestimmungen über diese Anforderungen erlassen;

3. wenn eine den Verhältnissen des Bezirks entsprechende Anzahl von Lichtspielbetrieben bereits besteht.

Vor der Erteilung der Erlaubnis sind die Ortspolizeibehörde und die Gemeindebehörde gutachtlich zu hören. An ihre Gutachten ist die Verleihungsbehörde zwar nicht gebunden; wenn aber ihrem Gutachten nicht gefolgt wird, so haben sowohl die Ortspolizeibehörde als auch die Gemeindebehörde in Preußen das Recht, im Verwaltungsstreitverfahren als Partei aufzutreten. Bei ihren Gutachten können beide Behörden alle öffentlichen Interessen wahrnehmen, deren Wahrung ihnen obliegt. Die Gemeindebehörde muß also auch als befugt gelten, das Interesse an dem Schutze der Jugendlichen vor erziehungswidrigen Einflüssen und die Interessen der Volksbildung wahrzunehmen.

Was als erforderliche Zuverlässigkeit in bezug auf den Gewerbebetrieb anzusehen ist, ergibt sich nicht klar aus dem Entwurf. Ähnlich wie bei den Schauspielunternehmern wird man auch bei den Lichtspielunternehmern wohl vor allem sittliche Zuverlässigkeit in bezug auf ihren Beruf verlangen, daneben vielleicht auch finanzielle, unter Umständen auch artistische, d. h. hier wohl technische, möglicherweise auch eine gewisse wissenschaftliche oder pädagogische Zuverlässigkeit, nämlich dann, wenn die Erlaubnis nachgesucht wird zum Betriebe eines bestimmt gearteten Lichtspielbetriebes, eines Lehrzwecken dienenden Reformkinos, einer Musterlichtspielbühne, die insbesondere Jugendvorstellungen geben will, die im Einvernehmen mit der Schulbehörde anstrebt, den Schulunterricht in systematischer Weise

zu ergänzen und dergleichen. Im allgemeinen aber wird man sich davor hüten müssen, die Anforderungen zu hoch zu schrauben.

Bei den Anforderungen an die Räumlichkeiten ist in erster Linie an die bau- und feuerpolizeilichen Vorschriften gedacht, welche einen feuersicheren und gesunden Betrieb des Lichtspielunternehmens gewährleisten wollen. Solche Vorschriften sind zwar auch heute schon möglich und bestehen wohl auch überall in Kraft, da es sich hier nicht um Zulassungsbeschränkungen handelt, sondern um notwendige wichtige Ausübungsbeschränkungen; durch die neue Bestimmung aber wird einmal eine größere Einheitlichkeit erreicht, ferner bewirkt, daß die Verleihungsbehörden diese Bestimmungen der Zentralbehörden beachten müssen und drittens ermöglicht, daß ihre Übertretung mit einer erheblicheren Strafe gesühnt werden kann, als dies sonst möglich wäre.

Die Einführung der Bedürfnisfrage begegnet vielen Widerständen. Bei der ersten Lesung des Entwurfs ist viel dagegen gesprochen worden und nach einer kürzlichen Zeitungsmeldung soll bei der Beratung des Entwurfs in der Kommission die Aufnahme der Bedürfnisfrage abgelehnt worden sein.

Daß es vom Standpunkte des Volkserziehers insofern erwünscht ist, die Zahl der Lichtspielunternehmungen nicht ins Ungemessene anschwellen zu lassen, als dann der Anreiz zu übermäßigem Besuch der Lichtspiele zunimmt, läßt sich nicht bestreiten, denn wenn man auch ein noch so großer Freund des Lichtspiels ist und seine Kulturbedeutung hoch einschätzt, so wird man doch zugeben müssen, daß allzu häufiger Besuch der Lichtspielvorführungen durch Jugendliche nicht erwünscht ist, sowohl aus gesundheitlichen als auch aus erzieherischen Gründen. Daß es aber aus diesem Grunde erforderlich wäre, den Bedürfnisgrundsatz aufzustellen, das möchte ich bestreiten. Es genügt meines Erachtens vollkommen, wenn man Jugendlichen nur den Besuch besonderer Jugendvorstellungen gestattet und den sämtlichen Lichtspielhäusern der betreffenden Stadt oder des betreffenden Bezirks die Veranstaltung solcher Jugendvorstellungen nur an zwei bestimmten Nachmittagen der Woche gestattet. Dadurch verhindert man es, daß die Kinder an jedem Tage eine andere Jugendvorstellung besuchen können. Bei einer derartigen Regelung dürften alle Gefahren beseitigt sein, die sich aus zu häufigem Besuche der Lichtspielvorführungen durch Jugendliche, namentlich durch Kinder, ergeben können.

Wenn man zur Begründung der Einführung der Bedürfnisfrage immer darauf hinweist, daß die Beschränkung der Zahl der Lichtspielunternehmungen notwendig sei, um den Wettbewerb zu verringern und dadurch den Anreiz zu beseitigen, möglichst sensationelle Filme vorzuführen, um das Publikum anzulocken und den Konkurrenten zu überbieten, so halte ich auch eine derartige Begründung nicht für durchschlagend. Selbst wenn man die Folgerung selbst als richtig unterstellt — es wäre aber sehr gut möglich, daß gerade bei einer Verringerung des Wettbewerbes die Vorführung schlechter, seichter Filme mehr noch als bisher die Oberhand gewinnen könnte — so darf man doch nicht übersehen, daß ein viel einfacheres und besser wirkendes Mittel die Einführung einer Reichsfilm-

zensur ist, wenn man zugleich die Zensurbefugnisse, soweit dies nötig ist, gegenüber dem geltenden Recht erweitert, namentlich um von den Jugendlichen alle Filme fernzuhalten, welche erziehungswidrig wirken könnten. Auf diese Weise die Gefahren der Schundfilme zu bekämpfen, ist meines Erachtens aber auch vor allem um deswillen angebracht, weil sich irgend ein brauchbarer Maßstab für die Beantwortung der Bedürfnisfrage der Natur der Sache nicht aufstellen läßt; die Frage, ob ein Bedürfnis anerkannt oder aber verneint wird, das wird sehr oft vom Zufall abhängen. Willkürliche Entscheidungen zu begünstigen und nötig zu machen, ohne daß ein dringender Anlaß zu einer derartigen Maßnahme bestände, ist aber eine gesetzespolitisch höchst unzweckmäßige Maßnahme.

Dagegen lassen sich aus der Regelung der Bedürfnisfrage nicht, wie man das geglaubt hat, annehmen zu müssen, Befürchtungen nach der Richtung hin herleiten, daß unter Umständen die Errichtung von Gemeindelichtspielhäusern mangels Bedürfnisses abgelehnt werden könnte. Dagegen ist zunächst einzuwenden, daß Gemeindelichtspiele im eigentlichen Sinne des Wortes, d. h. Lichtspielunternehmen, die von der Gemeinde selbst betrieben werden, der Erlaubnispflicht nicht unterliegen, da es sich bei ihnen um öffentliche Anstalten handelt, die zum mindesten in erster Linie gemeinnützige öffentliche Zwecke verfolgen, nämlich die Interessen der Volksbildung und die daher als öffentliche Anstalten zu betrachten sind, und nicht als gewerbliche Unternehmungen. Da sich das Gesetz ausdrücklich nur auf die gewerbsmäßige Veranstaltung öffentlicher Lichtspiele bezieht, so kommt die Erlaubnispflicht für derartige Gemeindelichtspiele überhaupt nicht in Betracht. Wenn die Gemeinde sich allerdings damit begnügt, mit einem privaten Lichtspielunternehmer einen privatrechtlichen Vertrag zu schließen, durch den sie sich gewisse Rechte bezüglich der Art der Darbietungen vorbehält, dafür aber dem Unternehmer bestimmte Zuwendungen macht, so handelt es sich allerdings um einen Gewerbebetrieb. Ein Bedürfnis für ein derartiges Musterlichtspielhaus wird aber wohl ausnahmslos anerkannt werden, auch wenn mehrere andere Lichtspielhäuser sich schon in der Gemeinde befinden und ein Bedürfnis nach der Eröffnung eines weiteren Lichtspielunternehmens der üblichen Art nicht vorliegen würde. Da die Gemeindebehörde in dem Erlaubnisverfahren zu hören ist, so hat sie ja Gelegenheit, die mit ihren eigenen Interessen bis zu einem gewissen Grade übereinstimmenden Interessen eines solchen Bewerbers um eine Erlaubnis wirksam zu unterstützen.

Von gewisser Bedeutung ist der § 5 des Entwurfs, wonach mit Geldstrafe bis zu dreihundert Mark unter anderm derjenige bestraft wird, der von den bei der Erlaubnis vorgeschriebenen Bedingungen abweicht.

Was das Gesetz mit diesen sogenannten Bedingungen meint, das ist nirgends klar ersichtlich. Es ist dabei aber offenbar daran gedacht, daß diejenigen Beschränkungen der Ausübung des Gewerbes, die schon nach den geltenden Landesrechten zulässig sind, auch bei der Erlaubniserteilung dem Bewerber als Auflagen auferlegt werden können. So kann insbesondere bestimmt werden, daß Jugendlichen unter einem bestimmten Schutzalter der Zutritt nur zu besonderen Jugendvorstellungen gewährt werden darf,

und daß in den Jugendvorstellungen nur solche Filme vorgeführt werden dürfen, welche einer besonderen Prüfung vorgelegen haben. Solche Bestimmungen erfreuen sich dann des erhöhten Strafschutzes des § 5, da die in den Landesgesetzen und der Polizeiverordnungen angedrohten Strafen wohl durchweg erheblich milder sind. Dagegen soll nicht etwa der Verleihungsbehörde das Recht gegeben werden, dem Bewerber ganz beliebige Auflagen zu machen, zu denen rechtliche Handhaben im übrigen nicht bestehen. So würde es zweifellos unzulässig sein, wenn als Auflage bei der Erlaubniserteilung festgesetzt würde, daß in Jugendvorstellungen nur solche Filme vorgeführt werden dürften, welche von einer besonderen, aus Lehrern und anderen pädagogischen Sachverständigen bestehenden Kommission als pädagogisch einwandfrei bezeichnet worden wären. Ebensowenig bietet jene Bestimmung eine Handhabe, um auch diejenigen Filme von der öffentlichen Vorführung auszuschließen, welche nur vom rein ästhetischen Standpunkt aus als Schundfilme zu bezeichnen wären, während sie als Schundfilme im ethischen Sinne nicht anzusehen sind und deshalb auch von der zuständigen Ortspolizeibehörde zur öffentlichen Vorführung freigegeben worden sind.

Für Schulvorführungen findet das Gesetz keine Anwendung, da es sich hier nicht um gewerbsmäßige Veranstaltungen und nicht einmal um öffentliche Lichtspielvorführungen handelt.

Irgend welche unmittelbaren Bedenken gegen das geplante Gesetz ergeben sich also vom Standpunkte des Jugendschutzes und der Jugenderziehung kaum. Eine andere Frage aber ist, ob von diesem Gesichtspunkt aus der Entwurf als eine ausreichende Erfüllung der Wünsche und Forderungen der an der Erziehung und dem Schutze der Bildung besonders interessierten Kreise anzusehen ist. Diese Frage möchte ich ganz entschieden verneinen. Wenn das Gesetz auch nicht ganz ohne günstige Wirkungen nach dieser Richtung hin bleiben wird, so ist es doch nicht zu billigen, daß sich der Reichsgesetzgeber vollkommen mit der Regelung der gewerbepolizeilichen Erlaubnis begnügen will, daß er also nur die Zulassung zum Gewerbebetriebe gewissen Beschränkungen unterwerfen will, sich dagegen von jeder Beschränkung der Ausübung des Gewerbebetriebes fernhält, um nicht in die bisherige Regelung des Gegenstandes durch die einzelnen Bundesstaaten einzugreifen. Gerade aber in diesen Ausübungsbeschränkungen liegt der Kern des ganzen Problems. Wenn die Ausübungsbeschränkungen, insbesondere auch die Filmzensur und die Behandlung des Kinderbesuchs, zweckmäßig geregelt sind, so werden auch unzuverlässige Unternehmer nicht viel schaden können und auch der Schaden, der der Jugend aus dem Anreiz zum Lichtspielbesuch aus einer größeren Zahl von Lichtspielunternehmungen entstehen könnte, hält sich in sehr mäßigen Grenzen. Wenn dagegen die Ausübungsbeschränkungen nichts taugen, dann sind die hier eingeführten Beschränkungen der Zulassung zum Gewerbebetrieb nur sehr wenig wert. Deshalb muß immer wieder die Forderung erhoben werden nach einem wirklichen Reichslichtspielgesetz. Wenn es aber tatsächlich nicht möglich sein sollte, die ganze Materie wirklich einheitlich zu regeln, so begnüge man sich wenigstens damit,

gewisse gesetzliche Richtlinien aufzustellen, an die die Einzelstaaten gebunden sind und die Strafbestimmungen festzusetzen. Das ist aber die Mindestforderung, an der man gerade auch im Interesse des Jugendschutzes unbedingt festhalten muß.

C. Zeitschriftenschau.

Jugend- und Schulgesundheitspflege.

von Hoffmann, Paula, Eugenic teaching in the Unites States. The Training School. 10, 2 (April 1913), S. 30—31.

Übersicht über den augenblicklichen Stand des Eugenic-Unterrichts in den Vereinigten Staaten.

Höhne, Ernst, Selbsterziehung. Deutsche Blätter für erziehenden Unterricht. 40, 47 (15. August 1913), S. 473—476.

In beredten Worten weist der Verfasser, ein Mediziner, neben anderen Erziehungsnotwendigkeiten auch auf die Wichtigkeit der Leibespflege und -erziehung hin.

Ickert, Die Bewahrung der Kinder vor der Tuberkulose. Deutsche Med. Wochenschrift. 39, 46 (13. November 1913), S. 2255—2257.

Das einzige wirksame Mittel, Kinder vor Tuberkulose zu schützen, ist die Entfernung der gesunden Kinder aus ihrem bisherigen Milieu auf lange Zeit. In Frankreich kann man auf zehnjährige Erfahrungen in der Préservation de l'Enfance contre la Tuberkulose (Oeuvre Grancher) zurückblicken. Diese entrückt die Kinder allen Ursachen der Tuberkulose und kräftigt sie in körperlicher und moralischer Hinsicht. Es werden je 1—4 Schützlinge in bäuerlichen Familien unter ärztlicher Kontrolle untergebracht. Man hat berechnet, daß unter den Kindern, die nicht von dem tuberkulösen Herde entfernt wurden, eine Mortalität von 60% und eine noch größere Morbidität herrscht, während bei den Fürsorgekindern des Oeuvre die Mortalität kaum $^1/_4$%, die Morbidität $^1/_2$% betrug. Gleichzeitig gelingt es, durch diese ländliche Fürsorge die Landflucht zu mindern. Belgien hat seit 1912 gleiche Einrichtungen. In Deutschland wurde 1912 ein Versuch gemacht mit der Einrichtung einer Kinderkolonie am Adelsberg in Chemnitz (für 25 Kinder), in der im Gegensatz zum Oeuvre Grancher auch Infizierte Aufnahme finden.

XV. Jahresversammlung der schweizerischen Gesellschaft für Schulgesundheitspflege. Schweiz. Blätter für Schulgesundheitspflege. XII, 7 (Juli 1914), S. 97—102.

Die Versammlung fand am 14. Juni in Bern statt. Referiert wurde unter anderm über die Jugendpflege.

Jerusalem, Max, Die Sonnenbehandlung der chirurgischen Tuberkulose im Kindes- und jugendlichen Alter. Zeitschrift für Kinderschutz und Jugendfürsorge. 5, 8/9 (August/September 1913), S. 255—259.

Nach Erörterung der wichtigsten physikalischen und physiologischen Eigenschaften des Sonnenlichtes bespricht der Verfasser vor allem die glänzenden Erfolge, die mit Sonnenlichtbehandlung bei skrofulösen und tuberkulösen Kindern erzielt wurden. Es ist mit Freuden zu begrüßen, daß auch in Österreich die Sonnenheilstättenbewegung immer weitere Kreise gezogen hat und noch zieht. Für Kinder

ist sie besonders wichtig, da der Mensch, je jünger er ist, um so besser auf die Sonnenlichtwirkung reagiert.

Jones, George E., Tuberculosis among school-children. The Pedagogical Seminary. XXI, 1 (march 1914), S. 62—94.

Da die Tuberkulose vorwiegend auf die Kindheit zurückgeht, ist es notwendig, daß die Lehrer gründliche hygienische Kenntnisse haben, ohne die sie keine Lehrbefähigung erhalten sollen. Die Schulräume sollten möglichst auf zwei Seiten offen sein. Freiluftschulen müssen geschaffen werden. Als ausgezeichnetes Prophylaktikum werden regelmäßige Leibesübungen mit kalten Bädern empfohlen. Schüler und Lehrer mit offener Tuberkulose sollten von der Schule ausgeschlossen und in besonderen Anstalten untergebracht werden.

Kassowitz, Max, Alkohol im Kindesalter. Deutsche Elternzeitschrift. 4, 7 (1. April 1913), S. 108—111.

Der Alkohol ist für das Kind außerordentlich schädlich. Kinder sollten daher unter allen Umständen alkoholfrei erzogen werden. Eine alkoholfreie Erziehung der Kinder ist aber nur durchzuführen, wenn die Eltern selbst das Beispiel geben. Alkoholfreundliche Eltern und alkoholfreie Kinder können auf die Dauer nicht zusammenleben.

Kemsies, F., Die hygienische Überwachung der Hausarbeiten. Zeitschrift für Schulgesundheitspflege. 26, 9 (September 1913), S. 593—601.

Auf den höheren Schulanstalten müßten die Quartaner entlastet werden. Tabellen lassen die Arbeitsdauer in Preußen und Hessen, Württemberg, Bayern erkennen. Für die Volksschulen empfiehlt Kemsies $^1/_2$—1 Stunde häusliche Arbeitszeit für die Unterstufe, 1—$1^1/_2$ Stunden für die Mittelstufe und $1^1/_2$—2 Stunden für die Oberstufe. Die Verteilung der Schularbeiten wird besprochen und Anregungen gegeben, wie das Kind am besten arbeitet.

Ders., Die hygienische Unterweisung der Jugend. Deutsche Elternzeitschrift. 4, 8 (1. Mai 1913), S. 126—127; 9 (1. Juni), S. 145—146.

Für den unentbehrlichen hygienischen Unterricht müssen Modell und Abbildung, Lichtbild und Film benutzt werden. Der Verfasser beschreibt einige Films.

Ders., Schulstrafen und Schuleinrichtungen. Zeitschrift für Schulgesundheitspflege. 26, 5 (Mai 1913), S. 304—314.

Oft werden von den Strafen immer dieselben Schüler (vernachlässigte, schwache, psychopathische) getroffen. Über die Häufigkeit der Erteilung von Lob und Tadel unterrichten einige Zahlen. Kemsies schließt seine Betrachtungen und Untersuchungen mit folgendem Rat für die Praxis: »Abgesehen von dem pädagogischen Nutzen oder Schaden müssen Schulstrafen stets um deswillen eine Ausnahmemaßnahme bleiben, weil sie so oft eine Quelle des Mißmuts bei Lehrern und Schülern, der Unstimmigkeit zwischen Elternhaus und Schule werden, die doch auf Einhelligkeit der Anschauungen und Maßnahmen angewiesen sind. Bei allen Sorgenkindern setzt sich leicht die Vorstellung fest, daß sie vom Lehrer fortgesetzt verkannt, ungerecht beurteilt und behandelt werden.«

Ders., Zur Psychologie und Pädagogik der Hausarbeiten. Zeitschrift für Pädagogische Psychologie. 14, 4 (April 1913), S. 193—206.

Der Verfasser ist der Ansicht, daß auf die Hausaufgaben nicht verzichtet werden kann. Zur Erledigung derselben müssen gesunde Verhältnisse geschaffen werden. Die Arbeit ist reich an Ratschlägen dafür.

Kern, Hans, Über eine Anstaltsendemie von Heine-Medinscher Krankheit. Münchener Medizinische Wochenschrift. 61, 19 (12. Mai 1914), S. 1053—1055.

Im Herbst 1913 befiel die Kinderlähmung innerhalb von drei Wochen 5 Kinder im Alter von $1^1/_4$—$2^1/_2$ Jahren auf einer ziemlich abgeschlossenen Abteilung des Waisenkinderkrankenhauses der Stadt Berlin in Rummelsburg. Die Quelle der Ansteckung ließ sich nicht nachweisen.

Klatt, Georg. Die geschlechtliche Aufklärung im naturwissenschaftlichen Unterricht der höheren Schule. Der Säemann. 1913, 3 (18. März 1913), S. 120—127.

Die Arbeit will zeigen, wie der Lehrer (speziell der der Oberrealschule) im naturwissenschaftlichen Unterricht aufklärend wirken muß und kann. Es soll damit den Eltern zugleich gezeigt werden, was sie vom Unterricht für ihre Aufgabe in der sexuellen Erziehung für Unterstützung erfahren können.

D. Literatur.

Moede-Piorkowski-Wolff, Die Berliner Begabtenschulen, ihre Organisation und die experimentellen Methoden der Schülerauswahl. Mit 3 Textabbildungen und 2 Tafeln. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann) 1918. VIII und 226 Seiten. 4,80 M.

Das dem Schöpfer der Berliner Begabtenschulen, dem Stadtschulrat Dr. Reimann, gewidmete Buch behandelt in seinem 1. Teil die Organisation und die Lehrpläne der Begabtenschulen. Danach sollen die Schüler der Gymnasial- und Realgymnasialklassen in 6 Jahren zum Ziel der Reifeprüfung geführt werden (das verkürzte Gymn. u. Realg.), dagegen die der verkürzten Handelsrealschule in 3 Jahren an das Ziel der Realschule gebracht werden (Einj. Zeugnis). Zurzeit bestehen in Berlin eine Gymnasialklasse mit ungefähr 35 Schülern auf dem Köllnischen Gymnasium und eine Realschulklasse auf der Kaempf-Handelsrealschule mit ebenfalls 35 Schülern, außerdem noch 2 Mädchenmittelschulklassen.

In dem zweiten Teil sprechen die Verfasser von der experimentellen Schülerauswahl, ihren Methoden und den Untersuchungsergebnissen. Es werden durch experimentelle Hilfsmittel (»Tests«) die intellektuellen Fähigkeiten wie: Aufmerksamkeit, Gedächtnis, Kombinationsfähigkeit, Begriffsbereich, Urteilsfähigkeit, Anschauung und Beobachtungsfähigkeit systematisch untersucht, für jede einzelne Funktion Rangreihen aufgestellt und dann aus allen Rangordnungen nach dem bekannten Prinzip des arithmetischen Mittels mittlere Rangplätze für alle Schüler berechnet. In diesem »nur« experimentellen Auslese-Verfahren sieht der Leiter des Hamburger Auslese- und Aufnahmeverfahrens der Begabten. W. Stern (Die Methode der Auslese befähigter Volksschüler in Hamburg. Zeitschr. für Pädag. Psychologie und experim. Pädagogik, herausg. von O. Scheibner und W. Stern) zwei Schwächen; erstens vermißt er die psychographische Beobachtung des einzelnen Zöglings durch Beobachtungsanweisungen und zweitens ist ihm das Verfahren zu mechanisch rechnerisch. W. Stern hat hier vollkommen Recht. Die Regelung der psychographischen Beobachtung hätte in den Händen psychologisch geschulter praktischer Schulmänner liegen müssen; denn die glückliche Vereinigung von praktischen Pädagogen und Psychologen hätte einerseits der Schwere der Verantwortung bei der Auslese mehr entsprochen und wäre andrerseits von günstigem Einfluß auf das Gesamtergebnis gewesen. Auch wäre meines Erachtens die Mitarbeit eines Psychiaters sehr wünschenswert gewesen. Allerdings bemerkt Stadtschulrat Dr. Reimann in seinem Nachwort, das dem Buche beigefügt ist, daß die auf Grund der Prüfung gefundenen Rangreihen mit denen vom Lehrkörper nach zehnwöchiger Unterrichtszeit eingereichten ziemlich genau übereinstimmen. Daraus wird gefolgert, daß der von den Verfassern eingeschlagene Weg der umfassenden und psychologischen

Analyse zum Ziele geführt hat. Gleichwohl scheint die Hinzuziehung von Pädagogen, die im öffentlichen Schuldienste stehen, zur Vervollkommnung des Auslese- und Aufnahmeverfahrens der Begabten unerläßlich zu sein; denn niemals ist dieses eine rein psychologisch theoretische Angelegenheit. Hierüber werde ich mich demnächst ausführlicher verbreiten.

Berlin-Wilmersdorf. Kraßmöller.

Hennig, M. D., Quellenbuch zur Geschichte der Inneren Mission. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 8°. XXXVI und 664 Seiten. Preis geb. 12 M.

Martin Hennig, Direktor des bekannten »Rauhen Hauses«, der nicht nur diese einzigartige Anstaltsgemeinde, die Lieblingsschöpfung des großen Erziehers Wichern in dessen Sinne weiterführt und ausbaut, bemüht sich auch, Wicherns Lehre von der Theorie der sogenannten »Inneren Mission« nach jeder Hinsicht zu erweitern und Pläne, die der Meister nicht ausführen konnte, in seinem Geiste zu verwirklichen. So hat Hennig mit vorliegendem Quellenbuche auch Wicherns Wunsch nach einer Geschichte der Inneren Mission insoweit erfüllt, als man dieses umfangreiche Werk als eine wertvolle Vorarbeit zu einer ausführlich dargestellten geschichtlichen Entwicklung, wie sie die auf dem Boden der deutsch-evangelischen Christenliebe erwachsene Betätigung wahren Menschentums in sich begreift, zu betrachten hat. Es gibt heute auch in den Kreisen, denen die Arbeit der Inneren Mission geläufig sein sollte, noch immer Leute, die den Wert dieser religiös-ethischen Bestrebungen, sie in einem irreführenden Lichte sehend, verkennen. Gewiß, auch sie entbehren mannigfacher Irrtümer nicht, aber die Zielpunkte der Inneren Mission sind so groß und so erhaben, daß die Erfolge, die doch letzten Endes entscheiden, seit Wichern wahrhaft überwältigend genannt werden müssen. Selbstverständlich haben auch Wichern und seine nächsten Mitarbeiter bereits hervorragende Pfadfinder gehabt, und so ist es ganz richtig, wenn der Herausgeber mit seinen sorgfältig ausgewählten Quellenstücken bei Luther den Anfang macht, um später vielleicht auch die Dokumente der christlichen Liebestätigkeit von den Anfängen der Kirche bis zu Luther hin folgen lassen. Wir wollen nun hier nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß bereits Dr. G. Uhlhorn durch seine geschätzte dreibändige Geschichte: Die christliche Liebestätigkeit. Stuttgart 1882—1884. das Gebiet historisch bearbeitet hat, jedoch konnte er trotz seines umfänglichen Werkes, in dem er den Schwerpunkt auf die vorreformatorische Zeit legt, die einzelnen Abschnitte nur gedrängt behandeln, von Quellenbelegen mußte er ohnehin absehen.

Die Dokumentensammlung Hennigs umfaßt neben den die Arbeiter der Inneren Mission in erster Linie interessierenden Gruppen: Prinzipielles, Namen, Wesen und Motive der Angelegenheit selbst, Ausbreitung des Evangeliums und ihre Arbeitskräfte, die natürlich viel Raum einnehmen, insbesondere auch Abteilungen, die für die Leser unserer Zeitschrift von Wichtigkeit sind: Erziehung und Unterricht der Kinder, Erziehung und Bewahrung der Jugend. Bewahrung der Gefährdeten, Rettung der Verlorenen, Pflege der Anormalen und Kranken, Kampf gegen soziale Notstände. In ihnen findet der Geschichtsfreund und tiefer Schürfende eingehende Belehrung, die darum von besonderem Werte ist, weil sie mit Originalwiedergaben vertraut macht, die aus erster Hand geschöpft sind. Daß die Anormalen-Fürsorge nicht in dem Maße berücksichtigt ist, wie es sich vielleicht gehört hätte, auf diesen Mangel macht der Autor bereits selbst aufmerksam. Allerdings können wir die von ihm dafür geltend gemachten Gründe — die Herausarbeitung des neuen Rechtes für die Anormalen, das im wesentlichen eine Anerkennung ihres Rechtes auf Schutz und Pflege ist, habe sich rasch vollzogen und sei leicht verstanden worden — nicht ohne weiteres anerkennen. Die Fürsorge für die Abnormen hat sich nicht nur nicht schnell, sondern sehr langsam und ganz allmählich, und sogar unter den stärksten Widerständen vollzogen, es sei nur an Guggenmoos und Guggenbühl auf dem Gebiete der Schwachsinnigenbehandlung erinnert, um wenigstens zwei Namen zu nennen, von denen des letzteren Bestrebungen — auch wenn er kein Geistlicher war — unbedingt im Sinne der Inneren Mission gedeutet werden müssen. Die Geschichte der Schwachsinnigenfürsorge, wenn sie einmal vorliegt, wird den Herausgeber des



Quellenbuches davon weiter überzeugen, daß dieses Gebiet vielfach geringes Verständnis gefunden hat, was ja schon Disselhoffs »Heroldsruf zur Idiotenpflege«, den D. Hennig, weil typisch, in seiner Quellensammlung berücksichtigt hat, beweist. Und leider müssen wir auch erwähnen, daß Wichern selbst, trotz Hennigs ausgedehnter Biographie — im Verhältnis zu den andern Lebensskizzen — im Dannemann-Schober-Schulzeschen Handbuche der Heilpädagogik, leider durchaus kein Freund der Geistesschwachen gewesen ist, wie wir früher annahmen, und ihrer Fürsorge nur zögernd zustimmte. Was die rasch vollzogene und leicht verstandene Anerkennung ihrer Rechte betrifft, so gilt dies im allgemeinen lediglich für die allerjüngste Vergangenheit, und im besonderen für die, rein über Nacht, zur Blüte gelangte Krüppelfürsorge.

Trotz dieser Bemerkungen halten wir das Quellenbuch für eine reife, wertvolle Gabe, der weiteste Verbreitung zu wünschen ist, da sie in der dargebotenen Form nicht nur einzigartig, sondern auch instruktiv gehalten ist. Bei einer etwa notwendig werdenden Neuauflage würden sich dann die vorhandenen Lücken leicht ausfüllen lassen.

Idstein i. T. M. Kirmsse.

Bäuerle, Th., Krieg und Schule. Bad Nassau, Zentrale zur Verbreitung guter deutscher Literatur, 1916. 22 Seiten. 50 Pf.

Ein Heft für die Feldgrauen. Voll einer wohltuenden Warmherzigkeit und Offenheit. Leutnant ist sein Verfasser, im Frieden aber Seminar-Oberlehrer an dem Seminar in Backnang in Württemberg. Daß er Württembergische Verhältnisse seinen Betrachtungen zu Grunde legt, ist also beinahe selbstverständlich, gibt der ganzen Arbeit auch etwas recht Anschauliches. Er ist davon überzeugt und durchdrungen, daß wir von der Schule nur etwas erhoffen können, wenn die Gesamtkultur auf dem richtigen Wege ist. Vor allem muß aber auch die Volksschule in den Gesamtorganismus des deutschen Schulwesens organisch eingegliedert sein, darf nicht mehr das Aschenbrödel sein, das sie wahrhaft lange genug gewesen ist. Sie darf nicht in den unteren Klassen bloße Vorschule der höheren Schulen, in den oberen nicht bloßes Sammelbecken der Unbegabten sein. Daß die Fortbildungsschule sich der Volksschule organisch angliedern muß, ist selbstverständlich. Und daß die ganze Schule deutsch sein muß, daß die deutsche Arbeit im Mittelpunkt des Lehrplans stehen muß, ist es eigentlich auch.

Erfreulich ist auch hier wieder, daß der Offizier ganz offen und klar ausspricht: die Schule soll nicht etwa die rein militärischen Ausbildungsgegenstände vorwegnehmen; auch die freien Vereine sollen das nicht. Der Körper soll abgehärtet, der Geist geweckt werden — darauf kommt es an. Ob es ratsam und durchführbar ist, körperlich und geistig gut vorgebildeten Rekruten eine Verkürzung der militärischen Dienstzeit in Aussicht zu stellen, darf vielleicht bezweifelt werden.

Aus dem Schlußwort hebe ich den Satz heraus, auf den es ankommt: »Wir müssen besser, deutscher und freier werden, wir brauchen mehr ‚Sich fügen‘ und mehr ‚Sich bäumen‘, mehr soziale Zucht und mehr Bürgerstolz. Wir brauchen mehr Tat und weniger Phrasen.«

»Kraft zum Siege« nennt sich die Sammlung, in der das vorliegende Heftchen erschienen ist. Man hat seine Freude dran und wird zugeben, daß solche Gedanken wirklich zum Siege führen müssen.

Berlin-Lichtenberg. Karl Wilker.

Rothe, Karl Cornelius, Über Kriegssprachstörungen. Die Lehrerfortbildung. Jg. 3, Heft 5, S. 147—153; Heft 6, S. 186—191.

Die Sprachheilkunde hat erst in den letzten Jahren eine besondere Bedeutung und Beachtung gefunden. Im Kriege sind ihr eine ganze Reihe neuer Aufgaben erwachsen, über die die vorliegende Arbeit eine kurze Zusammenfassung gibt. Namentlich die Aphasie erfährt in knappem Rahmen eine gute Darstellung. Verschiedene Untersuchungsmethoden werden besprochen, ebenso die therapeutischen Maßnahmen. Jedenfalls hat die Logopädie vielfach in der Verwundetenbehandlung und -fürsorge wertvolle Dienste leisten können.

Berlin-Lichtenberg. Karl Wilker.

Frenzel, Franz, Geschichte des Hilfsschulwesens. Halle a. S., Carl Marhold, 1918. 68 Seiten. 1,80 M.

Das Heft soll den ersten Teil eines Handbuches des Hilfsschulwissens bilden, das als Darreichung für die Zwecke der Hilfsschullehrerprüfung gedacht ist. Der zweite Teil soll die Organisation der Hilfsschule behandeln, der dritte die gesamte Hilfsschulpädagogik und der vierte vor allem sprachliche Erscheinungen. Der Grundgedanke ist sicherlich zu begrüßen.

Das vorliegende Heft gliedert die Geschichte des Hilfsschulwesens in vier Abschnitte, die nur wenig abweichen von der bekannten Einteilung Fuchs': I. Vorläufer der Hilfsschulbewegung (bis Ende 1863); II. Die Gründung der ersten Hilfsschulen (1864—1886); III. Die rasche Verbreitung der Hilfsschulen (1887—1904); IV. Die innere Ausgestaltung der Hilfsschule und die Begründung einer Hilfsschulwissenschaft (von 1905 ab). Daß bei der ausgesprochenen Absicht des Buches — Vorbereitung für die Hilfsschullehrerprüfung — der Stoff zusammengedrängt und möglichst knapp dargeboten wird, darf als Vorzug gelten. Als Nachteil ist festzustellen: Ungenauigkeiten und Lücken in den Literaturnachweisen. Es berührt immerhin eigenartig, wenn in derartigen Arbeiten die Literaturangaben nur ungefähr richtig sind. Warum nicht da auch peinlichste Genauigkeit? Immer wieder muß man in Besprechungen betonen, daß zu einem wissenschaftlichen Werke auch genaueste Literaturangabe gehört.

Seinen Zweck wird das geplante Handbuch sonst sicherlich gut erfüllen.

Berlin-Lichtenberg. Karl Wilker.

Mitglieder der Methodischen Abteilung des Leipziger Lehrervereins, Gesamtunterricht im 1. und 2. Schuljahr. Zugleich ein Bericht über die Leipziger Reformklassen. Leipzig, Friedrich Brandstetter, 1914. 169 Seiten. Preis geh. 2,50 M, geb. 3 M.

Über die Reform des Unterrichts im ersten Schuljahr ist viel geschrieben worden, vom psychologischen und pädagogischen Standpunkt aus; Wissenschaftler und Praktiker. Erfreulicherweise schritt man auch zur Tat. Ein Bericht über solch einen Reformversuch liegt uns hier vor. Er ist geglückt, und sowohl dieser Versuch in Leipzig, als auch der in vielen anderen Städten, wo von der Behörde aus der Versuch eines »Gesamtunterrichts« eingeleitet wurde, und dazu endlich die Erfahrung der vielen Pädagogen, die als einzelne die Theorie in Praxis umsetzten, beweisen, daß hier die deutsche Lehrerschaft auf richtigem Wege ist.

Das vorliegende Buch, das nur einen Bericht darstellt, verzichtet von dort aus auf jede theoretische Auseinandersetzung. Dazu verweisen die Herausgeber auf die vom Leipziger Lehrerverein herausgegebene »Arbeitschule«. Verlag A. Hahn, Leipzig. Für jeden, der in der Arbeit steht, ist es sehr empfehlenswert, die sachlichen Berichte zu lesen. Das ist Leben im Kinderland, und so wird die »Schularbeit« nicht zur Last, wird zum gesamten Schulbetrieb der rechte Grund gelegt. Dieser Bericht sei besonders als Ergänzung zu dem von uns in einem der vorhergehenden Bücher besprochenen Heft von E. Hering, Verlag von Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann), Langensalza, empfohlen. Die Verfasser der einzelnen Berichte haben in der literarischen Welt der Pädagogik einen guten Namen, wie P. Vogel, P. Schnabel. Der Inhalt sei hier angegeben, um seine erschöpfende Darstellung zu zeigen: Einleitung — Der Eintritt in die Schule — Übergang vom Haus zur Schule — Der Spieltrieb und die erste unterrichtliche Betätigung — Unterrichtsbeispiele aus dem Gesamtunterricht: 1. Das Sommerfest (1. Schuljahr), 2. Haus und Familie (1. Schuljahr), 3. Aus dem Straßenleben (Skizze über 1/4 Jahr), 4. Von Leuten, die an der Straße leben (2. Schuljahr), 5. Der Garten (Halbjahrsthema) — Sprachliche Bildung im Gesamtunterricht — Das Darstellen — Lesenlernen — Die Stellung der »Fächer« im Gesamtunterricht — Allgemeinberichte über zwei Versuchsklassen.

Auf Seite 21 der Einleitung findet sich ein Setzfehler, der eine Zeile zweimal bringt. —

Meißen i. Sa. Kurt Walther Dix.

Druck von Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann) in Langensalza.

Zeitschrift für Kinderforschung

mit besonderer Berücksichtigung

der pädagogischen Pathologie

Im Verein mit

Dr. G. Anton Geh. Med.-Rat u. Prof. an der Univ. Halle

Dr. E. Martinak o. ö. Prof. d. Philosophie u. Pädag. a. d. Univ. Graz

Chr. Ufer Rekt. d. Süd-Mädchen-Mittelsch. i. Elberfeld

Dr. Karl Wilker Dir. d. Städt. Erziehungsheims Berlin-Lichtenberg

herausgegeben von

J. Trüper

Direktor des Erziehungsheims und Jugendsanatoriums Sophienhöhe zu Jena

Dreiundzwanzigster Jahrgang, 12

September-Heft



Langensalza

Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann)

Herzogl. Sächs. Hofbuchhändler

Wien

Manz'sche k. u. k. Hof-, Verlags- u. Universitätsbuchhandlung

1918

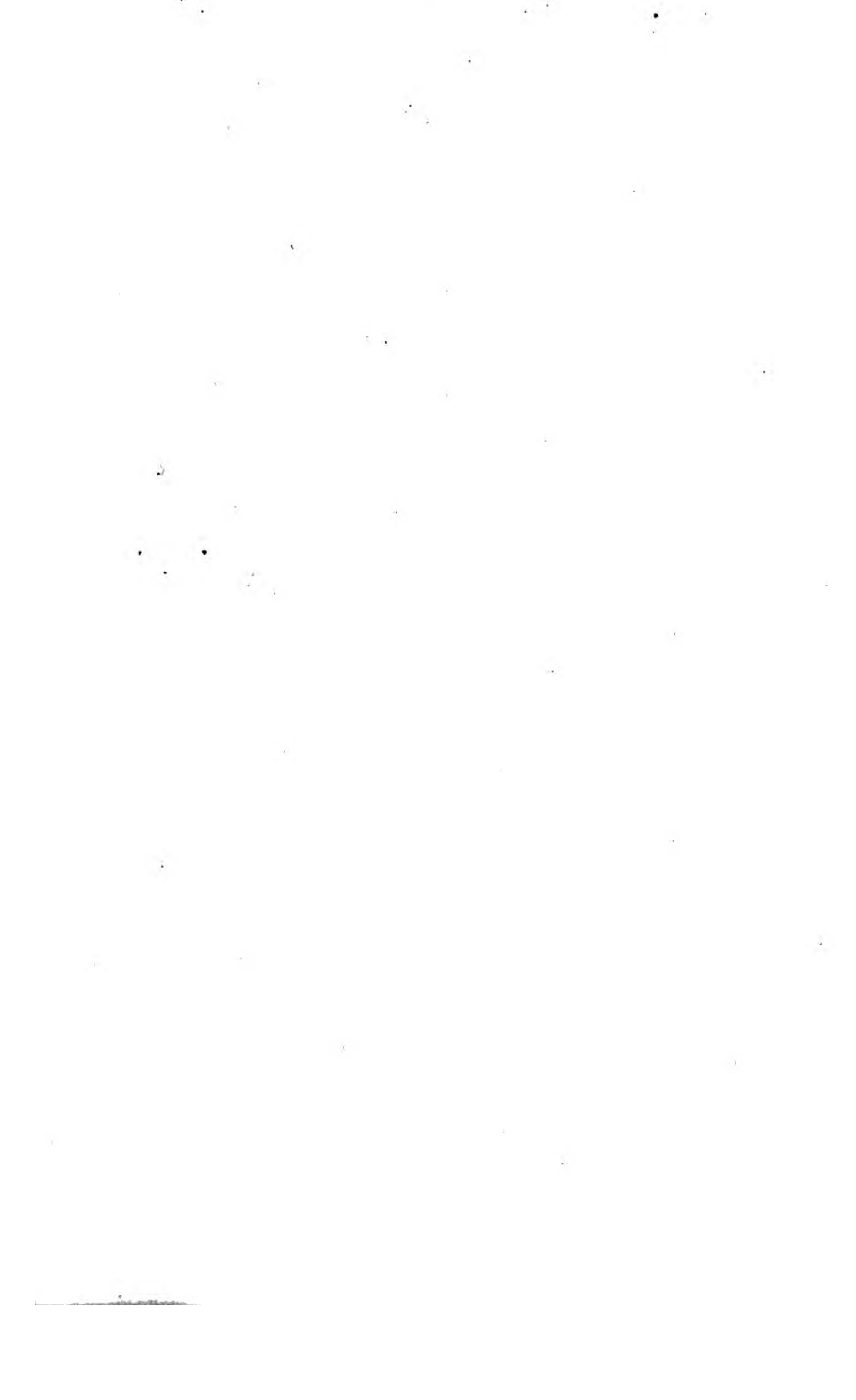
Preis des Jahrgangs (12 Hefte) **6 M.**

Inhalt.

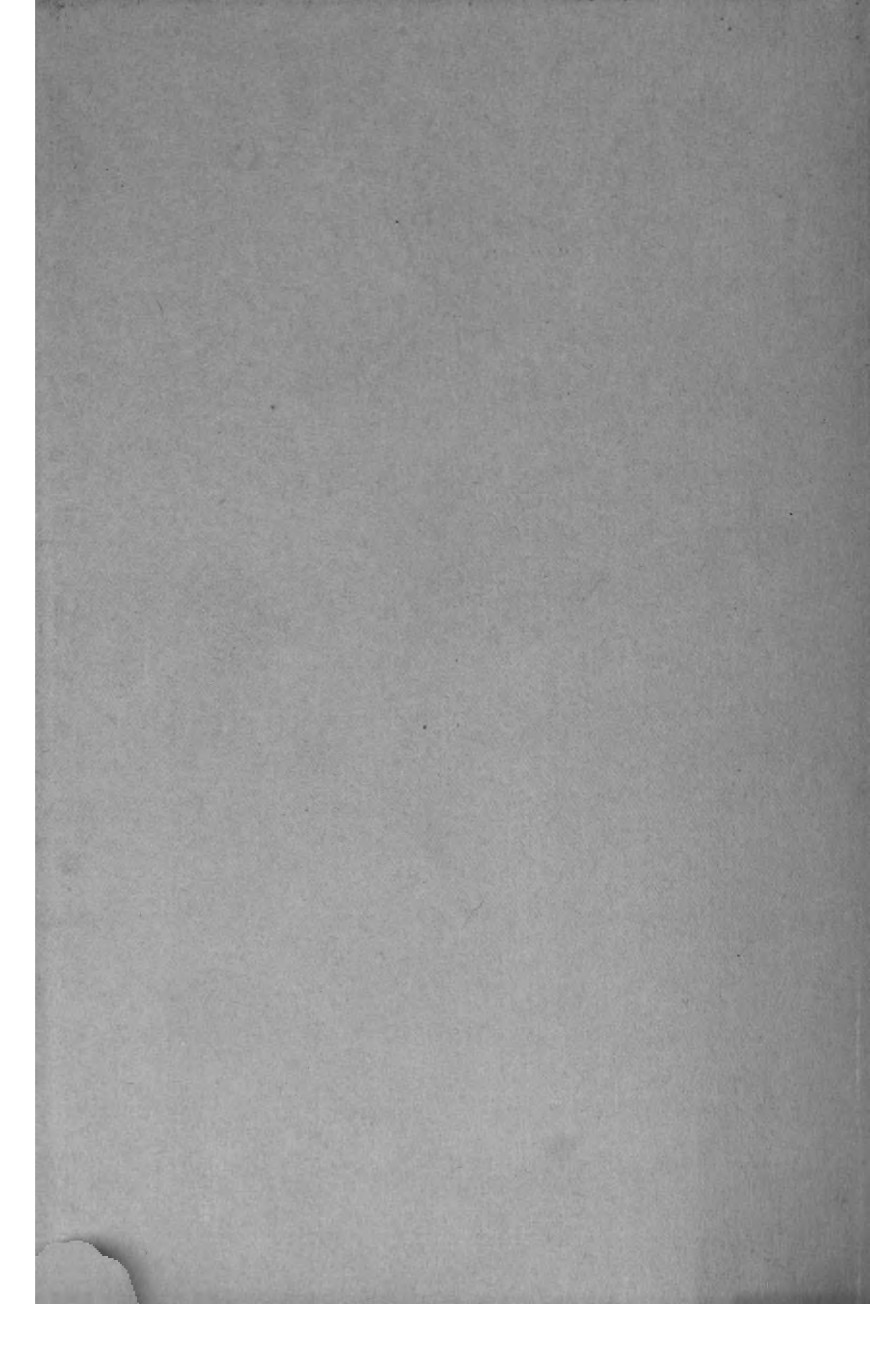
☞ Die im ersten Teile dieser Zeitschrift enthaltenen Aufsätze verbleiben Eigentum der Verlagshandlung. ☜

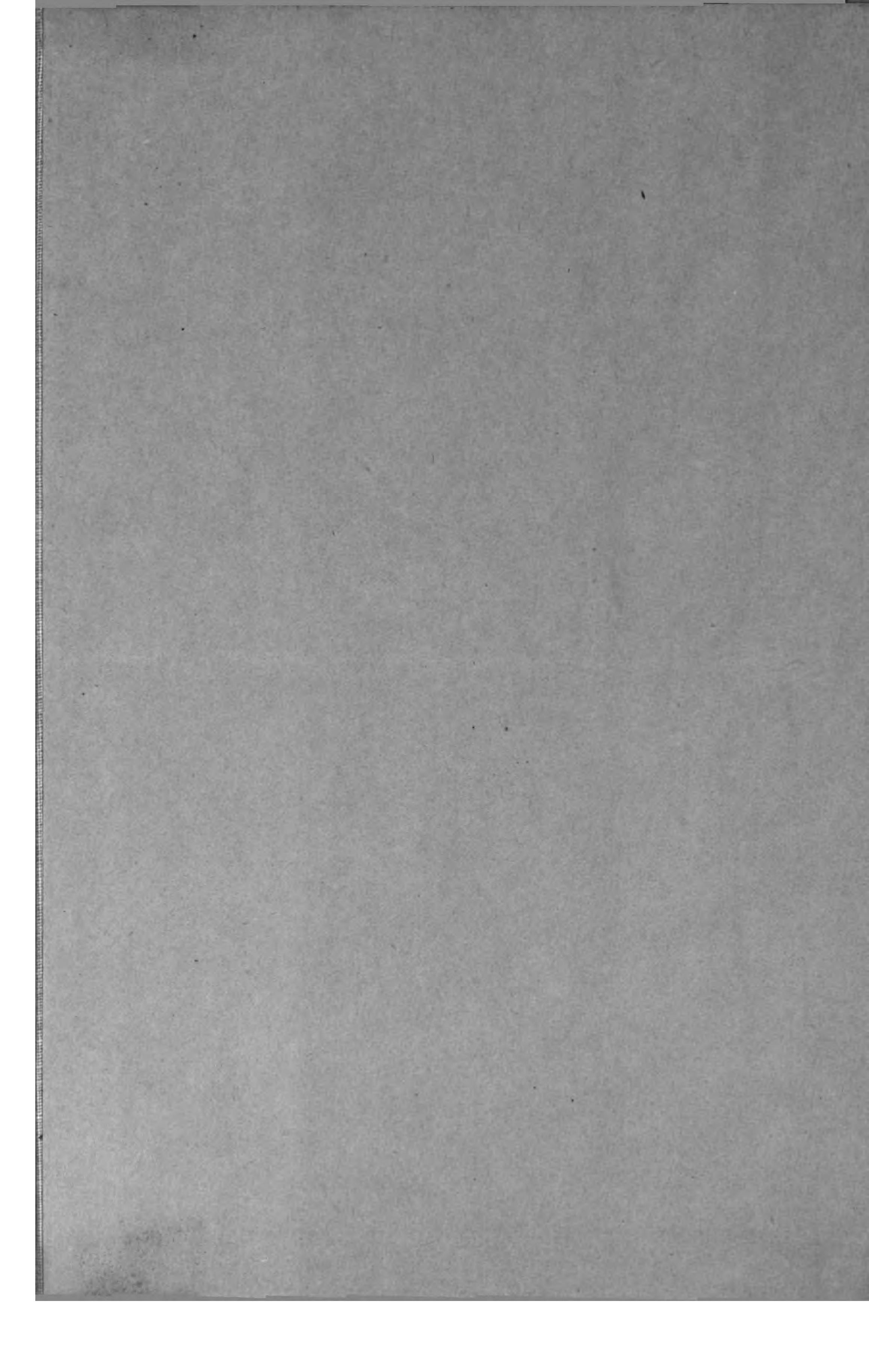
Beiträge aus Österreich-Ungarn sind sämtlich an Universitätsprofessor Dr. **E. Martinak** in Graz, Ruckerlberg, Polzergasse 19, zu senden, alle übrigen an Direktor **J. Trüper**, Jena, Sophienhöhe.

Alle Beiträge werden vom Verleger mit 40 M. für den Druckbogen honoriert.










UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 111507767